This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

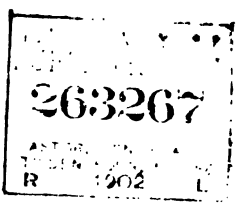
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stimmen aus Maria-Laach.

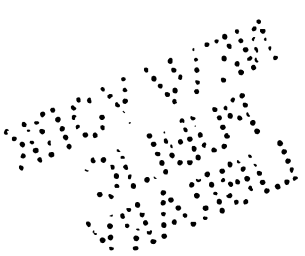
Katholische Blätter.

Achtundfünfzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1900.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.


263267
R 202 L

Alle Rechte vorbehalten.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des achtundfünfzigsten Bandes.

	Seite
An der Wende des Jahrhunderts. (A. Baumgartner S. J.)	1
Die Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom. (M. Meschler S. J.)	19. 153
Sozialdemokratie und Gewerkschaft. (H. Pesch S. J.)	29
Die Liebfrauenkirche zu Luxemburg. (Jos. Braun S. J.)	41
Die Bonifatiana. (Jos. Hilgers S. J.)	60
„Wunder des Antichrist." (W. Kreiten S. J.)	74
Eine plötzliche Heilung aus neuester Zeit. (E. Wasmann S. J.)	113
Die sittliche Autonomie. (V. Cathrein S. J.)	129
Die Bewohner der Gestirne. (Ad. Müller S. J.)	141
Der biblische Hyssop. (L. Fonck S. J.)	178
Die Karolinen. (Jos. Schwarz S. J.)	186. 272
August Reichensperger. (A. Baumgartner S. J.)	241. 377. 507
Gedanken über die Vorbildung der Priester in Seminaren und auf Universitäten. (L. v. Hammerstein S. J.)	256
Religiöse Bilder für das katholische Volk. (Steph. Beissel S. J.)	281
J. K. Huysmans und seine „Kathedrale". (W. Kreiten S. J.)	295
Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus. (H. Pesch S. J.)	349. 520
Zur Frage der Gleichberechtigung der Frau. (V. Cathrein S. J.)	361
Die päpstliche Bibliothek von Avignon. (Jos. Hilgers S. J.)	398
Ursprung der Lauretanischen Litanei. (Jos. Braun S. J.)	418
Politische Emanzipation der Frauen. (V. Cathrein S. J.)	477
Die alten Klassiker und die moderne Bildung. (G. Gietmann S. J.)	494
Die S. Lorenzo-Kirche in Florenz. (M. Meschler S. J.)	536

Miscellen.

Seite

Die Jahrhundert-Zählung 107
Kulturerfolge in Nordafrika 109
Die sonderbarste Kommunistengemeinde der Welt 111
Über den Geburtsort des hl. Hieronymus 233
Aus einem alten Predigtbuch 233
Neueres über Schutzfärbung und Mimikry 341
Das älteste Dokument über die bürgerliche Feier des Josephs-Festes . 343
Eine Auferstehungsfeier des 14. Jahrhunderts 345
Wer hat die erste „Einigung" des Bonifatiusvereins gegründet? . 466
Klaatsch über unsere Ahnen 471
Doberaner Reliquien 474
Die humanistische Schulbildung im katholischen Nordamerika . . . 581
Fund im Haus der Vestalinnen 583
Sperrvorrichtungen im Tierreich 586

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

	Seite
Achille, s. Keller.	
Ahrens-Krüger, Die sogenannte Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor in deutscher Übersetzung	208
Albers, Consuetudines Monasticae. Vol. I	335
Albing, Moribus paternis	95
— Der Pessimist	95
Arndt, Biblia sacra vulgatae editionis.... Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Als 10. Aufl. des Allioli'schen Bibelwerkes	327
Aus fernen Landen, s. Spillmann.	
Bach-Borgas, Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. I. Bd. 9. Aufl. II. Bd. 8. Aufl.	324
Bachem's illustrierte Erzählungen für Mädchen, s. Dransfeld, v. Follenius.	
— Jugenderzählungen für Kinder von 10—15 Jahren, s. Görgen, Heitzer, Hummel.	
— neue illustrierte Jugendschriften, s. Kerner, Münchgesang.	
Baier, Johann Michael Sailer, über Erziehung für Erzieher. (Bibliothek der katholischen Pädagogik. Bd. XIII.)	337
Benziger, Neue Communionandenken	465
Berthold (Th.), Illustrierte Kinderlegende	222
Bibliothek, Theologische. Zweite Serie, s. Gihr.	
Bibliothek der katholischen Pädagogik, s. Baier, Keller.	
Bierbaum, s. Sporer.	
Bitschnau, Christliche Standesunterweisungen, beleuchtet durch heilige Vorbilder	330
Borgas, s. Bach.	
Boutié, Fénelon	221
Braun (Osc.), Das Buch der Synhados	453
Braun (Osc.), De sancta Nicaena synodo. (Kirchengeschichtliche Studien. IV. 3.)	572
Brausewetter, s. Lagerlöf.	
Bremme, Der Hymnus Iesu dulcis memoria	101
Bulliat, Thesaurus philosophiae thomisticae	459
Buol, Das Marterle	102
Carnot, Der Friedensengel	339
Castelein, Institutiones philosophiae moralis et socialis	448
— — Editio minor	459
Cathrein, Durch Atheismus zum Anarchismus. 2. Aufl.	459
Coppée-Meyer (B.), Rettendes Leiden	229
Coudenhove, Die Adlernichte und andere gereimte Erzählungen	462
Cros, Saint François de Xavier. T. I	578
Cüppers, Der Psalter	104
Dacier, La femme d'après Saint Ambroise	329
Desaga, Aus dem Herzen gesungen	228
Deschamps, s. van Hoestenberghe.	
Diekamp, Die origenistischen Streitigkeiten im sechsten Jahrhundert und das fünfte allgemeine Concil	573
v. Dirkink, Heideblumen	573
Ditscheid, Matthias Eberhard, Bischof von Trier, im Kulturkampf	321
Domanig, Die Fremden. 2. Aufl.	231
Dransfeld, Theo Westerholt. — Flitter und Schein. (Bachem's illustrierte Erzählungen für Mädchen. Bd. 9. 11.)	579
Duhr, Jesuiten-Fabeln. 3. Aufl. 1.—9. Liefg.	226
Duval, La Littérature syriaque. (Anciennes Littératures chrétiennes. II.)	98

	Seite
Eckert, Das Mainzer Schiffergewerbe in den letzten drei Jahrhunderten des Kurstaates . .	460
Egger, Die Hingabe des Priesters an den Dreieinigen Gott . .	218
Ehses, Nuntiaturberichte aus Deutschland. I. Abtheilung: Die Kölner Nuntiatur. II. Hälfte: Ottavio Mirto Frangipani in Köln. 1587—1590. (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. Bd. VII.)	87
Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, s. Geny.	
Ernst, ABC für Adamssöhne .	578
Euringer, Die Auffassung des Hohenliedes bei den Abessiniern	569
Feret, La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. T. I	223
Fleuriot-Hoffmann (M.), Die kleine Herzogin. 2. Aufl. .	229
v. Follenius, Dorothea. (Bachem's illustrierte Erzählungen für Mädchen. Bd. 10.) . . .	579
Fonck, Streifzüge durch die biblische Flora. (Biblische Studien. V. 1.)	577
Frei, Willa von Waldkirch . .	103
Fries, Die ereignißvolle Visite oder: Nachfolgerinnen Helis .	103
Funk, Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen	443
Gamber, Quid de liberalium disciplinarum studio et ratione senserit Cl. Rutherius . . .	98
Geny, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490 bis 1536. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. I. 5. 6.)	576
Gihr, Die heiligen Sacramente der katholischen Kirche. II. Bd. (Theologische Bibliothek. Zweite Serie.)	458
Görgen, Die Macht der Geistlichen Liede. (Bachem's Jugenderzählungen für Kinder von 10 bis 15 Jahren.)	579
Görigk, Erasmus Manteufel von Arnhausen, der letzte katholische Bischof von Samland . .	102
Grabmann, Der Genius der Werke des hl. Thomas und die Gottesidee	889
v. Greiffenstein, Johanna d'Arcs Maientage	
Gröger, Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge	
Guggenberger, A General History of the Christian Era. Vol. III	
Haffner, Dr. Paulus Leopold, Bischof von Mainz (1829—1899). Sein Leben und Wirken . . .	
Hagen (M.), Das Herz Jesu, die Gnadensonne an der Wende des Jahrhunderts	
Hamann, M. Herbert. Eine Dichterstudie	
— Familien-Almanach	
Handbibliothek, Katechetische, s. Hauseur, Huber.	
Happel, Das Buch des Propheten Habakuk	
Haring, Der Rechts- und Gesetzesbegriff in der katholischen Ethik und modernen Jurisprudenz .	
Harten, Am Wichtelborn . .	
Hatzfeld-Kerer Der heilige Augustinus	
Hauseur, Erklärung der hl. Messe. (Katechetische Handbibliothek. Bd. 33.)	
Heitzer, Der rote Franzis. (Bachem's Jugenderzählungen für Kinder von 10—15 Jahren.) .	
Helle, Die Schöpfung . . .	
Hoberg, Die Genesis nach dem Literalsinn erklärt	
Hoffmann (M.), s. Fleuriot.	
van Hoestenberghe-Royer-Deschamps, Guirsen sainte d'une martyre	
Huber Jos. S. J., Katechesen für die unteren Klassen der Volksschule. Katechetische Handbibliothek. Bd. 34	
Hummel, Weiß und Rot. Bachem's Jugenderzählungen für Kinder von 10—15 Jahren .	
Ibach, Die Geschichte der Kirche Christi dem katholischen Volke dargestellt	
Jannis, Karl Joseph XI. 1879—1889	
Jäger, Die Bauernkriege Straßburgs Reform von 1849 . . .	
Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. III. Bd. 17. u. 18. Aufl.	

	Seite
Janssens, Praelectiones de Deo uno. T. II	100
Jung, Grundriß der christlichen Sittenlehre. Bearbeitet für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten	329
Kaißer, Geschichte der Erziehung und des Volksschulwesens mit besonderer Berücksichtigung Württembergs	101
Kautsky, Bernstein und das sozialdemokratische Programm	349
Kehrein (Val.), Mittelhochdeutsche Grammatik und Schulwörterbuch	463
Keller, Prof. B. A. Achille's Theoretische und praktische Methodik. (Bibliothek der katholischen Pädagogik. Bd. XII.)	337
Kerer, s. Hatzfeld.	
Kerner, Walter der Erzpoet. (Bachem's neue illustrierte Jugendschriften. Bd. 15.)	580
Keym, Prinz Eugen von Savoyen. 3. Aufl. (Sammlung historischer Bildnisse.)	226
Kleffner-Woker, Der Bonifatius-Verein	316
Klein (Fel.), L'Évêque de Metz. Vie de Mgr Dupont des Loges 1804—1886	210
Koegel, Geschichte der St. Kajetans-Hofkirche, der Theatiner und des Königl. Hof- und Kollegiatstiftes in München	223
Krieg (J. J.), Bertho von Leipolz	339
Krose, Der Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit	562
Krüger, s. Ahrens.	
Kugler (Fr. X.), Die babylonische Mondrechnung	554
Kühlen, Drei neue Kommunion-Andenken für das Jubiläumsjahr 1900	465
Kümmel, An Gottes Hand. IV. Bd.	331
Lagerlöf-Brausewetter, Wunder des Antichrist	74
Laicus, s. de Pitray.	
Laemmer, Zur Codification des canonischen Rechts	315
Landsteiner, Ein Jünger Ahasvers	231
Lémann, La Vierge Marie présentée à l'amour du XXe siècle. T. I	218
Lesêtre, Sainte Geneviève (Les Saints)	336
Littératures, Anciennes, chrétiennes, s. Duval.	
Löbbel, Der Stifter des Carthäuser-Ordens, der heilige Bruno aus Köln. (Kirchengeschichtliche Studien. IV. 3.)	336
Lucas, Fra Girolamo Savonarola	220
Marchand, L'Université d'Avignon au XVIIe et XVIIIe siècles	574
Masaryk, Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus	351
Melati von Java-Olandus, Die Amerikanerin	231
Meyer (B.), s. Coppée.	
Michael, Geschichte des deutschen Volkes vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. II. Bd.	332
Mommert, Die heilige Grabeskirche zu Jerusalem in ihrem ursprünglichen Zustande	101
Monumenta Romana Episcopatus Vesprimiensis. Tom. I. II.	438
Müllendorff, s. Reuter.	
Münchgesang, Der Retter von Neisse. — Der rechte Falkensteiner. (Bachem's neue illustrierte Jugendschriften. Bd. 13. 14.)	580
Muth (Joh. Fr. Ser.), Der Kampf des heidnischen Philosophen Celsus gegen das Christenthum	574
Noggler a Graun, Compendium theologiae dogmaticae specialis	327
Olandus, s. Melati von Java.	
v. Oertzen, Unter uns gesagt	227
Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. III. Bd. 3. u. 4. Aufl.	219
— August Reichensperger 1808 bis 1895 . . . . . 241. 377.	507
— s. Janssen.	
Pázmány, Theologia scholastica seu commentarii et disputationes quae supersunt in secundam Theologicae S. Thomae Aquinatis Summae et tertiam partem. Series latina. T. IV	328
Pesendorfer, Beim Pfarrach in Bertsham	231
Peters (Nord.), Beiträge zur Text- und Literarkritik sowie zur Erklärung der Bücher Samuel	193
Pichler, Gottesminne. Dem hl. Alphonsus nachgedichtet	104
de Pitray, geb. Ségur-Laicus, Schloß Kunterbunt und seine Bewohner. 2. Aufl.	230

Seite

Pohl, Immortellen 196
Pruner, Lehrbuch der Pastoraltheologie I. Bd. 553
Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, s. Ehses.
Runke, Das verlorene Paradies 239
Rutael, Junge Herzen. Novellen 464
Ruhmann, Testamentum Domini nostri Jesu Christi . . 201
de Rumbureu, L'église et la pitié envers les animaux . . 99
de Rumbureau, Sainte Françoise Romaine (1384—1440) . 334
Reuter-Mullendorff, Der Beichtvater in der Verwaltung seines Amtes praktisch unterrichtet. 5. Aufl. 97
Richter, Geschichte der Stadt Paderborn. I. 225
Rösch, Der Einfluß der deutschen protestantischen Regierungen auf die Bischofswahlen. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. IV. Bd.) . 332
Rousset-Scheer, Der heilige Dominikus, sein Geist und sein Werk 102
Roy, Saint Nicolas Pr. (Les Saints) 336
Royer, s. van Hoestenberghe.
Sailer, s. Baier.
Saints, Les, s. Lasserre, Roy
Sammlung historischer Bildnisse, s. Keum
v. Sayn-Wittgenstein Das christliche Leben im Verkehr mit der modernen Welt . . . 571
Schanz Universität und technische Hochschule . . . 255
Scheer s. Rousset
Schmalz, De instituto officialis sive vicario generalis episcopi 577
Schmitz St. Bonifatius . . . 333
Schmid B. Das Buch Tobias dem katholischen Volke erklärt . 477
Schmid J. Die außerordentlichen Gebetsmeinungen für die gläubigen Verstorbenen . . . 111
Schmitz, Ludw. Die Verfassung der katholischen Kirche Deutschlands seit der Reformation . . . 2
Schneider, Fr. Die Stadt Bischofswerda . . . 2
Schneider, Wilh. Geschichte der Wallfahrten . . . 2
Schneider, Wilh. Die Verehrung des Herzens Jesu . . . 2
Schneider Leben des hl. Isaak 57
Silva-Tarouca Die Silva's in Oesterreich . . . 3
Sladerzek, Das katholische Kirchenjahr und die gebräuchlichsten kirchlichen Andachten . 4
Spillmann, Die englischen Martyrer unter Heinrich VIII. und Elisabeth. 2. Aufl. . . . 2
Die Schiffbrüchigen. (Aus fernen Landen. 15. Bdchn.) . . 1
Sporer-Bierbaum, Theologia moralis decalogalis et sacramentalis. T. II 57
Stapper, Papst Johann XXI. (Kirchengeschichtliche Studien. IV. 4.) 33
Steinhauser, Neuestes aus Frankreich. Christliche Demokratie 33
Stenz, Erlebnisse eines Missionärs in China 46
van der Straten-Waillet (F.), Henri Baron van der Straten-Waillet 57
Studien, Biblische, s. Fonck.
Kirchengeschichtliche, s. Braun (Osk.), Löbbel, Stapper.
aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br., s. Rösch.
de Waal, Der Rompilger. 4. Aufl. 46
Waitz, Christus und die Kranken 32
Waldau, Bellini's Kinder und der Ziegen-Beppo 58
Weber (Ant.). Zur Streitfrage über Dürers religiöses Bekenntniß 10
Weindart, Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. 2. Aufl. 45
Werfenstein Das Ende des Marxismus . . . 35
Wetzel Das Credo. I.—20. Tausend . . . 45
Wieland Ein Ausflug ins altchristliche Athen . . . 46
Wild Das Kalendarium der Antiphonen [illegible] . . . 46
Wilmers Geist aus der katholischen Predigt [illegible] . . . 33
Wolf [illegible] . . . 2
Wolfsgruber Das [illegible] . . . 58
[illegible] . . . 76

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

An der Wende des Jahrhunderts.

Das neunzehnte Jahrhundert eilt seinem Ende zu. Längst haben es ele als ein Jahrhundert des Lichts, des Fortschritts, der Erfindungen, er Wissenschaft, des Weltverkehrs, ja als die bisher glänzendste Epoche im „Weltalter des Geistes" gepriesen. Andern ist es als ein Jahrhundert der Revolution, steigender Entchristlichung, innerer Zersetzung, als das Jahrhundert der Arbeiternot und des Sozialismus erschienen. Auf dem Gebiete der Philosophie, der Litteratur und der Kunst ertönten in den letzten Jahrzehnten immer häufiger und schriller traurige Dissonanzen der Klage und des Mißvergnügens, ja der Verzweiflung, und man möchte fast versucht sein, es dasjenige des Pessimismus zu nennen. In all den Veränderungen und Umwälzungen der Zeit gewahren wir indes neben der unbefriedigten, rastlos ringenden, innerlich zerrissenen, über Verfall klagenden Stadt dieser Welt ruhig voranschreitend, innerlich geeint, hoffnungsfroh und voll Gottvertrauen die alte, ehrwürdige Stadt Gottes, zu welcher schon der hl. Augustin in den Stürmen der Völkerwanderung freudig emporgeschaut, und wenn uns manches anregt, ein „De Profundis" und „Miserere" anzustimmen, so liegt doch ebensoviel Grund vor, ein dankbares „Tedeum" zu singen und froh und wohlgemut dem anbrechenden Jahrhundert entgegenzuschauen.

1.

Das neunzehnte Jahrhundert hat, wie kaum je ein anderes, mit einem vollständigen Bankrott begonnen. Das war die Erbschaft, welche ihm das achtzehnte hinterlassen. Voltaire und die Encyklopädisten hatten alles in den Staub gerissen, was bis dahin für heilig und hehr gegolten. Die Männer der Revolution hatten die praktischen Folgerungen gezogen und alle christlichen Institutionen zertrümmert, Altar und Thron, Hierarchie und Staatsverfassung, religiöses Leben und christliche Sitte. Für sie fing kein neues

Jahrhundert, nicht einmal ein neues Jahr an. Man stand am 10. N des VIII. Jahres der Republik. Einen Papst gab es nicht. Das in Ve seit Anfang Dezember 1799 versammelte Konklave gelangte erst 14. März 1800 zu einer Papstwahl. Rom war in den Händen Franzosen. Das alte römische Reich deutscher Nation wankte läng allen Fugen und war dem Untergang geweiht. Österreich war Josephinismus, das übrige Deutschland vom flachsten Rationalismus u graben. An der Spitze der deutschen Kirche stand ein ehrgeiziger klärer, der sich widerstandslos unter den Willen Bonapartes beugte. aus politischen Gründen stellte der erste Konsul an Ostern 1802 christlichen Kultus in Frankreich her, schmiedete aber in seinem Konko der Kirche alsbald Fesseln, unter deren Last sie ihre Lebenskraft nich entwickeln konnte, und suchte den Papst selbst zu seinem gefügigen kaplan herabzuwürdigen.

So sah es vor hundert Jahren aus. Durch die Säkularisation u die deutsche Kirche, einst die reichste der Christenheit, auf einen S ihren ausgedehnten Landbesitz, ihre Stifter, Abteien und Klöster, ihre herige politische Stellung und ihren Einfluß, und wurde auf Gnade Ungnade den weltlichen Machthabern überliefert. Das Ordensleben e damit einen nahezu vernichtenden Stoß. Der Weltklerus geriet in ur dige Abhängigkeit. Die geistlichen Bildungsanstalten waren verödet Schulen zum größten Teil in den Händen von Aufklärern.

In den Ländern des Südens hatte die Politik der Aranda, Pe und Tanucci die Freiheit des kirchlichen Lebens unterbunden. In land und den Ländern des Nordens bestanden noch die alten Verfolg gesetze gegen die Katholiken zu Recht, wenn sie auch nicht mehr mit alten blutigen Fanatismus durchgeführt wurden. Die meisten überse Missionen lagen seit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu hoffnur danieder. Die blühenden Kolonien Spaniens und Portugals in amerika fielen gänzlichem Verfall anheim. In Nordamerika verschw die 10000 Katholiken unter der erdrückenden protestantischen Me Wohl nie schien die Katholizität der Kirche, ja selbst ihre Weitere so sehr in Frage gestellt wie in jenen trüben, wirren Zeitläufen.

Kaum eine andere Thatsache spricht so deutlich und beredt fü übernatürliche Sendung und Macht der Kirche, als daß sie diese siegreich überwunden, ihre Aufgabe gleichsam von neuem begonnen, verlorenen Posten um den andern wieder gewonnen und sich im

des Jahrhunderts in einem Umfange wie nie zuvor sichtbarlich zur allgemeinen Weltkirche erweitert hat.

Der Kampf ward ihr nicht leicht gemacht. Vierzehn Jahre stand ihr Haupt, Pius VII., dem gewaltigsten Eroberer gegenüber, der seit Alexander die Welt erzittern machte. Joseph von Görres hat als Zeitgenosse in seiner markigen Weise den welthistorischen Ringkampf gezeichnet.

„Unter den Helden, denen die Welt ihre Befreiung dankt, nennen wir vor allen zuerst dieses ehrwürdigen Greises Namen, der mit dem stillen, milden, wohlthätigen Licht seiner Größe ferne Jahrhunderte durchstrahlen wird, wenn längst schon der Höllenpfuhl geschlossen und verschüttet ist, der seine blauen, giftigen Schwefelflammen dampfte, an denen die Menschheit sich erwärmen sollte. Einen einfachen Mönch, der die Welt nie von sich reden gemacht, hatte die Vorsehung erlesen, damit er ihr in der allgemeinen Trübsal zum Beispiel diene, was ruhige Festigkeit und ein Gott ergebener Sinn vermögen. Nicht mit großen Heeren hatte sie ihn umgeben, nicht das Schwert der Gewalt in seine zitternde Hand gelegt; allein, wehrlos, von der Last der Jahre gebeugt, so sollte er, ein Streiter des Herrn, mit dem Ungeheuer, das die ganze wütende Revolution verschlungen und, darin sich bis zur Raserei berauschend, wie ein tausendarmiger Riese sich stolz aufbäumte, auf den Kampfplatz treten. Und er trat heraus, der Oberhirte, nur Stein und Schleuder führend; nur die Macht des Rechtes und der Wahrheit war auf seiner Seite, und nur die Gebärde durft' er geben, Gott selbst schleuderte dem Stolzen den Stein an die Stirne, daß krachend sein Gebein zusammenbrach. Der, den das Jahrhundert seinen Helden nannte, den fünfzig Schlachten schon umdonnert, der so viele Könige gebeugt, den der Himmel in seinem Zorne als Strafrute der Welt gebunden zu haben schien, er sollte von so unscheinbarer Gewalt geschlagen werden: nicht Thaten sollten ihn zuerst besiegen, nur ein sich selbst verleugnendes Leiden, wie beim erhabenen Stifter des Christentums, konnte die großen Sünden der Welt versöhnen, daß ihre Geißel zerbrochen wurde und die Schmach ihrer Schuld von ihr genommen. Mit Sanftmut und mit Liebe begegnete er hochfahrendem Übermut; was die Bosheit zu seiner Peinigung ausgesonnen, alles wußte er mit stillem Gleichmut zu ertragen; und so hat er in so später Zeit noch die Krone des Martyriums sich erworben."

Mit allen Künsten gewissenloser Diplomatie suchte der stolze Gewalthaber den Statthalter Christi zum Werkzeug seines Ehrgeizes zu erniedrigen.

sehen," schrieb er an Goethe, „wie unerschütterlich der Fels steht, ie Kirche gebaut ist, und gewiß, die schon viel träger sich wälzenden s Protestantismus werden ihn nicht zertrümmern. Betrachten wir ıgeschichte im großen, so erscheint uns das Luthertum weder von Dauer noch politisch und intellektuell fester gegründet als z. B. die Herrschaft; alle Divergenz der Ketzereien hat sich am Ende an der r Kirche gebrochen wie die Koalitionen an der Einheit unseres ; und so könnten wir wirklich, vielleicht schon in der nächsten n, das Alte wieder befestigt und allgemein herrschend erblicken."

2.

Wiederaufbau des christlichen Europa, das die Revolution und Napoleon in Trümmer geschlagen, war in die Hände des Wiener s gelegt. Es hätte, abstrakt betrachtet, in seiner Macht gestanden, bte Unrecht in vollem Umfang wieder gutzumachen und nament- Kirche für den an ihr begangenen Raub ganz und voll zu ent-

Doch dynastische Interessen, politische Rücksichten, diplomatische ge und-Ränke durchkreuzten das große Werk der Gerechtigkeit. rreich war der Josephinismus, in Preußen der Geist der Auf- nicht überwunden. Die Träger der neuen Königs- und Fürsten- ie Napoleon ausgeteilt, dachten nicht daran, in ihre bescheidenere Stellung zurückzutreten. So ward nur halbe Arbeit gethan. Wie trachteten die meisten Politiker die Kirche und ihre Rechte mit eifersüchtigen Augen, und anstatt Ansehen, Freiheit und Macht he zu stützen, die beste Garantie wider den Geist der Revolution, ie nur darauf, durch einen möglichst ausgebildeten Polizeistaat die rebellischer Gelüste und Strebungen von Thron und Regierung en. Gerade der Druck der Bureaukratie und Polizei aber machte aktion" verhaßt und nährte den Geist der Revolution, den die ischen Kriege nur gewaltsam daniedergehalten, aber nicht innerlich zt hatten. Geheime Gesellschaften, wie sie schon die große Revo- vorbereitet, zerwühlten im stillen Italien und Frankreich und n daran, die verhaßten Österreicher aus Norditalien zu verdrängen. o sah sich noch Pius VII. in den letzten Jahren seines Pontifikats , die Sekte der Karbonari und andere geheime Gesellschaften zu en. Auch sein Nachfolger Leo XII. mußte bald nach dem freudigen m des Jahres 1825 seine Stimme wider dieselben Geheimbünde

erheben, welche nicht nur die Ruhe Italiens, sondern auch Bestand un
Wohlfahrt der übrigen Länder bedrohten.

Durch die Umtriebe der im finstern schleichenden Revolution wurde d
Regierung und Verwaltung des Kirchenstaats zur schweren Sorge für dess
Monarchen. Leo XII. ließ sich indes dadurch nicht beirren, sondern ordn
die Verhältnisse des Kirchenstaats durch treffliche Gesetze nach allen Seiten h
und wandte namentlich dem Unterricht seine liebevollste Aufmerksamkeit z
Er förderte die Volksschulen, hob die Universitäten zu Rom und Bologn
ließ das römische Kolleg unter Leitung der Gesellschaft Jesu neu erstehe
begünstigte das irische und deutsche Kolleg, besuchte persönlich Klöster u
Wohlthätigkeitsanstalten und suchte dieselben im Geiste ihrer Stifter
fruchtreicher Thätigkeit anzueifern. Mit nicht minderer Sorgfalt betrieb u
unterstützte er den Wiederaufbau und die Organisation des kirchlichen Lebe
in den verschiedenen Ländern Europas und erhob seine warnende Stim
gegen die falsche Philosophie, besonders den Materialismus, Vorboten u
Quellen eines neuen Antichristentums, das die echte Bildung bedrohte.

Ganz im selben Sinne setzte Pius VIII. während seines kurzen, n
einjährigen Pontifikats die Thätigkeit des obersten Völkerhirten fort. S
Mächtigen und Weisen dieser Erde achteten indes wenig auf die We
der Päpste. Aus Überresten protestantischer Kirchensatzungen und na
leonischer Zwangsmaßregeln, gallikanischen, febronianischen und josef
nistischen Anschauungen schweißten sie ein Kirchenrecht zusammen, das
innersten Grunde cäsaropapistisch gedacht war und die objektiv nicht
stehenden iura circa sacra als das höchste Kronjuwel der Souveräni
gegen „ehrgeizige Priester" verteidigen sollte. Je kleiner die Staat
desto größer däuchten sich die Minister; durch das placetum regium
einen Hirtenbrief glaubten sie einigermaßen Götter zu werden, während
im Kampfe gegen den wirklichen Umsturz den wirklichen Anteil
Menschlichkeit, Beschränktheit, Thorheit und Schwäche entwickelten.
wuchsen der alten Hydra der Revolution allgemach neue Häupter, ke
so furchtbaren mehr wie vor 40 Jahren, aber doch echte Drachenkö
Wut, Feuer und Verderben speiend, während allenthalben wieder das L
der Freiheit von ausgelassenen Korybanten gesungen ward.

3.

So stand Europa, ehe es sich versah, vor der Juli-Revolution
1830. Nach einigen ohnmächtigen Zuckungen erlag das historisch-legiti

Königtum in Frankreich dem Ansturm und räumte seinen Platz einem Bürger-Königtum von Volkes Gnaden. Die Schweiz schaffte beiseite, was noch an die älteren aristokratischen Regierungsformen erinnerte, und gestaltete sich zum Versuchsfeld wie zum Sammelplatz der europäischen Revolutionspropaganda. Die übrigen Völker blieben einstweilen noch vor dem Umsturz bewahrt, aber Krisen neuer Gärung zeigten sich überall, und die Regierungen gewährten ihnen reichliche Nahrung. Als Ausbund der höchsten Staatsweisheit galt es noch immer, nur keine Jesuiten aufkommen zu lassen, die sogen. „Ansprüche der Kurie" daniederzuhalten, d. h. Freiheit und Selbständigkeit der Kirche zu verkümmern, soweit es nur eben ging.

Die moderne Bildung nahm inzwischen einen der Revolution durchaus günstigen Verlauf. Die Kantsche Vernunftkritik zertrümmerte alle objektiven thatsächlichen Grundlagen der Philosophie und damit auch die Vorbedingungen theologischen Wissens. Fichte phantasierte dann weiter und erhob sein pantheistisches Ich zum Gott, während Schelling die alten Phantasmagorien der Gnostiker erneuerte, Hegel die höchste immanente Offenbarung des Göttlichen im Staate fand. Kleinere „Götter" verarbeiteten die dunkeln Systeme der großen Götter für Studenten und Volk und schälten aus der ungenießbaren Terminologie vor allem den jedermann willkommenen Kern der „Denkfreiheit" heraus, die alle Religionen als unvermeidliche Entwicklungen erscheinen ließ, der christlichen Offenbarung das Wichtigste, ihre ausschließliche Wahrheit und Gewißheit, ihre Göttlichkeit und Verbindlichkeit, entriß. Die protestantische Theologie wurde mehr als je zum Tummelplatz der reinsten subjektiven Willkür, und während Schleiermacher noch den Unglauben mit dem sentimentalen Schleier frömmelnder Phrasen umwoben hatte, scheute Strauß nicht zurück, den Schleier rücksichtslos herunterzureißen, die Gottheit Christi offen zu leugnen und die Konsequenzen des Nichtchristentums bis zum nackten Materialismus zu ziehen.

In der Litteratur tönten die religiösen und patriotischen Klänge der Romantik noch lange Zeit weiter, auch als Heine, die Spottdrossel derselben, schon begonnen hatte, sie höhnisch und sarkastisch zu verzerren. Der greise Goethe, der noch die Julirevolution überlebte, hatte sich aber, obwohl einst als „Meister" von den Romantikern verehrt, längst gänzlich von ihnen abgewandt und sich von dem Mittelalter, das ihn ängstigte, zu seinen geliebten Heidengöttern zurückgezogen. Es ist kein bloßer Zufall, wenn der ganze Chor der Christusleugner seinen „Faust", die Quintessenz

seines Lebens und seiner Dichtung, der modernen Welt als Evangelium anempfohlen hat. Das bunte Amalgam von Heidentum und Christentum, von Humanismus und Romantik, von Pantheismus und katholischen wie protestantischen Reminiszenzen, welches die Dichtung darstellt, ist in hohem Grade, bewußt oder unbewußt, die Religion und Weltanschauung der Gebildeten geworden, die noch immer christlich sein wollen, wenn sie alle Bedingungen und Glaubenssätze des positiven Christentums über Bord geworfen. Ganze Scharen von Poeten suchten dem „Faust" in ihren Werken und Goethe in seinem Leben nachzueifern, aber die Zeit war zunächst der Dichtung wenig günstig. Die Marseillaise tönte verlockend über den Rhein her, und deutsche Revolutionssänger stimmten das Ça ira an und rüttelten in allen Versarten an den Ketten der Menschheit.

Mächtig drangen die Irrtümer der Zeit auch in katholische Kreise ein. Hermes und Günther meinten der katholischen Dogmatik mit den rationalistischen Ideen deutscher Philosophen zu höherer Wissenschaftlichkeit verhelfen zu können, Lamennais suchte eine Brücke zwischen dem katholischen Credo und französischer Freidenkerei zu schlagen. Durch Wessenberg und seinen Anhang vererbte sich das josephinistische Staatskirchentum auf neue Generationen. Viele, die sich nicht in philosophische und juristische Regionen verstiegen, suchten sich mit den bestehenden Verhältnissen friedfertig abzufinden und ließen über die Kirche, ihre Lehrer und Rechte alles widerstandslos ergehen. Im Klerus bis hinauf in den Episkopat gab es solche Friedensengel, von den Gegnern der Kirche hochgepriesen, von der Staatsgewalt gefördert und gestützt.

Wie ein reinigendes Gewitter fuhr in diese dumpfe Atmosphäre des faulen Friedens das „Kölner Ereignis", der Versuch der preußischen Regierung, den Episkopat nach napoleonischem Vorbilde zu maßregeln und die Kirche zur Dienstmagd des Staates herabzusetzen. Es wiederholte sich im kleinen das Schauspiel, das Pius VII. in seinem Kampfe mit Napoleon der Welt geboten. Wie damals, aber mit weit klarerem Blick, ward Joseph von Görres zum Wortführer des gekränkten Rechtes. Die Wirkung war eine großartige. Das ganze katholische Volk Deutschlands ward aus seinem Schlummer aufgerüttelt und legte Einsprache ein gegen die schnöde Gewaltthat; es fühlte die Not, seine Interessen nicht bloß im Gebet und geduldiger Resignation Gott anzuempfehlen, sondern für dieselben auch zu handeln und zu kämpfen, in der Presse und in den Ratsälen, auf dem ganzen weiten Gebiet des öffentlichen Lebens. Zu Hunderttausenden be-

kannte es seinen Glauben bei der Trierer Wallfahrt und wies den schnöden Unglauben von sich, der, in wissenschaftlichem Gewande prunkend, alles Übernatürliche für ein eitles Ammenmärchen erklärte. Es war aber kein vorübergehendes Strohfeuer, das bei dieser Gelegenheit zu Tage trat; in allen Kreisen und Ständen regte sich standhaft und ausdauernd, fruchtreich und hoffnungsfroh ein neues katholisches Leben. An die Spitze des preußischen Episkopats trat in Geissel ein Mann, der diesem frischen Lebensstrom ebenso weise wie fest und mutig die richtigen Bahnen zu weisen verstand, und die Bischofsversammlung zu Würzburg verkörperte nicht nur in glänzendster Weise — als sprechendes Gegenstück zu der berüchtigten Emser Punktation — das Wiederaufleben der deutschen Kirche, sondern entwarf auch für ihre Weiterentwicklung ein ebenso bedeutsames wie fruchtreiches Programm.

Auch in andern Ländern gewann das katholische Leben an Boden, schlug tiefere Wurzeln und zeitigte reichlichere Früchte. Gregor XVI., der noch als Mauro Capellari den geistigen „Triumph des Papsttums" geschildert hatte, fügte demselben während seines Pontifikats manche neue Ruhmesblätter hinzu. In seinen Staaten von der Revolution bedrängt, von den Mächten mehr gehemmt und gestört als wirksam unterstützt, vermochte er indes die zerstörende Minierarbeit der geheimen Gesellschaften nicht aufzuhalten. Wenn er mahnend und warnend den eigentlichen Kern des Übels bezeichnete, antwortete man ihm damit, daß man sich in seine Regierung einzumischen und ihm selbst, wie man das nannte, „zeitgemäße Reformen" aufzunötigen versuchte.

Bald nach seinem Tode brach der Sturm los, den er vorausgesagt und den die Staatsmänner mit Scheinmitteln beschwören zu können geglaubt hatten. Die Schweiz eröffnete den Reigen. Die katholischen Kantone, die eigentliche Wiege schweizerischer Freiheit, wurden von einer protestantisch-radikalen Mehrheit gewaltsam unterdrückt. Das französische Volkskönigtum ward von dem Volke, aus dem es hervorgegangen, hinweggefegt. Kaiser Ferdinand von Österreich legte entmutigt das Scepter nieder, dem König von Preußen wurde eine Verfassung abgetrotzt. Alle Throne kamen ans Wanken, alle bestehenden Verhältnisse wurden drunter und drüber gestürzt. Pius IX., den die Freiheitshelden erst als liberalen Reformpapst umjubelt hatten, mußte aus Rom flüchten. Die Karbonari herrschten auf dem Kapitol.

Die Revolution von 1848 traf indes die Katholiken in besserer Verfassung, als es am Vorabend der großen französischen Revolution der Fall

gewesen. Papst, Kardinäle und Episkopat waren sich ihrer Aufgabe bewu
und ihr gewachsen. Die Kirche war innerlich erstarkt und konnte d
Regierungen eine mächtige Bundesgenossenschaft bieten, um Autorität u
Ordnung aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten. Sie fand aber au
Gelegenheit und tüchtige Führer, um auch für sich die ihr so lange vo
enthaltene Freiheit zu begehren und teilweise zu erringen.

4.

Mit der Rückkehr des Papstes Pius IX. aus Gaëta am 12. Ap
1850 beginnt für die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts die zwei
glanzvollere Hälfte, eine tröstliche, segensreiche Zeit. Zwar schwanden au
jetzt nicht alle Wolken vom Horizonte. Die Signatur des Kreuzes fe
auch diesem großartigen Pontifikate nicht. Die aus Rom verjagt
Karbonari gaben ihre Hoffnung auf den völligen Sturz des Papsttu
nicht auf. Ihre Absichten fanden in den protestantischen Ländern
Nordens, bei den Kirchenfeinden aller Länder manche Sympathien, währe
das Traumbild eines einigen, großen Italiens auf der apenninischen Ha
insel Tausende mit Sehnsucht erfüllte und zu neuen Verschwörungen wi
die kaum hergestellte Staatsordnung hinriß. England feierte den Strau
ritter Garibaldi wie einen säkularen Helden. Das neue napoleoni
Cäsarentum, das offiziell den Schutz des Papstes übernommen, verbo
sich insgeheim mit dem ehrgeizigen Sardinien, um den Lieblingstraum
liberalen Italiener zu verwirklichen. Nach langer schmählicher Machinat
wurden dem Papst erst die Legationen, dann Umbrien und die Marken e
rissen, endlich Rom selbst zur Hauptstadt des neuen Königreiches erkl
Ehe indes der sakrilegische Raub zur gänzlichen Vollendung kam, h
der Papst Zeit, in Leitung und Verwaltung der Kirche eine Thätig
zu entfalten, welche sein Pontifikat zu einem der glorreichsten der gesam
Kirchengeschichte macht.

England und Holland, durch die Glaubenstrennung zu Missionsländ
herabgesunken, traten wieder in den vollen hierarchischen Verband der Ki
zurück. In Nordamerika und Australien wuchs die Zahl der Katholi
dermaßen, daß die hierarchische Gliederung beständig erweitert wer
mußte. In allen fünf Weltteilen wurden neue Metropolitansitze, E
tümer und Apostolische Vikariate gegründet. In den verschiedensten Länd
erneuerten Provinzial- und Diözesansynoden, in Nordamerika und Irl
großartige Nationalkonzile das kirchliche Leben. Die Seminarien Ro

gelangten zu erfreulichſter Blüte, neue wurden für Süd- und Nordamerika errichtet.

Zahlreiche Konkordate und Konventionen regelten die kirchenpolitiſchen Verhältniſſe in den verſchiedenſten Staaten, und wenn viele derſelben nicht oder nur unvollſtändig zur Ausführung kamen, ſo bedeuteten ſie doch überall eine Geltendmachung und meiſt auch eine wirkſame Förderung der kirchlichen Rechte. Zahlreiche Selig- und Heiligſprechungen, mit würdigem Glanze gefeiert, erinnerten die Mitwelt an die Erhabenheit der chriſtlichen Heiligkeit und an die Verwirklichung derſelben durch Glieder jener Kirche, welche durch alle Jahrhunderte die Gemeinſchaft der Heiligen in Wort und That bekannt hat. In Rom wie auf den hervorragendſten Metropolitanſitzen der Chriſtenheit war das Kardinalskollegium durch Männer vertreten, welche durch Heiligkeit des Lebens, wiſſenſchaftliche Bildung und Charakter ſelbſt außerhalb der Kirche der höchſten Achtung genoſſen. Ähnlicher Achtung erfreute ſich der Epiſkopat allenthalben. Trotz aller Anfeindungen blühte überall das Ordensleben mächtig empor. Die kirchliche Wiſſenſchaft reinigte ſich von den Schlacken, welche in den Zeiten der Aufklärerei in ſie eingedrungen. Auf der feſten Grundlage, welche die Vorzeit der Philoſophie und Theologie gegeben, wurde allen Zweigen neueren Wiſſens ernſtes und fruchtreiches Streben zugewandt.

Unbeugſam und unverſöhnlich aber erwies ſich der große Papſt den allgemeinen Irrtümern der Zeit gegenüber, beſonders jenen, welche aus dem Streben hervorgegangen waren, heidniſche Anſchauungen oder frühere Häreſien, antichriſtliche Syſteme, falſche philoſophiſche Syſteme und Staatstheorien, längſt verurteilte Irrtümer aller Art durch größere oder kleinere Konzeſſionen, beſchönigende Vorwände und rabuliſtiſche Unterſcheidungen mit der ſchlichten und rechten Wahrheit zu vermiſchen oder im indifferentiſtiſchen Sinne damit auszuſöhnen. Kaum ein Akt Pius' IX. hat die ganze zeitgenöſſiſche Welt tiefer bewegt und gewaltigeren Widerſpruch hervorgerufen als der berühmte Syllabus, d. h. das Verzeichnis all jener Sätze, welche die Päpſte der letzten Zeit bereits als irrtümlich verurteilt hatten, ein Katalog, der gewiſſermaßen das ganze Sündenregiſter des Liberalismus einheitlich zuſammenfaßte.

Dieſer von der höchſten kirchlichen Lehrautorität entworfene Zeitſpiegel wird für alle Folgezeit ein wertvolles Dokument für die Geſchichte des Jahrhunderts bleiben. Die einzelnen Sätze desſelben wollen im Sinne der einzelnen Aktenſtücke verſtanden und erklärt ſein, denen ſie enthoben

sind. So aber gefaßt, gewähren sie ein treues Bild all der falschen
tungen, denen sich das Jahrhundert unter dem verlockenden Wah
des Lichts, der Freiheit und des Fortschritts ergeben, eine klare
tierung über die Ursachen aus denen die nimmer rastenden Umwäl
und Friedensstörungen der Zeit das Unglück der Staaten, der Rü
der Wissenschaft und die pessimistischen Strömungen der letzten Jah
erflossen sind. Unter diesen Sätzen wird man sich vergeblich nach
umsehen, der die gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaft o
historischen Forschung, die großartigen Entdeckungen der Neuzeit
wirklich göttlichem und menschlichem Recht entsprechenden Errungen
der Völker verurteilte. Das verwerfende Urteil trifft nicht ein
Gesetz der Physik oder Chemie, keine einzige der von Darwin oder
Naturforschern wirklich beobachteten Thatsachen, keine wirkliche Lesa
Handschriften, kein sicher beglaubigtes Faktum der Geschichte; es tri
Lehren und Hypothesen, die ohne durchschlagenden Beweis, meist i
barem Widerspruch mit erwiesenen Thatsachen, Leben und Wis
seinem höchsten Urquell, Gott, oder dessen Offenbarung loszureißen

Das frivole willkürliche Spiel, das der Geist der Auflehnu
ganze Jahrhundert hindurch mit jeder göttlichen und menschlichen A
getrieben hatte, läßt es als eine wahrhaft providentielle Fügung er
daß der Papst in dem großen Ideenkampfe ein allgemeines Kon
sich versammelte, um bereits gegebenen Entscheidungen die universel
nachdrücklichste Bestätigung zu geben, neue, den Bedürfnissen der Z
sprechende zu erlassen und die wichtigsten kirchlichen Fragen auf umfa
Grundlage zu regeln.

Das Vatikanische Konzil, unter dem Schutze der unbefl
pfangenen Gottesmutter auf den 8. Dezember 1869 in Rom zu
berufen, gestaltete sich denn auch zur merkwürdigsten und bedeu
Thatsache des Jahrhunderts, zu einer der großartigsten Versamm
welche je die Welt geschaut. Noch in keinem Konzil waren alle
des Erdenrundes, die Gesamthierarchie, kirchliche Frömmigkeit, A
Autorität, Staatskunst, Wissenschaft in solchem Umfang vertreten
Gegenüber dem in Sekten zerbröckelten Protestantismus stand die ka
Kirche wie noch nie als sichtbare Weltkirche da, gegenüber dem im
papismus verknöcherten Schisma in Jugendkraft, Freiheit und wun
Fruchtbarkeit, gegenüber dem Unglauben und Neuheidentum der
die Verkünderin der apostolischen Lehre, die Paulus nach Athen,

lom getragen, gegenüber den Heidenvölkern Asiens und Afrikas als
ufene und großartigste Trägerin des christlichen Missionswerkes in
ländern und Zonen. Kirchenfeindliche Staatskunst und kirchenfeind-
issenschaft vereinigten ihre Anstrengungen, um das große Werk des
3 zu durchkreuzen, zu stören und wo möglich zu vernichten. Aber
t. Die eigentlichen Grundlagen des Christentums, die Lehre vom
n und von der Kirche, wurden in einer Reihe von Entscheidungen
t, welche es der antichristlichen Philosophie für immer unmöglich machte,
3 vorgeblich höhere Weltanschauung im Heiligtum der Kirche ein-
rn, das Staatskirchentum der Febronianer, Gallikaner und Josephiner
mer von der Schwelle der Kirche Christi wies. Mit wunderbarer
t und Tiefe zeigten diese Entscheidungen zugleich die erhabene Einheit,
schlossenheit und Folgerichtigkeit, Harmonie und Schönheit der kirch-
Organisation, den Einklang ihrer Forderungen mit den Ansprüchen
rnunft, den unberechenbaren Wert der Offenbarung in dem wirren
e menschlicher Irrtümer und sich bekämpfender Systeme.

5.

in Schrei der Entrüstung und Rache durchhallte die ganze vom
ismus beherrschte Welt. Die vatikanischen Dekrete wurden in allen
1 als ein unerhörtes Attentat auf Staat und Bildung ausgeschrieen.
rche wurde in Acht und Bann gethan. Man rechnete darauf, ein
Schisma im größten Maßstabe würde die verhöhnte Zivilisation
Konzile rächen. Die Italiener zogen durch die Bresche der Porta
n, und der König von Sardinien schlug seinen Sitz im Quirinal
Gladstone erhob seine Stimme gegen die vatikanischen Dekrete. Die
ie in Frankreich machte es den Katholiken unmöglich, etwas zum
des bedrohten Papsttums zu thun. Das neue Deutsche Reich,
t und gegründet mit dem Blute und Leben von Tausenden wackerer
cher Soldaten, warf sich zum Vollstrecker der Reichsacht auf, welche
eralismus im Namen der deutschen Wissenschaft gegen die katho-
kirche geschleudert. Vom Erfolge berauscht und rücksichtslos wie
e Napoleon begann der eiserne Kanzler, gestützt auf eine national-
Reichstagsmehrheit, den unseligen Kulturkampf, der Leben und
der deutschen Katholiken brechen und sie wo möglich mit den
anten zu einer vom Staat abhängigen Nationalkirche zusammen-
en sollte.

Der sonst so scharfblickende Politiker hatte sich indes diesmal verrechnet. Er hatte dem sogen. Altkatholizismus wie der sich spreizenden „Wissenschaft" und „Bildung" zu viel Bedeutung beigemessen. Er hatte die moralische Kraft des Glaubens, die Treue und Standhaftigkeit des katholischen Volkes, die kirchliche Gesinnung des Klerus, den Opfermut des Episkopats, kurz, die Macht übernatürlichen Lebens unterschätzt. Am meisten hatte er sich aber in Bezug auf die angebliche Staatsgefährlichkeit des „neuen Dogmas" der päpstlichen Unfehlbarkeit, der kirchlichen Lehre und Organisation getäuscht. Einige eitle Professoren hatten wohl an den Entscheidungen des Konzils Schiffbruch gelitten, aber nicht, weil sie für die Wahrheit einstanden, sondern mit ihren Privatmeinungen die Kirche beherrschen wollten. Dem neuen Deutschen Reiche drohte von seiten der katholischen Kirche keine Gefahr, nach dem Konzil ebensowenig wie vor demselben.

Die Gefahr lag ganz anderswo.

Die liberale Bourgeoisie hatte geträumt, sich das Reich zu einer Art von irdischem Paradiese einzurichten, in welchem sie herrschen und genießen, alles „Pfaffentum" verbannt sein, Volk und Arbeiter Knechtesdienste leisten sollten. Auf gelehrten Versammlungen wurde unverblümt erklärt, die höhere Weltanschauung ohne Gott und Christentum sei ein Vorrecht der oberen Zehntausend, das Volk sei bei seinen bisherigen religiösen Vorstellungen zu belassen, damit es nicht unzufrieden und unbändig werde. Die moderne Weisheit ließ sich indes nicht in die sogen. „gebildeten" Kreise bannen, sie stieg in populärer Fassung auch ins Volk hernieder. Schon in den dreißiger und vierziger Jahren hatten kommunistische Theorien der Revolution mächtigen Vorschub geleistet. Studenten und Arbeiter bauten gemeinsam die Barrikaden. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ward der Sozialismus nicht nur in wissenschaftlichen Systemen ausgearbeitet, welche sich mit vollem Recht auf die Dogmen der liberalen Weltanschauung berufen konnten und dieselben nur folgerichtig, ohne Standesunterschied, für den gemeinen Mann entwickelten, in allen Ländern wurde die Arbeiterbewegung auch praktisch organisiert. Der Sozialismus wurde zur politischen Macht, drang als neue Partei in die Parlamente und trat dem Liberalismus, seinem natürlichen Vater, als mißratener Sohn trotzig und drohend, mit dem Anspruch auf die Herrschaft der Zukunft, entgegen.

In der katholischen Kirche, die Königen und Bettlern, Arbeitern und Arbeitgebern, dem Millionär wie dem ärmsten Mütterchen dieselbe Lehre verkündet und dieselben Sakramente spendet, fand die soziale Bewegung

zuerst die verdiente Beachtung, den klarsten prinzipiellen Widerspruch und eine Bekämpfung, welche nicht zur gewaltsamen Unterdrückung, sondern zur milden, verständigen und gründlichen Heilung des Übels in seinen Wurzeln hindrängte. Sie schirmte den Arbeiter vor Bedrückung und schnöder Ausbeutung, sie verteidigte aber auch Autorität und Eigentum gegen anarchistische Gelüste, sie predigte allen das Evangelium der Liebe und Gerechtigkeit, des Kreuzes und der Entsagung, das Reich Christi, das die Klassengegensätze hienieden nur mildern und heiligen, volle Seligkeit erst im Himmel gewähren kann.

Eine titanenhafte Kraftnatur, ein Heros im Sinne der Nietzscheschen Herrenmoral, gedachte Fürst Bismarck erst, wie er es mit der katholischen Kirche versucht, den Sozialismus mit Gewaltmaßregeln zu zermalmen. Es gelang aber nicht. Wirtschaftliche, soziale, politische Schwierigkeiten häuften sich an allen Ecken und Enden. Die Führung der Weltpolitik, welche nach dem Siege über Frankreich in seinen Händen zu ruhen schien, wurde durch die britische Meeresherrschaft wie durch den wachsenden Einfluß Rußlands immer empfindlicher zurückgedrängt.

Bismarck besaß Geistesgröße genug, den schweren politischen Fehler, den er gegenüber der katholischen Kirche begangen, offen einzugestehen und wenigstens zum Teil rückgängig zu machen. Papst Leo XIII., der am 20. Februar 1878 dem greisen Pius auf dem Apostolischen Stuhle gefolgt war, reichte die Hand zum Frieden, und die schlimmsten Gesetze der Kulturkampfszeit wurden aus der Welt geschafft.

Die seitherigen Ereignisse sind noch bei jedermann in lebendiger Erinnerung. Das Pontifikat Leos XIII. hat sich nicht weniger großartig und segensreich gestaltet als dasjenige Pius' IX., es hat auch den außerhalb der Kirche Stehenden stille Bewunderung abgenötigt. „Die römische Kirche", äußerte sich ein schwedischer Protestant bei Gelegenheit des Papstjubiläums im Jahre 1889, „ist die älteste von allen Monarchien der Welt, und sie kommt noch dazu, alle Monarchien und Republiken zu überleben. So alt sie ist, so ist sie doch nicht abgelebt. . . . Den Sozialismus fürchtet sie so wenig, daß sie sich mit dessen Führern auseinanderzusetzen gewagt hat. . . . Vermag auch keine andere Macht den Sozialismus und die Anarchie zu überwinden, so wird es die Kirche von Rom vermögen. Die Wellenschläge unseres Jahrhunderts, welche so manches staatliche und soziale Gebäude, das für Jahrtausende errichtet schien, längst fortgeschwemmt haben, brechen und fangen sich am Fuße des Thrones, von welchem herab

der Nachfolger des hl. Petrus über die Welt ausschaut und seiner Zeit gebietet. Die Verwicklungen des letzten Jahrzehnts bekräftigen Lord Macaulays berühmte Prophezeiung, daß die katholische Kirche noch in unverminderter Macht bestehen wird, wenn einst ein Reisender aus Neuseeland, mitten unter Trümmern, von einem gebrochenen Bogen der Londoner Brücke müßig auf die Ruinen der Paulskirche hinblickt."

Eine Lieblingsidee protestantischer und ungläubiger Gegner ist es wohl, die katholische Kirche werde über kurz oder lang vor der „Wissenschaft" die Segel streichen müssen. Allein diese Idee beruht auf der irrigen Voraussetzung, daß die geoffenbarte Wahrheit, die von Gott ausgeht, mit der natürlichen Wahrheit, welche nicht minder auf Gott beruht, je in wirklichen Widerstreit geraten könnte. Die Geschichte verbürgt, daß die Kirche den weltlichen Wissenschaften nicht nur durch alle Jahrhunderte die mächtigste Förderung zu teil werden ließ, sondern daß auch die von ihr ausgegangene Verurteilung religiöser Irrtümer der Wissenschaft zum Vorteil gereicht hat. Auch unter Leo XIII. hat sich an dieser Thatsache nichts geändert. Er hat die philosophischen und theologischen Studien im weitesten Umfang erneuert, sein warmes Interesse für die Naturwissenschaften und alle modernen Erfindungen aufs lebhafteste bekundet, der historischen Forschung die Schätze der vatikanischen Sammlungen mit größter Freigebigkeit erschlossen, die wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit der Katholiken beständig unterstützt und zu heben gesucht. Er hat nie Scheu oder Furcht vor der Wissenschaft bekundet. Unter dem Titel „Die intellektuelle Zukunft des Katholizismus" hat ein protestantischer Engländer, W. H. Mallock, noch jüngst (The Nineteenth Century, November) den vermeintlichen Antagonismus zwischen Kirche und Wissenschaft sorgfältig untersucht und ist zu dem Resultat gelangt: „Wenn das Christentum überhaupt sich gegenüber dem weltlichen Wissen behaupten wird, so ist es die christliche Religion, wie sie sich in der Kirche von Rom verkörpert, und nicht in irgend einer Form des Protestantismus, welche in dem geistigen Kampf der überlebende Teil sein wird." Er führt das mit schlagender Logik durch und stellt der „modernen" Wissenschaft das Prognostikon: wie die römische Kirche einst in früherer Zeit die richtigen und brauchbaren Ideen des Plato und Aristoteles für den Ausbau ihrer theologischen Wissenschaft verwertet habe, so werde sie sich auch der etwa haltbaren Ideen der Entwicklungsphilosophie bemächtigen, von der so manche ihren sichern Untergang erwarteten.

Seine volle Thätigkeit zum Segen der Menschheit hat das Papsttum auch in diesen letzten zwei Jahrzehnten nicht entfalten können. Die sogen. römische Frage ist ungelöst geblieben. Die Großmächte haben nicht gewagt, daran zu rühren, d. h. dem Papste den Besitz und die Rechte zurückzugeben, welche ihm das moderne Italien widerrechtlich entrissen, und welche er nicht aufgehört hat zurückzufordern. In vielen Ländern ist die Thätigkeit der Kirche noch durch lästige Fesseln gehemmt, ihr gutes Recht verkürzt, ihr heilsamer Einfluß zurückgedrängt. Fast jedes Jahr hat der Kirche diese oder jene neue schmerzliche Wunde geschlagen. All dieses Kreuz hat indes auch seine läuternden, stärkenden und belebenden Früchte hervorgebracht. Der Kampf hat die Kräfte gestählt, widerstrebende Elemente ausgeschieden, das innere Leben gestärkt und gehoben. Zu allen großen Fragen und Ereignissen der Zeit hat der Papst sein bedeutsames Wort mitgesprochen, und seine Stimme hat weit über die Grenzen der Kirche hinaus Gehör und Widerhall gefunden. Seine Encyklika über den Sozialismus wurde als das umfassendste, tiefstgreifende Programm begrüßt, das bis dahin zur Lösung der sozialen Frage aufgestellt worden. Seine Äußerungen über den Staat wie über die christliche Philosophie haben auch nichtkatholische Denker mit hoher Achtung erfüllt. Viele Fragen, in welchen der Syllabus nur die negative Demarkationslinie zur Abwehr des Irrtums gezogen, hat er nach der positiven Seite hin so lichtvoll und tiefgreifend beleuchtet, daß seine Weisheit, Mäßigung und Liebe auch im gegnerischen Lager Anerkennung und Bewunderung gefunden hat.

Dabei hat die Missionsthätigkeit und die hierarchische Organisation der Kirche einen Umfang genommen wie nie zuvor. In Schottland wurde die katholische Hierarchie hergestellt, in England erweitert. Kleinasien, Kanada, die Vereinigten Staaten, Afrika, Australien erhielten ihre Vertreter im Kardinalskollegium. Päpstliche Legaten bereisten Indien und Südamerika. Vorderindien und Australien stellen schon jetzt wohlgegliederte Kirchenprovinzen dar, die durch Konzilien und Synoden ihre kirchlichen Verhältnisse geordnet haben. Höhere Schulen im türkischen Orient, in Indien und China verknüpfen die Missionsthätigkeit mit dem Studium der ältesten Sprachen und Litteraturen. Zu den älteren Missionsorden hat sich eine ganze Schar jüngerer Kongregationen gesellt, die im lebhaftesten Wetteifer mit jenen der Verbreitung des christlichen Glaubens und der christlichen Zivilisation sich widmen. Konversionen im skandinavischen Norden, in Deutschland, besonders aber in England und Amerika haben

die alte Anziehungskraft der Kirche für edle, tiefreligiöse Geister von neuem erwiesen. Die ritualistische Bewegung weist auf ein mächtiges Heimweh hin, das die Herzen zum ganzen und vollen Besitz des Christentums hinzieht. Ein geradezu wunderbares Schauspiel bietet uns die katholische Charitas in den zahllosen Ordenskongregationen, Vereinen, Klöstern, Stiftungen, Zufluchtshäusern, Spitälern, Werken der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit, die jeder Art menschlicher Not und Hilfsbedürftigkeit in unerschöpflicher, erfinderischer und thätiger Liebe entgegenkommen. Diese schönste und lieblichste Perle des Vereinslebens umschließt aber ein noch weiterer Kreis ebenso unzählbarer Vereine, in welchen Andacht und Gebet, Unterricht und Wissenschaft, Kunst und edle Geselligkeit, Gewerbe und soziale Frage, Presse und Politik ihre Vertretung finden. All diese mannigfaltige Vereinsthätigkeit aber bewegt sich bei aller Freiheit und Unabhängigkeit nicht in wirren, sich durchkreuzenden Bahnen: der Geist der Kirche und der Gehorsam gegen die Kirche verknüpft sie zu einem herrlichen harmonischen Ganzen, das in der geordneten Gliederung der Kirche zugleich sein Vorbild und seine feste Stütze findet. Selbst die nationalen Gegensätze weiß diese echt katholische Liebe zu mildern und zu überbrücken: wo es die großen katholischen Interessen gilt, scharen sich die Katholiken aller Länder wie ein Mann um ihren gemeinsamen Hirten und Vater.

So stellt das Jahrhundert bei all seinen Schattenseiten doch ein stetes Wachstum der Kirche, eine mächtige Entwicklung ihres Lebens, eine großartige Ausdehnung ihres Einflusses dar. Wir haben Grund, mit innigem Dank gegen Gott auf dasselbe zurückzublicken. Wir haben nicht weniger Grund, voll Freude und Vertrauen das neue Jahrhundert zu beginnen. Von der Hochwarte des Vatikans geleitet uns der Segen des erhabenen Priestergreises, der noch die letzten Jahre Pius' VII. mitgelebt, die Kämpfe und Stürme der Kirche seit sechzig Jahren mitdurchgerungen und seinen Namen für immer mit der Erinnerung dieses Jahrhunderts verknüpft hat. Mit goldenem Hammer eröffnet er die Pforte des Jubeljahres und erschließt uns zum Beginne des neuen Jahrhunderts die reichsten Gnadenschätze der Kirche.

Er selbst aber weist uns auf den Höheren hin, als dessen Stellvertreter er hienieden waltet, auf den göttlichen Erlöser mit seinem liebeglühenden, gnadenreichen Gottesherzen, das die ganze Menschheit zu sich ruft und ihr Frieden, Gnade und Heil verkündet. **A. Baumgartner** S. J.

Die Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom.

Das gehörte noch zu den glorreichen Thaten der Regierung unseres Papstes Leo XIII., daß er das große Jubiläum, welches das 19. Jahrhundert abschließen und das 20. in die Welt einführen sollte, in Person ankündigt und eröffnet. Mit zitternder Hand schließt der greise Papst die „heilige Pforte" an St. Peter auf. Der goldene Hammer, den seine Hand führt und unter dem die Vermauerung des Ablaßthores fällt, ist ein Weihegeschenk der Bischöfe des ganzen katholischen Erdenrundes und versinnlicht gleichsam die freudige Zustimmung der Gesamtkirche zu der Erteilung dieses Gnadenbeweises. So haben also die höchste Gewalt des Oberhauptes und das sehnliche Verlangen der Kirche das Gnadenthor entsiegelt, auf dessen Schwelle sich Buße und Erbarmen, Reinheit und Friede umarmen.

Der Vater der Christenheit wollte das scheidende Jahrhundert nicht zu den Geistern der Hingeschiedenen und in den stillen Schoß der Vergangenheit betten, ohne ihm den Segen der Sühnung ins Grab gelegt zu haben, dem anbrechenden Jahrhundert aber das Unterpfand göttlicher Huld und himmlischen Segens als Angebinde in die Wiege zu geben. Beides vermittelt ein Jubiläum in ausgiebigster Weise. Das alte Rom beging seine Säkularfeier mit glänzenden Spielen und ausgelassenem Jubel irdischer Freudenbezeigungen, das christliche Rom mit Abhaltung des Jubiläums.

Ein allgemeines Jubiläum ist stets eine bedeutsame Thatsache in dem Leben des Einzelnen, im Leben der Kirche und im Leben der ganzen Menschheit. Es ist eine ernste Einladung zur Einkehr in sich, es ist nicht bloß eine „Friedenskonferenz", sondern ein wahrer Friedensschluß zwischen Himmel und Erde, es ist eine Hebung, Erstarkung und Förderung der sittlichen Ordnung der Welt durch die Arbeit der Buße, durch Zuwachs der Gebetsmacht und durch Zunahme guter, gottgefälliger Werke. Insbesondere ist das Jubiläum als Erhebung und Verwendung des geistlichen Kirchenschatzes ein Aufschwung des geistigen Massenverkehrs zwischen der streitenden, leidenden und triumphierenden Kirche und als eigentümliche, wohlthuende Bethätigung des Primates und der obersten Kirchengewalt des Papstes eine Stärkung der katholischen Einheit, der Ehrfurcht, Liebe

und Hingabe gegen den päpstlichen Stuhl. Ein Jubiläum ist immer eine glänzende Entfaltung der päpstlichen Macht, ein Papstfest in erster Linie.

In Rom selbst haben denn auch die Päpste stets alles aufgeboten, um den erhabenen Zweck des Jubiläums zu fördern und den frommen Pilgern die Tage des Aufenthaltes in der Weltstadt zu ihrer geistigen Erhebung möglichst ersprießlich zu machen. Der gegenwärtige Papst erinnert in seiner Jubiläumsbulle mit Wehmut an die erhebenden religiösen Feierlichkeiten, von denen er selbst beim Jubiläum Leos XII. Zeuge war. Zu diesen Feierlichkeiten zählen vor allem die öffentlichen Buß- und Bittprozessionen, an denen oft die Päpste persönlich und sogar zu Fuß teilnahmen; dann das Vorzeigen der großen Reliquien in den verschiedenen Heiligtümern und sehr oft Selig- oder Heiligsprechungen verklärter Diener Gottes, die zur Hebung der allgemeinen Erbauung und Festfreude gerade auf die Jubiläumszeit aufgespart wurden. So ein Jubeljahr war in Rom eine ununterbrochene, hehre Festwoche. Zu den ältesten und gebräuchlichsten Gepflogenheiten dieser Festzeit sowie überhaupt zu den Lieblingsandachten aller ernsten Rompilger gehört nun auch die Fahrt zu den sieben Hauptkirchen von Rom.

Wir wollen zuerst im allgemeinen etwas sagen über diese fromme und schöne Übung und dann eine solche Fahrt im Geiste mitmachen.

I.

Die Gräber der heiligen Apostel und die Stätten der heiligen Märtyrer zu besuchen war bereits zur Zeit der Verfolgungen und namentlich seit Konstantin dem Großen ein beliebter und allgemeiner Gebrauch der Christen. Der Besuch der sieben Kirchen insbesondere wird schon aus dem 7. Jahrhundert erwähnt von der hl. Begga, der Mutter Pipins von Heristal und Schwester der hl. Gertrud von Nivelles und des heiligen Bischofs Arnulf von Metz[1], und aus dem 14. Jahrhundert (1350) von der hl. Birgitta und ihrer heiligen Tochter Katharina. Besondern Aufschwung erhielt die Übung im 16. Jahrhundert durch mehrere berühmte Heilige, wie durch den Kardinal Karl Borromeo, den hl. Joseph von Calasanz, namentlich aber durch den hl. Philipp Neri (1552), welcher derselben eigentlich eine bestimmte Gestalt und Weihe gab und sie wieder-

[1] Caractéristiques des Saints, par le P. Cahier, p. 251—252, angeführt bei *Barbier de Montault*, Oeuvres 6 t. Rome V. 1: Dévotions particulières (Rome 1852), p. 4.

holt öffentlich beging im Geleite von mehr denn tausend Teilnehmern. Nicht selten schritten Kardinäle und Päpste an der Spitze derartiger Bittprozessionen. Der heilige Papst Pius V. versuchte, schon sterbenskrank, noch einmal die fromme Fahrt, gelangte aber bloß bis zur Laterankirche und starb einige Tage darauf, den 21. April 1572. Der Gebrauch erhielt sich seit dieser Zeit stets in Übung, und Pius IX. bestätigte denselben und zeichnete ihn nebst den Abläßen, die jeder einzelnen Kirche eigen sind, noch durch einen vollkommenen Ablaß aus.

Es sind diese sieben Kirchen: St. Peter, der Lateran, Maria Maggiore, St. Paul und St. Laurentius außerhalb der Mauern, die Kirche vom heiligen Kreuz von Jerusalem und St. Sebastian. Die fünf ersteren dieser Kirchen, eigentliche Basiliken, heißen zum Unterschied von den früheren Titelkirchen Päpstliche oder Patriarchal-Kirchen, weil sie der Idee nach die fünf großen Patriarchate der katholischen Welt in Rom vertreten und so ein örtliches Bild der katholischen Einheit und Unterordnung der ganzen Kirche unter den Römischen Stuhl darstellen.

Diese sieben Kirchen nun muß man, um des vollkommenen Ablasses teilhaft zu werden, nach Empfang der heiligen Beicht und Kommunion im Laufe eines kirchlichen Tages besuchen und daselbst beten. Das ist das Wesentliche zur Gewinnung des Ablasses.

Es haben sich aber im Laufe der Zeit, ohne verpflichtend zu sein, zwei Arten, diese Kirchen zu besuchen, ausgebildet.

Die erste Weise stammt von dem Augustiner Onophrius Panvinius [1]. Der gelehrte Altertumsforscher und Geschichtschreiber führt den andächtigen Pilger unterrichtend, belehrend, erbauend und ergötzend zu den verschiedenen Heiligtümern, auch zu solchen, die am Wege der sieben Kirchen liegen. Er beschreibt die Kirchen, berichtet geschichtliche Thatsachen, deren Schauplatz sie waren, zählt die Altäre und Reliquien auf und leitet den Pilger bei den verschiedenen Gedächtnisstätten zu anmutenden Gebeten zur Ehre der Heiligen, zur Erlangung der Tugend und zur Befreiung von Sünden und Übeln an. Die Gebete sind zusammengesetzt aus kirchlichen Antiphonen und liturgischen Formeln. Die Andacht zieht sich etwas lang hin, ist aber voll Salbung und Poesie. Ja in einigen Gebeten atmet die ganze Anmut, Lieblichkeit und Begeisterung der frommen alten Zeit, wie z. B. im Gebete zu dem heiligen Kreuz und zum Heilandsbild im Lateran.

[1] Le sette Chiese principali di Roma. Roma 1570.

Der Urheber der zweiten Weise, die sieben Kirchen zu besuchen, ist der hl. Philipp Neri, und dieselbe ist niedergelegt in dem Buche: Le visite delle sette Chiese principali di Roma secondo il metodo di S. F. Neri. Roma 1866. Diese Anleitung ist kürzer und volkstümlicher, weniger geschöpft aus liturgischen Gebeten denn aus bekannten und geläufigen Gebetsformeln und Gesängen in lateinischer und italienischer Sprache. Die Gebetsanleitungen selbst werden unterbrochen durch die Betrachtung der verschiedenen Wege und Blutvergießungen des Herrn während seines bittern Leidens. Sehr stark sind in denselben die Zwecke der Kirchenfahrt betont und herausgehoben: Buße, Erlaß der Sünden und Strafen, Dank für die erhaltenen Wohlthaten, Fürbitte für alle Stände der Kirche, Bekehrung der Ungläubigen und Irrgläubigen und Hilfe für die armen Seelen im Fegfeuer. In der ersten Anleitung herrscht die Heiterkeit und Anmut, in dieser der Ernst des geistlichen Lebens vor. Jedenfalls entspricht das Gebet für die großen Anliegen der Kirche, das für die Gewinnung eines vollkommenen Ablasses Vorschrift wird und wie es beispielshalber in der Allerheiligen-Litanei ausgesprochen ist, am besten den Umständen einer Fahrt zu den sieben Kirchen.

In alten guten Tagen wurden diese Kirchenfahrten öffentlich, gemeinsam, bruderschafts- oder prozessionsweise begangen mit Voraustragen des Kreuzes, in der Tracht der zuständigen Bruderschaft, unter Ablesen und Absingen geistlicher Lieder. Ein Brudermeister ordnete und überwachte den Zug. Derselbe ging morgens von einer Kirche aus und endete abends in einer andern Kirche mit dem Tedeum. Den Reihen der Kirchenfahrer folgte ein Wagen für ermüdete, erschöpfte Pilger. Mittags wurde in einem schattigen Wäldchen oder in der kühlen Halle eines Heiligtums zur Einnahme eines gemeinschaftlichen, einfachen Mahles, das unter Anhören einer geistlichen Lesung genossen wurde, Halt gemacht. Nach einer Ruhepause wurde dann der Rest des Weges zurückgelegt. Die andächtige Pilgerschar, die in geordneten Reihen und in der farbigen Tracht der Bruderschaft bald still betend bald Psalmen singend jetzt durch die stillen Wege der Weinberge und Gärten der Campagna, jetzt im Schatten der altersgrauen Türme und Mauern der Ewigen Stadt, dann wieder unter den Bogen der forteilenden alten Wasserleitungen und durch die einsamen Märtyrerkirchen außerhalb der Stadt dahinzog, war ein erbauendes und rührendes Schauspiel und erinnerte lebhaft an die Kirche, die durch die Jahrhunderte der Weltzeit den harten Weg der Buße, des Gebetes und des Kampfes

dahinpilgert und ihre Erdenmühen kürzt durch die Hoffnungsgesänge auf die himmlische Heimat, der sie entgegenzieht.

Diese Wallfahrten waren so beliebt bei den Rompilgern und weckten bei denselben noch später in der Heimat ein so süßes Heimweh nach den schönen Tagen und Gnadenfristen in Rom, daß sie diese fromme Gepflogenheit in ihrer nordischen Heimat einzubürgern und heimisch zu machen versuchten. So entstanden Nachbildungen der sieben Kirchen in manch andern Städten, wie in Bologna, Tulle, Le Mans, Angers, Beauvais, wo entweder in sieben Kapellen oder an ebensovielen Altären derselben Kirche reiche Abläße gewonnen werden konnten [1].

II.

Die Kirchenfahrt begann.

Es war Ostermontag in vorgerückter Nachmittagsstunde. Die Petersglocke brummte mächtig von der hohen Attika über den weiten Platz hin und verkündete den zahlreichen, festlich gekleideten Besuchern von St. Peter noch einen Rest der österlichen Festfreuden. Wir betraten die Peterskirche als erste Station unserer Kirchenfahrt.

Wer kann ihn nun würdig preisen, diesen St. Peter, sei es den alten, sei es den neuen? St. Peter, dieses Wunder der Weiträumigkeit, der Abrundung und Harmonie der Verhältnisse! Die Massen, Bruchteilen einer halben Welt vergleichbar, schwingen sich, wie einem unsichtbaren Zauberstabe folgend, in Bogen und Kreisen, die nur der Geist eines Bramante und Michelangelo erschauen und vorzeichnen konnte, und sie schwingen sich mit solcher Leichtigkeit und Anmut, daß sie sich gegenseitig zu tragen und zu entlasten scheinen und jeden Maßstab von Raumschätzung irre machen. Die Kreis- und Bogenlinien, die, so verschiedenartig verschlungen, diese ungemessenen Räume und Ausdehnungen um- und überspannen und so harmonisch zusammenschließen, bewirken bei längerem Beschauen den Zauber eines angenehmen, traumartigen Gefühls, als sei alles um und um in der Bewegung eines ruhigen, steten Webens und Schwebens, während Ströme wohlthuenden Lichtes diese Raumwelt durchfluten von der herrschenden und thronenden Kuppel her, dem unübertrefflichen Meisterwerk an Gestaltung von Höhe, Schönheit und Kühnheit der Umrisse und von glücklichem Zusammenwirken von Trägern und Bändern, von Flächen und

[1] *Barbier* l. c. p. 92.

goldigfarbigem Schmuckwerk. Es ist dies das geheimnisvolle Spiel der Hochrenaissance. Billig führt sie ihre schönen Reigen auf und windet ihre tadellosen Kränze um das Grab des Apostelfürsten, nachdem sie die alte, ehrwürdige Basilika über demselben nicht ohne rücksichtsloses Neugelüste niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht. St. Peter ist der größte Binnenraum der Welt und das glorreiche Grab des Apostelfürsten, der hier sein Haupt zur Ruhe gelegt und damit den sichtbaren Eckstein der katholischen Einheit, den unsichtbaren, lebendigen Berührungspunkt zwischen Himmel und Erde und das Fundament einer zweiten römischen Weltmonarchie gegründet, welcher ein Bestand ohne Untergang zugesichert ist. Die ästhetischen, geschichtlichen und religiösen Gesichtspunkte verweben sich hier zu dem größten aller Gedankenbilder und stürmen mit besiegender Macht auf die Seele des Beschauers ein. Während unter unsern Füßen in den unterirdischen Grotten und kolossalen Mauergewölben von St. Peter das Stammhaupt mit unzähligen Trägern der hierarchischen Macht im Staube begraben liegt, lebt und herrscht in seinem Schatten nebenan der lebendige Träger seiner Gewalt fort und fort und kennt keiner Tage Ende. Ewig bewahrheitet sich hier das Wort: Petrus ist tot, es lebt Petrus!

Dieser überwältigende Eindruck überkommt die Seele bei jedem Besuche von St. Peter, der heute bei dem Volk der Festpilger und bei den Schatten der Abenddämmerung, welche die Einzelzier an Gold und Farben zu verschleiern beginnen, an Größe und Ausdehnung zu wachsen scheint. An mächtigen Pfeilern, an Kapellen und Grabmälern von Päpsten und Fürsten eilen wir vorbei zur Kapelle des allerheiligsten Altarssakraments, dem immer die erste Huldigung gebührt. Hier ist der wahre Lebendige unter den Toten, der geheimnisvolle Arm, welcher die Kirche gegründet, gebaut und fortwährend trägt und erhält, von welcher St. Peter trotz seiner Riesenmaße nur ein blasses Sinnbild ist; hier ist der mächtige, geheimnisvolle Geist, der alles belebt und bewirkt, was die Heiligtümer ringsum uns an großen Erinnerungen von Weisheit, Kraft und Heiligkeit vorführen. Für alles muß hier der Dank und die Ehre niedergelegt werden. Von hier auch gewinnen unsere Gebete die Kraft und die Gnade der Erhörung. Die hier liegen, sind bloß Werkzeuge und Kanäle der Gnaden. Im Vorübergehen noch ein flüchtiger Gruß und ein Fußkuß dem Erzbilde des hl. Petrus am ersten Kuppelpfeiler rechts, und wir knieen an dem Grabe des Apostelfürsten. Unter unsern Augen liegt er in einem Schacht

von geringer Tiefe, der von Kostbarkeiten an Marmor und goldenem Zierschmuck zauberisch heraufglänzt und dessen Rand ein Kranz von immer flimmernden goldenen Lampen umgiebt. Über dem Grabe, in himmlischen Höhen, wölbt sich, vom Abendsonnengold entflammt, die Kuppel mit der strahlenden Inschrift: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam; von dem Mittelpunkt dieses Grabes gehen die vier riesigen Arme des Gottesbaues aus, so mächtig ausholend, als wollten sie die vier Enden der Welt erfassen. Wer denkt hier nicht an die Balken des Kreuzes, an dem Petrus sterbend seine Arme zum Ergreifen der Weltherrschaft ausstreckte?

Wie eifrig und zuversichtlich quillt hier aus dem Herzen das Gebet für die Erhaltung und Erhöhung der heiligen Kirche, wo die Zusicherung der Unbesiegbarkeit und ewigen Dauer in den göttlichen Worten: Non praevalebunt! aus der goldenen Schrift der Kuppel herabglänzt und uns sagt, daß unser Gebet hier wie nirgendwo anders der Erhörung sicher ist; hier in der Nähe von drei Apostelgrüften, von mehr denn 23 Gräbern heiliger Päpste und ungezählter hoher Kirchenfürsten; hier, wo so viele heilige Ordensstifter und Glaubensboten gebetet und von wo sie, mit Kraft von oben angethan, hinausgezogen sind, um das Reich Christi zu verteidigen und zu mehren: ja, hier läßt es sich beten für die Erhöhung der katholischen Kirche, allerdings nicht zu Zwecken weltlichen Machtgelüstes und durch Hilfe fleischlicher Waffen, das lag dem Stifter der Kirche und dem ersten Papste derselben ferne, sondern zur Ehre Gottes, der allein in der katholischen Kirche die wahre Anerkennung und den wahren Dienst findet, und aus Liebe zu den Menschen, denen nur in derselben die wahre Ruhe und Beseligung bereitet ist für Zeit und Ewigkeit. — Wie eifrig betet es sich hier für die Ausrottung der Irrlehren und Kirchenspaltungen im Anblick des Lehrstuhles Petri, der, hochgehalten von den vier Kirchenvätern des Abendlandes, aus dem Grunde der tiefen Chornische golden herauswinkt; hier, unweit den Gräbern eines hl. Gregor von Nazianz, eines Chrysostomus, eines Athanasius, der Geißeln der Ketzereien, dieser Ausgeburten von Eigenwillen, Selbstsucht, Stolz und Sinnlichkeit, dieser Werkzeuge der Hölle zur Verwüstung der Kirche und zum Verderben der Seelen! Mit Wehmut entschweben hier unsere Gedanken nach dem heimatlichen Norden, den leider ein Prophet des Irrglaubens von dem Herzen der alten Mutterkirche gerissen. Es war ein glückliches Walten der Vorsehung, daß gerade hier am Grabe Petri ein anderer Petrus (Canisius)

den Plan faßte und von Gott die Weihe erhielt, den Rest des deutschen Vaterlandes für die Kirche zu retten. Gott sei Dank, trösten uns auch nicht wenige edle Herzen, die durch die Gnade Gottes aus Feinden und Verfolgern Kinder der Kirche geworden, die vor der Wahrheit demütig die Waffen senkten und ein Grab im Schatten des hl. Petrus dem Glanze einer Krone vorzogen. St. Peter beherbergt die sterblichen Überreste der edlen Schwedenkönigin Christina und der letzten drei Stuarts. — An diesem Grabe des hl. Petrus, gebaut und geschmückt durch den ersten christlichen Kaiser, an eben dieser Gruft verwirklichte sich der große Gedanke des christlichen Staatswesens, die Idee des römischen Kaiserreiches deutscher Nation. Hier wurde die erste Kaiserkrone gesegnet, das erste Kaiserschwert, das erste Kaiserscepter und der erste Reichsapfel geweiht, auf daß die beiden höchsten Gewalten der Welt vereint und in Eintracht und in gemeinsamem Wirken die Völker leiteten zum letzten ewigen Ziele. Wie viele Kaiser erhielten hier ihre Salbung aus päpstlicher Hand! In heiligem Ernst eiferten manche dieser um Petri Grab Gekrönten der hohen Aufgabe nach, während andere das hehre Ideal in ein trauriges Zerrbild des Haders verkehrten zum Unheil der Kirche und der Völker. Vor der Apostelgruft und unweit von ihr liegt noch der denkwürdige Porphyrstein, auf welchem Nachfolger des hl. Petrus bis auf die neueste Zeit Bann und Acht zu verhängen gezwungen wurden über kaiserlichen und fürstlichen Frevel. In alledem liegt gewiß ein mächtiger Antrieb, zu beten für die Erhaltung des Friedens und der Eintracht zwischen den christlichen Völkern und Fürsten, in deren Hand Segen und Fluch über die gesamte Christenheit gelegt ist. Möchten sie es erkennen, daß die Macht ihnen nicht verliehen ist zur Befriedigung eigenen Gelüstens, sondern zum Wohl der Unterthanen und zur Handhabung der Gerechtigkeit nicht bloß gegen ihre Hörigen, sondern auch gegen die Kirche, die ihr mächtigster Hort und Bundesgenosse ist. Ihr Scepter soll ein milder Hirtenstab sein, nicht eine Rute, mit der sie das Haupt der Mutter schlagen.

Aus diesen ernsten Beschäftigungen werden wir plötzlich geweckt durch den silberhellen Ton eines Glöckleins, das durch die Hallen von St. Peter schallt, und die allgemeine Bewegung der andächtigen Besucher der Petersgruft gegen den Hinterpfeiler rechts unter der Kuppel belehrt uns, daß da unser noch ein Schauspiel der Erbauung wartet. Oben auf dem Balkon des Pfeilers, der heute mit Teppichen behangen ist, blitzen Leuchter auf; von Altardienern begleitet, erscheint ein Priester, welcher mit den

Händen mehrere goldschimmernde Reliquienschreine emporhebt und dem Volke mit lauter Stimme die Heiligtümer benennt, die in demselben enthalten sind, während die Menge unten schweigend in Stille und Andacht lauscht und mit ehrfurchtsvollem Neigen des Hauptes der Reliquie ihre Verehrung darbringt. Es ist dies das Vorzeigen der großen Reliquien von St. Peter, das mehreremal im Jahre an hohen Festtagen stattfindet. Die vornehmsten unter den Reliquien sind: die heilige Lanze, das Schweißtuch der hl. Veronika, ein Teil des heiligen Kreuzes und das Haupt des hl. Andreas. Entsprechend diesen großen Reliquien stehen in den vier Pfeilern, welche die Kuppel tragen, unter den entsprechenden Balkonen in hohen Nischen die Standbilder des hl. Longinus, der hl. Veronika, der hl. Helena und des hl. Andreas. So ist diese Zeremonie gleichsam ein rührender Abendsegen der Ostertage.

Unterdessen beginnen die letzten Sonnenstrahlen in der goldenen Kuppel zu verglimmen, und die Schatten, die aus den Nebenhallen heranschreiten, mahnen zum Aufbruch. Da stehen wir denn, aus der Vorhalle von St. Peter herausgetreten, auf der Höhe des Treppenaufstieges und blicken über den einzig schönen St. Petersplatz dahin. Oben ist einer der himmlisch schönen, glorreichen Abende Italiens heraufgezogen, die alles mit stillem, purpurnem Licht verklären und in der Seele die Stimmung einer unnennbaren Ruhe und Seligkeit erwecken, als ziehe der Geist mit den leichten, goldgesäumten Abendwolken unmittelbar in den Himmel ein. Unten liegt der königliche Platz in stiller, feierlicher Parade, zunächst umfaßt von der Prachtsäulenhalle aus edlem Travertin, weiter hinaus rechts begrenzt von den ersten ansteigenden Bauten des Janiculus, links von dem stillen, hohen Papstpalast, während die Mitte der Fernsicht abgeschlossen wird von den alten, freigelagerten Mauern der Engelsburg. Es ist dieser Platz wohl das schönste, was das neue Rom der Pracht, der Größe und Majestät des alten Rom an die Seite zu stellen hat. Und man ist immer tief bewegt von dem Anblick dieser denkwürdigen Stätte, namentlich wenn eine festlich geschmückte Menge durchflutet und wenn der Geist betrachtend in die Vergangenheit zurückblickt: hier stand einst vor drei Jahrhunderten der ungeheure Vorhof des alten St. Peter mit dem monumentalen Brunnen und Pinienhaus, mit seinen Säulenhallen und mit den fürstlichen Vorbauten für Päpste und königliche Pilger. Von dem Vorhof geleitete eine Säulenhalle bis zur Älischen Brücke. Es war dies der Schauplatz, auf welchem sich für die Kirche die glänzenden, tröstlichen, aber auch schmach-

vollen Ereignisse abspielten, von denen die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte und des Mittelalters berichtet. Noch einige Jahrhunderte rückwärts, da zog mitten durch den jetzigen Petersplatz vom Tiber her die grabgeschmückte via Cornelia, und rechts die Straße entlang liefen die hohen, bogengespannten Langmauern des Zirkus hin, auf dessen Längenachse der große Obelisk stand, der jetzt den Petersplatz schmückt. Der Obelisk überschaute über unzählige Reihen von Sitzplätzen hinaus die Gärten der Agrippina und Domitians mit ihren Hainen, Lustschlössern, Bädern und dem Tempel des Apollo; er sah hier Nero als Wagenlenker die Rennbahn dahinstürmen, er sah die ersten Christen, in Tierhäute genäht und mit Pech übergossen, als lebendige Fackeln bei den unsinnigen Spielen gräßlich die Nacht erleuchten und sah Petrus zu seinen Füßen gekreuzigt und nebenan an der via Cornelia in einem unansehnlichen Grabbau über der Erde bestattet. Von all dieser alten Sündenpracht ist nichts übrig geblieben als eben dieser einsame Obelisk. Die kleine Grabzelle des armen Fischers hat sich nach und nach erweitert und ist herangewachsen zu einer Grabkirche und zu einem Weltheiligtum, vor dem die Mausoleen eines Hadrian und Augustus nun als bloße Trabanten stehen, dem die größten Kaiserbasiliken und das Forum als bloße Nebenhallen, das Pantheon, der größte alte Rundtempel, als Kuppelzier und die ägyptischen Obelisken als Ellenmaß dienen können. Der große alte Obelisk, der als stummer Zeuge der Bluttaufe des Christentums beigewohnt, der einzige, der Roms Fall stehend überlebt, muß zum zweitenmal widerwillig von seiner Stelle weichen, an Petri Grab die Ehrenwache übernehmen und jedem vorüberschreitenden Geschlecht in lateinischen Schriftzügen Christi Sieg und Weltherrschaft verkünden. Der lebendige Mittelpunkt der Weltbeherrschung ist nicht mehr das Kapitol und der Palatin, sondern St. Peter mit dem Vatikan. Ohne sie hat weder Italien noch die Welt überhaupt einen rechten Sinn und eine ausreichende Bedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

M. Meschler S. J.

Sozialdemokratie und Gewerkschaft.

Daß ein Gegensatz zwischen der sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften seit langem besteht, ist eine offenkundige Thatsache.

Die Verschiedenheit der Anschauungen bezog sich zunächst auf den Zweck der Gewerkvereine und offenbarte sich in dem Kampf um die Organisationsform.

Den marxistischen Sozialisten galten die Gewerkvereine lediglich als Agitationsvereine, welche „aufklärend" wirken und vor allem jene Arbeiter für die Sozialdemokratie gewinnen sollten, denen mit der politischen Agitation nicht beizukommen war. Ausgesprochen politische Vereine, sagte man, werden immer nur Politiker in sich vereinigen, sozialdemokratische Vereine also Sozialdemokraten. Leute, die nicht wenigstens schon sozialdemokratisch „angehaucht" sind, werden sich solchen Vereinen nicht anschließen. Niemand wird in ihnen also zum Sozialdemokraten gemacht. Dagegen sind für die gewerkschaftlichen Organisationen auch Leute, die der Politik noch fern stehen, leichter zu gewinnen, da niemand dem Streben nach Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen gegenüber gleichgültig bleibt. Gelingt es, alle von dem Nutzen der Gewerkschaftsorganisation zu überzeugen und derselben zuzuführen, dann wird der Lohnkampf sie schon zwingen, sich mit den ökonomischen Zusammenhängen bekannt zu machen und aus diesen die Schlußfolgerung zu ziehen, daß die kapitalistische Produktionsweise von der sozialistischen abgelöst werden muß, — und der Sozialdemokrat ist fertig!

Alles in den Gewerkschaften sollte natürlich derart eingerichtet werden, daß gerade dieses Ziel erreicht würde. Insbesondere galt das für die Entscheidung der Frage, ob die Gewerkschaften in lokalen oder allgemeinen Verbänden zu organisieren seien. Die Vereinsgesetzgebung in den meisten deutschen Staaten gestattete keine Verbindung zwischen Vereinen, welche politischen Zwecken dienten. Wer daher in der politischen „Bildung und Aufklärung" der Massen die eigentliche Hauptaufgabe der Gewerkvereine erblickte — damit einst der sozialistische Staat auf den Schultern der Arbeiter ruhen könne —, der mußte heute naturgemäß gegen Zentralverbände und für die lokale Organisation der gewerkschaftlichen Bewegung eintreten.

Auf der andern Seite erkannte man ganz richtig, daß mit lokalen Vereinigungen die großen praktiſchen Ziele der alten engliſchen Trade Unions ſich nicht erreichen ließen, nämlich: die Verbeſſerung der Arbeitsbedingungen, der Ausbau der Unterſtützungskaſſen auf möglichſt breiter und feſter Grundlage. Darum verlangte man eine Organiſation in großen Zentralverbänden. Nicht eine nur im Dienſte der Sozialdemokratie thätige Falle ſollten die Gewerkvereine ſein, ſondern ſelbſtändige und machtvolle Verbände, die mit ſiegreichem Erfolge die gewerkſchaftlichen Kämpfe gegen den Kapitalismus durchzuführen im ſtande wären. Wie lebhaft dieſe „reformeriſche“ Richtung der Gewerkſchaftsbewegung anfangs von den marxiſtiſchen Führern der „revolutionären“ Sozialdemokratie auf den Parteitagen zu Berlin (1892) und namentlich zu Köln (1893) bekämpft wurde, iſt noch in aller Erinnerung, nicht minder aber das allmähliche Zurückweichen der radikalen Vertreter einer alles beherrſchenden ſozialiſtiſchen Parteipolitik vor den Gewerkſchaftsführern, welche die Sozialpolitik der Parteipolitik zu opfern nicht geſonnen waren.

Jener Gegenſatz nun, der an der Oberfläche als Kampf um Fragen der Organiſation erſcheint, führt ſich in der That auf tiefgehende und niemals ausgleichbare Verſchiedenheiten der Grundanſchauung über die Mittel und Wege, wie dem Arbeiterſtande zu helfen ſei, zurück. Es handelt ſich dabei ſchließlich und letztlich um den Kampf des praktiſchen Verſtandes gegen ein vernunftwidriges, unwahres Syſtem, das den wahren und nächſten Intereſſen des Arbeiterſtandes keine Rechnung trägt.

Daß Karl Marx und Friedrich Engels aufrichtig das Wohl der Arbeiter im Auge hatten, darf nicht bezweifelt werden. Die neue ſozialiſtiſche Ordnung der Dinge erhofften und erſtrebten ſie nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern weil ſie in der That meinten, in dem Zukunftsſtaate würde alle Not, alle Bedrängnis der Arbeiter ihr Ende erreichen. In dem von Marx und Engels gemeinſam verfaßten „Kommuniſtiſchen Manifeſt“ [1] heißt es z. B.: „Wir wollen die perſönliche Aneignung der Arbeitsprodukte zur Wiedererzeugung des unmittelbaren Lebens keineswegs abſchaffen, eine Aneignung, die keinen Reinertrag übrig läßt, der Macht über fremde Arbeit geben könnte. Wir wollen nur den elenden Charakter dieſer Aneignung aufheben, worin der Arbeiter nur lebt, um das Kapital zu vermehren, nur ſo weit lebt, wie das Intereſſe der herrſchenden Klaſſe

[1] Dritte autoriſierte deutſche Auflage (Hottingen-Zürich 1883) S. 13 f.

erheischt. In der bürgerlichen Gesellschaft ist die lebendige Arbeit nur ein Mittel, die aufgehäufte Arbeit zu vermehren. In der kommunistischen Gesellschaft ist die aufgehäufte Arbeit nur ein Mittel, um den Lebensprozeß der Arbeiter zu erweitern, zu bereichern, zu befördern." Im gleichen Sinne sagt Engels[1]: „Die Expansionskraft der Produktionsmittel sprengt die Bande, die ihr die kapitalistische Produktionsweise angelegt. Ihre Befreiung aus diesen Banden ist die einzige Vorbedingung einer ununterbrochenen, stets rascher fortschreitenden Entwicklung der Produktivkräfte und damit einer praktisch schrankenlosen Steigerung der Produktion selbst. Damit nicht genug. Die gesellschaftliche Aneignung der Produktionsmittel beseitigt nicht nur die jetzt bestehende künstliche Hemmung der Produktion, sondern auch die positive Vergeudung und Verheerung von Produktivkräften und Produkten, die gegenwärtig die unvermeidliche Begleiterin der Produktion ist und ihren Höhepunkt in den Krisen erreicht. Sie setzt ferner eine Masse von Produktionsmitteln frei durch Beseitigung der blödsinnigen Luxusverschwendung der jetzt herrschenden Klassen und ihrer politischen Repräsentanten. Die Möglichkeit, allen Gesellschaftsgliedern eine Existenz zu sichern, die nicht nur materiell vollkommen ausreichend ist und von Tag zu Tag reicher wird, sondern die ihnen auch die vollständige freie Ausbildung und Bethätigung ihrer körperlichen und geistigen Anlagen garantiert, diese Möglichkeit ist jetzt zum erstenmal da, aber sie ist da."

Der Zukunftsstaat erscheint somit nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Beglückung aller Gesellschaftsglieder. Aber er ist im Sinne des Marxismus das einzige Mittel für jenen Zweck, das durch die historische Entwicklung gebotene alleinige Mittel. Unabhängig von diesem Mittel kann von einer Befriedigung der Ansprüche und Erwartungen der Arbeiterklasse keine Rede sein.

Dazu kommt, daß die geschichtliche Evolution, die erst in der sozialistischen Gesellschaftsordnung zur Ruhe gelangt, nach marxistischer Lehre einen naturgesetzlichen Prozeß darstellt, der im wesentlichen innerhalb eines festen Geleises verläuft: fortschreitende Konzentration der Betriebe, fortschreitende Accumulation des Besitzes, fortschreitende Verelendung der

[1] Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (2. Aufl., Zürich 1886) S. 268 ff.; (3. Aufl., Stuttgart 1894) S. 302 ff.

Arbeitermassen u. s. w. Jeder, der den Marxismus kennt, weiß, daß der Verzicht auf eine einzige dieser Theorien den ganzen Marxismus über den Haufen wirft. Man kann in der That nicht zugleich Marxist sein und die Verelendungstheorie preisgeben!

Daraus ergiebt sich aber mit unabweisbarer Notwendigkeit, daß der wahre Marxist allen Bestrebungen, welche auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung irgendwie bedeutsame Verbesserungen in der Lage der Arbeiterklasse im Auge haben, nur wenig Sympathie und eine geradezu unüberwindliche Skepsis entgegenbringen kann. Ist die fortschreitende Verelendung ein naturnotwendiger Prozeß, wer kann dann noch an eigentliche Besserung glauben? Das aber, an welches man nicht glauben kann, wird folgerichtig auf wirksame Sympathie nicht rechnen können.

In der That wurden und werden denn auch die gewerkschaftlichen Bestrebungen von streng marxistischer Seite mit einer gewissen Geringschätzung behandelt. Allenfalls gestand man ein, daß vermittelst der Gewerkvereine einige Palliativmittel zur Linderung der allzu großen Not sich wohl erlangen ließen, und daß dadurch die Arbeiter einige Stärkung für den letzten, entscheidenden Kampf gewannen; aber jede irgendwie radikale Besserung blieb dabei doch noch immer einzig und allein der Zukunftsstaate vorbehalten.

Kein Wunder, daß diese offene oder verborgene Geringschätzung der gewerkschaftlichen Bestrebungen — die, wohl bemerkt, dem konsequenten Marxismus wesentlich ist — auf der andern Seite zu einer Geringschätzung des Zukunftsstaates geführt hat. Nicht nur wurde derselbe in die „aschgraue" Zukunft verlegt, auch an scharfer Zurückweisung der Lehre selbst fehlte es nicht. So schrieb z. B. noch unlängst das Verbandsorgan der deutschen Buchdrucker: „Die Utopistereien, Kladderadatsch-, Verelendungs- und Zusammenbruchstheorien, die Prophezeiungen und Sichtwechsel auf den Zukunftsstaat, die lähmende Behauptung, daß innerhalb der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung nichts für die Arbeiter erreicht werden könne, haben bis heute ihre zersetzende und demoralisierende Wirkung auch auf die Gewerkschaften geäußert, und wenn derartiger Unfug — sagen wir einmal von ‚oben' herab — heute nicht mehr getrieben wird, desto fester sitzen derartige Theorien bei den zum Nachdenken nur wenig geneigten Massen und werden auch von gewissen ‚Führern', denen selbst wirtschaftliche und politische Erziehung not thut, immer noch gepredigt

‚Was sagt die Partei dazu' oder ‚Das ist Sache der Partei' — derartige Sentenzen haben wir vor kurzem noch auf dem Frankfurter Gewerkschaftskongresse gehört — und da will man von einer unabhängigen und selbständigen Gewerkschaftsbewegung reden, die Mannes genug wäre, sich neue Wege zu erschließen, die den Glauben an ihre eigene Zukunft in sich trägt und die überzeugt ist von ihrer Bedeutung für die Erziehung des Volkes zur demokratischen Selbstverwaltung?"

Jedenfalls ist heute der Glauben an die Wunder des Zukunftsstaates bereits bei vielen Arbeitern sehr geschwächt, das Verlangen nach ihm bedeutend herabgemindert. Diese Ernüchterung wird ohne Zweifel voranschreiten, je mehr die Arbeiterschaft in den Gewerkvereinen nach praktischen Zielen und erreichbaren Vorteilen zu streben lernt. Gerade die intelligenteren Arbeiter müssen doch nachgerade einsehen, daß eine kommunistische Gesellschaftsordnung in direktem Gegensatze steht zu all dem, was die gewerkschaftliche Bewegung erreichen will, daß dieselbe statt größerer Freiheit völlige Knechtschaft, statt Gerechtigkeit nur die vollendete Ungerechtigkeit bringen müßte. Nicht bloß die zum Anarchismus sich bekennenden Vertreter des Arbeiterstandes haben das erkannt und ebendarum den Kampf gegen den autoritären Sozialismus eröffnet; auch weiter blickende Anhänger des marxistischen Sozialismus wußten die vom Standpunkte der Gerechtigkeit und der Freiheit gegen die kommunistische Gesellschaft erhobenen Bedenken wohl zu schätzen, wenn sie auch vorderhand noch dem Idol des Zukunftsstaates völlig zu entsagen sich nicht entschließen konnten.

So bemühte sich z. B. der im übrigen sehr besonnene und um den Arbeiterstand wohlverdiente schweizerische Arbeitersekretär Hermann Greulich mit großem Ernste, unter Wahrung des marxistischen Standpunktes die für den kommunistischen Sozialismus äußerst kritische Freiheitsfrage zu lösen[1]. Der Sozialismus — so meinte er — wolle die historische Entwicklung in einer Weise fortführen, die der Gesamtheit und also auch dem Einzelnen die größtmögliche Summe von Macht und Herrschaft über die Natur und dadurch von Freiheit zugänglich mache und zugleich auch die Forderung nützlicher Arbeit nach seiner Kraft für jeden zur Menschenpflicht, sowie die Gewährleistung von Lebensgenuß nach seinem

[1] Richters Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik I (1. Aufl., Zürich 1879), 8 ff.

Bedürfnis zum Menschenrecht erhebe. Freilich sei zu diesem Zwecke eine unumgängliche Vorbedingung, daß der Privatbetrieb in Produktion, Austausch und Verkehr übergehe in den Gemeinbetrieb, infolgedessen also auch das Privateigentum an Grund und Boden und die übrigen Mittel für Produktion, Austausch und Verkehr übergehen in Gemeineigentum. Gewiß werde dabei aber durch eine viel kürzere notwendige Arbeitszeit der Einzelne ein unendlich größeres Maß von Bewegungsfreiheit erhalten, als dies heute, selbst durch Fabrikgesetze, dem Arbeiter geboten sei; — er werde also ein viel freierer Mann, insofern er einen beträchtlich größeren Teil seines Lebens zu seiner vollständig freien Verfügung habe. Um aber dieses Maß von Freiheit zu erhalten, werde eine vernünftige Ordnung nötig sein, eine vernünftige Einteilung der Funktionen. Je exakter die gesellschaftliche Maschinerie arbeite, um so mehr Zeit werde überschüssig und zur freien Verfügung jedes Einzelnen stehen, desto größer also auch das Maß seiner Freiheit. Man möge sich vorstellen, daß Produktion und Austausch beim Gemeinbetrieb in ähnlicher Weise organisiert sein werden wie in einem Lande mit Staatseisenbahnen der Bahndienst oder der Postdienst, freilich mit dem Unterschiede, daß eine viel kürzere Arbeitszeit, viel öftere Ablösung stattzufinden habe und die Funktionen nicht so ungerecht verschieden abgeschätzt würden wie heutzutage. — Ganz besonders aber wird auf den demokratischen Charakter der zukünftigen Gesellschaft als eine feste Garantie der Freiheit hingewiesen. Wir wollen nicht mißverstanden sein — fährt nämlich Greulich fort — und denken nicht im entferntesten an eine Organisation der Arbeit „von oben herab", durch irgend ein Zentraldirektorium, welches einfach kommandiert nach seinem Ermessen. Keineswegs! Die Organisation der Arbeit kann sich natürlich in einer vernünftigen Gesellschaft nur auf demokratischer Grundlage vollziehen, und der Verstand, die Einsicht und Erfahrung jedes Einzelnen soll daran mitarbeiten und zu möglichster Geltung gelangen. Der Hauptvorteil der künftigen Arbeitsorganisation muß gerade darin liegen, daß sie alle produktiven Kräfte und Anlagen mobil macht und jeden Einzelnen nach seiner Fähigkeit und Einsicht volle Geltung auf die Regelung des Ganzen erringen läßt. Der Einzelne ist keineswegs Arbeitsmaschine, sondern er ist gleichberechtigter Genosse, der in seinen Gruppen über die Einteilung der Arbeit und das Arbeitsbudget mit seinen Arbeitskameraden berät und mit beschließt, Verbesserungen in Anregung bringt 2c., und das nicht nur gelegentlich auf Vorlage einer Oberleitung, sondern in regelmäßigen

periodischen Versammlungen. Da wo Fachfragen vorliegen, entscheiden selbstverständlich die Fachgenossen. Ist aber ein solcher Entscheid über Arbeitsbudget, -einteilung ꝛc. mit Mehrheit erfolgt, dann kann sich die Autonomie der einzelnen Gruppen nur noch auf ihre innern Fragen beziehen, aber nicht auf den gesamten Arbeitsplan. Diesem müssen sich dieselben unterordnen. Traf die entscheidende Majorität einmal nicht das Richtige, dann wird die Erfahrung sprechen und den etwaigen bessern Vorschlägen der Minorität das nächste Mal ein um so geneigteres Ohr verschaffen — jedenfalls viel eher, als wenn die Minorität, mißleitet durch eine falsche Anschauung von ihrer „Autonomie", gegen den Arbeitsplan rebelliert und dadurch seine Ausführung durchkreuzt. Man wird um so eher fehlerhafte Beschlüsse korrigieren, als die Gruppe ja auch der Gesamtheit gegenüber für die Ausführung ihrer Arbeitsleistungen gewissermaßen die Verantwortlichkeit haben muß.

Aber das sind doch ganz offenbar nur schöne Worte! Die Möglichkeit der ausgedehnteren Verfügung über Freistunden oder die in Aussicht gestellte Freiheit als Macht und Herrschaft über die Natur wird die Genossen durchaus nicht entschädigen können für die persönliche Knechtschaft, die aus dem *Wesen* der kommunistischen Gesellschaft mit Notwendigkeit sich ergiebt. Greulich giebt zu, daß die Planmäßigkeit der Produktion, d. h. ihre Regelung nach der Statistik der Bedürfnisse und der nötigen Vorräte, ferner ihre Erhaltung auf dem vorgeschritteneren Standpunkte des Großbetriebes und einer fortschreitenden Technik durchaus unverträglich sind mit der wirtschaftlichen Autonomie der Gruppen und natürlich noch viel unverträglicher mit der ökonomischen Selbständigkeit der Individuen. Er bestreitet ebensowenig die Möglichkeit, daß Minoritäten mit den Beschlüssen der „Gesamtheit", d. h. der Majorität, nicht einverstanden sind. Aber sie *müssen* sich fügen und von einer etwaigen zukünftigen besseren Einsicht der Majorität eine Änderung des Arbeitsplanes erhoffen. Daß hieraus sich ungeheuere Schwierigkeiten ergeben würden, das beweist die Erfahrung, die man mit den reinen Arbeiter-Produktivgenossenschaften bisher gemacht hat. Je größer diese Genossenschaften, um so größer auch die Schwierigkeiten! Wie enorm würden sie erst sein in jener allgemeinen, auf demokratischer Grundlage aufgebauten Wirtschaftsgenossenschaft, mit welcher der Sozialismus die Welt beglücken möchte!

Gerade die „demokratische Grundlage" macht die totale wirtschaftliche Abhängigkeit von dem *einzigen* und *alleinigen* Herrn — der Gesell-

Qualifikation des Arbeiters ankommt. Will man eine geringere Zeit für qualifizierte Arbeit einem größeren Zeitquantum einfacher Arbeit gleichstellen, so ist endloser, leidenschaftlicher Kritik Thür und Thor geöffnet. Überdies wird auch für dieselbe qualifizierte Arbeit das Quantum und die Qualität der Arbeitsprodukte, bei gleicher Arbeitszeit, noch sehr verschieden ausfallen, je nach dem individuellen Fleiß, der individuellen Geschicklichkeit des einzelnen qualifizierten Arbeiters. Daß durch die kapitalistische Entwicklung die Masse der Arbeiter „gleichförmig" werde, wie das Kommunistische Manifest meint, widerspricht völlig der thatsächlichen Erfahrung und kann, wenigstens was die Leistungen der Einzelnen betrifft, auch von der Zukunft vernünftigerweise nicht erwartet werden.

Beständen aber alle diese Schwierigkeiten nicht, so würde doch, wie Marx ganz richtig bemerkt, die Verteilung nach der Leistung, die Zuweisung seines Arbeitsertrages an den einzelnen Arbeiter zur Ungleichheit in der kommunistischen Gesellschaft führen und somit deren Existenz selbst in Frage stellen.

Darum bezeichnet denn auch Marx als Maßstab der Verteilung für die höhere Phase der kommunistischen Gesellschaft das Bedürfnis: Jedem nach seinen Bedürfnissen! Würden nun diejenigen Arbeiter, welche höhere Leistungen liefern, ganz genau in demselben Maße auch mehr Bedürfnisse haben, so dürfte dieser Maßstab mit der Gerechtigkeit eher vereinbar sein. Aber das ist eine faktisch und prinzipiell absurde Voraussetzung. In einer Gesellschaft „gleicher" Arbeiter, wo keine Klassen- und Standesunterschiede bestehen, wo der eine nicht luxuriöser leben darf als der andere, können die Bedürfnisse durchaus nicht in Proportion zur Arbeitsleistung der verschiedenen Arbeiter treten. Daraus ergiebt sich aber eine so grausame Ungerechtigkeit für die Verteilung, daß die kommunistische Gesellschaft in kürzester Zeit allein deshalb schon in die Luft fliegen müßte. Die Arbeitsleistungen werden konkret so verschieden sein wie die individuellen Arbeiter, ihre Fähigkeiten, Kräfte und sonstigen Eigenschaften. Der quantitativ und qualitativ verschiedenen Arbeit gebührt aber eine entsprechend verschiedene Vergeltung.

Es ist eine geradezu ungeheuerliche Zumutung an die Glaubenskraft der irre geleiteten Arbeitermassen, wenn der „wissenschaftliche" Sozialismus dem gegenüber auf die zukünftige Änderung der Rechtsanschauungen sich berufen will. Nein, Recht bleibt Recht und Unrecht bleibt Unrecht in alle Zukunft. Wer mehr und Besseres leistet, will auch mehr und Besseres

dafür empfangen. Daran ändert die kommunistische Gesellschaft nichts[1]. Was sie geändert bezw. beseitigt hat, das ist die Möglichkeit, daß überhaupt jener unabweisbaren Forderung der Gerechtigkeit entsprochen werden könne. Nur Konsumtionsmittel werden verteilt. Die Konsumtion aber hat ihre Grenzen; in einer Gesellschaft „gleicher" Genossen findet sie diese Grenzen sehr bald. Vorräte von Konsumtionsmitteln, die nicht zur eigenen Konsumtion verwendet werden können und nicht zur Erlangung einer Herrschaft über fremde Arbeitskraft verwendet werden dürfen, haben absolut keinen Wert für den Besitzer, wären völlig unnütz. Aber nicht nur dies, sie würden dazu noch für die kommunistische Gesellschaft sehr gefährlich, weil sie doch wieder eine Verschiedenheit des Besitzes bedeuten und der Versuchung zur Wiedereinführung von Klassen- und Standesunterschieden Nahrung bieten könnten. Die Beseitigung der Klassen- und Standesunterschiede gehört aber zum *Wesen* der kommunistischen Gesellschaft. Die „freien" Arbeiter sind eben „gleich" und müssen „gleich" bleiben, wenn dabei auch jeden Augenblick die Gerechtigkeit zertreten wird. —

Und einer solchen Gesellschaftsordnung würden sich *gewerkschaftlich* geschulte Arbeitermassen fügen, die gerade für *Selbständigkeit*, *Freiheit*, *Gerechtigkeit* zu kämpfen gewohnt waren? Wer vermöchte das zu glauben?

Gewiß, es wendet sich die Absage der gewerkschaftlich gerichteten Geister zunächst und vor allem gegen die marxistische Verelendungstheorie: „Die düstern, niederschlagenden Vorstellungen, die in unserm Kopfe die Marxsche Entwicklungslehre entstehen ließ, verflüchtigen sich mit dieser Lehre selbst. Nicht durch eine Zunahme unserer Ohnmacht, unserer Not und unseres Elendes steigen wir zum Sozialismus aufwärts, sondern durch eine schrittweise Verbesserung und Hebung unserer Lage und durch eine Erweiterung und Ausdehnung unserer Machtverhältnisse."[2] Aber mehr

---

[1] Man vergleiche die erfolglosen Bemühungen, mit denen z. B. J. *Dietzgen* (Sozialdemokratische Bibliothek. III. Die Zukunft der Sozialdemokratie [Hottingen-Zürich 1885] S. 7 ff.) den Vorwurf der Ungerechtigkeit in der „zukünftigen" Verteilung der Güter abzuweisen sucht: „Hüten wir uns vor der idealistischen Gerechtigkeit: sie ist ein metaphysischer Schemen, der neuzeitlich noch einen Schatten in unsere Zukunft fallen läßt." Glücklich allerdings die Zeit, wo die Gerechtigkeit keinen „Schatten mehr fallen läßt", — wo sie zu einer unbekannten Größe geworden sein wird!

[2] Zur Kritik der Marxschen Entwicklungslehre von *Paul Kampffmeyer*, in: „Sozialistische Monatshefte" IV (1898), Heft VIII, S. 345 ff.

und mehr wird auch das kommunistische Endziel schon kritisiert, in seiner Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit erkannt.

Wir möchten hierfür auf ein weniger bekanntes, aber sehr bedeutsames Beispiel aus neuester Zeit hinweisen.

Der Artikel 2 der Statuten des schweizerischen Gewerkschaftsbundes bezeichnet als dessen Zweck unter anderm: „die Befreiung der Arbeit vom Lohnsystem, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel gemäß dem Programm der Sozialdemokratie". Auf dem schweizerischen Arbeitertage in Luzern (vom 3. April 1899) forderte nun der Arbeitersekretär, Hermann Greulich, daß dieser Passus aus den Statuten entfernt werde, indem er ausführte: „Solche kurze Worte sagen entweder zu viel oder zu wenig. Die wirtschaftliche Entwicklung selbst arbeitet an der Vergesellschaftung der Produktionsmittel, ein großer Teil der Produktionsmittel ist heute schon dem Einzeleigentum und der Einzelwirtschaft entzogen, ist vergesellschaftet, teils in den Händen der Gemeinden oder des Staates, teils in den Händen kapitalistischer Gesellschaften. Ein anderer Teil wird vielleicht selbst in der Zukunft nie vergesellschaftet werden. Man sagt also mit dem Satze zu viel oder zu wenig, wenn man nicht eine nähere Erklärung dazu giebt. Vergessen wir doch nicht, daß hierüber sehr verschiedene Anschauungen in guten Treuen existieren. Wir haben hier auf dem Arbeitertag zwei große Gruppen von Anschauungen. Die Katholiken verwerfen auch den römisch-rechtlichen Eigentumsbegriff, sie folgen den Anschauungen des hl. Thomas von Aquino, der das Eigentum als Nutzungsgut, den Eigentümer nur als Verwalter betrachtet, mit der Verpflichtung, sein Eigentum nur zum Guten seiner Mitmenschen zu verwenden. Die Sozialisten stützen sich auf die Darlegungen von Karl Marx, der aus dem Entwicklungsgange der kapitalistischen Produktionsweise auf ein Zuspitzen der Gegensätze zwischen kapitalistisch-gesellschaftlicher Produktionsweise und privatkapitalistischer Aneignungsweise schließt, das zu einem gesellschaftlichen Umschlagen, d. h. zu einer gesellschaftlichen Ordnung führt, in der die Gesellschaft selbst die Produktionsmittel in die Hand nimmt und die aus ihnen und der Arbeit gewonnenen Genußgüter allen Gliedern der Gesellschaft zukommen läßt. — Wir haben es aber in keinem Falle mit starren, unabänderlichen Theorien zu thun, und gerade der Standpunkt von Marx ist auf die Kritik gegründet und muß in kritischer Beobachtung der Thatsachen weiter geführt werden. Und diese Arbeit ist im vollen Gange, was mich als Marxisten sehr freut. Es werden die

Überleben wird, die schließlich entscheiden, ob der hl. Thomas von Aquin oder Marx recht behält, oder ob die Entwicklung auf einem andern Gleise liegt."[1]

Wenn der Führer der schweizerischen Sozialisten, der im Jahre 1879, wie wir oben erwähnten, den Zukunftsstaat noch entschieden verteidigte, heute den Begriff der „Vergesellschaftung" so wesentlich modifiziert, überdies daran zweifelt, ob in Zukunft alle Produktionsmittel vergesellschaftet werden, schließlich von der „naturnotwendigen" Entwicklung zum marxistischen Kommunismus hin nichts mehr wissen will, so ist dies allerdings ein sehr erfreulicher Fortschritt, mag auch Greulich immerhin sich noch als Marxisten bezeichnen wollen.

Ebenso bedeutsam ist aber auch die Art und Weise, wie Greulich für die volle Neutralität der Gewerkvereine eintrat: „Es gibt Länder, in denen die Arbeiter gegenüber der Staatsgewalt noch um die ersten und elementarsten Rechte der freien Meinungsäußerung, der Vereins- und Versammlungsfreiheit kämpfen müssen, und wo es im wesentlichen die Sozialdemokratie ist, die diesen Kampf mit Nachdruck führt. Dort ist es ja ganz begreiflich, daß die Gewerkschaften, die zudem auch von Sozialdemokraten organisiert wurden, darauf halten, mit der Sozialdemokratie im engsten Zusammenhang zu stehen. Wir aber (in der Schweiz) sind über dieses Kampfstadium hinaus, bei uns kommt es lediglich darauf an, das Recht der Vereinigung recht ausgiebig zu gebrauchen. Für die gewerkschaftliche Organisation müssen wir daher uns möglich streng an den gewerkschaftlichen Zweck halten und beiseite lassen, was größere Arbeiterschichten abhalten könnte, sich den Gewerkschaften anzuschließen."[2]

Das heißt doch mit andern Worten: Hat der Mohr seine Schuldigkeit getan, dann kann er gehen! Hat die Sozialdemokratie in einem Lande politisch für den Arbeiterstand die Bahn frei gemacht, dann ist es Aufgabe der politisch und religiös neutralen Gewerkvereine, das Arbeitsverhältnis nach Art einer konstitutionellen Monarchie auszugestalten: Unternehmer bleiben die Herren, aber sie verhandeln über den Arbeitsvertrag mit den Gewerkschaften und vereinbaren mit ihnen die Arbeitsbedingungen[3]. Das ist ja das Ziel der Gewerkvereine! Mag da

[1] Der schweizerische Arbeitertag in Luzern am 3. April 1899 (Zürich 18 S. 67 f.

[2] A. a. O. S. 70. [3] A. a. O. S. 28.

immerhin noch der sozialistische Zukunftsstaat als ersehntes Endziel der historischen Bewegung dem Geiste mancher Arbeiter vorschweben, die mehr praktischen Zielen zugewendeten Leute werden mit John Burns denken und sagen, daß der Gewerkschaftssperling in der Hand ihnen lieber sei als der sozialistische Schwan in der Zukunft!

Die Folgerung aus dem Gesagten liegt so nahe, daß sie nur einer ganz kurzen Andeutung bedarf: Wer es mit dem Staate und der Arbeiterklasse wohl meint, der wird heute alles vermeiden müssen, was in Wirklichkeit oder auch nur dem Schein nach eine Beschränkung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter bedeuten könnte.

Heinrich Pesch S. J.

Die Liebfrauenkirche zu Luxemburg.

Wenn man von Gotik redet, denkt man gewöhnlich nur an die Schöpfungen, welche der Stil in seiner Frühzeit, auf der Höhe seiner Ausbildung oder gegen Ende des Mittelalters hervorgebracht hat. Selten wird man dabei auch die Nachblüten im Sinne haben, welche er im 17. Jahrhundert gleichsam als Scheidegruß getrieben, da er dem von Welschland her eingedrungenen Barock das Feld überlassen mußte. Und doch verdienen diese letzten Gaben des einst so herrlich prangenden Baumes es keineswegs, so ganz der Vergessenheit überantwortet zu werden.

Freilich sind es nur Nachblüten. Es sind Kinder des Spätherbstes. Es mangelt ihnen mehr oder minder die urwüchsige Kraft, das frische, freie Aufstreben, der leichte Aufbau, die große, geistvolle Linienführung, der Adel und die Reinheit der Formen, die verständnisvolle Behandlung der Bauglieder, die straffe konsequente Durchführung des gotischen Konstruktionsgedankens. Die Gotik ist alt geworden und befindet sich im Stadium der Zersetzung. Es mischen sich allerlei fremde Elemente den gotischen Formen bei. Gotische und antike Baumotive werden in buntem Durcheinander und in der merkwürdigsten naivsten Verquickung miteinander verbunden. Allein es sind doch wenigstens im Kern noch wirkliche gotische Schöpfungen, mögen sie auch in der äußern Form ihre Abstammung mehr

oder weniger verleugnen. Wer der Gotik Interesse entgegenbringt, wird nicht bloß deren Erstlingsschöpfungen Beobachtung schenken, noch wird er schon an der Schwelle der Neuzeit Halt machen, sondern die Geschicke des Stiles verfolgen, bis er den Augen entschwindet.

Die Renaissance hat nicht mit einem Schlage die Gotik verdrängt. Nirgends läßt sich zwischen beiden eine scharfe Grenze ziehen, nicht einmal in Italien, dem Mutterboden und dem gelobten Lande des wiederbelebten klassischen Stiles. Überall hat ein Übergang stattgefunden, der sich freilich je nach den verschiedenen wirksamen Einflüssen bald rascher bald langsamer vollzog.

Im großen und ganzen lassen sich in dem Umwandlungsprozeß zwei Mittelstufen unterscheiden.

Auf der ersten bewahrt der Bau sein volles gotisches Gepräge. Die Renaissanceformen treten nur in untergeordneter Weise auf. Meist sind es die zufälligen, dem Bau an sich fremden Teile, wo sich die klassische Formsprache zuerst einnistet, wie die Galerien, Doxale, das Kirchenmobiliar. Doch sind auch schon die wesentlichen Bauglieder im Umgestaltungsprozeß begriffen, wie die Säulen mitsamt ihren Kapitälen, die Scheidbogen, das Fenstermaßwerk, die Gewölbe.

Auf der zweiten entspricht zwar die Gesamtanlage und der Aufbau noch den hergebrachten Grundsätzen und Regeln der Gotik. Noch läßt sich im Bau deutlich das gotische Gerüst erkennen. Allein die Formsprache ist völlig den Alten entlehnt. Pfeiler mit vorgelagerten Pilastern und ionischen oder korinthischen Kapitälen, mächtig ausladende Gesimse, Schnecken und Verkröpfungen, Kassetten, klassische Ranken, Fruchtschnüre und Putten grüßen von allen Seiten. Der Spitzbogen ist ganz verschwunden, der Rundbogen konsequent durchgeführt oder teilweise durch geradlinigen Abschluß ersetzt.

Am frühesten wich die Gotik der Renaissance in Italien, wo sie ohnehin niemals bis in ihre letzten Konsequenzen ausgebildet worden niemals dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen war. In Spanien und Frankreich übte sie noch im 16. Jahrhundert einen großen Einfluß aus. Noch länger dauerte ihr Leben in den belgischen Niederlanden und den damit zusammenhängenden Gebieten sowie im Norden Deutschlands. Hier entstanden noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Reihe sehr beachtenswerter, zum Teil sogar bedeutender Kirchen, welche die Gotik, wenngleich in recht späten Formen, jedoch mit vortrefflichem Sinn

ür die gotiſchen Bauprinzipien verkörpern. In den Rheinlanden und Weſtfalen dauerte es ſogar bis gegen das 18. Jahrhundert, ehe ſie ganz vom Plan verſchwindet.

Noch lange nicht die geringſte unter den Blüten, welche die Gotik in ihrem Alter gezeitigt hat, iſt die Liebfrauenkirche zu Luxemburg. Sie darf ſich unzweifelhaft mit Ehren neben manche der vorzüglicheren Kirchen der Spätgotik hinſtellen. Es iſt in der That auffallend, daß ſie in den Kreiſen der Kunſthiſtoriker ſo gut wie völlig unbekannt iſt. Man ſchlage nur eine Kunſtgeſchichte um die andere auf, man wird ſie vergeblich ſuchen.

Die Kirche wurde während der Jahre 1613 bis 1621 gebaut. Ihre Abmeſſungen ſind nicht übergroß, doch immerhin beträchtlich. In ihrer Anlage zeigt ſie einen Reichtum, den wir um dieſe Zeit bei andern Kirchen ſehr ſelten antreffen. Elemente der Renaiſſance haben in ihr nur in einem verhältnismäßig recht beſcheidenen Maße Eingang gefunden. Im großen und ganzen iſt es noch wirkliche gotiſche Formenſprache, die wir in dem Bau vernehmen. Dabei kommen in ihm die konſtruktiven Grundſätze der Gotik in einer ſo klaren Weiſe zur Geltung, wie nicht beſſer bei manchen früheren Schöpfungen des Stiles.

Um ſo weniger kann es daher wunder nehmen, daß wir uns in den nachfolgenden Zeilen etwas eingehender mit der Kirche befaſſen, die Blätter ihrer Baugeſchichte ein wenig entrollen und den Bau in ſeinen Einzelheiten einer kurzen äſthetiſch-kritiſchen Wertung würdigen.

I.

Die Liebfrauenkirche iſt eine Jeſuitenkirche; ſie wurde von den Patres erſt erbaut, nachdem ſich dieſelben zum zweitenmal in Luxemburg niedergelaſſen hatten. Die erſte Anſiedlung fällt in das Jahr 1583 und ging von Trier aus, da die Stadt Luxemburg damals kirchlich zum Trierer Erzbistum gehörte. Es kam indeſſen durch Umſtände, auf die hier einzugehen zu weit führen würde, nicht zu einer dauernden Niederlaſſung. Auf einen Bericht, den P. Klutzius, der Obere der Luxemburger Miſſion, an den Viſitator der belgiſchen und deutſchen Provinz, P. Oliverius Manareus, über die Lage der Dinge in Luxemburg richtete, wurden die Patres am 28. Juni 1585 zum Leidweſen der ſtädtiſchen Behörden abberufen [1].

[1] Das Material zur Baugeſchichte der Liebfrauenkirche lieferte mir teils das Regierungsarchiv zu Luxemburg, deſſen Einſichtnahme mir Herr Regierungsrat Ruppert freundlichſt ermöglichte, teils das Pfarrarchiv von Liebfrauen, welches mir

Es dauerte ungefähr zehn Jahre, bis eine neue Niederlassung erfolgte. Diesmal ging dieselbe von der belgischen Provinz aus. Anfangs bestand die Kolonie nur aus den drei Patres Bernard Duraspis, dem Socius des Provinzials als dem Obern, Heinrich Samerius, einem Kind des Luxemburger Landes, und Theodor Bekanus. Bald gesellten sich den Ankömmlingen indessen zwei Laienbrüder, Jakob Sopron und Johannes Brabant, zu.

Anfangs bewohnte man ein gemietetes Haus in der Wassergasse, vertauschte selbiges aber bald mit einem eigenen Heim, das man von dem städtischen Bannerherrn Florndorf gekauft. Zur Ausübung der gottesdienstlichen Verrichtungen und der Seelsorge war den Patres die St. Klemenskapelle bei der Kirche des hl. Nikolaus überwiesen worden. Die Eröffnung eines Kollegs erfolgte erst 1603, also fast ein Jahrzehnt nach Beginn der zweiten Niederlassung. Von der Erbauung einer eigenen Kirche aber konnte damals noch keine Rede sein. Man mußte die Entwicklung des Kollegs abwarten und sich vorderhand noch eine Weile mit der Klemenskapelle begnügen. Es dauerte nahezu ein weiteres Jahrzehnt, bis man den Grundstein zur Kirche legen konnte. Die ersten ernsten Schritte zum Bau derselben geschahen gegen den Beginn des Jahres 1611. Die Anstalt hatte sich glänzend entfaltet. In wenigen Jahren war die Schülerzahl von 200, mit denen man begonnen, auf das doppelte gestiegen. Die Klemenskapelle genügte infolgedessen nicht mehr, und der Bau einer neuen, den Verhältnissen entsprechenden Kirche war dringendes Bedürfnis geworden.

Rektor des Kollegs war seit Oktober 1609 P. Franz Witspaen aus Oudenarde, daher gewöhnlich Aldenardus genannt. Geboren am 28. Januar 1576, war er am 27. Oktober 1598 in die Gesellschaft Jesu eingetreten. Am 1. November 1600 hatte er seine ersten Gelübde abgelegt, seine Profeßgelübde machte er am 5. Oktober 1614. Er starb am 15. September 1626 in seiner Vaterstadt. Witspaen war ein ungemein fähiger und thätiger Mann. Die günstige Entwicklung des Kollegs ist vor allem sein Werk. Er war 1604 nach Luxemburg gekommen und hatte, ehe er Rektor wurde, schon fünf Jahre als Prokurator die Geldgeschäfte des

---

das bereitwillige Entgegenkommen des Herrn Dompfarrers Lech eröffnete. Andere Angaben verdanke ich dem Sammelfleiß und der Güte des Herrn Pfarrers Groß von Biwingen, des Herrn Professors Huart zu Luxemburg und namentlich meines Ordensbruders, des P. Joh. B. van Meurs. Den betreffenden Herren meinen besten Dank.

Kollegs besorgt. Das „Elogium" rühmt seine Wohlthätigkeit gegen die Armen, seinen Seeleneifer, seine Sorge für den Unterricht und bemerkt bezeichnend: Summa omnium vox est, P. Aldenardus bene rexit, bene vixit. Als Verdienst des P. Witspaen hebt es ferner hervor, daß er die Ordenskirche von den Fundamenten an erbaut habe.

Die nächste Thätigkeit des Rektors war dahin gerichtet, einen Bauplatz zu beschaffen, der natürlich in unmittelbarer Nähe des Kollegs liegen mußte. Er kaufte daher zwei Häuser an, welche zwischen diesem und dem Refugium S. Maximini, dem jetzigen Regierungsgebäude, lagen. Eines davon gehörte einem Nagelschmied, das andere war das Haus „Zum Kronen". Da indessen der so gewonnene Platz noch nicht genügte, suchte Aldenardus auch das Stück Garten zu erwerben, welches hinter dem Hause des Nagelschmiedes lag und zum Berburgschen Anwesen gehörte. Allein die Erwerbung desselben stieß auf große Schwierigkeiten, da gerade über den Berburgschen Besitz zwischen Sebastian Tynner, Herrn von Hollenfels, einerseits und dem Baron von Hohensaxen samt den noch unter Vormundschaft stehenden Erben Metternich andererseits ein Prozeß schwebte, dessen Ende vorderhand nicht abzusehen war.

Schon hatte der Erzherzog Albert auf ein Gesuch des Provinzialrates vom 21. Februar 1611 unter dem Juli desselben Jahres die Verfügung getroffen, es solle im Interesse des notwendigen Kirchenbaues der Rat das Grundstück abschätzen lassen und dann zur Expropriierung desselben schreiten, als es P. Aldenardus gelang, auf anderem Wege zu seinem Ziele zu kommen. Er bewog den Baron von Hohensaxen, unter dem 3. November 1611 auf den von diesem erhobenen Anspruch auf den Garten zu Gunsten des Kirchenbaues zu verzichten. Desgleichen erreichte er es durch seine wiederholten Bitten, daß auch der Trierer Erzbischof Lothar von Metternich als Vormund und im Namen seiner Neffen am 2. April 1612 und durch Akt vom 12. Dezember 1612 gegen bestimmte Bedingungen auf das Gartenstück verzichtete. Statt des bisherigen Ausganges aus dem Garten, der zwischen dem „Kronen" und dem Haus des Nagelschmiedes auf die Straße führte, mußten die Jesuiten einen andern zwischen dem Maximiner Refugium und der zukünftigen Kirche anzulegen sich verpflichten. Dann mußten sie versprechen, das Schönfeldsche Haus hinter dem „Kronen" zu kaufen, um aus dessen Garten die Erben Metternich zu entschädigen. Endlich mußten sie der Familie Metternich, ihren Nachkommen und Rechtsnachfolgern vier Sitze in der Kirche mit

Aussicht auf den Hochaltar einräumen. Sebastian Tynner wollte von einer Abtretung nichts wissen. Darum kaufte der Rektor am 9. Dezember 1611 von ihm um 600 Fl. das Anrecht, welches Tynner auf den Garten zu haben behauptete. Doch mußte der Verkäufer sich anheischig machen, den Kaufpreis zurückzuzahlen, falls die endliche Entscheidung des Prozesses zu seinen Ungunsten ausfallen sollte.

Die Mittel zum Ankauf der beiden Häuser und des Gartens gewährten P. Aldenardus die Anleihen, welche er bei der Witwe Anna Kremer, die aus dem erwähnten „Kronen" stammte, und dem Noviziat zu Trier machte. Erstere lieh ihm am 22. November 1611 600 Fl. 10 Stbr, letzteres im folgenden Dezember 2600 Fl.

Die Platzfrage war also bereinigt. Es galt nun einen Plan zu entwerfen und die Baukosten zu beschaffen.

Seit der in jüngster Zeit vorgenommenen Neueindeckung des Turmes sind wir in der glücklichen Lage, den Architekten der Kirche und seine Gehilfen zu kennen. Im Knauf des Helmes fand sich nämlich ein Pergament vor, welches am 17. November 1618 bei Aufrichtung des Kreuzes in denselben gelegt worden war und die Namen aller Insassen des Kollegs enthielt. An der Spitze steht P. Aldenardus verzeichnet; ihm folgt P. Busbach, damaliger Minister, mit den übrigen Patres, den Magistri und den Brüdern. Unter letzteren treffen wir einen Kaspar Blanchard, dessen Name die Notiz beigefügt ist, er habe beim Anfahren der Bäume für den Kirchbau einen Bruch des Schenkels erlitten. Mehr aber interessiert uns die Notiz, welche der Unterschrift eines Johannes du Blocq und eines Thomas Brabant angefügt ist. Bei ersterem heißt es nämlich: architectus, bei letzterem: eius socius, sein (des Johannes du Blocq) Gehilfe.

Wer waren die beiden, die sich hier als die Meister der Liebfrauenkirche enthüllen?

Johannes du Blocq, oder auch einfach Blocq genannt, war aus Mons im Hennegau gebürtig. 23 Jahre alt, trat er am 5. März 160[illegible] in die Gesellschaft Jesu und legte am 6. Juni 1617 seine letzten Gelübde ab. Bis zum Jahre 1621 oder 1622 hatte Bruder Blocq im Noviziat zu Tournay seine Wohnung, wo unter seiner Leitung die Kirchen des Noviziats und des dortigen Kollegs, beides ausgesprochen gotische Bauten mit wenig Anklängen an die Renaissance, entstanden. 1622 treffen wir ihn zu Aire, 1623—1630 zu Douay, 1631—1633 in seiner Vaterstadt, 1636 weilte er wieder im Noviziat zu Tournay, 1638—1640 ist er zu

Douay thätig. Seit Oktober 1641 ist er dem Kolleg zu Mons zugeschrieben, wo er am 25. Januar 1656 in einem Alter von 73 Jahren nach einem thätigen Leben den ewigen Lohn entgegennahm, den er sich hienieden durch seine Thätigkeit zur Ehre Gottes reichlich verdient. Bruder du Blocq war nämlich der Architekt der gallo-belgischen Provinz. Von Haus aus Zimmermann oder Schreiner (fabor lignarius), hatte er vom Noviziat an die Bauten innerhalb der Provinz zu entwerfen und auszuführen. In Luxemburg scheint er niemals seinen dauernden Wohnsitz gehabt zu haben, sondern nur, wenn es der Kirchenbau erforderte, vorübergehend von Tournay herübergekommen zu sein. Die Vorliebe für den gotischen Stil dürfte Bruder du Blocq aus seiner Vaterstadt mitgebracht haben, wo man noch bis gegen 1590 an der großartigen gotischen Kirche Ste. Waudru beschäftigt war. Übrigens herrschte im ganzen Belgien noch bis zum 17. Jahrhundert die Gotik durchaus vor; eine Reihe höchst bedeutender Kirchen dieses Stiles schuf oder vollendete dort gerade das 16. Jahrhundert. Es kann darum nicht auffallen, wenn Bruder du Blocq bei seinen Kirchenbauten an der Gotik festhielt.

Auch Thomas Brabant, der Gehilfe des Meisters der Liebfrauenkirche, stammte aus Mons. Er wurde daselbst am 20. Dezember 1581 geboren und war, wie Bruder du Blocq, bei seinem am 25. April 1608 erfolgten Eintritt in die Gesellschaft seines Zeichens faber lignarius. Das „Elogium" ist voll des Lobes über seine Tugend, seinen Gebetseifer, seine Arbeitsamkeit. Er starb am 20. September 1630 zu Douay, wo er mit Bruder du Blocq thätig gewesen war.

Leider scheint von den Plänen der Liebfrauenkirche, welche Bruder du Blocq im Verein mit Bruder Brabant anfertigte, sich nichts erhalten zu haben. Wenigstens ließ sich bislang keine Spur derselben entdecken.

Etwas mehr Mühe als die Beschaffung eines Bauplanes machte dem P. Aldenardus die Aufbringung der Baukosten. Die Patres besaßen keine Mittel, um für dieselben aufkommen zu können, sie waren daher ganz auf die Beihilfe anderer angewiesen. Nun war es aber noch nicht lange her, daß das Kolleg mit Unterstützung der Stände und der Bürger gebaut worden war.

Allein P. Aldenardus hatte einen guten Freund am Erzherzog Albert. Auch war der Provinzialrat den Patres sehr gewogen, da man alle Tage die Früchte ihres segensreichen Wirkens gewahr wurde. Aus demselben Grunde waren die Jesuiten allenthalben in Stadt und Land geschätzt.

Die Beschaffung der Baumittel wurde hierdurch wesentlich erleichtert. Von großem Nutzen für die Sache war es, daß Erzherzog Albert am 11. Februar 1612 in einem Schreiben unter Hinweis auf die fruchtreiche Thätigkeit der Patres den Ständen dringend die Förderung des Kirchenbaues anempfahl. Schon am 16. März gewährte der Provinzialrat einen Zuschuß von 12 000 Fl., dessen erste Rate im Betrage von 2000 Fl. bereits wenige Tage später durch den Obersteuereinnehmer Bouvet ausgezahlt wurde. Der Rest folgte in größeren und kleineren Beträgen bis zum 13. April 1614.

Am 21. Januar 1613 erläßt dann der Provinzialrat einen Aufruf an alle Prälaten, Gerichtsherren, Vasallen, Pröpste, Beamten, Stadtmagistrate, Mayer, Juristen und Unterthanen, in welchem er dieselben nach Anführung des erzherzoglichen Schreibens alle samt und sonders im Namen Ihrer Hoheiten des Erzherzogs Albert und der Erzherzogin Isabella auffordert, nach Kräften zum Bau der Kirche der Patres mit Geld, Arbeit, Fuhren, Steinen, Kalk und Holz, kurz wie es jeder vermöge, beizutragen.

Die Wirkung blieb nicht aus. Schon der Mai bringt 231 Fl. 13 Stbr. Im Juni folgen 227 Fl. 14 Stbr. Eine Hauskollekte des P. Nesselradt in Arlon und Umgegend ergab 127 Fl. 14 Stbr. Es waren nicht nur Privatpersonen die Geber, sondern auch Ortschaften als solche. So sendet die Propstei Virton 40 Fl. und der Magistrat von Diedenhofen 75 Fl. Der Gesamtertrag der Gaben belief sich 1613 auf 804 Fl. 4 Stbr. Die Stände selbst gewährten im November desselben Jahres, also ehe noch die Summe von 12 000 Fl. völlig ausbezahlt war, weitere 2000 Fl., die von den Geistlichen entrichtet werden sollten. Von dieser Summe konnten sofort nur 400 Fl. ausbezahlt werden. Daher gestatteten die Stände den Patres des weitern, auf den neuerdings bewilligten Zuschuß eine Anleihe von 1600 Fl. zu machen, und übernahmen sogar großmütig bis zur Auszahlung des Restbetrags die für die geliehene Summe zu entrichtenden Zinsen im Betrag von 5%. Die Anleihe erfolgte wiederum beim Noviziat zu Trier, bei dem gleichzeitig noch weitere 3400 Fl. für den Kirchenbau aufgenommen wurden.

Sehr günstig gestaltete sich das Jahr 1614. Eine Hauskollekte, welche die Patres Dominikus Loris und Friedrich Hospelt in Begleitung der Stadtschöffen Eucharius Bock, Licentiaten der Rechte, und Johannes Schütz am 1. Januar unternahmen, ergab die ansehnliche Summe von 415 Fl. 6 Stbr. Der Sammlung in der Stadt folgten im Verlauf des

Jahres Kollekten im Lande. Wir treffen die Patres Nikolaus Cusanus und Johannes Cleffer in Ettelbrück, Diekirch, Vianden, St. Vit, Malmedy und Umgebungen, in Asselborn, Oberwampach, Echternach, Dasburg u. s. w., den P. Loris in Diedenhofen, den P. Adolf Pistorius zu Remich, Kottenhaus, Machern. Auch im Lande ist die Ernte reich. Neben dem Ertrage der Kollekten bringt aber das Jahr auch noch eine Reihe sonstiger Gaben. So sagt der Trierer Offizial Franz de la Haye 100 Thlr. zu. Der Graf von Blankenheim schenkt 17 Goldgulden zu 56 Stbr., der Weihbischof von Straßburg, Adam Peetz, und Rat Engelbert von Neuforge je 30 Fl. Aus der Hinterlassenschaft der Eltern des P. Spies, des spätern Nachfolgers des P. Aldenardus, fielen den Patres für die Kirche 1350 Fl. zu. Im ganzen beliefen sich die 1614 eingegangenen Beiträge auf 4030 Fl. Der gute Fortgang der Sache war nicht zum wenigsten das Verdienst des Provinzialrates, der es weder an Wort noch an der That hatte fehlen lassen. Darum spricht denn auch unter dem 14. September 1614 der Erzherzog Albert demselben in einem Schreiben seine Anerkennung aus; zugleich ermahnt er aber die Herren vom Rat, auch des weitern dem Kirchenbau ihre eifrige Unterstützung angedeihen zu lassen. Frucht dieses Briefes war es ohne Zweifel, wenn die Stände im November für den Bau eine dritte Unterstützung im Betrage von 6000 Fl. gewährten. Auf die Gaben der folgenden Jahre genauer einzugehen, gestattet der Raum nicht. Es seien daher nur die hervorragendsten erwähnt.

Bruder Blanchard wendet im April 1615 der Kirche 205 Fl. zu; eine zweite am 11. Juni in der Stadt Luxemburg abgehaltene Hauskollekte ergibt 411 Fl. 17 Stbr.; ein Legat des Rates Febve vom 17. Juni beträgt 200 Fl. Am 8. Januar 1616 schenkt Empfänger Ägidius Boudet 300 Fl., am 25. Januar der Abt von Orval Bernard von Montgaillard für das Chorgewölbe 500 Thlr. Erzherzog Albert und Gemahlin werfen am 5. Juli desselben Jahres für die Herstellung der Fassade 4000 Fl. aus. Aus der Nachlassenschaft des am 6. August 1616 verstorbenen Pfarrers Andreas von Übingen erhält die Kirche 300 Fl.

Im Mai 1617 sagt die Äbtissin von Juvigny in Lothringen 200 Thlr. für eine Kapelle zu. Ein am 28. Juli ausgezahltes Legat des Rates Johannes Blanchard beläuft sich auf 900 Fl. Der Abt von Echternach Petrus Richardot schenkt am 13. November für eine Kapelle 250 Goldgulden = 750 Fl. Die Erben des Rates Huart überweisen am 11. Dezember 1617 zum Dank dafür, daß P. Huart zu ihren Gunsten auf das elterliche Vermögen Verzicht leistete, für den Kirchenbau dem P. Aldenardus 300 Fl.

Der Prior der Trierer Kartause spendet am 3. Juli 1618 150 Fl., die Herren des Luxemburger Magistrats aber am 23. November für eine Säule 200 Fl.

Im April des Jahres 1619 starb Andreas Uhler, Pfarrer von Bertringen, singularis quoad vixit amicus collegii, heißt es im Register der Schenkungen. Er hinterließ für die Kapelle an der Evangelienseite 900 Fl. in barem Geld und an ausstehenden Beträgen weitere 337 Fl. sowie 85 Thlr. Für einen der beiden Türme, welche die Fassade flankieren, giebt Theodor Graf von Rochefort am 29. Juli 1619 1000 Fl.; der im Mai 1619 verstorbene Syndikus Dronkmann hatte der Kirche 375 Fl. vermacht. Eine von dem unermüdlichen P. Cleffer in Mersch und Umgebung, Useldingen, Bastogne, Ettelbrück, Heffingen und verschiedenen andern Orten im Laufe des Jahres veranstaltete Kollekte hatte den bedeutenden Ertrag von 1053 Fl. $8^1/_2$ Stbr.

Am 17. Juli 1620 schenkt der Gouverneur Graf von Berlaymont für das Portal 1500 Fl., im Dezember Empfänger Bouvet für eine Glocke 150 Fl. und der Bürger und Stadtschöffe Franz Heiner neben 150 Fl. für die Glocken für einen Beichtstuhl 120 Fl.

Das Jahr 1621 bringt neben einer Anzahl von Schenkungen für die Beichtstühle und Glocken eine Gabe des Kurfürsten von Trier im Betrag von 240 Fl. für das Hauptfenster des Chores und als Geschenk Sr. Majestät des Königs von Spanien 559 Fl. für das große Fenster der Fassade.

Im ganzen kamen nach dem Register der accepta pro constructione templi ein:

1615	1622 Fl. 6 Stbr.	1619	7427 Fl. 19 Stbr.
1616	1694 „ 17 „	1620	3575 „ $12^1/_2$ „
1617	4315 „ $1^1/_2$ „	1621	2686 „ 17 „
1618	5328 „ $15^1/_2$ „	1622	161 „ — „

Die Erträge der Jahre 1613 und 1614 hatten sich zusammen auf 4834 Fl. $4^1/_2$ Stbr. belaufen. Die Gesamteinnahme betrug demnach von 1613—1622 31 645 Fl. 13 Stbr. Eingerechnet sind in dieselben die gerichtlichen Strafgelder, welche wiederholt seitens der Behörden der Baukasse überwiesen wurden und in einzelnen Fällen 70, 98 und 100 Fl. ausmachten. Nicht darin enthalten sind aber die drei ersten Zuschüsse der Stände im Gesamtbetrag von 20 000 Fl. Nicht einbezogen sind ferner die Gaben an Naturalien, sofern sie nicht alsbald in Geld umgesetzt

wurden. Dieselben bestanden zumeist in Wein und Getreide. Einen Ochsen und sechs Hämmel schickte der Abt von St. Hubert, wie es scheint für ein Fenster, dessen Stiftung er übernommen. Nicht in Anrechnung gebracht sind endlich die Geschenke an Baumaterialien, wie die 100 Fuhren Kalk, welche Pfarrer Uhler von Bertringen lieferte, die drei Rollen Blei, welche der Amtmann von Dasburg Wilh. Wiltheim sandte, die Steine, welche der König von Spanien den Patres aus den Brüchen von Clausen zur Beplattung des Fußbodens im Chor und den Seitenkapellen überwies, und das der Kirche geschenkte Material zu dem Helm, den der Gouverneur von Luxemburg, Peter Ernst von Mansfeld, über dem Eingangsturm seines Schlosses in Clausen hatte errichten wollen.

Es ist ein interessantes Bild, welches die allgemeine Beteiligung am Kirchenbau der Patres gewährt. Die alten Luxemburger haben in der Liebfrauenkirche ihrer gottesfürchtigen Gesinnung, ihrem Eifer für die Religion und ihrer Sorge für eine gute Erziehung und Ausbildung der Jugend ein wahres Ehrendenkmal gesetzt. Denn das waren ja zuletzt die Beweggründe, weshalb alle, Stadt und Land, hoch und niedrig, reich und arm, geistlich und weltlich, Adel, Ratsherren, Bürger und Bauern in bewunderungswürdiger Freigebigkeit ihr Scherflein zur Errichtung des Gotteshauses beitrugen, weshalb alles, was irgendwie Rang und Einfluß besaß, sich der Sache des Kirchenbaues wie der eigenen annahm. Es dürfte wohl kaum einen bedeutenderen Namen aus dem damaligen Luxemburg geben, der nicht irgendwie mit dem Bau verknüpft wäre, ein Johannes Wiltheim, ein Herr von Rollingen, ein Rat Bogard, ein Dr. Bußbach, ein Colonel Baur, ein Herr von Hollenfels und zahlreiche andere. Insbesondere sind es die Juristen, welche sich der Angelegenheit mit Eifer annahmen. Die alten Luxemburger haben vollauf verdient, daß die Opferwilligkeit, welche sie beim Bau der Liebfrauenkirche an den Tag gelegt haben, aus dem Staube der Vergangenheit hervorgezogen werde.

Am 16. März 1612 hatten die Stände P. Aldenardus für seinen Kirchenbau 12000 Fl. bewilligt. Ein Jahr später war schon die Hälfte dieser Summe in seinen Händen, und so glaubte er ohne Bedenken zur Grundsteinlegung schreiten zu können. Dieselbe wurde auf den 7. Mai festgesetzt. Eine auf sie bezügliche Inschrift an der Außenseite der westlichen Umfassungsmauer besagt: Iacta huius aedis principia an. Dom. MDCXIII nonis Maii Pauli V. Pontificis Max. IX. Math. I. Imp. I. Alberti Archid. Austr. et Isabel. Clarae Eug. Infantis Hisp.

Princip. Belgii Ducum Luxemburg. et Comit. Chin. XIV. R. P. Claudii Aquavivae Praepositi Gener. Societ. XXXII acceptae Soc. Iesu sedis in hac urbe XIX.

Die Grundsteinlegung wurde sehr feierlich begangen. Sie war eine Art von Landesfest. Ein Zeitgenosse, Eustachius Wiltheim, erzählt darüber:

„Ahm 7. May 1613 ist der erster stein ahn der Herrn Patrum Societatis Iesu Kirch mit nachfolgenden Ceremonien angelegt worden. Nachdem der hochwürdiger Herr Georgh Helffenstein Suffraganeus des Stiffts Trier die platz und fundamenter consecrirt und geweyhett, ist ahn dem Ecken zur rechter Hand des eingangs der erste stein, darauff das Lutzemburger wapfen gehauwen innahmen Ihrer Durchlauchter der Ertzherтzogen durch den woledlen Herrn Petren Ernsten Herrn zu Rolingen, ansembourgh, Siebenborn, Köerich u. s. w., Erbmarschalk und Ritter, Richter der Edlen dieses landts, der ander durch einen vom adell innahmen Ihrer Er. Herrn Grafen von Berlaymont Gubernatoren dieses Landts in dero abwesen, darauf ihrer Excellenze wapfen gehauwen, gelegtt, der Ehrwürdiger Herr Petrus Roberty abten zu unser lieben frauwen Münster hat innahmen der Geistlicher Staende den dritten und ein ander den vierten innahmen der weltlichen Staende, der fünfte wegen der Statt und landts Lutzemburg gestellt auf welche drey Stein die wapfen des landts gezeichnet, darnacher haben viel unterschiedlichen standtspersonen eine ziembliche anzahl kleiner stein darauf die Nahmen IHS und MAR gehauwen zu den andern gesetzt.

Auf die zu erbauwungh des hohen altars designierte platz wardt ein altar, umb das Ambt der heyliger Meßen darauf zu halten, aufgericht, weil aber Regenwetter eingefahlen, ist die Meß auf dem Sahll über die Schoulen der Jesuiten gesungen."

Über den Fortschritt der Bauthätigkeit besitzen wir nur vereinzelte Daten. Immerhin geben dieselben wenigstens in großen Zügen ein Bild vom Fortgang der Arbeiten.

Die litterae annuae von 1615, eine Art von Jahresbericht, vermelden, es seien die Umfassungsmauern schon bis zum Dach aufgeführt. Es hatten also die Arbeiten einen für die damaligen Verhältnisse sehr günstigen Fortgang genommen. In den Jahren 1616—1618 schaffte man fleißig im Innern der Kirche. Darauf weisen einzelne Geschenke hin, welche P. Aldenardus damals für den Bau empfing, wie die Stiftung des Chorgewölbes und einer Kapelle durch den Abt von Orval, den Abt von Echternach

und die Äbtissin von Jubigny, einer Säule durch die Luxemburger Ratsherren und einer piscina chori durch Pfarrer Kruch von Münster. Am 22. April 1619 muß das Innere schon so weit vorgeschritten gewesen sein, daß man den Pfarrer Uhler in der von ihm gestifteten Kapelle an der Evangelienseite begraben konnte.

Über dem Innenbau vernachlässigte man jedoch keineswegs den Außenbau. Auch hier arbeitete man so eifrig, daß bereits 1618 die Fassade wie auch der westliche Hauptturm fertig gestellt wurden. Die Fassade trägt nämlich in großen, schmiedeeisernen Buchstaben das Datum 1618. Auf den Turm aber wurde gemäß dem 1895 im Helmknauf vorgefundenen Schriftstück am 17. November 1618 das Kreuz aufgesetzt, für welches im Laufe desselben Monats verschiedene Gaben, namentlich von Frau von Merfeld, Frau Bouvet und Witwe Anna Kremer, eingegangen waren. 1620 fehlten noch das Portal, die Fenster und das Mobiliar der Kirche. Ersteres wurde, wie die auf der Thüre angebrachte Jahreszahl beweist, 1621 vollendet. Wegen Anfertigung der Fenster wurde am 20. September mit dem Glasmaler Michael Bläßner ein Vertrag abgeschlossen. Der Meister verpflichtet sich darin, die Fenster gut zu „brennen und zu mahlen". Die Figuren, welche er in denselben anzubringen hatte, sollten ihm die Patres angeben. Für den Schuh des fertigen Fensters soll er 19 Stbr. erhalten. Eine im Regierungsarchiv vorfindliche Notiz nennt als Donatoren der Fenster die Trierer Erzbischöfe Lothar von Metternich und Christoph von Soetern, die Äbte von St. Maximin, Echternach und St. Hubert, den Pfarrer Uhler von Bertringen, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Gerolstein, die Barone von Hohensaxen, Krichingen, Wiltz und Kronenbergh, die Herren von Eltz und Rollingen, den Präses Bennink, den Ratsekretär Wiltheim, die Ratsherren Houst, Bogard, Dronkmann, Blanchard und den Advokaten vom Speierer Reichsgericht Dr. Johannes Bußbach. Eigentümlicherweise wird der König unter den Geschenkgebern nicht erwähnt. Da Christoph von Soetern erst 1623 Erzbischof von Trier wurde, muß die Notiz nach 1623 geschrieben worden sein. Über die Beschaffung eines Hochaltars verlautet nichts. Für die Beichtstühle liefen in den Jahren 1620 und 1621 wiederholt namhafte Beträge ein. Als Stifter eines Beichtstuhls erscheint im Verzeichnis der Geschenke für den Kirchenbau Sebastian Tynner von Hollenfels. Man wird mit der Anfertigung dieser so notwendigen Möbel wohl nicht lange gewartet haben. Jedenfalls war 1630 der von Herrn von Hollenfels gestiftete Beichtstuhl fertig. Damals

ganz natürlich der in Frage schwebende Prozeß über das Herzogliche Besitzrecht endlich zu Ende. Er hat zu gunsten des Herrn von Hebenarten mit der Erbin Namensruh geb. Linster von Hollerich endigt sonach den Herrn gemäß Abmachung die ihm von dieser bezahlten 600 fl. zurückgeben. Wir vernehmen nun daß er die Jesuiten zu bewegen sucht, als schuldigen Ersatz für diese Summe den Zehnten zu betrachten, den er der Kirche geschenkt hatte. Die Herrn Jesuiten jedoch weisen solches ab, weil infolgen das Wappen des Herrn von Hollerich trage.

Das Orgel wurde am 13. November 1620 dem Bildhauer Daniel Müller in Auftrag gegeben. Der Preis, für den der Meister dasselbe zu liefern sich verpflichtete, betrug 850 Thlr. zu 30 Stbr. Das Orgel sollte gemäß dem Kontrakt längstens vor dem Ostertag des folgenden Jahres fertig sein. Es scheint sich jedoch die Herstellung etwas verzögert zu haben. Denn die Abrechnung finden erst am 16. August 1621 statt.

Die Stiftungen der Orgelchen über den Seitenkapellen, welche von der Familie Deutsch und der Jungfrau Stadt geschenkt wurden, sind, wie ihr Stil beweist, zu gleicher Zeit und wohl auch von demselben Meister angefertigt, der die Emporbühne an der Eingangswand schuf. Das Geläute muß teilweise noch im Jahre 1620 gegossen worden sein. Eine aus dem Turme der Liebfrauenkirche stammende und jetzt zu Rodenborn befindliche Glocke trägt nämlich die Inschrift: Claris. Dom. Aegidius Bouvet. Princeps villae et Quaestor Generalis aeris subsidiarii: Principium Concilii Regii: Societati Iesu Luxemburgi fieri curavit.

1620 St. Gertrudis

IHS MAR

Acht Jahre nach der Grundsteinlegung war die Kirche im Äußern und Innern so weit vollendet, daß man mit der Einweihung nicht länger zu zögern brauchte. Sie fand am 17. Oktober 1621 durch denselben Trierer Weihbischof Georg von Helfenstein statt, der auch die Feier der Grundsteinlegung vorgenommen hatte.

„Welche Kirch alß sie vollentlich außgebauwet ist im Jahr 1621 den 17. octobris consecrirt und zu ehren der glorwürdigsten Jungfrauwen Maria durch gleichen Herrn Weybischoff gewiehen und die erste Meß darin gesungen worden", erzählt uns Eustachius Miltheim.

Die weitere Geschichte der Liebfrauenkirche interessiert uns hier nicht. Nur fügen wir noch an, daß für dieselbe in den Jahren 1633—1636 durch Künstler, welche die Patres aus Belgien hatten kommen lassen, ein

Glockenspiel angefertigt wurde. Es bestand aus 24 Glocken, von denen laut Inschrift eine aus dem Jahre 1534, eine zweite aus dem Jahre 1610 stammte. Eine dritte wurde 1630, die übrigen erst 1635 gegossen.

II.

Die Liebfrauenkirche ist ein dreischiffiger Bau und stellt sich als eine Art von Mittelding zwischen Basilika und Hallenkirche dar. Mit der ersten hat sie gemein, daß ihr Mittelschiff die Nebenschiffe um ein namhaftes überragt, mit der letztern, daß nichtsdestoweniger alle drei Schiffe unter einem Dache liegen und der Mittelraum des Oberlichtes entbehrt. Anlagen, wie die Liebfrauenkirche sie bietet, ergeben sich von selbst da, wo man eine gotische Hallenkirche will, aber weder die Gewölbe der Abseiten stelzen oder in die Höhe ziehen, noch die Gewölbe des Mittelschiffes drücken mag.

Nach außen kommt die Kirche wenig zur Geltung. Nicht als ob ihr Äußeres zu unscheinbar wäre. Die Ursache davon liegt in dem Umstande, daß sie völlig zwischen dem Regierungsgebäude, dem Athenäum und dem Priesterseminar eingeschlossen ist. Nur die an der Straße liegende Fassade und der über die Häuser hervorragende Hauptturm treten an die Öffentlichkeit.

Die Kirche konnte nicht orientiert werden. Ihr Chor liegt nach Süden. Im Grundriß unterscheiden wir die Fassade (hier die Nordseite) mit den ihr nach den Ecken zu vorgelagerten Türmen, das dreischiffige Langhaus, den an das Mittelschiff sich anreihenden Chor, zwei an die Abseiten sich anschließende Türme und fünf kapellenartige Räume, welche zwischen den Chorstrebepfeilern eingefügt den Chor umlagern und als Sakristei dienen. Die Höhe der Kirche, vom Boden bis zum Dachfirst gerechnet, beträgt 24,50 m, ihre gesamte äußere Länge, der Raum hinter dem Chor mit einbezogen, 60 m, ihre äußere Breite 22 m. Die lichte Länge des Baues beläuft sich auf 48 m, von denen 12,80 m auf den Chor fallen, seine lichte Breite im Langhaus 20 m, von denen 8,80 m auf das Mittelschiff, je 4,40 m auf die Nebenschiffe kommen. Die Säulen, welche die Gewölbe tragen und die Schiffe scheiden, haben eine Höhe von 10,20 m, die lichte Höhe des Mittelschiffs beträgt 15,50 m.

Doch wenden wir den einzelnen Teilen des Baues unsere Aufmerksamkeit zu. Treten wir zunächst vor die nach Norden gerichtete Fassade. Gerade vor uns gewahren wir das Hauptportal, darüber zunächst ein großes vierteiliges Fenster, weiter hinauf eine sogen. Rose, hoch im Giebel

das Wappen des Erzherzogs Albert samt dem Luxemburger Wappen, darüber das Monogramm I H S und endlich auf der Spitze ein Kreuz. Rechts und links der Fassade sind die schon erwähnten 4 m im Geviert messenden Flankiertürme angefügt. Das zwar prächtige, aber überladene Portal ist barock. Nicht gotisch ist ferner das aus mißverstandenen klassischen Profilstücken zusammengesetzte Kranzgesimse der Türme sowie deren Zwiebelhelm. Im übrigen haben wir eine durchaus gotische Anlage vor uns. Allerdings merkt man es derselben an, daß sie aus später Zeit stammt. Die Türme sind der Fassade nur vorgesetzt, nicht organisch eingegliedert. Dabei sind sie im Verhältnis zur Höhe der Fassade viel zu niedrig ausgefallen. Denn ihr Mauerwerk überragt kaum das Kranzgesimse des Daches. Des weitern mangelt es der Fassade an frischem Aufstieg, hauptsächlich wohl infolge übermäßiger Häufung der Gesimse, deren wir nicht weniger als vier zählen. Unschön wirkt es auch, daß die Rose oberhalb des Mittelfensters das Gesimse unterbricht, welches den Giebel vom Unterbau scheidet. Indessen Bruder du Blocq hat sein bestes gethan. Man muß sich sogar über das gute Verständnis für die Stilgesetze der Gotik wundern, das in der Fassade noch an den Tag tritt. Die Fehler, die er gemacht, besonders die allzu starke Betonung der Horizontalen, lagen in der Zeit, und er war ja auch zuletzt ein Kind seiner Zeit.

Recht gelungen ist übrigens das große Mittelfenster, namentlich die reichgegliederten Leibungen desselben. Auch die Profile der Gesimse können als durchaus befriedigend bezeichnet werden. Charakteristisch ist das Traufgesimse, welches über allen Fenstern angebracht ist. Für die Rose hat der Meister eigentümlicherweise das Motiv der frühen Gotik entlehnt.

Das Äußere der Langseiten des Baues folgt dem gewöhnlichen Schema der Hallenkirchen. Die Streben zwischen den großen dreiteiligen Fenstern sind von trefflicher Bildung. Das Fenstermaßwerk weist bei allzu matter Profilierung einen überraschend großen Formenreichtum auf. Das Fußgesimse, das Brustgesimse unterhalb der Fensterbank und das Traufgesimse, das sich um die Fensterbögen zieht, sind mit rechtem Verständnis behandelt. Um so auffallender ist das herzlich schlechte, ganz nach antiken Motiven gebildete, auf Konsolen ruhende Kranzgesimse. Zu dem vortrefflich durchgeführten gotischen Charakter der Langseite steht dasselbe in einem solchen Widerspruch, daß es kaum glaublich erscheint, es sei von demselben Geiste ersonnen, der die Streben, Fenster und das Brustgesimse erdachte. Ist aber Bruder du Blocq sein Urheber, so hat er sich in dem Kranzgesimse

ſelbſt das Zeugnis ausgeſtellt, daß er in den gotiſchen Formen beſſer denn in den antiken heimiſch war.

Von den beiden Türmen, welche ſich am Ende der Seitenſchiffe neben dem Chore erheben, iſt nur einer vollendet worden. Er hat vom Boden bis zum Helm eine Höhe von 29,60 m und 7,50 m im Geviert. Der Helm iſt weitere 29 m hoch. Bis etwa zur Mitte des Mauerwerkes iſt der Turm ſchlicht und ungegliedert. Dagegen holt der obere Teil durch die gehäufte horizontale Gliederung, welche ihm zu teil wurde, mehr als reichlich nach, was man im untern verabſäumt hat. Zählen wir doch in der obern Hälfte einſchließlich des mächtig ausladenden Kranzgeſimſes ganze ſechs Geſimſe und vier Fenſterreihen. Etwas weniger hätte dem Turm gewiß nicht zum Nachteil gereicht.

Recht impoſant iſt der hohe, ſchlanke Helm, der als Achteck aus dem Viereck des Turmes mächtig emporſteigt. Den Übergang vom Viereck zum Achteck vermittelt an jeder Ecke ein leicht und flott aufſtrebender kleinerer Helm, der unmittelbar dem Mauerwerk aufſitzt. Der zweite Turm iſt leider nicht vollendet worden. Er gedieh nur bis etwa zur Höhe des Kranzgeſimſes des Langhauſes. Dann wurde der Weiterbau eingeſtellt, der Stumpf mit einem Giebel und einem Satteldach verſehen und ſo in eine Art von Querbau umgewandelt.

Von dem Äußern des Chores, das durch die es umgebenden kapellenartigen Anbauten ſcheinbar eine Baſilikenform bekommen hat, gilt hinſichtlich der Gliederung und Bildung der Strebepfeiler und Fenſter, was in dieſer Beziehung von dem Langſeitenäußern geſagt wurde. Schade, daß der auf die Sakriſtei geſetzte unſchöne Aufbau die Chorpartie ſo ſehr entſtellt. Würde er entfernt, würde ferner der unvollendet gebliebene Turm ausgebaut und den Kapellen um den Chor eine ſtilgemäßere Bedachung gegeben, ſo würde die Kirche von Süden ein ungemein reiches und reizendes Bild gewähren.

Kehren wir zum Portal zurück und treten wir durch dasſelbe in das Innere der Kirche, ſo ſehen wir uns in einem weiten Raum von ebenſo harmoniſchen wie beträchtlichen Verhältniſſen. Wir ſtehen im Langhaus. Dasſelbe hat ſechs Gewölbejoche. Die Säulen, eigentlich Rundpfeiler, welche das Hauptſchiff von den Seitenſchiffen ſcheiden, ſind in einem ſolchen Abſtand voneinander aufgeſtellt, daß ſie einen freien Durchblick aus den Nebenſchiffen und einen ungehinderten Ausblick auf den Hochaltar und die Kanzel geſtatten.

Die 1 m im Durchmeſſer haltenden Säulen ſind eigentümliche Zwitterweſen, ein merkwürdiges Gemiſch antikiſierender Formen und gotiſcher Motive. Sie ſtehen auf einem 1,30 m hohen, achtſeitigen, ungegliederten Sockel. Ihre Baſis hat die bekannte attiſche Form. Der allenthalben gleichdicke Schaft iſt von unten bis oben in den mannigfaltigſten Verſchlingungen mit dem flachen Bandornament umwunden, welches in der nordiſchen Frührenaiſſance mit Vorliebe zur Verwendung kommt. Das Kapitäl endlich beſteht aus einem Ring und einem mit einem Eierſtab verzierten runden Pfühl, während die auf ihm ruhende achteckige Platte am obern Rande mit einem Leiſtchen verſehen iſt. Es iſt klar, daß bei einer ſolchen Stilmengerei in der Bildung der Säulen weder die Idee des Aufſtrebens noch die der tragenden und ſtützenden Kraft einen genügenden Ausdruck finden kann.

Die Säulen ſind Fremdlinge in der Umgebung, welcher ſie angehören. Alles mutet da gotiſch an. Gotiſch iſt der Grundriß des Baues, gotiſch der Aufbau, gotiſch die Schiffsarkaden, die Gewölbe und Gewölberippen, gotiſch die Fenſter ſamt ihrem Maßwerk. Und doch möchte man die Säulen in dem Bau nicht miſſen. Denn ſie ſind es, die mehr als andere Elemente der Renaiſſance ihm ſein charakteriſtiſches Gepräge geben und ihn entſchieden als eine Schöpfung aus einer Zeit des Überganges kennzeichnen. Die Eindeckung der drei Schiffe des Langhauſes beſteht aus gotiſchen Kreuzgewölben. In den Seitenſchiffen ruhen dieſelben nach der Außenwand zu auf ſchlichten Barockkonſolen, welche zwiſchen den Fenſtern der Umfaſſungsmauer angebracht ſind.

Die Gewölbe gehören unſtreitig zu den beſten Partien am Bau. Beſonders viel Leben, Rhythmus und Schwung ſpricht freilich nicht aus ihnen. Die Kappen ſind zu flach, die Rippen zu nüchtern profiliert und zu kraftlos, die Schlußſteine ohne Ausdruck. Im übrigen aber ſind es echte gotiſche Kreuzgewölbe, was hier Bruder du Blocq geſchaffen hat. Sie bekunden, daß der Meiſter noch durchaus in den Prinzipien des gotiſchen Gewölbebaues heimiſch war. Was man an dem Gewölbe Tadelnswertes findet, ſind Mängel, welche den ſpätgotiſchen Gewölben überhaupt mehr oder weniger eigen ſind.

Das Chor der Kirche liegt etwas höher als das Langhaus. Es beſteht aus drei Jochen und dem dreiſeitigen Chorſchluß und iſt im Gegenſatz zu den Langſchiffen mit einem Netzgewölbe eingedeckt. Das Wappen des Abtes von Orval Bernard von Montgaillard in einem der Schluß-

steine erinnert daran, daß das Gewölbe seine Stiftung ist. Fünf hohe dreiteilige, mit spätgotischem Maßwerk gefüllte Fenster erhellten einst den Raum. Leider wurde das mittlere vermauert, als man der Sakristei hinter dem Chore das zweite Geschoß aufpfropfte. Die Renaissance kommt im Chor fast nur bei den Pilastern zur Geltung, die den Triumphbogen tragen.

Eine nicht gewöhnliche Anlage sind die Kapellen der Seitenschiffe. Sie ist originell, ohne indessen darum auch schon schön zu sein. Die Kapellen befinden sich im Erdgeschoß der Türme und sind so niedrig, daß sie nur etwa die halbe Höhe der Seitenschiffe haben. Sie sind mit einem reichen gotischen Sterngewölbe versehen, dessen Rippen allerdings etwas mehr Leben zu gönnen wäre. Der Eingangsbogen der Kapellen bildet einen Halbkreis und spricht ganz und gar die Formensprache der Renaissance. Ihren Grund hat die geringe Höhe der Kapellen in dem Umstand, daß man über denselben Oratorien angebracht hat. Diese bilden das zweite Turmgeschoß und sind sowohl nach dem Chor wie nach den Seitenschiffen zu mit der Kirche durch eine hohe, spitzbogige Wandöffnung in Verbindung gesetzt. Ihre Brüstungen sind eine völlig barocke Arbeit. Die um das Chor zwischen den Strebepfeilern angebrachten und an einen Kapellenkranz oder Umgang erinnernden fünf kapellenartigen Räume zeichnen sich durch ein glänzendes Sterngewölbe aus, zu dessen Reichtum freilich die etwas schwerfällig profilierten Rippen nicht sonderlich passen. Der Raum, welcher in der Achse des Chores liegt, wurde unzweifelhaft stets als Sakristei gebraucht. Wie es ursprünglich mit den übrigen gehalten wurde, muß dahingestellt bleiben.

Von dem alten Kirchenmobiliar ist leider nur äußerst wenig mehr vorhanden. Verschwunden sind die Altäre, die Kommunionbank und die Kanzel. Verschwunden sind all die gemalten Fenster, niemand weiß wann oder wie. Hätte sich nicht zufällig der Kontrakt mit Meister Bläſſner erhalten, wir kämen schwerlich auf den Gedanken, daß ehedem alle Fenster der Kirche mit Glasgemälden gefüllt waren. Aus dem Turme gehoben sind die Glocken und das alte Carillon. Beseitigt wurde die von Pfarrer Michael Kruch von Münster 1617 gestiftete piscina chori, falls sie nicht etwa dieselbe sein sollte, die man jetzt in der Sakristei sieht. Entfernt sind die Beichtstühle, welche Sebastian Tynner von Hollenfels, der Stadtschöffe Heiner, die Witwe aus dem „Goldenen Löwen" und andere einst frommen Sinnes stifteten. Ein gut gemeinter, von edlen Beweggründen getragener, aber einseitiger und engherziger Purismus hat sie als ungotisch und stilwidrig aus der Kirche hinausgeschafft, freilich ohne sie durch Besseres

zu ersetzen. Was er an ihrer Stelle hereingebracht hat, kann sich, so vortrefflich es an sich ist, nicht gerade rühmen, mehr mit dem Stile des Baues im Einklang zu stehen.

Erhalten ist nur noch das Doxale aus den Jahren 1620 und 1621, ein sehr beachtenswertes prächtiges Werk des Barocks. Es zieht sich die ganze Eingangswand entlang. In den Seitenschiffen ruht es auf einem Korbbogen, der zwischen die Längswand und die erste Säule des Schiffes eingesprengt ist; im Mittelschiff wird es dagegen von drei Rundbogen getragen, denen außer den beiden Schiffssäulen noch zwei glänzend dekorierte, freistehende Säulchen als Stütze dienen. In den Bogenzwickeln sind Engel in flatternder Gewandung angebracht, wie sie der Stil an dieser Stelle so gern sah. Über den Bogen zieht sich ein reicher, etwas derber Rankenfries hin, dem hie und da Fratzen und Cartouchen eingefügt sind. Die Brüstung besteht aus den bekannten ausgebauchten Säulchen. Übrigens ist selbst das Doxale nicht ganz frei von gotischen Bestandteilen. Denn die Gewölbe, auf welchen dasselbe ruht, sind noch wesentlich gotische Kreuzgewölbe.

Das Doxale ist ein dauerndes Zeugnis von der Tüchtigkeit und dem Talente des Meisters, der es geschaffen, wie die Kirche ein bleibendes Monument ist, das Bruder du Blocq und sein Gehilfe in ihm ihrem Können gesetzt haben. Mögen die Meister wie ihre Arbeiten die Beachtung finden, welche sie reichlich verdienen.

Joseph Braun S. J.

Die Bonifatiana.

Es ist eine traurige Zeit, die da mit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts für Kirche und Papsttum anbricht. Noch war der ghibellinisch-Kulturkampf nicht ausgetragen, als auch schon ein neuer französischer anhob, dessen Haupturheber Philipp der Schöne war und dessen böse Folge unheilvoller zu werden drohten als die jenes deutschen. Die Bibliothek teilt naturgemäß in dieser ganzen Zeit das Los ihrer päpstlichen Herren. Sie wird beraubt, führt ein unstätes Nomadenleben, sucht und findet endlich ein Asyl in der Verbannung, ohne sich dort jemals heimisch

len. Gewiß konnte ein solches Schicksal weder der Vermehrung noch ch der Benutzung der Bücherei günstig sein. Gleichwohl vertrauert und weint sie nicht ihre Tage; auch in dieser trüben Zeit hat sie ihre Geschichte mit nicht wenigen Lichtpunkten. Auch in dieser Zeit ist sie ein Zeuge für die Kulturmacht des Papsttums und des Katholizismus.

Nach Bonifaz VIII. hat man die päpstliche Bibliothek, welche die Lateranensische ablöste, die Bonifatiana genannt. Jedoch ist Bonifaz eder erster Gründer noch Hauptförderer derselben. Der Umstand, daß nnocenz III. das päpstliche Archiv in den Palast bei St. Peter auf den Mons Vaticanus verlegte, sowie andere starke Gründe der Wahrscheinlichkeit legen es nahe, eben dem großen Innocenz auch diese Neugründung zuzuschreiben. Mit ziemlicher Gewißheit darf man annehmen, daß die Wiege dieser Bibliothek auf dem Vatikan gestanden.

Fest stand sie hier nicht; denn nunmehr bildete sie einen Teil des Schatzes, der die Päpste auf ihren Reisen und bei ihrem Aufenthalt in andern Städten treu begleitete. Was sich alles in diesem Schatze befand, wissen wir ganz im einzelnen aus den sehr genauen Schatzinventarien, welche zumal beim Ableben eines Papstes und dem Regierungsantritt seines Nachfolgers aufgenommen wurden. In den Säcken, Kisten und Schreinen der Schatzkammer wurde alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber der päpstlichen Kurie aufbewahrt; dazu kamen alle Wertsachen und Kostbarkeiten, die päpstlichen Insignien und kaiserlichen und königlichen Geschenke; darin war alles, was ein Papst in damaliger Zeit zu kirchlichen Feiern, zur ganzen fürstlichen Haus- und Hofhaltung wie zur Verwaltung der Kirche benötigte; darin nicht an letzter Stelle — anstatt der Waffensammlung und Jagdgeräte der Fürsten — die Bibliothek der päpstlichen Kurie. Der päpstliche Schatzmeister ist damit auch für jene Zeit geborener Bibliothekar der römischen Kirche. Ein Kardinal, der Kardinalkämmerer, hatte die Oberverwaltung; ihm standen zur Seite, wenigstens beim Ausgang des 13. Jahrhunderts, ein Camerarius und zwei Thesaurarii.

Einen solchen Schatz erbte Bonifaz von seinen Vorgängern, als er zu Neapel 1294 zum Papst gewählt ward. Ohne Verzug brachte er denselben auf ungefähr 300 Saumtieren, die König Karl II. von Sizilien zum Transport stellte, nach Rom und ließ sofort ein neues Schatzverzeichnis anlegen. Von allen gleichartigen Inventaren ist dieses das erste, welches uns überkommen ist, und von allen, die uns geblieben sind, ist es eines der genauesten und bestgeordneten. Der Folioband mit 79 ziemlich gut erhaltenen Pergament-

wie der Medizin, und viele andere, welche unten im einzelnen beschrieben werden".

Mit dieser Haus- und Hofbibliothek in seinem und der römischen Kirche Schätze sehen wir Bonifaz schon bald von Rom nach Anagni ziehen, um ebendort am 7. September 1303 das Opfer jener Meinthat Philipps des Schönen zu werden. Wilhelm von Nogaret und Johann Sciarra Colonna übergaben den päpstlichen Palast ihrem Kriegsvolk zur Plünderung. Die Soldaten raubten einen großen Teil des Schatzes. Aus dem aber, was die Räuber nachher wieder zurückerstatteten, ersehen wir, daß sie auch Bibliothek und Archiv nicht verschont hatten. In den Papstregesten Klemens' IV. findet sich heute noch im dritten Bande[1] am Rande die Note: „Dieser Regestenband ward bei Gefangennahme Papst Bonifaz' VIII. aus der päpstlichen Kammer geraubt und dem Herrn B. Roiardi mit dieser Verstümmelung zurückgestellt." Benedikt XI. hatte nämlich den Magister Bernardus de Roiardi eigens bestellt, um die geraubten Schatzgegenstände in Kampanien einzutreiben. Kaum war Bonifaz nach jenen Schreckenstagen mit den Resten von Schatz und Bibliothek von Anagni wiederum in Rom angelangt, als er auch schon am 11. Oktober 1303 ebendort starb. Der am 22. Oktober gewählte Benedikt XI. mußte bereits im nächsten Frühjahr den Wanderstab ergreifen. Am 6. Mai 1304 schlug er mit Schatz und Bibliothek, worin sich nun auch das päpstliche Archiv befand, seinen Sitz in der papsttreuen Welfenstadt Perugia, und zwar in der Kanonika vom hl. Laurentius auf; aber nur für zwei Monate: ein rascher Tod machte am 7. Juli seinem Leben ein Ende. Die päpstlichen Habseligkeiten verblieben unterdes in Perugia. Als nun endlich im Juni 1305 ein neuer Papst erwählt war, ließ dieser sofort einen kleinen Teil des Schatzes mit den päpstlichen Insignien, so wie es zur Krönung in Lyon nötig schien, von Perugia dorthin überbringen. Auf seinen Wunsch brachte man ihm aus dem Schatze besonders auch 9 Regestenbände Bonifaz' VIII. und den einen Band Benedikts XI. Der neu gewählte Klemens V. glaubte dieser Bände zu den Verhandlungen mit dem König von Frankreich zu bedürfen, da Philipp auf eine Verurteilung Bonifaz' VIII. ungestüm hindrängte. Der übrige, viel bedeutendere Teil des Schatzes mit der Bibliothek unterstand inzwischen in Perugia der Obsorge zweier dazu bestellten Kustoden, bis Klemens V. 1310 den größern Teil des Schatzes mit den

[1] Regesta Vatic. Clementis IV. (n. 32) III, 66 b.

Wertſachen und Koſtbarkeiten nach Vienne zu überführen befahl, während der kleinere, minder wertvolle, wozu jedoch die Bibliothek und der Archivbeſtand gerechnet ward, nach Aſſiſi in ein ſicheres Verwahr gebracht werden ſollte. Ehe der Schatz geteilt wurde und Perugia verließ, ward 1311 (28. Februar bis 4. Juni) ein neues genaues Verzeichnis desſelben angelegt, in dem uns wiederum der vollſtändige Katalog der damaligen Bibliothek gegeben wird. Dieſes Inventar findet ſich nämlich ebenfalls heute noch im päpſtlichen Archiv des Vatikans [1], ſo daß wir auch über das Anwachſen der Bonifatiana bis zum Jahre 1311 genau unterrichtet ſind. Es übertrifft noch das vom Jahre 1295 bei weitem an Ausführlichkeit und Genauigkeit der Beſchreibung der einzelnen Gegenſtände und Handſchriften. Nur die Regeſtenbände und andere päpſtliche Archivalien ſind bloß ſummariſch verzeichnet und nicht im einzelnen beſchrieben. Für die Geſchichte der Bonifatiana iſt dieſer zweite Katalog die Hauptquelle, weil er eben mit faſt peinlicher Genauigkeit nicht bloß die Bücher mit ihrem Titel und Inhalt angiebt, ſondern auch mit der Art ihrer Schrift und ihres Materials, mit ihren Illuſtrationen und Illuminationen, mit der Beſchreibung ihres Einbandes und der Schutzdecken, mit der Zahl der Verſchlüſſe und der Knäufe auf den Schutz- und Einbanddecken. Bei Choralbüchern wird die Art der Notenſchrift verzeichnet; es wird angegeben, ob ein Codex Randverzierungen hat und was für welche; Stoff und Farbe und augenblicklicher Zuſtand der Schutzdecken, des Einbandes, des Pergamentes, des Verſchluſſes, der Knäufe auf den Decken: nichts entgeht dem kundigen Auge der Notare des Inventars; ſie haben uns ſogar genau darüber unterrichtet, an welchem Tage ſie das Verzeichnis der einzelnen Bücher aufnahmen. Nur ganz vereinzelt — wo ſie eben im Buche ſelbſt ſich fand — wird die Herkunft der Handſchrift vermeldet. Da ſtammt ein Buch aus der Laterankirche, zwei aus der Kirche S. Maria Nova in der Nähe der Turris chartularia, ein viertes aus dem Kloſter Monte Caſſino, und ein fünftes iſt das Geſchenk eines frühern Schatzmeiſters. So erſehen wir auch aus einem Zuſatz zu dem Katalog des Jahres 1295, daß unter koſtbaren Geſchenken der engliſchen und franzöſiſchen Könige, welche von 1295—1300 in den Schatz kamen, ſich zwei prächtige Bücher befinden, nämlich: „Eine Bibel in zwei Bänden in roten Sammet gebunden mit Schließen und andern Verzierungen von Silber“

[1] Regesta Avenion. Clementis VI. X, 452—538.

„Item ein Breviar in drei Bänden gebunden in rotem Leder mit silbernen Schließen."

Das Schatzverzeichnis des Jahres 1311 war längst fertiggestellt, als endlich der Kardinal Gentile da Montefiore 1312 mit dem größeren Teile des Schatzes, bei dem aber doch auch eine kleine Anzahl Bücher gewesen sein muß, von Perugia über Siena zunächst nach Lucca zog. Da der Kardinal hier erkrankte und bald starb, ward der Schatz in der Sakristei von S. Frediano geborgen. Aber nur zu bald, am 14. Juni 1314, fielen die Ghibellinen von Pisa, durch deutsche Söldner verstärkt, unter der Führung Uguccione da Faggiuola über Lucca her und plünderten die Stadt und S. Frediano aus. Zwei Tage lang dauerte hier das Rauben und Morden. Der Schatz blieb für immer verloren; unter den sehr wenigen Gegenständen, die 1326 erstattet wurden, fanden sich wiederum einige Bücher, wie eine Bibel, die Briefe des hl. Paulus mit Glossen u. a.

Wann die Bibliothek mit dem übrigen Teil des Schatzes sowie den Papstregesten und andern Archivalien von Perugia nach Assisi übersiedelte, wissen wir nicht aufs Jahr. Wahrscheinlich verließ auch dieser Rest des Schatzes im demselben Jahre 1312 Perugia. Jedenfalls war alles im Anfang des Jahres 1319 bereits im Kloster des hl. Franziskus zu Assisi aufgehoben.

Assisi und im besondern Kirche und Kloster der Franziskaner, hoch gelegen, fest gebaut und durch starke Mauerwerke geschützt, galt schon lange als der sicherste Zufluchtsort für solche Schätze. Die Stadt war überdies welfisch gesinnt und den Päpsten zugethan, zudem mochte man beim Grabe des hl. Franziskus die Schätze für mehr gesichert halten. Noch heute zeigt man daselbst oberhalb der untern Sakristei und der Kapelle vom heiligsten Namen einen großen gewölbten Saal, der zum Teil in den Turm hineinragt. Das ist die Schatzkammer — von nun an auch Sakristei des Papstes genannt —, welche für geraume Zeit mit dem Schatz auch die päpstliche Bibliothek und die Papstregesten von Innocenz III. an beherbergte. Lange währte es aber auch hier nicht, da zogen die Ghibellinen unter Muzio di Ser Francesco heran und erstürmten 1319 Assisi. Der Schatz fiel in ihre Hände, und außer den dort niedergelegten Geldsummen und andern Wertsachen desselben wurden ungefähr 40 Handschriften liturgischen und juristischen Inhalts, wohl hauptsächlich wegen der wertvollen Fassung, der kostbaren Einbände, alsbald daraus geraubt. Alle Strafdrohungen Johanns XXII. fruchteten nichts.

Die Stadt Assisi verfiel darauf Juli 1320 dem Interdikte. Zwei Minderbrüder hatten den Mut, die Bannbulle am Portale des Domes von Assisi anzuheften, mußten aber ihr Wagnis teuer bezahlen. Von den Wachen auf frischer That ertappt, zwang Muzio sie unter den schimpflichsten Mißhandlungen, das ganze Pergament Stück für Stück selbst zu verschlingen. Diese Art von Rache und Strafe scheint Muzio sehr geläufig gewesen zu sein. Auch im Februar 1320, als Fr. Pacius de Gualdo und Fr. Franziskus Deotallini de Eugubio O. Min. als Abgesandte des Bischofs von Nocera mit Briefen zu ihm kamen, schlug er sie und befahl, die Mönche vom Turme herabzuwerfen. Dieser Befehl wurde glücklicherweise nicht ausgeführt, und in der folgenden Nacht entkamen sie aus der Stadt. Dem Bischof aber berichteten sie, wie sie „gezwungen wurden, die überbrachten Briefe vollständig zu verspeisen, ausgenommen nur das Wachs, womit sie versiegelt waren". Unterdessen bekämpften die welfischen Städte mit Perugia an der Spitze die Ghibellinen in Bastia und Assisi weiter. Anfangs 1321 bestürmten die Perusiner mit mehr Eifer Assisi; doch erst März 1322 fiel es in ihre Hände, und Muzio entwich nach Todi zugleich mit seinem Anteil am Raube. Johanns XXII. Sorge war es nun, das, was vom Schatz geraubt, wo möglich wieder mit demselben zu vereinigen und das Ganze an einen sichern Ort zu überbringen. Es gelang weder das eine noch das andere. Mit Ausnahme von sehr wenigen Sachen, die 1326 zurückerstattet wurden, kehrte der Raub nicht zurück, und der Rest mit der Bibliothek verblieb in Assisi unter dem Schutze des hl. Franziskus. Wenigstens ward 1327 ein neues Inventar angelegt, das auch noch vollständig auf uns gekommen ist. Aus der von Johann XXII. geplanten Überführung der päpstlichen Regestenbände auf dem Landwege vermittelst Saumtiere wurde ebenfalls nichts. Benedikt XII. (1334—1342) mühte sich im selben Sinne um Schatz und Bibliothek; er sorgte dafür, daß der Schatz besser verschlossen und bewacht wurde. Im Jahre 1339 aber überbrachte ihm der dazu entsandte Johann von Amelio aus dem Schatz zugleich mit einer kleinen Anzahl Bücher und vielen eigens dazu verfertigten Abschriften von gewissen Privilegien und Akten die ganze Regestensammlung von Innocenz III. bis Bonifaz VIII. Bei der Neuverpackung dieser Archivschätze, welche im Stadthaus zu Montefalco im März 1339 vorgenommen ward, wurden am 15. März die einzelnen Regestenbände genau beschrieben und inventarisiert. P. Denifle gelang es, dieses für die Kenntnis des päpstlichen Archivs im 13. Jahrhundert wichtigste Do-

kument in einem Regeſtenband Klemens' VII. aufzufinden. Am 30. April 1339 lieferte Johann von Amelio mit den übrigen Sachen die 84 Regeſtenbände glücklich in Avignon dem Papſte ab. Er ſelbſt kehrte bald wieder nach Aſſiſi zurück. Dort ward im September desſelben Jahres ein neues und letztes Schatzinventar aufgenommen, das wir ebenfalls noch unverſehrt beſitzen. Die beiden Kuſtoden, welche dasſelbe ausfertigten vom 5. bis 10. September und denen Johann von Amelio im Auftrage des Papſtes mit den Schlüſſeln die Hut der Schatzkammer in Aſſiſi anvertraute, waren Bertrand Senherii und Johann Rigaldi. Im folgenden Jahre dann reiſt Johann von Amelio mit einem neuen Transport von Archivalien aus dem Schatze von Aſſiſi nach Avignon, wo er am 11. Auguſt eintrifft und am 30. Oktober in einem eigenen Schreiben zugleich mit der Quittung der überbrachten Aktenſtücke von Benedikt die Anerkennung und Belobigung ſeiner Treue und ſeines Dienſteifers erhält.

Noch einmal, aber auch nur ein einziges Mal, wird, ſoviel wir wiſſen[1], gegen Ende 1345 des päpſtlichen Schatzes von Aſſiſi in einem Aktenſtücke Erwähnung gethan; von da an entſchwindet er uns vollſtändig zugleich mit der in demſelben enthaltenen Bibliothek aus dem Geſichtskreis. Wer ein mehreres über die Bonifatiana zu wiſſen wünſcht, muß ſich auf ganz neue Funde vertröſten.

Die größten Verdienſte um die Erforſchung der Geſchichte der päpſtlichen Bibliothek vom Ausgang des 13. Jahrhunderts bis Martin V. hat unſtreitig P. Ehrle. Die Reſultate ſeiner gründlichen Einzeluntersuchungen legte er nieder ſowohl im „Archiv für Literatur- und Kirchengeſchichte des Mittelalters" als ganz beſonders in dem klaſſiſchen Werke: Historia bibliothecae Romanorum Pontificum tum Bonifatianae tum Avenionensis, Romae 1890, deſſen zweiter Band leider nur zu lange auf ſich warten läßt. P. Ehrle ging denn auch mit wahrem Nimrodseifer auf die Suche nach den verlorenen Spuren der Bonifatiana. An den drei Stellen zu Aſſiſi, Avignon, Rom, in den Bibliotheken und Katalogen, die Hoffnung geben konnten, wenigſtens irgend einen Reſt, irgend eine Handſchrift dieſer päpſtlichen Bibliothek zu entdecken, ſtellte er ſeine ſachkundigen Unterſuchungen an. Doch alle bibliophile Mühe war vergebens. Weder irgend eine Handſchrift aus der Bonifatiana kam ihm

[1] Die kurze Notiz in Pertz, Archiv XII, 203 ... „nach 1614 kam aus Aſſiſi etwas in die Engelsburg" fügen wir, ſo wie wir ſie finden, bei, ohne etwas genaueres darüber mitteilen zu können.

zu Gesicht, noch auch irgend eine Kunde über den weiteren Verbleib oder den Untergang dieses Bücherschatzes. So teilt die Bonifatiana das traurige Los ihrer großen Vorgängerin aus dem Patriarchium Lateranense mit dem Unterschied, daß sie uns wenigstens ihre Kataloge hinterlassen hat aus den Jahren 1295, 1311, 1327, 1339. Mit ihrer Hilfe wäre es ein leichtes — sollte irgendwo und irgendwann eine Spur entdeckt werden —, festzustellen, ob ein neu gefundener Codex der Bonifatiana angehört hat oder nicht. So minutiös ausführlich ist die Beschreibung der Bücher, zumal im Verzeichnis von 1311, das uns den besten Einblick in die damalige Papstbibliothek gewährt und einen klaren Überblick über die Zusammensetzung der Bücherei, über ihre ganze äußere und innere Gestaltung ermöglicht. Oben schon haben wir nach diesem Kataloge das mehr äußerliche Bild der Bücherssammlung gezeichnet; hier erübrigt nur noch, wenigstens in kurzen Zügen nach derselben Quelle den innern Wert derselben zu würdigen.

Wir bemerkten vorhin, daß die Bonifatiana im Alter ihrer Handschriften mit der Sorbonensis, deren Codices augenblicklich in der Pariser Nationalbibliothek[1] aufbewahrt werden, ziemlich genau übereinstimmt; hier können wir hinzufügen, daß die ganze Zusammensetzung, der eigentümliche Charakter beider Bibliotheken ebenfalls gleich oder doch sehr ähnlich war. Hüben wie drüben nimmt die Theologie mit all ihren Zweigen die erste Stelle ein, hüben wie drüben fehlen nicht vereinzelte Handschriften aus den andern Disciplinen.

Der Katalog von 1311 verzeichnet in der Bonifatiana zunächst für die biblischen Studien eine ganze Reihe der besten Schriftkommentare jener Zeit. Hugo a S. Charo ist unter diesen am besten vertreten, kaum fehlt etwas von seinen Werken. Vor den Kommentaren aber muß die Heilige Schrift selbst erwähnt werden, die sich hier in den verschiedensten Gestaltungen vorfindet, bald mit und bald ohne Glossen, bald sind es kleinere handliche Exemplare (portatiles, manuales), bald ist es ein solches in 14 Bänden, bald die Gesamtausgabe der Bibel, bald einzelne Bücher der Schrift und diese in großer Zahl. Und daß die Heilige Schrift hier wie in allen mittelalterlichen Bibliotheken in höchsten Ehren stand, geht nicht bloß aus der Anzahl der Exemplare hervor, sondern ebensosehr aus den kostbaren Fassungen, wodurch sie gerade vor allen übrigen Büchern durchgängig

[1] Bibl. nat. nn. 15176—16718 du fonds latin.

ausgezeichnet ist. Da inventarisiert der päpstliche Notar zu Perugia im Jahre 1311: „Item am Montage, dem 10. Märztage, huben wir an zu verzeichnen: primo eine schöne Bibel in zwei Bänden mit feiner Schrift auf Ziegenpergament geschrieben und herrlich verziert. Und der erste Teil der gemeldeten Bibel fängt an auf dem zweiten Blatte mit ‚Videntes' und schließt auf dem vorletzten mit ‚praeparantes'. Und der zweite Teil fängt an auf dem zweiten Blat mit ‚cet sibi' und schließt auf dem vorletzten mit ‚mille anni solverunt', und es sind in der gemeldeten Bibel erklärende Noten. Und die gemeldeten Bände befinden sich in hölzernen Tafeln, die mit rotem Sammet überzogen und mit vielen dicken Silberknäufen versehen sind. Und die gemeldeten Bände sind groß und der eine Band hat vier Schließen (clausoria) von Silber; drei davon sind unversehrt, an der vierten fehlt die Hälfte, beim andern Bande jedoch ist bloß eine Schließe unversehrt und bei den andern dreien fehlt jedesmal die Hälfte." Wir zählen über 70 Gesamt- oder Teilausgaben der Heiligen Schrift — und das mitten in der finsterſten Nacht des Mittelalters!

Gut und in wertvollen Handschriften ist natürlich auch die Liturgie vertreten: hier giebt es viele Missalien und Ordinarien, viele Breviarien und in einem oder mehr Bänden eine große Zahl von Antiphonarien, Diurnalien, Epistolarien und Evangeliarien, Hymnarien und Martyrologien und überhaupt all das, was für die Bibliothek des Summus Pontifex nicht bloß notwendig, sondern auch zu ihrer geziemenden Ausstattung diente. „Item", so heißt es im Inventar, „ein Kirchenbuch, das da ein Teil des Breviers ist, gar schön und groß, auf Ziegenpergament geschrieben mit großer schöner Schrift und überaus feinen Verzierungen; es hebt an auf dem zweiten Blatte mit ‚Adimplebo illud' und schließt auf dem vorletzten ‚innovantur nature', und es ist in rotem Leder gebunden und hat vier silberne Schließen, in denen sich das bonifatianische Wappen befindet."

„Item ein altes Buch mit antiker Schrift auf Ziegenpergament, in dem sich die Praefatio sancti Orosii presbyteri[1] findet, die auf dem zweiten Blatte anhebt: ‚Scribendi animo', und auf dem vorletzten schließt: ‚quem illis', und das bemeldete Buch trägt die Aufschrift: ‚Dieses Buch ist vom Herrn Gregor von Genazzano, dem Schatzmeister des Papstes'[2],

[1] In LL. 7 historiarum.

[2] Schatzmeister (thesaurarius) zur Zeit Bonifaz' VIII. (c. 1302).

und es hat einen Einband von dickem Pergament." Mit diesem Katalogscitat reichen wir schon in die Patrologie hinein, die eine ganz beträchtliche Zahl von lateinischen und griechischen Vertretern aufweist, wozu dann noch andere Kirchenschriftsteller kommen. Den Vätern folgen die Scholastiker.

Es werden die bekannteren scholastischen Theologen und Philosophen des 12. und 13. Jahrhunderts mit ihren Werken aufgeführt, Thomas von Aquin und Bonaventura mit mehreren Nummern. Und neben wenigen, ganz vereinzelten Irrlehrern und einigen Apologeten verzeichnet man uns Prediger genug und viele Sermones. Dazu kommen die Bücher — nicht wenige — der Mystiker und Asceten, auch solche mit Bilderschmuck, wie das folgende: „Item ein Büchlein des Genuesen Galvagni de Levanto[1], klein, vorn sind die Bilder von Papst und Kardinälen, welche den Kaiser krönen; es beginnt auf dem zweiten Blatte: ‚Do lac parvulis', und geht aus auf dem vorletzten: ‚ate Christo', und es befindet sich in Holztafeln, die mit rotem Leder überzogen sind, und hat zwei Schließen von Erz."

Hier begegnen uns zahlreich dem Zwecke der Bibliothek gemäß die Kanonisten und Rechtslehrer mit ihren Werken, es fehlen nicht die Philosophen, nicht Griechen und nicht Araber, wir finden Werke von Avicenna, Aristoteles, Alfarabius, Bartholomäus de Glanvilla, Guilelmus de Conchis, Robertus Kilwardby.

„Item ein Band schön und groß, mit schöner Schrift auf Kalbspergament, darin sind enthalten mehrere Bücher des Aristoteles, wie da sind: phisicorum, celi et mundi, de generatione et corruptione, methaurorum [*meteorum*], de anima, de sensu et sensato, de memoria et reminiscentia, de sompno et vigilia, de longitudine et brevitate, de juventute et senectute, de spiritu et respiratione, de morte et vita, de causis et proprietatibus earum, de progressu animalium, de mundo, de coloribus et de lineis[2]; und der Band hebt an auf dem zweiten Blatte mit: ‚Infinitum dicit esse causatum', und endet auf dem vorletzten mit ‚autem contingit punctum a', und er

[1] Ein Arzt, der seine ascetischen Werkchen Benedict XI. widmete.

[2] *Φυσικὴ ἀκρόασις, περὶ οὐρανοῦ, περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς, μετεωρολογικά, περὶ ψυχῆς, περὶ αἰσθήσεως καὶ αἰσθητῶν, περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως, περὶ ὕπνου καὶ ἐγρηγόρσεως, περὶ μακροβιότητος καὶ βραχυβιότητος, περὶ νεότητος καὶ γήρως, περὶ πνεύματος, περὶ ἀναπνοῆς, περὶ ζωῆς καὶ θανάτου, μεταφυσικά, περὶ πορείας ζῴων, περὶ κόσμου, περὶ χρωμάτων, περὶ ἀτόμων γραμμῶν.* Vgl. über echte und unechte aristotelische Schriften Christ, Geschichte der griechischen Litteratur (2. Aufl.) S. 399 ff.

liegt in einem Einband von weißem Leder mit 5 Knäufen auf jeder Banddecke und er hat vier Schließen."

Geschichte und Hagiologie zählt eine gute Anzahl von Bänden und Autoren: „Item die Wunder der hl. Elisabeth de Suevia in einem Heft." „Item ein Büchlein über Leben und Sitten Karls des Großen[1], wie geschrieben ist auf dem Einband mit roten und schwarzen Buchstaben in großer Schrift." „Item ein altes Buch mit antiker Schrift auf Pergament, in dem enthalten sind die Geschichten Josephs[2] über den jüdischen Krieg (ystorie Joseph de bello judaico) . . . ." „Item ein gewisses Buch[3], das die Geschichte Trojas enthält. . . ." „Item ein Auszug aus der ‚Geschichte Jerusalems'[4], der auf dem zweiten Blatte anhebt mit ‚Persas assidios' und auf dem vorletzten schließt mit ‚multis oppres', und er hat keine Verzierungen, aber eine Decke von doppeltem grobem Papier."

Von griechischen und lateinischen Klassikern enthält der Katalog folgende elf Namen: Cicero, Flavius Josephus, Lucanus, Macrobius, Ovidius, Palladius, Papias, Plinius, Seneca, Suetonius, Virgilius. „Item ein Buch Rhetorica[5] genannt, mit feiner Schrift auf Ziegenpergament . . . in einem Einband von weißem Leder mit einem kleinen Verschluß." „Item ein Band, in dem sind die Bücher Mauritii[6] Tullii Ciceronis de offitiis fein geschrieben auf Pergament . . . mit Einband von rotem Leder."

Selbst medizinische, grammatikalische und musikalische Werke giebt's hier, der Donatus ist dort, und den Almagest des Ptolemäus vermißt man nicht; schon im Inventar Bonifaz' VIII. (1295) heißt es: „Item ein Buch, in dem sich findet die Rhetorik, die Arithmetik, die Geometrie, die Musik, die Astronomie mit dem Almagest und den Karten Tholomei." Und im Verzeichnis von 1311: „Item ein großes Buch über die Heilkunde mit folgendem Titel im Anfange: Liber canonis primus, quem princeps Aboali Abinsceni[7] de medicina edidit etc., und es schließt auf dem vorletzten Blatt: z. VII. ei, und es ist geschrieben in guter

[1] Wohl von Eginhard. [2] Flavius Josephus.
[3] Von Guido de Columna.
[4] Historia hierosolimitana von Iacobus de Vitriaco, der Auszug ist vom Magister Iacobus episcopus Achoriensis.
[5] Ciceronis. [6] Marci.
[7] Abû Alî Ibn Sînâ (Avicenna).

Schrift auf Ziegenpergament und befindet sich in Tafeln ohne Umschlag." Noch interessanter ist es, daß wir auch auf „König Arthur" stoßen und einige wenige andere romantia, die noch besonders fein gebunden sind, z. B.: „Item ein ‚französischer Roman' (romantium in gallico)[1] auf Ziegenpergament geschrieben und gemalt mit Verzierungen in Gold und Blau; er fängt auf dem zweiten Blatte an mit den Worten ‚Qui molt', und schließt auf dem vorletzten ‚davant tron per', und ist gebunden in safranfarbenem Sammet und hat zwei Schließen und auf jeder Einbanddecke fünf Knäufe, und er ist nicht groß."

Die Gesamtzahl der Handschriften beträgt nach dem Inventar von 1311 etwa 645 Nummern. Nach diesem Auszug aus dem Katalog der Bonifatiana, der so ziemlich die verschiedenen Hauptabteilungen und Fächer der Bücherei aufzählt, kann es nicht schwer fallen, sich ein vollständig richtiges Bild von der damaligen päpstlichen Bibliothek zu machen. Wir müssen hier zum Schlusse nur noch einen Zug in diesem Bilde besonders hervorheben, der, wenn er auch an und für sich geringfügig scheint, dennoch die Bonifatiana zu einer wahren Rarität macht. Sie besaß nämlich 33 griechische Handschriften: einen Schatz, für den die Humanisten beim Beginn des 15. Jahrhunderts und mit ihnen Nikolaus V. halb Rom geopfert hätten. Wohl lagen sie noch wie ein vergrabener, ungehobener Schatz so nahe bei Rom in der päpstlichen Schatzkammer zu Assisi, gut verschlossen und wohl gehütet, aber nicht gekannt. Unter diesen treffen wir Werke von Aristoteles und seiner Kommentatoren, des Archimedes *περὶ σφαίρας καὶ κυλίνδρου*, Kommentare zu Platos Timäus und zum Euklid, den Almagest des Ptolemäus und des Dionysius Buch de coelesti hierarchia.

„Item ein anderes Buch mit griechischer Schrift auf Pergament, welches das Buch des Arcimenides[2] de sp[*h*]era et scilindro enthält, es ist alt und hat keine Decke." „Item das Buch des Dionysius super celesticam gerarciam in griechischer Schrift auf Pergament, und es hat einige Glossen am Rand und ist gebunden in Decken von feingewebtem orientalischem Tuch und hat fünf seidene silbergeränderte Schließen."

So war es in der That die erste griechische Bibliothek des Mittelalters und dazu vor der Renaissance die größte, von der wir Kunde haben.

[1] Alle Bücher der Bulgärsprache wurden damals so genannt.
[2] Archimedes.

Im Jahre 1426 zählte die berühmte Bibliothek der Visconti zu Pavia, unter den italienischen jener Zeit die bedeutendste und reichste von allen, unter ihren griechischen Handschriften eine Ilias, einen Plato und dazu zwei Handschriften, von denen der Katalog naiv sagt: „Ein Buch in griechischer oder hebräischer Schrift." Das war der ganze griechische Schatz. Die päpstliche Bibliothek aber zu Eugens IV. Zeit 1443 zählte deren nur zwei, und im Jahre 1456 besaß die Bücherſammlung der Mediceer noch keine einzige griechische Handschrift.

Für die Herkunft dieser 33 griechischen Handschriften der Bonifatiana verweist P. Ehrle auf den regen Verkehr, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zumal zwischen Rom und Konstantinopel, der päpstlichen Kurie und den oströmischen Kaisern, unterhalten ward. Es waren besonders die Minderbrüder und Dominikaner, welche entweder als päpstliche Gesandte am Hofe zu Konstantinopel verkehrten oder aber in jenen östlichen Gegenden ständigen Aufenthalt hatten und ebendort mit viel Eifer die griechische Sprache pflegten. Der bedeutendste unter diesen ist der Dominikaner-Erzbischof von Korinth Wilhelm von Moerbecke[1], der in den Jahren von 1277—1281 mehrere griechische Codices teils zu Viterbo an der Kurie, teils an seinem Sitze zu Korinth ins Lateinische übertrug. Er war der beste Aristoteles-Übersetzer jener Zeiten.

Sollen wir zum Schluß auch die Quelle angeben, aus welcher überhaupt die Bonifatiana im Laufe der Jahre ihre 600—700 Handschriften erhielt, so haben wir darüber wohl mehr Anhaltspunkte als klare Dokumente, dürfen aber dennoch mit Sicherheit sagen, daß dieselbe eine dreifache war. Die Bücher kamen erstens aus dem Bestande der Privatbibliotheken der neu gewählten Päpste; zweitens aus den Geschenken, die der päpstlichen Kurie gemacht wurden, sei es von Königen oder Fürsten, sei es von Privaten; drittens aber lieferte das sogenannte ius spolii nach päpstlicher Verordnung damals schon die Bücher der an der Kurie verstorbenen Prälaten wie ein Erbteil an die Schatzkammer und Bücherſammlung des Papstes.

Damit nehmen wir Abschied von der Bonifatiana, in Assisi versunken und vergessen, vergraben und verschwunden. Wer weiß, ob noch eine Spur von ihr zu finden? Unterdessen wächst Gras auf dem Petersplatze zu Rom, und die ewige Stadt trauert wie eine verwüstete Kirche ohne ewige Lampe. Wir wollen nicht noch einmal erinnern an die

[1] Vgl. Christ a. a. O. S. 423.

ghibellinischen und französischen Kulturkampfsgelüste, die da ein gut Teil beigetragen zu dem Greuel der Verwüstung — wohl aber erwähnen wir es noch einmal, daß Christentum und Papsttum seit den Tagen der Katakomben die wahre Kultur, Wissenschaft und Kunst selbst im Sturme der Verfolgung und in der Trauer der Verbannung gehegt und gepflegt hat mit Mutterliebe. Das sieht man an der Geschichte der Bonifatiana, und die Bibliothek der Päpste zu Avignon beweist dasselbe.

Joseph Hilgers S. J.

„Wunder des Antichrist."[1]

Vor gut zwei Jahren wurde unter und nach den vielen andern nordischen Schriftstellern dem deutschen Lesepublikum auch die schwedische Dichterin Selma Lagerlöf durch eine Übersetzung ihrer Geschichten von „Gösta Berling" vorgeführt. Eine Sammlung ihrer Novellen folgte bald, und das Jahr 1899 ging nicht zu Ende, ohne daß der „Gösta Berling" sogar in einer zweiten Übersetzung in der Reclamschen Universalbibliothek erschien und damit auf dem besten Wege ist, in die weitesten Schichten der deutschen Lesewelt zu dringen.

Selma Lagerlöf ist eine wirkliche Dichterin, das beweist ihr „Gösta Berling" auf jeder Seite. Welcher Schule sie angehört, ist dabei ebenso schwer zu entscheiden wie die Frage nach ihrem persönlichen religiösen Standpunkt. Sie ist ebensowohl Realistin wie Romantikerin und auch wieder keines von beiden, weil sie eben im Grunde nur sie selbst ist. Im vorigen Jahrhundert wäre sie unmöglich gewesen; dafür trägt sie zu sehr das Geistesstigma des fin de siècle, und doch tritt wieder die moderne Seele uns mit einer Naivetät und Ruhe entgegen, die dem Akrobatentum unserer Naturalisten fremd ist. Die selbstzerfleischende Skepsis, die weltmüde Sattheit klingt nur dem aufmerksamen Leser vernehmlich aus dem frommgläubigen Legendenton und dem lebensfrohen Humor heraus. Ist Lagerlöf gläubige Christin — ist sie überhaupt Theistin? Wer mag's sagen? Bald möchte man das erstere glauben, bald sogar das letztere verneinen. Wer mag weiterhin entscheiden, ob sie in naiver Objektivität schafft oder in raffiniertester Subjektivität? Oft sind gerade die Stellen, wo sie vor ihre Personen tritt und persönliche Bemerkungen macht, diejenigen, welche

[1] Wunder des Antichrist. Roman von Selma Lagerlöf. Einzig autorisierte Übersetzung von Ernst Brausewetter. Mainz, Kirchheim, 1899.

den Eindruck naivster Aufrichtigkeit erwecken. Nur eines steht fest, Lagerlöf ist eine unwiderstehliche Dichterin, die den widerhaarigsten Modernen ebenso leicht unter ihr Joch zwingt wie den märchenfrohen Romantiker. Der kritische Verstand mag zu Anfang noch so viele Proteste erheben und Vorbehalte machen, es nutzt ihm nichts, er giebt sich schließlich gefangen und glaubt der Dichterin aufs Wort das Unglaublichste, wenigstens bis zum Ende des Buches. Das Kavalierhaus mit seinen zwölf Insassen hat ja niemals bestanden und kann von Verstandes wegen niemals bestehen, aber es wird fortleben in der Litteratur zäher und länger als mancher streng historische Roman und viele ausgetüftelte psychologische Studien. Wie eine Art von Nationalsage über Karl den Großen und seine Paladine, wie ein Seitenstück zu König Artus' Tafelrunde, wie eine alte halbvergessene Legende schmeichelt sich dieses Epos der zwölf Kavaliere in die Phantasie und das Gedächtnis ein, ohne daß man sich eigentlich kaltblütig über die Kunstgriffe der Erzählerin Rechenschaft giebt. Wie beim Rundgemälde nur den wenigsten der Übergang vom halb wirklich körperlichen Gegenstand zu der gemalten Hälfte zum Bewußtsein kommt, so ist auch bei Lagerlöf die Scheidung zwischen Realismus und Phantasie, altem Märchenanklang und persönlicher Dichtung nur bei näherem Studium zu bemerken. Sie benutzt ja mit größter Findigkeit solche alte Anklänge und Motive, aber sie hat vor allem die Gabe, alles, was sie sagt, mit einer solchen Selbstverständlichkeit und Energie vorzubringen, daß es auf den Leser wie Suggestion wirkt und er sich anfangs wie versuchsweise und zum Spaß, schließlich mit vollem Gemüt dem eigentümlichen Zauber gefangen giebt. Das aber ist das Besondere an diesem Buch, daß es ein Werk der Phantasie gegen die Phantasie ist, daß gerade darin seine tiefere poetische Tendenz liegt, die alles verheerende Wirkung zu schildern, welche die Phantasie anzurichten vermag, sobald sie allein Meisterin des Hauses ist, und wie diese Phantasie nicht notwendig bei der Jugend und dem Dichter allein zu suchen ist, sondern wie kein Stand und kein Alter und Geschlecht vor ihrer Tyrannei sich sicher fühlen darf. In den bunten und anscheinend unmöglichen Bildern des Romans liegt ein tieferer, allgemein menschlicher Sinn, der dem Leser ein erstes Mal just hinreichend zum Bewußtsein kommt, ihn zu einer zweiten ruhigeren Lesung zu reizen. Alle diese Menschen sind ja Individuen, aber sie sind auch wieder Typen, und aus der einzelnen Handlung klingt immer etwas wie tiefere Symbolik. In der That, dieser „Gösta Berling" ist ein Buch, das nicht durchblättert, sondern durchdacht sein will, und manche seiner Seiten regen ganze Gedankenreihen nach den verschiedensten Richtungen an. Gegen einzelnes wird der besonnene Leser ja auch zum Schluß noch ernste Bedenken und Einspruch erheben — aber alles in allem findet er sich hier einer Persönlichkeit und einem Werk gegenüber, die die Mühe lohnten, in unsere Litteratur eingeführt zu werden.

Um so größer mußte die freudige Erwartung sein, als ein neues Werk der Dichterin, und zwar in einer katholischen Verlagshandlung und mit einem anscheinend religiösen Titel, erschien. Wird Selma Lagerlöf in diesem „Wunder des Antichrist" das halten, was sie in „Gösta Berling" versprach? Und wie stellt sich dieser eigentümliche Geist im Grunde zu den Wahrheiten des Christen-

tums? Das waren zwei Fragen, die uns zwar mit günstigem Vorurteil, al doch auch nicht ganz ohne Bedenken zu dem neuen Werk der Schwedin greif ließen. Und die Antwort? —

* * *

Auf dem „Kapitolium" zu Rom sagt in der Nacht der Geburt Christi Sibylle dem Augustus vorher:

„Hoch oben auf dem Kapitol anbetet den Welterneu'rer,
Christ oder Antichrist, doch nimmer sterbliche Menschen."

Im Laufe der Zeiten hat sich nun auf dem Kapitolinischen Hügel das Klo von Ara Coeli erhoben und die Franziskanermönche halten Wacht, daß nur „Christ" dort angebetet werde. In ihrer Angst und Verzweiflung ist all die L über das wunderthätige Bild des Christuskindes (hier ist wohl der weltbekan Santo Bambino gemeint) ihr Trost und ihre Hoffnung. Solange sie dieses Ki haben, so lange wird der Antichrist auf dem Kapitol nicht verehrt. Da setzt sich eine reiche Engländerin in den Kopf, das Christusbild, in das sie sich v liebt hat und das die Mönche ihr nicht verkaufen wollen, zu stehlen, und l darum eine täuschend ähnliche Kopie desselben schnitzen und ganz so wie l Urbild ausschmücken. Nur in die Krone läßt sie die Worte eingraben: „M Reich ist nur von dieser Welt." Die Verwechslung der Bilder gelingt, aber n ein paar Tagen kehrt das echte Bild wieder nach Ara Coeli zurück, und l nachgeahmte wird vom Guardian die 109 Marmorstufen hinabgeschleudert un den Worten: Anathema Antichristo. Seitdem haben die Mönche wie Ruhe, der kleine Antichrist aber beginnt seinen Rundgang durch die Welt. D Engländerin hat am Morgen nach der Flucht des echten Kindes ihre Kopie Fuße des Kapitoliums wieder gefunden und ist damit nordwärts gefahren. Paris trifft sie zur Zeit einer Revolution ein, und ihr Bild wird als Wa zeichen auf eine Barrikade gepflanzt, wo eben ein Gelehrter Wache stand, der dem Aufruhr angeschlossen hatte, weil er das Volk liebte. Ihm gingen n immer die Worte nach, die er auf des Kindes Krone gelesen hatte: „Mein R ist nur von dieser Welt." „Das war das Wort, nach dem er sein Leben lc gesucht hatte. Nun wußte er, was er den Menschen sagen wollte. . . . Er wo hinaus in die Welt gehen und verkünden: Euer Reich ist nur von dieser W Darum müßt ihr sorgen für dieses Leben und als Brüder leben! Und ihr s teilen eure Reichtümer, so daß keiner reich wird, aber auch keiner arm. S sollt alle arbeiten, und die Erde soll allen gehören, und ihr sollt alle gleich sein. . Und ihr müßt denken, das Glück aller zu schaffen, denn es giebt keinen Ers der euer wartet! Euer Reich ist nur von dieser Welt!" . . . Und so begann n Beendigung des Straßenkampfes der Mann eine neue Lehre zu verkünden, da Sozialismus genannt wird, die aber das Antichristentum ist. E liebt und entsagt und lehrt und leidet wie das Christentum, so daß sie e Ähnlichkeit mit ihm hat, wie das falsche Bild von Ara Coeli mit dem ech Christusbilde. Und wie das falsche Bild sagt sie: „Mein Reich ist nur v dieser Welt." „Und obgleich das Bild, das die Lehre verbreitet hat, unbeme

und unbekannt ist, ist es doch nicht selbst die Lehre, sondern sie geht durch die Welt, um sie zu erlösen und umzuschaffen. Sie wird von Tag zu Tag weiter verbreitet. Sie geht hin über alle Länder und trägt viele Namen, und sie wirkt so verführerisch dadurch, daß sie allen irdisches Glück und Genuß verspricht, so daß sie mehr Anhänger anlockt als irgend etwas, was die Welt durchzog seit Christi Zeit."

Das ist das Vorspiel. Nun folgt die eigentliche Erzählung, die im Sinne der Dichterin nur eine Episode aus dem Rundzug des kleinen Antichrist durch die Länder der Welt, eine Schilderung seiner Wirksamkeit in dem kleinen sizilianischen Städtchen Diamante sein soll. Im Schluß dieser Episode liegt die tiefere Tendenz des Buches, und damit sie keinem Leser entgehe, spricht die Dichterin sie mit klaren Worten aus. Sie erzählt:

„... Eine Woche später war P. Gondo in Rom. Er erhielt Audienz beim Heiligen Vater im Vatikan und erzählte ihm, wie er den Antichrist unter der Gestalt Christi gefunden hätte, wie dieser das Volk in Diamante in Weltlichkeit verstrickt habe und wie P. Gondo ihn habe verbrennen wollen. Er erzählte auch, daß er das Volk nicht hätte zu Gott zurückführen können. Im Gegenteil, ganz Diamante wäre dem Unglauben und Sozialismus verfallen. Niemand wollte dort für seine Seele sorgen, niemand wollte an den Himmel denken. P. Gondo fragte, was mit diesen armen Menschen geschehen sollte. Der alte Papst, der der weiseste von allen Menschen ist, die nun leben, lachte nicht über P. Gondos Erzählung, sondern wurde tief betrübt. ‚Du hast unrecht gethan, du hast sehr unrecht gethan,' sagte er. Er saß eine Weile still da und sann nach, dann fuhr er fort: ‚Du hast wohl nicht den Dom in Orvieto gesehen?' — ‚Nein, Heiliger Vater!' — ‚Geh dorthin und sieh ihn dir an!' sagte der Papst, ‚und wenn du von dort zurückkommst, sollst du mir erzählen, was du gesehen hast.' P. Gondo gehorchte. Er zog nach Orvieto und besah sich den heiligen Dom. Und zwei Tage später war er wieder im Vatikan.

„‚Was hast du nun in Orvieto gesehen?' fragte ihn der Papst. P. Gondo erzählte ... wie er seine ganze Aufmerksamkeit dem großen Gemälde zugewendet, das der Guardiano ‚Wunder des Antichrist' nannte [folgt nun eine Beschreibung von Teilen des Bildes, wie der Antichrist unter der Gestalt Christi lehrt und Wunder wirkt]. ‚Sahst du noch mehr?' fragte der Papst. ‚Fünftens sah ich auf dem Gemälde dargestellt, daß Mönche und Priester auf einem großen Scheiterhaufen aufgehäuft waren und verbrannt wurden. Und das sechste und letzte, was ich sah, war, daß der Teufel dastand und dem Antichrist in die Ohren flüsterte und ihm eingab, wie er reden und handeln sollte.' — ‚Was dachtest du, als du das sahst?' — ‚Ich sagte mir, dieser Signorelli ist nicht wahnsinnig, sondern ein Prophet. Der Antichrist wird freilich in der Gestalt Christi kommen und die Welt zu einem Paradiese machen! Er wird sie so schön machen, daß die Menschen den Himmel vergessen! Und das wird die gefährlichste Versuchung der Welt werden!' — ‚Verstehst du nun,' sagte der Papst, ‚daß das, was du mir berichtetest, mir nichts Neues war? Die Kirche hat immer gewußt, daß der Antichrist mit Christi Tugenden ausgerüstet kommen würde.' — ‚Wußtest du auch, daß er wirklich gekommen war, Heiliger Vater?' fragte P. Gondo. —

‚Sollte ich Jahr um Jahr auf Petri Stuhl sitzen, ohne zu wissen, daß er gekommen ist?' sagte der Papst. ‚Ich sehe eine Volksbewegung entstehen, die von Liebe zum Nächsten brennt, aber Gott haßt. Ich sehe Menschen zu Märtyrern werden für die neue Hoffnung auf eine glückliche Erde. Ich sehe, wie sie neue Freude und neuen Mut schöpfen aus dem Wort: „Denkt an die Erde!" wie sie es früher bekamen aus dem Wort: „Denkt an den Himmel!" Ich wußte, daß er, den Signorelli vorausverkündet hatte, gekommen wäre.' P. Gondo verneigte sich stumm. ‚Verstehst du nun, worin du unrecht gehandelt hast?' ‚Heiliger Vater, erleuchte mich über meine Sünde!' — Der alte Papst erhob seinen Blick. Sein klares Auge durchschaute den Schleier der Zufälligkeiten, welcher die Dinge umgiebt, und sah, was sich dahinter verbirgt. ‚P. Gondo,' sagte er, ‚das kleine Kind, das Ihr in Diamante bekämpftet, das Kind, das barmherzig und wunderthätig war, wie Christus, das arme vernichtete Kind, das Ihr besiegtet und das Ihr Antichrist nennt, wißt Ihr nicht, was das ist?' — ‚Nein, Heiliger Vater!' — ‚Und er, der auf dem Gemälde Signorellis Kranke heilte und die Reichen rührte und die Gewaltthätigen zu Boden streckte, er, der die Erde zu einem Paradiese machte und die Menschen verlockte, den Himmel zu vergessen! Wißt Ihr nicht, wer der ist?' — ‚Nein, Heiliger Vater!' — ‚Wer anders kann es sein als das Antichristentum, als der Sozialismus?' — Der Mönch blickte entsetzt auf. — ‚P. Gondo,' sagte der Papst streng, ‚als du das Bild auf deinen Armen hieltest, wolltest du es verbrennen! Warum das? Warum warst du nicht liebevoll gegen es und trugst es zu dem kleinen Christuskinde auf dem Kapitolium, von wo es hergekommen? Aber so macht ihr es, ihr guten Mönche! Ihr könntet diese große Volksbewegung auf eure Arme nehmen, solange sie noch wie ein Kind in seinen Windeln liegt, und sie zu den Füßen Jesu hinführen, und der Antichrist würde sehen, daß er nichts weiter ist als eine Nachbildung Christi, und ihn als Herrn und Meister erkennen. Aber das thut ihr nicht! Ihr werft das Antichristentum auf den Scheiterhaufen, hütet euch, daß es nicht bald euch dahin zu werfen trachtet!' — P. Gondo beugte seine Kniee. ‚Ich verstehe, Heiliger Vater! Ich werde hingehen und das Bild suchen!' — Da erhob sich der Papst in seiner Majestät. ‚Ihr sollt nicht das Bild suchen, Ihr sollt es seinen Weg nehmen lassen durch die Zeit. Wir fürchten es nicht! Wenn es gegen das Kapitolium angestürmt kommt, um den Weltenthron zu besteigen, werden wir ihm entgegengehen und es zu Christus hinführen! Wir werden Erde und Himmel versöhnen. Aber Ihr thut unrecht,' fuhr er milder fort, ‚daß Ihr ihn haßt! Ihr habt vergessen, daß die Sibylle ihn unter die Welterneuerer rechnet. „Hoch auf dem Kapitol anbetet den Welterneu'rer Christ oder Antichrist!"' — ‚Heiliger Vater, wenn die Leiden dieser Welt durch ihn geheilt werden und der Himmel dabei nicht Schaden erleidet, dann werde ich ihn nicht hassen!' Der alte Papst lachte sein feinstes Lächeln. ‚P. Gondo, erlaube mir, daß auch ich dir eine sizilianische Geschichte erzähle. Man berichtet und erzählt, P. Gondo, daß, als der Herr im Begriff war, die Welt zu erschaffen, er einmal wissen wollte, ob ihm noch viel Arbeit übrig geblieben wäre. Und er sandte San Pietro aus, um zu sehen, ob die Welt fertig

wäre. Als dann San Pietro zurückkam, sagte er: „Alle weinen und schluchzen und klagen!" „Dann ist die Welt noch nicht fertig," sagte der Herr, und er arbeitete weiter. In drei Tagen schickte der Herr San Pietro wieder zur Erde. „Alle lachen und jubeln," sagte San Pietro, als er zurückkam. „Dann ist die Welt noch nicht fertig," sagte der Herr und arbeitete weiter. San Pietro wurde zum drittenmal ausgesandt. „Einige weinen und einige lachen," sagte er, als er wiederkam. „Dann ist die Welt fertig," sagte der Herr. Und so wird es sein und bleiben,' schloß der alte Papst. ‚Niemand kann die Menschen von ihren Leiden befreien, aber dem soll viel vergeben werden, der in ihnen neuen Mut erzeugt, sie zu tragen!'"

Das ist das letzte Wort des „alten Papstes" und der Dichterin. Wir können uns nicht helfen, aber an Stelle des P. Gondo würden wir vor wie nach nicht wissen, was nun eigentlich zu geschehen habe und wie sich der Papst als Haupt der Christenheit zum Antichristentum des Sozialismus stelle. Meint der Papst bloß, man solle — um so zu reden — dem Sozialismus seinen Antichrist-Giftzahn ausbrechen, ihm seine Liebe zu den Menschen lassen und ihn nur auch zur Liebe Gottes zu bekehren suchen? Will er sagen, die Geistlichkeit habe sich des Sozialismus, als er noch ein kleines Kind war, d. h. nur von Verbesserung der zeitlich-irdischen Verhältnisse redete, annehmen und zeigen sollen, daß Christus in seiner Kirche das Gleiche wolle? Das ließe sich hören und würde ganz im Beruf der christlichen Lehrer und Priester liegen. Es würde nichts anderes sein als die Erfüllung der zwei Bitten des Vaterunsers: „Zukomme dein Reich — gieb uns heute unser tägliches Brot", die Entwicklung des Doppelberufes der Menschheit, die Erde zu bebauen, um von ihr zu leben, und das Himmelreich zu erstreiten und zu erhoffen. Zwischen einem geordneten Trieb und Streben, sich die Erde materiell und geistig möglichst unterthan und schön zu gestalten, und einem wohlverstandenen Christentum ist überhaupt kein Widerstreit. Christus sagt nicht in diesem Sinne: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", als ob er nicht auch in der Zeit und in dieser Welt herrschen wolle, oder als ob seine Anhänger irdische Güter nicht suchen und erstreben dürften; wenn aber in der Krone des Antichrist geschrieben steht: „Mein Reich ist nur von dieser Welt," und dieses nicht etwa heißen soll: „Meine Wirksamkeit, meine Macht erstrecken sich bloß auf diese Welt, höheres kann ich nicht geben," wie dies die staatliche Gewalt sagen muß, sondern: „Ich will nur diese Welt als gut anerkennen und schließe die Überwelt und das Jenseits als schädliche Einbildung aus", „ihr müßt die Menschen lieben, aber Gott hassen", so ist an eine Versöhnung zwischen Christ und Antichrist nicht zu denken. Wer den einen liebt, muß den andern hassen; nur einer kann den Weltthron einnehmen, und es wäre Selbstmord des siegreich anrückenden Antichrist, wenn er Christus als Herrn und Meister anerkennen würde. Dazu wird ihn auch „der alte Papst" nicht bringen. Und was soll in der Zwischenzeit aus all den armen Seelen werden, die vom Antichrist zum Abfall von Gott und dem Glauben gebracht wurden? Wahrlich ein feiner Papst, der seinen Mönchen verbietet, das „Bild" zu suchen, ihnen im Gegenteil befiehlt, es seinen Weg durch die Zeit nehmen zu lassen! — Was

soll es ferner heißen, wenn der „weiseste aller Menschen, die jetzt leben", in Bezug auf den Sozialismus sagt: „Niemand kann die Menschen von ihren Leiden befreien, aber dem soll viel vergeben werden, der in ihnen neuen Mut erzeugt, sie zu tragen!"? Wie bringt der Sozialismus, insofern er Antichrist ist, es zu stande den Leuten neuen Mut zu erzeugen? Etwa indem er sie auf den großen Kladderadatsch vertröstet? Soll aber bloß der „berechtigte Kern" des Sozialismus gemeint sein, d. h. eine auf Grundlage des Glaubens, der Vernunft und der Thatsachen erstrebte Neugestaltung der sozialen Verhältnisse, so ist diese ihrem Wesen nach durchaus christlich, d. h. eine von den Grundlehren des wohlverstandenen Christentums geforderte Regelung der menschlichen Verhältnisse. Keiner aber hat diese Wahrheiten mit größerer Klarheit und Energie ausgesprochen als das Urbild des „alten Papstes" im Roman, und es kann somit bei aller Anerkennung des guten Willens und der poetischen Einkleidung von seiten der Dichterin dieses Schlußkapitel, d. h. das Tendenzprogramm des ganzen Buches und mithin dieses selbst nach der prinzipiellen Seite, nur eine Verirrung und Verwirrung der Begriffe ein scharf abzuweisender litterarischer Mißgriff genannt werden. Selma Lagerlöf will gewiß keine Satire auf Leo XIII. schreiben, sie meint es anscheinend ehrlich mit allem, was sie ihrem „alten Papst" in den Mund legt, aber sie besitzt eben nicht die Klarheit der Ideen und den scharfen Blick ihres Sprechers, und kann ihn deshalb nur sagen lassen, was eben *sie* denkt und meint. Über seine Schatten springt keiner.

So wäre es also mit der Tendenz des Buches bestellt, insoweit die Dichterin selbst sie ausspricht. Was nun aber jedem Leser auffallen muß, ist das, daß ohne dieses letzte erklärende Kapitel kein Mensch aus der Geschichte selbst eine solche Tendenz herausgefunden hätte. Wie in „Gösta Berling" bildet die Erzählung eigentlich nur eine Sammlung von Einzeldarstellungen, die durch eine Örtlichkeit, eine Person oder sonstwie eine gewisse Zusammengehörigkeit besitzen aber nimmermehr eine einheitliche Handlung darstellen. Wie dort das Kavalierhaus, so ist hier das auf dem Ätna gelegene Städtchen Diamante der Mittelpunkt der Geschehnisse. Im Verlauf der Geschichte kommt in dieses Diamante, das wir stark im Verdacht haben nur in der Phantasie zu bestehen, die Engländerin Miß Totenham mit der aus dem Eingang bekannten Nachahmung des echten San Bambino von Ara Coeli. Das Bild findet schließlich Aufstellung in der verlassenen Kirche von San Pasquale und wird bald bekannt und verehrt. Verschiedene Gebetserhörungen will man vor ihm erlangt haben, so daß sein Ruf auch in die Ebene dringt und P. Gondo eine kleine Pilgerfahrt von Girgenti nach Diamante veranstaltet. Alle (40 Pilger) waren sehr arm und unglücklich. Aber P. Gondo ließ sie unter Gesang und Gebet wandern. Da begannen ihre Augen bald zu strahlen, als wenn Bethlehems Stern ihnen vorausgezogen wäre. „Wißt ihr," sagte P. Gondo, „warum Gottes Sohn größer ist als alle Heiligen? Weil er der Seele Heiligkeit verleiht, weil er Sünden vergiebt, weil er dem Geist die heilige Ruhe in Gott schenkt, weil sein Reich nicht von dieser Welt ist! Unter den Pilgern befindet sich besonders ein Mädchen, das sich schwer bedrückt fühlt, weil sie dem Richter ihren Bräutigam verraten hat, der ein Mörder war

„Sie rief die Heiligen an; aber sie wollten ihr nicht helfen. Es schien, als wenn nichts auf der Welt die Macht hätte, sie von den fürchterlichen Gewissensqualen zu befreien." Während nun bei der Ankunft in Diamante die übrigen Pilger sich bei den Bürgern etwas erquicken, ehe sie zu dem Heiligtum ziehen, ist das Mädchen sofort vor das Bild gelaufen und hat dort gebetet. Als später die Prozession kam, fand man sie verrückt und tobsüchtig. Nun war es aus mit dem Vertrauen der Pilger und des P. Gondo. Er nahm die Krone vom Haupte des Kindes und las die Inschrift: „Mein Reich ist nur von dieser Welt". P. Gondo ist entsetzt: „Ich habe euch hierher geführt," sagte er, „damit ihr den finden solltet, der Seelenfrieden verleiht und Eingang gewährt in Gottes Reich! Aber ich habe euch falsch geführt, denn dieser hat nichts der Art zu geben. Sein Reich ist nur von dieser Welt! Unsere arme Schwester ist wahnsinnig geworden, weil sie hierher kam in der Hoffnung auf himmlische Wohlthaten. Es brach ihren Verstand, als sie zu diesem Bilde betete ohne erhört zu werden. Es konnte sie ja nicht erhören, denn sein Reich ist nur von dieser Welt." Ein Scheiterhaufen wird gerichtet und P. Gondo will das Bild verbrennen, wenn nicht einer der Umstehenden ihn versichern kann, er habe vor dem Bild auch geistige Gnaden erlangt. Keiner rührt sich, und das Kindlein wäre unrettbar in die Flammen geworfen worden, wenn nicht rechtzeitig ein Bursche aus der Menge es dem Pater entrissen und den Berg hinunter entführt hätte, wo er es vor den Verfolgern in den Reisewagen der gerade abreisenden Engländerin warf. So wird es nun weiter durch die Welt ziehen.

Sehen wir davon ab, daß die ganze Geschichte der Ankunft und „Wunder" des falschen Bambino doch im Grunde nur eine Episode in der Erzählung der Schicksale Gaetanos u. Micaelas ist — und fragen wir uns: Mit welchem Rechte stempelt die Dichterin die Nachahmung eines Bildes zum Repräsentanten des „Antichrist" und des Sozialismus? Das römische Bild ist doch auch nur ein Bild, das aus sich selbst keine Kraft und keine Bedeutung hat. Die Inschrift in der Krone, die kein Mensch aus geringer Entfernung lesen kann, die übrigens auch (selbst im Roman) für die Verehrung ganz außer acht bleibt, kann doch aus dem übrigen Bilde nichts Böses machen. Die Leute, welche vor dem Bilde beten und bitten, haben nicht im mindesten das Bewußtsein und die Absicht, sich an den Antichrist zu wenden. Die Diamantiner wissen nicht einmal, daß es eine Kopie des in Rom verehrten San Bambino ist; sie wenden sich in ihren Gebeten schlecht und recht an das Jesuskind selbst, d. h. an den Heiland im Himmel. Das Bild thut aber auch seinerseits nichts, den Sinn seiner Verehrer vom Himmlischen ab dem Irdischen zuzukehren. Es ist ein liebliches Kinderbild, das einem kindlich angelegten Volke Liebe und Vertrauen einflößt wie das römische Original. Was schadet es, daß in Kevelaer nur ein Abbild des wunderthätigen Madonnenbildes von Luxemburg verehrt wird — betet man deshalb in Kevelaer um andere Dinge als in Luxemburg? Oder wendet das Kevelaerer Bild den Sinn der Beter von der wahren Madonna ab? Es ist also unserer Ansicht nach eine gesuchte und, worauf es uns hier besonders ankommt, selbst poetisch nicht stichhaltige Symbolisierung des Antichristentums durch das nachgemachte

Jesuskindchen, eine Symbolisierung, die den Leser das unangenehme Gefühl nich los werden läßt, es mit einer in sich widerspruchsvollen Phantastik zu thun z haben. Und nun gar die „Entlarvung"! Das arme Mädchen aus Girgenti bitte doch auch wahrhaftig nicht um überirdische Güter. Als sie den von ihr in seine schinderhaften Bosheit früher nicht erkannten Bräutigam als gemeinen Mörde erblickt und ihn im Übermaß des Abscheus dem Richter anzeigt, hat sie nac bestem Wissen und Gewissen gehandelt — sie mag sich später Vorwürfe machen daß sie gegen die Gewohnheiten ihres Landes gefehlt habe, von eigentlichen Ge wissensbissen kann keine Rede sein, jedenfalls ist die Befreiung von dieser „Gewissensbissen" ebenso ein zeitliches Gut wie es die andern Gaben waren, di das „Bild" ausgeteilt hatte. Aber auch selbst einmal angenommen, das Bil könnte als Repräsentant des „Antichrist" gelten, — wie es aber dann auch noc als Symbolisierung des Sozialismus gelten kann, geht aus der Erzählung an sic nicht im geringsten hervor. Das ist wieder recht eine Idee, welche die Dichterin von außen willkürlich hineinträgt. Im Austeilen irdischer Güter an sich besteh doch nicht der Sozialismus. Oder glaubt sie, der Sozialismus sei die einzig Form des Antichristentums?

Die Verquickung der von der Dichterin ausgesprochenen Tendenz mit den objektiven Inhalt der poetischen Erzählung halten wir also für durchaus unkünst lerisch und unmöglich. Durch diese Verquickung entsteht aber auch eine gewiss Verworrenheit in der sonst klar dahinfließenden Geschichte. Der Leser merkt vo vornherein, er soll etwas suchen, was nicht gesagt wird, aber die Leitfäden, die ihn in die Hand gegeben werden, reißen bald ab und lassen ihn wieder unschlüssig Ein katholischer Leser wird bald genug den Eindruck empfangen, die Dichterin woll eine Satire auf die Heiligenverehrung überhaupt und besonders auf den Glaube an die Vorsehung schreiben. Die Formen, welche die Äußerung der Andach und des Gebetes bei den leicht erregbaren, phantasiereichen Sizilianern anzunehme pflegt, mutet uns Nordländer ja gewiß seltsam — überspannt — indiskret — ja, wenn man will, sogar bisweilen etwas abergläubisch an. Einzelnes wirklic Abergläubische mag ja im Leben mit unterlaufen, wie der Glaube an den böse Blick u. dgl. So heidnisch aber, wie Selma Lagerlöf uns ihre Personen durc die Bank schildert, sind die wirklichen Sizilianer doch wohl noch nicht. In Roman selbst braucht das „Antichrist"-Kind nicht zu kommen, um die Diamantine zu entchristlichen, das sind sie schon vorher, wenn sie auch noch an Gott, Christus die Madonna und die Heiligen glauben. Sie stecken im Aberglauben bis übe den Scheitel. Das Verwirrende für manchen Leser ist nun, daß die Dichteri in ihren Schilderungen nicht hinreichend auseinanderhält, was sie eigentlich m ihrer poetischen Kritik treffen will — den wirklichen oder von ihr erdichtete Auswuchs der Andacht oder die Andacht selbst. Man neigt nur zu leicht zu de Annahme des letztern und fühlt sich dabei als Katholik eben nicht sehr behaglic Es scheint fast, als sei die Dichterin der Ansicht, die Bilder Christi, der Madonn oder der Heiligen seien nach dem Glauben der Sizilianer aus sich selbst, kra irgend einer geheimnisvollen Zufälligkeit wunderthätig oder nicht. Einzeln können alles geben, andere gar nichts, wiederum andere nur gewisse Dinge. S

wäre also auch die Kopie des Santo Bambino nur wunderkräftig für Irdisches, während das römische Original Geistliches und Irdisches zu geben vermag. Ob wohl je ein Katholik im Ernst an so etwas gedacht hat? Wenigstens hat die Dichterin kein Recht, einem ganzen Volke eine solche Thorheit zu unterschieben und auf solche Unmöglichkeit den Roman zu bauen. Man kann sich fragen: Wie steht überhaupt die Dichterin als Dichterin den von ihr erzählten Wundern gegenüber? Anscheinend erzählt sie alles als echt, mit gläubiger Naivetät, als sei sie selbst eine Diamantinerin; die Tendenz dagegen macht es klar, daß der verständnisvolle Leser die Wunder alle für Einbildung und Zufall zu halten hat. Denn wenn das Bild in Diamante der Sozialismus ist, so ist klar, daß es keine Gebete erhören, keine Wunder wirken kann. Die Tendenz des Buches bleibt also immer und immer eine Satire auf das Gebet überhaupt. Was die Leute als Erhörung oder als Zeichen der Vorsehung ansehen, ist Zufall oder Täuschung, wie auch der Ausgang meistens lehrt. Wir wollen ja gerne glauben, daß die Dichterin es redlich mit ihrer Tendenz meint, nichtsdestoweniger bleibt bestehen, daß sie von katholischen Dingen zu wenig versteht, um mitreden zu dürfen. Ihre Phantasie wird zur Phantastik. Ein weiteres Unbehagen muß uns die Schilderung der Franziskaner auf Ara Coeli (zweites Kapitel) bereiten; Selma Lagerlöf meint es ja gewiß nicht so bös, aber thatsächlich sind diese hysterisch-fanatischen Mönche doch wahre Karikaturen. Auch die Geschichte des Fra Felice als Polacco und seine Urheberschaft an dem Glockengeläute von San Pasquale sind nicht gerade erbaulich zu lesen. Von dem „Wunder", welches „Christuskind" und Geläute im Herzen der Signora Micaela wirken, infolgedessen sie sich mit höchster Begeisterung entschließt, den kranken Gatten zu verlassen, um mit dem Geliebten davonzugehen, wollen wir lieber ganz schweigen. Nach der Schilderung Lagerlöfs hatte Micaela doch aufrichtigen Herzens gebetet: „Hilf mir! Hilf meinem alten Vater und hilf mir selbst, daß ich mich nicht verführen lasse zu Missethat und Rache!" Ob dieses Gebet an das echte oder nachgeahmte Bild gerichtet wurde, kann doch im Grunde wenig verschlagen. Und so könnten wir noch eine Reihe von Dingen anführen, die die Lesung für ein gläubiges Gemüt bisweilen recht unbehaglich und für manches nicht ganz klare und feste Gehirn auch verwirrend machen. Das alles sind Dinge, die man sich nicht ohne Kritik und Widerspruch bieten läßt, so anziehend und bestrickend die Form auch sein mag, in der sie vorgetragen werden. Besonders aber muß ein solcher Widerspruch erhoben werden, weil sonst der Umstand, daß das Buch in einem katholischen Verlag erschienen ist, auf Andersgläubige den Eindruck machen könnte, als sei nach der religiösen Seite alles in Ordnung.

Durch die dogmatischen Schnitzer, die das Ganze tragen, wird aber für den katholischen Leser auch der ästhetische Genuß sehr beeinträchtigt, wo nicht sogar teilweise ganz aufgehoben. Mancher wird das Buch halbgelesen schließen und fortlegen. Es wird ihm zuviel der ewigen Unmöglichkeiten. Auch die etwas märchenhafte Charakteristik der meisten Personen wird dem realistisch geschulten Geist nicht recht behagen, zumal es nicht leicht ist, die Sprünge des südlichen Blutes zu kontrollieren. Kann man sich aber über solche Flecken hinwegsetzen, die

freilich das Werk als Ganzes unhaltbar machen, so bleiben noch genug dichteri
Einzelschönheiten übrig, um das Buch rein litterarisch genommen nicht ohne W
erscheinen zu lassen. Die Schilderung auf dem Kapitolium (Einleitung I), d
Vorführung der Ätnalandschaft (I, 1), die Beschreibung Diamantes am Morg
des Glockenläutens (I, 7) und noch so manches andere wird man mit Freud
lesen und wieder lesen. Hier möchten wir nur besonders auf das Lebens- u
Charakterbild des Räubers Falco Falcone aufmerksam machen und dasselbe de
Leser zu genauerem Studium empfehlen. Vielleicht klarer als irgend ein ander
zeigt es die eigentümliche Art, wie Lagerlöf schafft und dichtet. Zuerst kündi
sie durch gelegentliche mehr oder minder stark betonte Erwähnung des Name
wie durch ein Leitmotiv das Auftreten ihres Helden an. Was wird er thu
Alle Welt kennt ihn und seine Macht. Auch der Leser meint schon ihn
kennen. Dann erzählt die Dichterin ganz wie so nebenbei seine Jugendgeschich
wie er überhaupt Räuber wird. Dann aber kommen die Erzählungen, die
Volke umgehen über ihn, die der eine dem andern zuflüstert, die sich häuf
und anwachsen: Man erzählt.... Dann ist noch die und die Geschichte — Da
sagt man sich noch — Viele wissen auch — Schaurig klingt auch u. s. w. u. s. w
kurz die Dichterin weiß den Leser in all diese Gerüchte und Schaudermärch
die sich um den einen Falco Falcone in all den Jahren angesetzt haben, so ei
zuspinnen, daß er schließlich selbst den geheimnisvollen mit Hochachtung gemischt
Schrecken vor diesem Manne empfindet, in den das Volk am Ätna langs
hineingewachsen ist. Und nun endlich führt sie uns zu seiner Felsenhöhle. E
beschreibt ihn kaum; sie läßt ihn handeln. Aber wie?... Eines solchen Räub
helden würdig ist nur ein solcher Opfergang, wie Falcone ihn auf den Ät
thut. Hier tritt die ganze düsterwilde Kraft der nordischen Mythologie in
südliche Landschaft. Dieser Falco wird zu einer Art Odin, eine Rolle, an
auch sein späteres Auftreten als Bettler erinnert. Und nun die tiefere psychologis
Entwicklung des langsam wachsenden Größenwahns zum eigentlichen Wahnsin
ferner die symbolische Verwertung des Steinchens vom Ätnagipfel und
schließliche Untergang! So etwas vermag nur ein echter großer Dichter zu
finden und in die denkbar einfachste Sprache zu kleiden. Vielleicht ist diese Ei
fachheit der Sprache noch mehr zu bewundern als der gewaltige eigenartig packe
Inhalt. Einer solchen Sprache vermag keine Zeit und keine Mode etwas
zuhaben, weil sie eben selbst ohne Mode und Zeitkolorit ist, der scheinbar nati
lichste und durchsichtigste Ausdruck für den Gedanken.

* * *

Wiegt man so Vorzüge und Schwächen dieses neuen Werkes der Dichte
unparteiisch gegeneinander ab, so muß man es freilich dem „Gösta Berling" w
nachstellen, seinen formalen Wert aber immer noch hoch genug anschlagen,
es vom rein litterarischen Standpunkt auch katholischen, katechismussichern, selb
denkenden Lesern zwar nicht als ein Meisterwerk, wohl aber als eine sehr int
essante Erscheinung empfehlen zu können.

W. Kreiten S. J.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Rezenſionen.

Die Geneſis nach dem Literalſinn erklärt von **Gottfried Hoberg**, Doctor der Philoſophie und der Theologie, ord. Profeſſor der Univerſität Freiburg i. Br. gr. 8°. (L u. 416 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 9.

Eine Frucht akademiſcher Vorleſungen, iſt das Buch „zunächſt für den Gebrauch der Studierenden berechnet". Wir möchten das Wort nicht auf die Studierenden in den Hörſälen beſchränkt wiſſen. Wie mancher, der während der Studienjahre am A. T. Freude gehabt, wird alsbald nachher durch ſeelſorgliche und andere Berufspflichten von deſſen Studium ganz abgebracht, bis ihn endlich ſogar das Leſen eines hebräiſchen Abſchnittes fremd anmutet. Gerade ſolchen, wenn auch nicht ſolchen allein, möchten wir Dr. Hobergs Buch als ein Vademecum vom Seminar in die Praxis dringend empfehlen; es wird es ihnen leicht machen, die Liebe zum Studium des A. T. in ſich zu nähren und zu mehren.

Zunächſt benötigt der Leſer keiner ſchwerfälligen und wohl auch teuern Polyglotte: er hat den hebräiſchen und den Vulgatatext vor ſich in gefälligem und, ſoweit wir ihn kontrollierten, auch korrektem Druck. Unter dem zweiſpaltigen Text folgen dann faſt zu jedem Verſe Noten in deutſcher Sprache. Wo Text und Inhalt keine beſondern Schwierigkeiten bieten, ſind der Noten weniger; andere Male nehmen die Noten weitaus den größeren Teil der Seite ein; dazu noch nach Bedürfnis ausführliche Einleitungen zu Anfang der Abſchnitte.

Grammatik und Lexikon werden mit kluger Auswahl berückſichtigt, was dem „Studierenden" nur erwünſcht ſein kann. Anerkennung verdient die pietätvolle Behandlung von Vulgata und Septuaginta, ſowie der älteren katholiſchen Erklärer. Der Verfaſſer verfällt durchaus nicht in den Fehler, vor welchem die Encyklika Providentissimus warnt in den Worten: „At vero id nimium dedecet, ut quis egregiis operibus, quae nostri abunde reliquerunt, ignoratis aut despectis, heterodoxorum libros praeoptet, ab eisque cum praesenti sanae doctrinae periculo et non raro cum detrimento fidei explicationem locorum quaerat, in quibus catholici ingenia et labores suos iamdudum optimeque collocarunt."

Dabei läßt indeſſen der Verfaſſer die neuere Pentateuchkritik keineswegs aus dem Auge. Er behandelt ſie eingehend in der Einleitung und gelangt zu folgenden Schlüſſen: 1. Die Quellenſcheidung nach dem Wortſchatze iſt vielfach

willkürlich, nicht nach feſten Prinzipien geregelt, wozu dann nicht nur in d
Einleitung, ſondern auch zu Anfang der meiſten Abſchnitte Belege geboten werde
2. Verſchiedenheiten des Stiles finden ihre Erklärung teils in der Verſchiedenhe
des Stoffes (ſtreng gegliedertes Hexaemeron, ausführlichere Schilderungen) tei
in der Verſchiedenheit der von Moſes benutzten Quellen. 3. Die Unterſuchunge
welche die Kritik am Pentateuch vornimmt, ſind ſo feiner Art, daß ſie nur
einem kritiſch abſolut geſicherten Text von Erfolg ſein könnten; ein ſolcher
aber nicht vorhanden. 4. Die Quellenſcheidung ſollte nicht ausſchließlich n
innern, ſondern auch nach äußern Gründen erfolgen.

Im Kommentar bekennt ſich Dr. Hoberg im Schöpfungsbericht zur Viſion
theorie. Die Sündflut hat zwar die ganze Menſchheit, nicht aber die ganze Er
betroffen. Dementſprechend wird dann auch die Völkertafel und die Sprach
verwirrung erklärt. Indeſſen fällt es uns nicht bei, den Leſer über die Stellu
belehren zu wollen, die Verfaſſer zu all den umſtrittenen oder dunkeln Frag
der Geneſis einnimmt. Da heißt es: Nimm und lies. Neben Wichtigerem
aufmerkſam gemacht auf Gen. 25, 32; 27, 23; 35, 26; 36; 39, 6; 47,
bis 31; auch auf die Art, wie ab und zu gezeigt wird, was der „Redaktor“ u
andere hätten ſchreiben müſſen, wenn ſie wirklich das geweſen wären, wofür
Kritik ſie ausgiebt.

Wo Dr. Hoberg eine Textkorrektur in Vorſchlag bringt, ſetzt er die Korrek
in den hebräiſchen Text ein, die recipierte Lesart unter den Text. Uns wäre
umgekehrte Praxis ſympathiſcher. Warum ſoll der Konſonantenbeſtand des Urtex
weniger unantaſtbar ſein als der Überſetzungstext der Vulgata? — Klarheit
Ausdruckes vermiſſen wir S. 38, wo das Sprechen der Schlange erklärt werden ſ
Hoberg geht, wenn wir ihn recht verſtehen, von der richtigen Vorausſetzung a
daß Eva wohl wußte, daß eine Schlange von Natur der Rede unfähig ſei; a
in der Verwirrung der Verſuchung ſchrieb ſie die Worte, welche ſie hörte,
Schlange zu. „Eva empfand bei dem Anblick der Schlange die Verſuchung,
Gebot Gottes zu übertreten. Die Verſuchung nahm einen ſolchen Grad an, d
Eva der Schlange eine menſchliche Sprache zuſchrieb.... Der Anblick der Schla
war zugleich die Urſache der Verſuchung. Dieſelbe wirkte ſofort verwirrend
den Sinn des Weibes ein, ſo daß die Vorſtellung vom Sprechen der Schla
entſtand.“ Wir hätten alſo den Anblick der Schlange, die empfundene, alſo zunä
innere Verſuchung mit der von ihr verurſachten Verwirrung, danach den Irrtu
welcher der Schlange das Reden zuſchrieb. Aber muß zwiſchen den Anblick u
die innere Verſuchung nicht das Hören eingeſchoben werden, mag man es nun
eine wirkliche Bewegung der Schallwellen oder auf diaboliſche Hallucination zuri
führen? Dann war aber Urſache der Verſuchung das Hören zugleich mit d
Anblick. — Gen. 14, 17. 21. 22 wird rex Sodomorum in Melchiſedech umgeänd
der König von Sodom tritt neben Melchiſedech überhaupt gar nicht auf, er
V. 10 auf dem Schlachtfeld geblieben. „Abraham erkennt den Melchiſedech
ſeinen Herrn an, indem er ihm den Zehnten entrichtet; als dann Melchiſedech
Beute mit Abraham teilen will, tritt Abraham freiwillig von derſelben zurü
Welchen Rechtsanſpruch hatte denn Melchiſedech auf die Beute, erſt gar nachdem
den Zehnten entgegengenommen hatte? Dawider fragt man allerdings: Was h
der König von Sodom bei Jeruſalem zu ſuchen? Nun ja, ſeine eigenen Le

die zuerſt Chodorlahomors Gefangene geweſen und jetzt Abrahams Beute waren. Möglicherweiſe kam er, um dieſelben durch Melchiſedechs Vermittlung freizubitten. Da V. 17 ff. der König von Sodom nicht mit Namen genannt wird, ſo mag er der Sohn und Nachfolger des V. 10 gefallenen Königs geweſen ſein. Die vorgeſchlagene Emendation aber will uns nicht behagen.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Nuntiaturberichte aus Deutſchland nebſt ergänzenden Aktenſtücken 1585 (1584)—1590. Erſte Abtheilung: Die Kölner Nuntiatur. Zweite Hälfte: Ottavio Mirto Frangipani in Köln. 1587—1590. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. **Stephan Ehſes.** [Quellen und Forſchungen aus dem Gebiete der Geſchichte. In Verbindung mit ihrem Hiſtoriſchen Inſtitut in Rom herausgegeben von der Görres-Geſellſchaft. VII. Band.] 8°. (LXII u. 544 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1899. Preis *M.* 22.

Über den nächſten Nachfolger des ausgezeichneten päpſtlichen Diplomaten Bonomi in der Nuntiatur von Köln notiert im Juli 1591, und wieder im April 1594, der bekannte Tagebuchſchreiber Hermann Weinsberg:

„Dieſer Octavius iſt vorhin Sixti V. Papae Nuntius Apostolicus geweſen, für vier oder fünf Jahre hier zu Köln gelegen und [hat den Leuten] gut Wort geben. Was er ſunſt Nutz geſchafft, kann ich nit vernehmen. Wird dem Papſt wohl alles verrichten und verkundſchaften, was hie im Land verlauft, denn dem Papſt und geiſtlichem Stand iſt viel an Köln gelegen. . . . Hat fürs erſte dem Rath ſchöne, ſüße Wort geben, bis er ſeinen Willen mit den Obſervanten zu Wege bracht. . . . Sunſt hat er einem Rath und Bürgerſchaft wenig Nutz geſchafft. . . . Hat Klöſter, Stifter und anderes wollen reformiren, aber wenig ausgericht; es bleibt nach wie vor. Er [ſelbſt] wird's wohl keinen Schaden erlitten haben. Wollt auch befördern, daß die Gläubiger von Erzbiſchof und Domkapitel bezahlt würden; aber man befindt, daß er mit Schmeichlerei umbgangen ſei."

Dieſem kurzſichtigen Verdikt eines hausbackenen Kölner Kleinbürgers gegenüber erweckt 300 Jahre ſpäter ein gelehrter deutſcher Kirchenhiſtoriker aus dem Staube römiſcher und neapolitaniſcher Archive ein Bild von der Thätigkeit jenes ſelben Nuntius, das ihn als unermüdlichen Reformator, als einen Staatsmann im vollen Sinn des Wortes und einen vorzüglichen Vertreter der kirchlichen Intereſſen in Deutſchland erſcheinen läßt, würdig, der Nachfolger eines Bonomi und der Diener eines Sixtus V. zu ſein. Einer der hervorragendſten ſeiner Zeitgenoſſen, ein Alexander von Parma, hat für dieſen fähigen päpſtlichen Diplomaten ſeine Bewunderung ausgeſprochen (S. 205), und der deutſche Kirchenhiſtoriker von heute rühmt ihm nach: „Man darf wohl ſagen, daß der ſorgfältigſte Verwalter auf ſeine eigenſten Angelegenheiten kaum mehr Umſicht, Eifer und Ausdauer verwenden kann, als Frangipani dem Haushalte der Kölner Erzdiöceſe angedeihen ließ."

Es iſt in der That die aufopferndſte und dabei unendlich vielgeſtaltige Arbeit eines eminenten kirchlichen Diplomaten, deren Spuren hier zurückverfolgt

werden, ein bedeutsames Stück des kirchlichen wie politischen Lebens im Deutsch land des ausgehenden 16. Jahrhunderts, was hier in neuem Lichte sich darbietet Da ist Köln mit seinem treu katholischen, aber selbstbewußten, stets schwer zu be handelnden Magistrat, mit seinem tüchtigen Klerus und seinem braven Volke aber auch mit manchem in Zucht und Besitzstand gesunkenen Kloster und gefahr drohenden häretischen Unterströmungen. In der Erzdiöcese wogt hin und he der Krieg und wachsen mit jedem Tag Jammer und Not. Hier Martin Schenk der kühne Freibeuter, dort der mächtige Graf Neuenar im Dienste des abgefallenen Truchseß. Ihnen gegenüber die wenig volkstümlichen Spanier, einen Parma einen Herzog von Chimay, einen Taxis, einen Verdugo an der Spitze; Bonn und Rheinberg in Feindeshand. Das ganze Erzstift ausgesogen, die Finanze hoffnungslos zerrüttet, Erzbischof und Kapitel überschuldet, und dabei als Staats oberhaupt ein Prinz, dessen gute Regentenfähigkeit und katholische Gesinnun durch Leichtfertigkeit des Wandels entehrt und entwertet werden. Wie im Erz stifte Köln eine kräftige geistige Erneuerung, so gilt es in Holland die Wieder herstellung, in Jülich-Cleve die Erhaltung des katholischen Kirchenwesens. Jetz ist es das neue Observantenkloster in Köln, dann das alte Cassiusstift in Bonn der Kampf des Domkapitels in Antwerpen oder die Neubesetzung der in de Existenz bedrohten Abtei von Hersfeld, was den Nuntius unter Atem häl Hier ruft ihn die bedrängte katholische Minorität in Aachen, dort die unrecht mäßig bekämpfte Trierische Jurisdiktion in Luxemburg um Hilfe an. Gleichzeiti folgt sein scharfes Auge aus der Ferne jeder Wendung im langwierigen Straß burger Kapitelstreit und greift seine Hand ein in den Würzburg-Fuldaer Herr schaftsprozeß. Die theologischen Streitigkeiten in Löwen bringen die schwerste dogmatischen Probleme, die Wünsche der Index-Kongregation in Rom wichtig Fragen der kirchlichen Disziplin in seinen Bereich. Mittlerweile gleiten durch seine gewandten Finger auch Fäden, die mit den Angelegenheiten der hohen Polit in nächstem Zusammenhang stehen, wie die Erbfolge in Jülich-Cleve, die Stärkun des „Landsberger Bundes", die Unterstützung der Liga in Frankreich, die Nieder werfung der für Heinrich von Navarra geworbenen deutschen Hilfsvölker. Es i etwas von der Universalität des Papsttums in diesem Wirkungsfeld.

Schon bei Anzeige des I. Bandes dieser Kölner Nuntiaturberichte (vg diese Zeitschr. L, 238) ist auf den Wert hingewiesen worden, den es hat, da kirchliche Aktenstücke, zumal aus so erregter Zeit, welche aufs tiefste eingreifen i alle Fragen des innerkirchlichen Lebens, von Gelehrten erläutert werden, die si solche Fragen auch ein Verständnis mitbringen. Die richtige Würdigung kirch licher Lebensäußerungen und Erscheinungen, das Vermeiden nur allzu häufig vor kommender grober Mißverständnisse, die völlige Vertrautheit mit allem, wa kirchliche Lehre und christliches Leben betrifft, wird den von der Görres-Gesel schaft ans Licht gegebenen Nuntiaturberichten vor denen aller übrigen gelehrte Gesellschaften stets einen wesentlichen, durch gar nichts anderes auszugleichende Vorrang sichern. Mit jedem neuen Bande wird daher auch die Bedeutsamke dieses großen Unternehmens der Görres-Gesellschaft sich mehr Geltung verschaffe Schon die Publikationen, wie sie bis jetzt aus den Händen von Dittrich, Ehse

Schwarz, Meiſter vorliegen, ſind eine Leiſtung, die Achtung gebietet und die noch vieles Wertvolle erhoffen läßt. Äußerlich freilich ſind dieſe katholiſchen Forſcher weit weniger begünſtigt, ungleich weniger vorteilhaft und unabhängig geſtellt wie die Mitarbeiter der hiſtoriſchen Inſtitute von Wien und Berlin oder anderer von Staats wegen gehätſchelter litterariſcher Unternehmungen. Aber was Kenntnis der römiſchen und italieniſchen Archive, was ausgedehntes Wiſſen, Fleiß und Sorgfalt angeht, braucht z. B. der vorliegende Band den Vergleich mit keinem zu ſcheuen, der von jenen Inſtituten ausgegangen iſt; in der praktiſchen Einrichtung und Gefälligkeit der Ausſtattung thut er es ihnen leicht zuvor; an Vertrautheit mit ſpezifiſch kirchlichen Fragen iſt er ihnen weit voraus. Dabei zeichnet den Herausgeber dieſes Bandes eine Weite in Blick und Auffaſſung und eine Gediegenheit in der Beurteilung aus, die ungemein wohlthuend und vertrauenerweckend berühren, und deren Abgang auch durch den höchſten Grad philologiſcher Genauigkeit und hiſtoriſcher Erudition niemals erſetzt werden kann.

Schade, daß der IV. Band des „Buch Weinsberg" zu ſpät erſchien, um zur Erläuterung dieſer den Aufzeichnungen des alten Weinsberg gleichzeitigen Berichte noch benutzt werden zu können. Weiß doch der alte Kölner vom Nuntius ſelbſt ſo manches zu erzählen. „Ein kleiner Mann," ſo ſchildert er ihn, „gar leiblich und beredt." Er beſchreibt auch ſein Auftreten bei diplomatiſchen wie bei kirchlichen Funktionen und erzählt von dem großen Brande in der Nuntiatur (1593), wobei dem Nuntius die vier ſchönen weißen Wagenpferde im Stalle verbrannten, wie Frangipani damals den von ihm zum Dechanten von St. Georg beförderten Kölner Heinrich Reck als ſeinen Auditor an der Seite gehabt und wie er der Löſchmannſchaft ſeinen Dank ausgeſprochen, dieſelbe mit Wein traktiert und mit Geld beſchenkt habe. Nach Weinsberg (IV, 106) iſt wohl auch kein Zweifel mehr, daß die im Nuntiaturbericht (S. 498) erwähnten zwei kleinen Domherren wirklich die bayriſchen Prinzen ſind, die allerdings in Köln ſtudieren ſollten, wenn auch nicht gerade an der dortigen Univerſität. Ihren Studienaufenthalt (1590) erwähnt übrigens ſchon Bianco (I, 934) und noch ausführlicher Schmidt (Geſchichte der Erziehung der bayriſchen Wittelsbacher S. 359). Letzterer bringt auch einen Bericht ihres Hofmeiſters Adolf Freiherrn v. Metternich über ihre Beziehungen zu Frangipani:

„Es hat ſich bishero, wie auch noch, der Herr Nuntius Apostolicus gar hoch und ſehr affektionirt gegen meine gnädigſten Herren erzeigt und liebt ihre fürſtlichen Gnaden von Herzen; ſchenkt denen, was er meint ihrer fürſtlichen Gnaden angenehm zu ſein, ſchickt öfter Wildpret, hat auch ihrer fürſtlichen Gnaden ein guldenes reliquiarium mit ſchönen Reliquien verehrt — möcht' das Gold 10 oder 11 Kronen, wie mich bedünkt, wert ſein — Item ein Buch voll Kupferſtichs-Bildern in roth Sammet eingebunden, gar ſchön u. ſ. w."

Was es mit dem „unklugen Vorgehen" und „unklugen Übereifer" der Kölner Jeſuiten auf ſich hat (236 u. 238), wird vom alten Weinsberg, der ſonſt nicht gerade zu ihren Gönnern gehört, eingehender berichtet (56):

„Anno 1589 den 7. Februar hat P. Franciscus Jesuita eine große Gaſterei im Gebaurhaus auf dem Altenmarkt für arme Kinder angeſchlagen [= veranſtaltet],

ihnen Geſottenes, Gebratenes und Allerlei angerichtet, auch Wein und Bier geſchenkt und wohl traktirt, und [die Kinder] haben bernacht auf dem Altenmarkt nach dem gratias umbgangen und gemonſtert. Und ihrer war eine große Menge. [Es waren dabei „ob die 60 Perſonen", beſagt das Rathsprotokoll, darunter die Blinden „mit ihrem Kunig".] Und viel Leute in Köln haben gute Steuer dazu gethan, welche ihr Vergnügen und Andacht darin hatten. Viele aber beneideten ſolches, legten es zum ärgſten aus, meinten, die Jeſuiten wollten dadurch die arme Jugend neben den Reichen auf ihre Seite ziehen, und andern Gelehrten wollt man ſolches nit geſtatten. Dieſer Pater Franciscus hat ungefährlich vor zweien Jahren durch ganz Köln angefangen, die armen Leute, Lahmen, Blinden, Kranken, ſo vor den Kirchen und auf den Gaſſen ſaßen und lagen, zu fragen, zu examiniren, zu lehren, ob ſie ihren Glauben, Vaterunſer und Zehn-Gebote und allerlei wüßten. Und damit ſie ihn vermogten, gab er ihnen gute Almoſen, die er von reichen Leuten bekam. Und deß trieb er viel im Dom, zu St. Revilien [im Hoſpital], St. Panthaleon und hin und her, und lernten die armen, ungezogenen Leute und Kinder, die nahe in Schulen oder Predigten kamen, viel von ihm. Etliche andere, die nit katholiſcher Religion waren, fingen auch dergleichen an und wollten ihn in etlichen Punkten ſtrafen [= widerlegen]; etliche gaben ihm auch böſe Wort' und Streiche. Umb den 10. Februar verbot ein Rath und Magiſtrat dem Jeſuiten, daß er ſich ſolcher Handlung hinfurten enthalten ſollt."

Die Jeſuiten hatten wohl nicht ſo ſehr aus „unklugem Übereifer" als vielmehr aus Grundſatz es vermieden, für eine harmloſe Almoſenſpende an arme Kinder eine vorgängige Erlaubnis des ohnehin in alles ſich einmiſchenden ſtädtiſchen Magiſtrates einzuholen. Es erklärt ſich jedoch auch recht wohl, daß der Nuntius, der ſtets darauf bedacht war, beſtehende Empfindlichkeiten zu ſchonen, in dieſer Sache auf die Seite des Rates ſich ſtellte. In den Städten Italiens mochte der Nuntius noch ſo oft geſehen haben, wie die Jeſuiten mit den Straßen-Katecheſen für die Armen die glücklichſten Erfolge erzielten; in Köln wurde aber dadurch auch Wiedertäufern, Schwärmern und Lutheranern eine Gelegenheit zur Propaganda geboten, welche ſich, falls man ſolche Straßenkatecheſe einmal geſtattete, jeder Kontrolle entzog. Der Nuntius erklärte daher auf das vom Rate ausgegangene Verbot dem Syndikus Dr. Schenk: „Daß ſie (die Herren vom Rat) den Patribus Iesuitis verbotten, uff der Gaſſen hie und dort indiscretlichen die Jugend zu inſtituiren, diweil ſollich Inſtitution billig uff geweihtem Platz geſchehen ſolle, daß auch ein ehrb. Rath den Patribus verbotten, hinfurter ſollich gemeine Convivia in gemeinen (= öffentlichen) Häuſern zu halten, das hätten die Hochwürden (d. h. der Nuntius) ſich auch gefallen laſſen. Ihre Hochwürden hätten auch ſelbſt den Jeſuitern ſolches verbotten und nit loben können." Gegen Abhaltung der Chriſtenlehre für die Armen im Dom erklärte der Rat gleich bei dieſer Gelegenheit nichts weiter einwenden zu wollen.

Was das Todesdatum des P. du Hamel (277, 4) angeht, ſo giebt dies Sommervogel (Bibliothèque IV, 59) zuverläſſig auf 11. Januar 1589 an. In demſelben Bande Sommervogels zum Namen Leſſius wäre einiges zu finden geweſen, was vielleicht für die geſchilderte Amtsthätigkeit des Nuntius hätte in Betracht kommen können. So p. 1727: Mandatum Apostolicum iussu

Sixti V per Octavium Episcopum Calatinum Nuncium Apostolicum in Belgio Anno 1588 10. Iulii Lovanii promulgatum ad sedandas controversias. . . . p. 1728: Epistola Sacrae Facultatis Theologicae Duacensis ad Illustrissimum et Rev. D. Octavium Episcopum Calatinum Sixti Papae V ad partes Rheni atque inferioris Germaniae et Belgarum provincias Nuntium Apostolicum . . . qua praesertim publicationem cuiusdam Edicti ab eodem Nuntio Duacum missi Facultas Theologica deprecatur. Das beigefügte Datum vom 13. Auguſt 1591 dürfte auf den Auguſt 1590 trefflich paſſen.

Recht viel Anſprechendes und Erfreuliches bringt der vorliegende Teil der Nuntiaturberichte über Klerus und Volk der Stadt Köln; er iſt ein wahres Ehrendenkmal für die kirchliche Vergangenheit der rheiniſchen Metropole. Auch über die Perſönlichkeit der beiden erſten Roermonder Biſchöfe wird wieder manches beigebracht; manches über die Politik des Hauſes Bayern (vgl. die wichtige Bemerkung Herzog Wilhelms V. S. 53); auch zwei beachtenswerte Stellen für das katholiſche Glaubensbewußtſein von dem unfehlbaren Richteramte des Papſtes in Glaubensſachen u. dgl. mehr. Es bedarf nach dem Geſagten nicht weiteren Hinweiſes darauf, wie überaus reich der Inhalt dieſes Bandes und wie wichtig für ſo viele Gebiete der hiſtoriſchen Forſchung. Ebenſowenig iſt es notwendig, die Tüchtigkeit und Verdienſtlichkeit der Bearbeitung hervorzuheben bei einem Werke, das einen längſt ſo wohlbewährten Namen an der Stirne trägt.

Otto Pfülf S. J.

Der Rechts- und Geſetzesbegriff in der katholiſchen Ethik und modernen Jurisprudenz. Von Dr. **Johann Haring.** gr. 8°. (VIII u. 111 S.) Graz, Moſer, 1899. Preis *M.* 1.80.

Es gab eine Zeit, in welcher man die großartigen Bauſtile des Mittelalters faſt vergeſſen hatte. Ein geiſtloſer Zopf und ein noch nüchternerer Berliner Stil waren an die Stelle getreten. Doch endlich erinnerte man ſich wieder der erhabenen Bauweiſen der katholiſchen Vorzeit, jener herrlichen romaniſchen und gotiſchen Denkmäler.

Einer ähnlichen Entwicklung begegnen wir in der Ethik und der Rechtsphiloſophie; man vergaß die großen Philoſophen des Mittelalters, welche auf dem durch Thatſachen bekundeten Willen des Schöpfers ein geſundes Naturrecht aufbauten; man konſtruierte dagegen ein Naturrecht ohne Gott, ein Naturrecht, welches ſomit in der Luft ſchwebte. Und als die hiſtoriſche Schule die Verkehrtheit dieſer Richtung erkannte und das gottloſe Naturrecht verwarf, geriet ſie in einen andern Irrtum, den des Rechtspoſitivismus; ſie baute das ganze poſitive Recht ohne Fundament, indem ſie weder ein auf Gott gegründetes noch ein von Gott abgelöſtes Naturrecht zu ihrer Grundlage nahm. Endlich jedoch kehrte man zurück zur alten Scholaſtik. Man erinnerte ſich wieder der einzig möglichen Grundlage aller Ethik und aller Rechtswiſſenſchaft, des auf dem Willen eines perſönlichen Gottes aufgebauten Naturrechtes.

Dieſe Entwicklung wird uns vom Verfaſſer gezeigt. Wir freuen uns ſeines entſchieden katholiſchen Standpunktes. Er bekundet denſelben ſchon dadurch, daß

er ſehr häufig katholiſche Autoren citiert: aus der Vorzeit beſonders einen hl. Thomas, einen Suarez, Leſſius u. ſ. w., aus der Gegenwart einen Göpfert, Pruner, Gutberlet, van Geſtel, Cathrein, Meyer, Lehmkuhl, Wernz u. ſ. w. Sehr gut wird (S. 48) hervorgehoben, daß bei der Frage, inwieweit ein Beamter zur Durchführung eines ungerechten Geſetzes mitwirken dürfe, das kirchliche Lehramt zu entſcheiden habe, „da es ſich um eine Gewiſſensangelegenheit handelt". Mit Recht wird auch (S. 42) bemerkt, daß jedes poſitive Geſetz undenkbar ſei ohne die Grundlage des Naturrechts; doch hätten wir allerdings gewünſcht, daß dieſer Gedanke mehr ausgeführt wäre.

Bei der Unkenntnis, welche in nichtkatholiſchen Kreiſen über die ſcholaſtiſche Lehre vom Naturrecht herrſcht, hätten wir auch erwartet, daß der Begründung desſelben und der Widerlegung der hauptſächlichſten Einwände mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt wäre. Dieſe Begründung iſt ja leicht. Man zeigt, daß dem perſönlichen Schöpfer des Weltalls und des Menſchengeſchlechts eine geſetzgebende Gewalt über das letztere zuſteht und daß er ſeinen geſetzgeberiſchen Willen hinreichend bekundet hat durch konkludente Thatſachen, nämlich durch die Einrichtung, welche er der menſchlichen Natur gegeben.

An Einwänden gegen das Naturrecht nennt die hiſtoriſche Schule beſonders zwei: erſtens, es fehle demſelben die genügende Determination, zweitens, es fehle ihm die Erzwingbarkeit.

Was die *Determination* anlangt, ſo iſt es ja richtig, daß einzelne Rechtsinſtitute, z. B. die Verjährung, im Naturrecht ſich nicht finden können, weil ſie erſt durch das poſitive Recht eine genügende Determination, hier die Aufſtellung einer beſtimmten Verjährungsfriſt, erhalten. Andern Inſtituten dagegen kann wegen mangelnder Determination die naturrechtliche Qualität nicht abgeſprochen werden. Das gilt u. a. von dem Rechtsſatz, daß man durch Occupation einer herrenloſen Sache Eigentum erwirbt, daß Verträge bindend ſind, daß den Eltern ein Erziehungsrecht über ihre Kinder zuſteht.

Wir kommen zum andern Einwand: dem Naturrecht fehle die nötige *Erzwingbarkeit*. Hier müſſen wir leider dem Verfaſſer in etwa entgegentreten. Er ſcheint uns nämlich den Unterſchied zwiſchen äußerer und innerer Erzwingbarkeit nicht genügend hervorzuheben (vgl. S. 12, 13, 15, 83, Note 17). Unſeres Erachtens muß man zugeſtehen, daß ohne *innere* Erzwingbarkeit ein wahres Recht nicht exiſtiert; eine *äußere* Erzwingbarkeit dagegen iſt nicht erforderlich. Unter innerer Erzwingbarkeit verſtehen wir *das Recht*, Zwang zu üben; unter äußerer *die phyſiſche Macht*, ſein Recht zur Geltung zu bringen. Letztere iſt freilich nicht erforderlich für den Charakter eines wahren Rechtes; ſonſt wäre z. B. der ſchwächere Staat rechtlos gegenüber ſeinem mächtigeren Nachbar. Ohne erſtere dagegen, d. h. ohne die Befugnis, nötigenfalls Zwang anzuwenden, ſcheint uns eine wahre Rechtsbefugnis und eine wahre Rechtspflicht nicht zu beſtehen. Wenn jemand es verſäumt, ſich mir dankbar zu erweiſen, ſo darf ich den Dank nicht erzwingen; daher iſt die Pflicht der Dankbarkeit keine Rechtspflicht. Wenn dagegen mir jemand meine Sache entwendet, ſo darf ich ſie ihm mit Gewalt wieder entreißen; darum handelt es ſich hier um eine wahre Rechts-

befugnis auch dort, wo ſich noch keine ſtaatliche Ordnung gebildet hat, alſo ſchon nach bloßem Naturrecht. Verfaſſer ſcheint dagegen, wenn wir ihn recht verſtehen, keinerlei Erzwingbarkeit für den Charakter des Rechtes zu fordern, indem er ſagt, daß „der Zwangscharakter nicht zum Begriffe des Rechts gehört“ (S. 83, Note 17).

Auch in einem andern Punkte können wir dem Verfaſſer nicht ganz beiſtimmen. Derſelbe erklärt: „Die Geſetze der Moral verbieten den zur zwangsweiſen Durchführung notwendigen aktiven Widerſtand gegen die rechtmäßige Obrigkeit“ (S. 12. 13). Allerdings geſtehen wir zu, daß es ſehr häufig unerlaubt iſt, vom Rechte des aktiven Widerſtandes Gebrauch zu machen, z. B. wegen der vorausſichtlichen Erfolgloſigkeit des Widerſtandes. Wir ſind aber ebenſo entſchieden der Anſicht, daß es an und für ſich ein Recht des aktiven Widerſtandes gegen ſtaatliche Übergriffe giebt, und daß es mitunter auch erlaubt iſt, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen. Das lehrt der hl. Thomas von Aquin; er ſagt, daß man der Staatsgewalt, welche ihre Befugnis überſchreite, Widerſtand leiſten dürfe, falls dieſes ohne Ärgernis oder größeren Schaden geſchehen könne (si sine scandalo vel maiori detrimento resistere posset)[1]. Ähnlich erklärt auch in neuerer Zeit Balmes:

„Wenn jedoch die höchſte Gewalt ihre Befugniſſe in unverantwortlicher Weiſe mißbraucht, wenn ſie dieſelben über die gehörigen Grenzen ausdehnt, wenn ſie die Grundrechte mit Füßen tritt, die Religion verfolgt, die Sittlichkeit untergräbt, den öffentlichen Anſtand verhöhnt, die Ehre der Bürger beeinträchtigt, ungerechte und übermäßige Abgaben fordert, das Eigentumsrecht verletzt, das Erbgut der Nation veräußert, die Provinzen zerſtückelt und ihre Völker der Schande und dem Untergange entgegenführt, ſchreibt der Katholizismus auch für dieſen Fall Gehorſam vor? Verbietet er auch da den Widerſtand? Verpflichtet er auch da die Unterthanen, ſich geduldig und ruhig zu verhalten, wie ein Lamm unter den Klauen eines Raubtiers? Iſt da weder bei dem einzelnen Mann noch bei den vornehmſten Körperſchaften noch bei den höheren Ständen, nirgends das Recht des Widerſtandes, der Auflehnung zu finden, nachdem alle gütlichen Mittel der Vorſtellung, des Rates, der Mahnung, der Bitte erſchöpft worden? Werden auch in ſolchen bedrängnisvollen Lagen die Völker von der katholiſchen Kirche ohne Hoffnung, die Tyrannen ohne Zügel gelaſſen? In ſolchen äußerſten Fällen halten die angeſehenſten Gottesgelehrten den Widerſtand für erlaubt; die Lehre der Kirche jedoch ſpricht ſich darüber nicht aus; ſie hat keine der entgegengeſetzten Meinungen verworfen; in ſolchen äußerſten Fällen iſt die Pflicht, ſich vom Widerſtand zu enthalten, kein Glaubensſatz. Niemals hat die Kirche einen ſolchen Grundſatz gelehrt, und wer das Gegenteil behauptet, möge uns zur Beglaubigung deſſen eine Entſcheidung der Konzilien oder der Päpſte aufweiſen. Der hl. Thomas von Aquin, Kardinal Bellarmin, Suarez und noch andere ausgezeichnete Gottesgelehrte kannten die Glaubenslehren der Kirche von Grund aus,

[1] Cf. *S. Thom.* 1, 2, q. 96, a. 4 in c. et ad 3; cf. 2, 2, q. 69. a. 4 in c. et 2. 2, q. 42, a. 2 ad 3.

und dennoch wird man in ihren Werken nicht dieſen, wohl aber den entgegengeſetzten Grundſatz finden. Und die Kirche hat ſich nicht gegen ſie ausgeſprochen, ſie hat ſie weder mit den aufrühreriſchen Schriftſtellern verwechſelt, welche unter den Proteſtanten in ſo großer Menge auftauchten, noch mit den heutigen Revolutionsmännern, den ewigen Störenfrieden alles geſelligen Lebens.“ [1]

Faſt noch ſtärker erklärt aus gegneriſchem Lager Bluntſchli:

„Wenn nicht die Geſamtexiſtenz des Staates in Frage iſt, aber der Staat ſein eigenes Recht überſchätzend und ſeine Macht überſpannend, in das Leben einzelner Individuen eingreift, wenn der Staat z. B. den religiöſen Glauben oder die wiſſenſchaftlichen Gedanken der Individuen zu beherrſchen ſich anmaßt, ſo ſind dieſe berechtigt, ihre Freiheit auch gegen den Staat zu verteidigen.“ [2]

Der Grund, aus welchem dieſer aktive Widerſtand, abgeſehen von Nebenumſtänden, uns erlaubt ſcheint, iſt folgender: Sobald der Vertreter des Staates die Grenzen der ſtaatlichen Kompetenz überſchreitet, handelt er nicht mehr als Vertreter des Staates, ſondern als Privatmann. Folgeweiſe darf man ihm gegenüber, wie gegen jeden andern, Notwehr üben. Der aktive Widerſtand iſt aber in dieſem Falle nichts anderes als Notwehr.

Wir glaubten bei dieſem Punkte etwas länger verweilen zu ſollen, damit nicht in der öffentlichen Meinung etwas als katholiſche Lehre ſich einbürgert, was nicht katholiſche Lehre iſt. Derſelbe Gedanke veranlaßt uns auch, zu proteſtieren, wenn Verfaſſer erklärt: „Das natürliche Sittengeſetz (Naturrecht) gebietet, dem Befehle der rechtmäßigen Obrigkeit in allen erlaubten Dingen zu gehorchen“ (S. 42); ferner: „Auch der uſurpatoriſchen Autorität, welche thatſächlich die Herrſchaft ausübt, müſſen die Untergebenen in allen erlaubten Dingen gehorchen“ (S. 23, Note 17). Wir fragen: Worauf ſoll ſich dieſer Gehorſam „in allen erlaubten Dingen“ gründen? Das ſtaatliche Recht, zu befehlen, erſtreckt ſich nicht „auf alle erlaubten Dinge“; es hat vielmehr weit engere Grenzen. Wie nun ſoll ſich der Gehorſam der Unterthanen weiter erſtrecken als das ſtaatliche Recht auf Gehorſam? Ein recht plaſtiſches Beiſpiel möge dies beleuchten! Gewiß kann es der öffentlichen Gewalt ganz gleichgültig ſein, ob ich weißes oder farbiges Porzellan gebrauche. Der Staat hat ſomit kein Recht, das eine oder das andere vorzuſchreiben. Falls er es dennoch vorſchriebe, wäre ich alsdann verpflichtet, zu gehorchen? Schwerlich. Wir wüßten nicht, welches rechtliche Fundament man dieſem weitergehenden Gehorſam als Grundlage anweiſen könnte. Und dennoch wäre es ohne Zweifel erlaubt, nach Belieben ſich des weißen oder des farbigen Porzellans zu bedienen.

So weit unſere Ausſtellungen! Dieſelben ſollen nicht hindern, daß wir das vorliegende Schriftchen mit Freuden begrüßen als einen Verſuch, dem ſcholaſtiſchen Naturrecht in den modernen Juriſtenkreiſen mehr Verſtändnis und Anerkennung zu erobern.

L. v. Hammerſtein S. J.

---

[1] Balmes, Proteſtantismus und Katholicismus Kap. 56 (deutſch Regensburg 1862), II, 265, 266.

[2] Bluntſchli, Deutſche Staatslehre S. 30.

Moribus paternis. Eine Erzählung aus der modernen Hamburger Geſellſchaft. Von **Ansgar Albing.** Zwei Bände. 12°. (VI u. 286, VIII u. 284 S.) Freiburg, Herder, 1898. Preis *M.* 4; fein geb. *M.* 6.

Der Peſſimiſt. Roman von **Ansgar Albing.** Zwei Bände. 12°. (X u. 296, VIII u. 298 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 4; fein geb. *M.* 6.

Beide Werke bewegen ſich in dem bunten Treiben des heutigen Geſellſchaftslebens, das eine in der immer glänzender aufblühenden Hanſeſtadt Hamburg, das andere unter den müßigen Sommerfriſchlern auf der Inſel Helgoland und dann in anderweitigen Städten und Gauen. Fabel, Ereigniſſe, Milieu, Epiſoden, Charaktere, Darſtellungsweiſe, Ton, Stimmung, Sprachfärbung — alles iſt modern. Der Verfaſſer, ein heller Kopf und ſcharfer Beobachter, iſt offenbar ein gereifter Mann, hat viel geſehen und erfahren, ſpricht die wichtigſten neueren Sprachen, ſelbſt das Ruſſiſche miteingerechnet, kennt ſich auch in verſchiedenen deutſchen Dialekten aus, beherrſcht aber vorab das Deutſche in allen Arten der Darſtellung, vom leichtfüßigſten Konverſationsſtil bis in die Höhen philoſophiſch-theologiſcher Diskuſſion und tiefempfundener, wohlklingender Lyrik. Denn er iſt nicht bloß ein gewandter Erzähler, der das Beobachtete mit photographiſcher Treue und den kleinſten Nuancen wiederzugeben weiß, ſondern auch ein Poet, der unter der Rinde des proſaiſch-konventionellen Lebens die poetiſchen Herzensſchläge herauszufühlen, mitzuempfinden und geltend zu machen verſteht, dabei aber auch ein ernſter, tiefreligiöſer Denker, der über den tauſend Oberflächlichkeiten und Nichtigkeiten, dem Alltagsgerede und den konventionellen Formeln, der fieberhaften materiellen Thätigkeit und dem ebenſo unruhigen Zeitvertreib, den ſeichten Religionsanſchauungen und der frivolen Lebensweisheit der modernen Welt die höchſten Aufgaben und Ziele der Menſchheit nie aus dem Auge verliert, ſondern ſie entſchieden, klar und mannhaft in den Vordergrund rückt und oft mit der Kunſt eines echten Novelliſten mit dem Plane ſeiner Erzählungen verwebt. Seine Erzählungen haben darum nicht bloß Gehalt, ſie bieten eine wahrhaft erfriſchende, erquickende, erleuchtende und ſtärkende Geiſtesnahrung.

Der Held der erſten Erzählung iſt der Hamburger Patricierſohn Hermann Prätorius, ein junger Juriſt, der durch die Familienverhältniſſe prädeſtiniert zu ſein ſcheint, Erbe und Nachfolger ſeines Vaters, des würdigen Bürgermeiſters Cäſar Prätorius, zu werden, eines trefflichen proteſtantiſchen Ehrenmannes von altem Schrot und Korn, der 40 Jahre lang als Senator im Dienſte ſeiner Vaterſtadt ſtand. Allein innere Zweifel und ernſte Lebenserfahrung entfremden ihn dem väterlichen Glaubensbekenntnis und den damit verknüpften Lebensausſichten und Hoffnungen; nach langem Ringen wird er nicht nur Katholik, ſondern ſogar Prieſter und Miſſionär und weiht ſein Leben den fernen Völkern Afrikas. Die andere Erzählung gruppiert ſich um Theodor Göhring, den hoffnungsvollen Sprößling einer angeſehenen Hamburger Handelsfamilie, die im Verlauf der Ereigniſſe ſogar zum Adelsrang und -titel gelangt; dem jungen Baron winkt die

Welt mit all ihren Reichtümern und Vergnügen, Hoffnungen und Verſprechen allein die Bekanntſchaft mit der Welt hat ihn ſchon in frühen Jahren zum „Peſſimiſten“ gemacht; eine echt ideale Jugendfreundſchaft mit einem brave Fiſcherjungen auf Helgoland hat ihm aber dabei eine gewiſſe naive Romantik bewahrt; die nähere Beziehung zu dem geiſtreichen, hochgebildeten Dr. von Sechow einem Katholiken, der ſelbſt nicht mehr praktiziert, aber theoretiſch den Glaube feſtgehalten, bringt ihn auf die merkwürdigſte Weiſe der katholiſchen Kirche näher die Gnade überwindet langſam die Vorurteile und Bedenken, welche ſich der Rücktritt entgegenſtellen; nach unüberſteiglich ſcheinenden Schwierigkeiten konvertiert auch Ethel Mary Douglas, die Adoptivtochter eines ſchottiſchen Lords, der er ſein Herz geſchenkt, und der junge, glückliche Konvertit bringt ſeinen Mentor, de ſeltſamen Dr. v. Sechow, dazu, durch eine Beicht ſich mit Gott auszuſöhne und ſein verlorenes inneres Glück wiederzugewinnen.

Beide Romane ſind alſo in ihrem innerſten Kern ſogen. Bekehrungsroman In dem erſten tritt dieſer Charakter gegen Schluß in dem „Tagebuch Hermanns wohl zu ſtark, faſt im Stile einer Konverſionsſchrift, zu Tage. Auch gegen End des zweiten hätte das didaktiſche Element an einzelnen Stellen mehr künſtleriſ in die Handlung verwoben werden können.

Manchem wird das ſchon arg genug ſein. Sie werden die beiden Roman mit dem Schreckensruf beiſeite legen: „Das iſt ja zum Katholiſchwerden. Leute, die ſich nur an Ehebruch und Selbſtmord, petroniſchen Orgien und lüſterne Nuditätenſtudien künſtleriſch erbauen können, werden wünſchen, daß die Lebens ſchickſale des flotten Cäſar Prätorius junior und die Tingeltangel-Erlebniſſ des Grafen Stormarn die Religionsſtudien Hermanns und die Philoſophie de Dr. v. Sechow völlig verdrängt, die „väterlichen Sitten“ bis auf den letzte Reſt vernichtet und den „Peſſimismus“ in den wildeſten Orgienträumen und i den haarſträubendſten Seelenquälereien durchgepeitſcht hätten. Ernſtere und ver nünftigere Leſer werden indes mit uns der Anſicht ſein, daß Ansgar Albing di Nachtſeiten des modernen Geſellſchaftslebens zum künſtleriſchen Zwecke völlig ge nügend, mit bewundernswertem Takt und Zartgefühl behandelt hat. Er verſchweig nichts und verhehlt nichts; für jeden, der Welt und Leben kennt, bezeichnet e ſehr verſtändlich die unheimlichen Verſenkungen und Abgründe, in welchen di glänzenden Theaterhelden des öffentlichen Lebens plötzlich oder langſam ver ſchwinden, das ſchauerliche Elend, das Sünde und Laſter unter ihrer verlockende Bühnenmaske bergen. Aber er erſpart ſeinen Leſern alle Schilderungen der Ver ſuchungen, welche ihnen ſelbſt zum Schaden gereichen könnten. Er erzählt nur ſ viel des Schlechten, als ſich durch Schilderung des Guten wieder unſchädli machen läßt. Er führt nicht in den Peſſimismus hinein, um den Leſer dari feſtzuhalten, ſondern um ihn aus demſelben herauszureißen. Seine Zeichnung wie ſein Kolorit nähern ſich in dieſer Hinſicht denjenigen des P. Coloma; do iſt er noch entſchieden zurückhaltender und zartfühliger. Er gönnt dem optimiſtiſch Element mehr Raum als Coloma und trägt die hellen wie die düſtern Farbe gedämpfter auf. Zum Teil bringt das ſchon der deutſche Charakter und de deutſche Milieu mit ſich. Bei allen Schatten geſtaltet ſich das Geſamtbild d

ıbernen Gesellschaft freundlicher, weniger entmutigend. In dem alten Bürger-
ister Prätorius, in der liebevollen und gütigen Chanoinesse, in dem wackern
ıns Payens und andern Gestalten tritt uns auch das protestantische Deutschland
einer freundlichen, sympathischen Weise entgegen, welche zwar ernst die Schwierig-
ten beleuchtet, die der Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen entgegen-
jen, aber auch die Liebe dokumentiert, welche wir Katholiken allen redlich
inenden und treugesinnten Christen entgegenbringen.

A. Baumgartner S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

er Beichtvater in der Verwaltung seines Amtes praktisch unterrichtet von Joh. Reuter, Priester der Gesellschaft Jesu. Fünfte Auflage der Uebersetzung aus dem Lateinischen, gänzlich umgearbeitet und den heutigen Verhältnissen angepaßt von Julius Müllendorff, Priester ders. Ges. Mit Druckerlaubniß des bischöfl. Ordinariats Regensburg und der Ordensobern. 8°. (XVI u. 516 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz), 1899. Preis *M.* 5.

Reuters Neo-confessarius darf neben dem ähnlichen Werke des hl. Alfons
n Liguori Praxis confessarii unzweifelhaft zu den klassischen Anleitungen für
ie segensreiche Verwaltung des heiligen Bußsakraments gerechnet werden. Das
ch ist einer der besten Führer, um den jungen Priester in das verantwortungs-
were Amt eines Beichtvaters einzuführen, und bleibt auch für den durch lange
ung herangereiften Beichtvater ein treuer Berater, um die maßgebenden Grund-
je wieder aufzufrischen oder in schwierigern Fällen sicherere Lösung zu bieten.
r rasche Absatz der jetzigen Neubearbeitung der deutschen Übersetzung in 4. Auf-
ge und die dadurch bedingte Notwendigkeit der vorliegenden 5. Auflage zeigt, daß
r Herausgeber es verstanden hat, das alte Werk den Verhältnissen der Neuzeit
zupassen und den Beichtvätern der Gegenwart das zu liefern, was das Original-
rk lange Zeit hindurch den früheren Verhältnissen geboten hat. Wer etwas auf-
rksam das lateinische Original mit dieser deutschen Bearbeitung vergleicht, findet
erall die umformende, ergänzende und verbessernde Hand des in Moral und
storal erfahrenen Theologen. — In einigen Punkten freilich kann Rezensent den
änderungen des Bearbeiters nicht zustimmen. Zu diesen rechnet er die Ansicht,
s ob es wahrscheinlich sei, daß die sakramentale Lossprechung auch die Sünden-
rgebung bewirke, wo eine formelle Reue gar nicht vorgelegen habe (S. 6): daß
ierfür der hl. Thomas von Aquin und Franz Suarez als Gewährsmänner angeführt
erden konnten, muß auf einem Mißverständnisse beruhen. Desgleichen muß Rezen-
ent die Ansicht mißbilligen, daß die Verletzung eines eidlichen Versprechens eine
arvitas materiae nicht zulasse (S. 306); die praktische Verwertung dieser Ansicht,

z. B. bei Dienſteiden, könnte zu unleidlicher Strenge Anlaß geben: daß durch ei ſolche Verletzung die Wahrheit des Eides, d. h. der beſchworenen Behauptung, d letzt ſei, iſt unrichtig. Doch dieſe Bemerkungen dürfen uns nicht hindern, das B in ſeiner neuen Geſtalt den angehenden Beichtvätern ſowohl als auch den du Erfahrung eingeübten zur Weiterbildung recht zu empfehlen.

Quid de liberalium disciplinarum studio et ratione senserit C Bufferius. Hanc thesim facultati litterarum in universit Aquensi-Massiliensi proponebat ad gradum doctoris promovend Stanislaus Gamber, presbyter, in eadem facultate licentiat 8°. (VI et 119 p.) Lutetiae Parisiorum, ap. Thorin, 1899.

Die Broſchüre bietet eine Fülle intereſſanter Nachrichten. Man wird erinn wie lebhaft die pädagogiſch-methodiſchen Erörterungen in der zweiten Hälfte 17. und am Anfang des vorigen Jahrhunderts die Geiſter beſchäftigten. Der Je Claude Buffier, 40 Jahre lang Lehrer am Kolleg Louis le Grand in Paris, ſt mitten in der Bewegung. Der allſeitig gebildete Gelehrte, der liebenswürd joviale Ordensmann erregte um ſo mehr Aufſehen, als er ſeine eigenen, manch ſehr abgelegenen Wege ging. In der Philoſophie ein Verteidiger des comn sense, ein Bewunderer Descartes' und Lockes, ſprach er auch in ſeinen pädagogiſ Abhandlungen Grundſätze aus, die gerade ſo gut heute von den Modernſten geſchrie ſein könnten. Sehr vieles iſt ganz vortrefflich, von bleibendem Wert, manches a auch ſchematiſch einſeitig, ſchief und unrichtig. Den größten Nachdruck legt er die Bildung des Urteils bei der Jugend; für die formale Seite ſcheint er ſich einem methodiſchen Betrieb der franzöſiſchen Grammatik gerade ſo viel zu verſpre wie vom Unterricht in den klaſſiſchen Sprachen. Die Mutterſprache müſſe man allem richtig handhaben. Zweck des klaſſiſchen Unterrichts ſei nicht die Fertig im Schreiben, ſondern im Verſtehen. Ausgezeichnet ſind ſeine Bemerkungen ü die Abfaſſung der Schulgrammatiken. Es ſind die Prinzipien, welche uns neueſter Zeit ſo treffliche Schulbücher, wie einen Kaegi, einen Harre, einen S mann, geſchenkt haben. Von hohem Intereſſe ſind auch Buffiers Sympathien das Frauenſtudium. Gambers Kritik iſt ſachlich und richtig.

Anciennes Littératures chrétiennes. II. La Littérature syriaq Par Rubens Duval. (Bibliothèque de l'enseignement de l'histo ecclésiastique.) 8°. (XV et 426 p.) Paris, Lecoffre, 1899. Pr *Fr.* 3.50.

Man kann es nur billigen, wenn das Bd. LV, S. 79 f. von uns beſproch Unternehmen auch die ſyriſche Litteraturgeſchichte in den Kreis der kirchengeſchi lichen Darſtellungen einbezieht. Denn für die Kirchengeſchichte des Orients bil die Schriften der Syrer eine Hauptquelle, und welche Bedeutung heute die ſyriſ Studien erlangt haben, zeigt ſchon das flüchtigſte Durchblättern des vorliegen Bändchens. Auf jeder Seite beinahe ſind neue Veröffentlichungen, Überſetzun Unterſuchungen verzeichnet, faſt alle aus dieſem Jahrhundert, meiſtens ſogar aus den letzten 20 Jahren. Dem Zwecke nun, einen Überblick über dieſes neu öffnete Gebiet der Forſchung zu geben, genügt die vorliegende Arbeit in recht g Weiſe. Wenn man früher gewohnt war, an franzöſiſchen Werken zwar die geſch Form zu bewundern, ſich aber gefaßt machen mußte, die Citate mehr angede als genau gegeben, die deutſchen Buchtitel in der merkwürdigſten Weiſe entſt

überhaupt wenig Zuverläſſigkeit im einzelnen zu finden, ſo ſind Arbeiten wie die von Duval ein Zeichen, daß heute jenſeits der Vogeſen eine andere Richtung aufgekommen iſt. Die Genauigkeit iſt im allgemeinen nicht geringer als in den deutſchen Werken. Es ſind Ausnahmen, wenn deutſche Worte verdruckt ſind, wie S. 343 die Namen Bickell und Thalhofer, wenn S. 209 1789 ſtatt 1889, S. 201 „der Gebieter“ ſtatt „des Gebietes“ zu leſen iſt oder S. 126 dem Leſer geraten wird, neben Surius zum 15. November auch die Bollandiſten zum gleichen Datum nachzuſchlagen, eine Mahnung, welche die Wiegenkinder von heute ſich merken mögen zur Nachachtung in ihrem dereinſtigen Greiſenalter. Abgeſehen von der Zuverläſſigkeit der Angaben, empfiehlt ſich die Arbeit durch die lesbare Form, in welcher das Material dargeboten wird. Es iſt nicht eine bloße Sammlung von Büchertiteln; im erſten Teil erhalten wir nach einer Darlegung über Alter und Eigenart der ſyriſchen Litteratur Belehrung über die ſyriſchen Bibelüberſetzungen und die Fragen, welche ſich an dieſelben knüpfen, über die Apokryphen, beſonders über die Doctrina Addai, die Märtyrerakten und die einzelnen Gebiete der Fachwiſſenſchaften, auf welchen der Eifer der Syrer ſich bethätigte. Ein zweiter Teil bringt Notizen über die Lebensumſtände der einzelnen Schriftſteller. Beanſtanden müſſen wir einige ſchlecht gewählte Ausdrücke, z. B. S. 238 apostasie für den Übertritt eines Neſtorianers zum Katholizismus. S. 235 ſtimmen Text und Anmerkung nicht. Des Moſes bar Kepha Buch über die Seele (S. 392) wurde ins Deutſche überſetzt von O. Braun. Des Aloyſius Aſſemani Vorname wird S 354 unrichtig durch Éloi (Eligius) wiedergegeben. Das Jahr 396 iſt nicht trois ans (S. 335) nach 373.

L'Église et la pitié envers les animaux. Textes originaux puisés à des sources pieuses. Premier recueil sous la direction de la Marquise de Rambures. Avec une préface par Robert de la Sizeranne. 8°. (143 p.) Paris, Londres 1899. Preis *Fr.* 2.50.

Das Büchlein bietet eine intereſſante Sammlung von Schriftſtücken, die ſich meiſt auf das Mitleid frommer Männer mit der Tierwelt beziehen. Unter den mitgeteilten Stücken finden ſich nicht wenige liebliche Legenden, z. B. über das Wunder, welches der hl. Makarius an dem blinden Jungen einer Hyäne wirkte, worauf letztere ihm zum Dank ein Schaffell brachte. Der Heilige nahm es aber erſt an, als die Hyäne, welche vor ihm niedergekniet war, ihm durch Kopfnicken verſprochen hatte, keine Schafe armer Leute mehr zu zerreißen. Dieſe und andere ähnliche Legenden ſind gewiß recht hübſch und können manchen frommen Leſer erbauen oder wenigſtens erheitern. Ob ſie aber geeignet ſind, dem letzteren die katholiſchen Grundſätze über die Behandlung der Tierwelt klar zu machen, ſcheint uns mehr als zweifelhaft. Sie dürften im Gegenteil, da ſie ohne weitere Erklärung mitgeteilt werden, vielfach nur dazu beitragen, um die moderne Begriffsverwirrung bezüglich der „Intelligenz“ der Tiere und ihrer weſentlichen Gleichberechtigung mit dem Menſchen noch zu vermehren. Jene Beiſpiele aus dem Leben der Heiligen bezeugen, ſoweit ſie wirklich verbürgt ſind, einen an den paradieſiſchen Zuſtand erinnernden Verkehr außerordentlich begnadeter Seelen mit der ſie umgebenden Natur, den man wohl bewundern, aber nicht nachahmen kann. In einer Schrift wie der vorliegenden wäre es dringend nötig geweſen, in der Einleitung klar und beſtimmt die Prinzipien zu entwickeln, welche dem Verhältnis des Menſchen zur Tierwelt nach der chriſtlichen Weltauffaſſung zu Grunde liegen. Das iſt leider nicht geſchehen. In dem einen oder andern der mitgeteilten Schriftſtücke kommen

allerdings auch Andeutungen über die richtigen Prinzipien vor; so S. 99 in Rede Mannings, wo derselbe erklärt: I do not hold exactly with the righ animals. Eine mehr hervorragende Stellung an der Spitze der ganzen Samr hätte dem S. 37 ff. eingefügten Passus aus der Moraltheologie Scavinis ge wo die richtigen Grundsätze kurz enthalten sind. Tierquälerei ist nur deshal moralisch, weil sie ein Mißbrauch der Geschöpfe Gottes ist, und weil sie zu die Neigung zur Roheit und Grausamkeit gegenüber andern Menschen beförd Mit Recht bemerkt Scavini an derselben Stelle, es sei ebenso verfehlt und de nünftigen Menschen unwürdig, eine indigna affectio den Tieren zuzuwe Sane carpendi sunt, quos certa animalcula ita sibi devincta tenent, ut pluris videantur facere ipsis hominibus — eine für viele moderne Tierfr sehr beherzigenswerte Notiz. Mit den Ansichten über Vivisektion, welche i S. 87 und 95 mitgeteilten Schriftstücken von Kardinal Manning und E Bagshawe ausgesprochen werden, können wir uns nicht einverstanden erk Mißbrauch der Vivisektion ist allerdings zu verwerfen, aber nicht der vernü Gebrauch derselben, der sowohl zu medizinischen wie zu wissenschaftlichen Z völlig erlaubt ist. Vgl. diese Zeitschrift Bd. XX, S. 11 ff. u. 276 ff.

Praelectiones de Deo uno, quas ad modum commentarii in Sum theologicam Divi Aquinatis habebat in collegio S. Anselmi de Laurentius Janssens S. I. D., Monachus Maredsol (Congr. Beur.), eiusdem collegii rector, sacrae Indicis Co gationis consultor. Tomus II (I. Q. XIV—XXVI). 8°. (XVI 600 p.) Romae, Desclée, Lefebvre, 1899. Preis *Lire* 7.50.

Wie im ersten Band, den wir vor kurzem besprochen haben, zeigt sich in diesem zweiten Band über Gottes Wissen, Wollen und Macht Pietät gege englischen Lehrer, gründliches Eingehen auf seinen Gedankengang, solide, speku Geistesarbeit. Die Widerlegung anderer Ansichten ist immer sachlich und vorn Leider sind bei Bekämpfung des Molinismus eine Reihe Mißverständnisse mit u gelaufen. Die einzelnen Schulen verstehen sich gar nicht mehr. In den Kontro über das Wissen Gottes sucht der Verfasser mit Umgehung des „mittlern Wis und der voraus bestimmenden göttlichen Willensentschlüsse einen Mittelweg zuschlagen. Das bedingt Zukünftige erkennt danach Gott mit moralischer G heit, soweit es eben aus seinen Ursachen erkennbar ist. Allseits freie, bedingt künftige Akte könnten alsdann, wie uns scheint, nicht mit genügender Gewi von Gott erkannt werden. Die Vorsehung hört auf, wenn man nicht zur determinatio physica greift. Ebensowenig begreifen wir, wie Gott zukünftige Handlungen als gegenwärtig in seiner Ewigkeit erkennen könne. Die meisten hänger des „mittlern Wissens" lassen Gott diese Handlungen erkennen im De wodurch Gott die Bedingung zu verwirklichen beschließt. Das scheint der Herr fasser (S. 113) übersehen zu haben. In der Prädestinationslehre wird die W Wahl zur Glorie vor dem Voraussehen der persönlichen Schuld verteidigt. muß bemerkt werden, daß die Lehre von dieser Nicht-Wahl zur Glorie des Gottes unwürdig zu sein scheint, insofern Gott dann nichtwirksame Gnaden b wählen müßte, weil das Gelangen zum Ziel ausgeschlossen ist. Die Parität der Nicht-Wahl zur ersten (wirksamen) Gnade findet nicht statt (S. 429). S dieser Nicht-Wahl geschieht eben von seiten Gottes niemals, weil der Betreffende prädestiniert ist. Zur ersten gratia sufficiens sind aber alle Menschen prädesti

Die heilige Grabeskirche zu Jerusalem in ihrem ursprünglichen Zustande. Von Carl Mommert, Pfarrer zu Schweinitz (Preuß. Schlesien), Ritter des hl. Grabesordens. Mit 22 Abbildungen im Texte und drei Kartenbeilagen. 8°. (VIII u. 256 S.) Leipzig, Haberland, 1898. Preis *M.* 5.50.

Die trefflich gearbeitete und gut ausgestattete Schrift des hochw. Herrn Pfarrers C. Mommert über die heilige Grabeskirche ist mit großer Freude zu begrüßen und verdient die beste Empfehlung. Der Verfasser behandelt klar und gründlich die oft recht schwer zu entwirrenden und nicht selten sich widersprechenden Nachrichten alter und neuer Schriftsteller und Pilger über das ehrwürdige und allen Christen überaus teure Heiligtum, das sich seit den Tagen Kaiser Konstantins über der Stätte des Kalvarienberges und über dem heiligen Grabe erhebt. Der Arbeit kam es sehr zu statten, daß sich der Verfasser in der Behandlung seines schönen und wichtigen Stoffes auf ein kleines Gebiet beschränkte und nur die erste Periode der verwickelten Geschichte der alten Grabesbasilika, nämlich die Kirche „in ihrem ursprünglichen Zustande", in den Rahmen seiner Schrift hineinzog. Die Betrachtung der spätern Geschichte ebenso wie die Fragen über die Echtheit Golgathas und des heiligen Grabes bleiben besonderen Schriften vorbehalten. Durch diese weise Beschränkung wurde es möglich, die einzelnen Punkte eingehender zu behandeln und die schwierigen Fragen klarer zu beleuchten. So wird die gediegene Arbeit ein vorzügliches Hilfsmittel für das Studium der heiligen Stätten bleiben.

Der Hymnus Jesu dulcis memoria in seinen lateinischen Handschriften und Nachahmungen, sowie deutschen Übersetzungen. Herausgegeben von Dr. W. Bremme. 8°. (XVI u. 432 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 5.

Mit großem Fleiß untersucht der Herr Verfasser die handschriftliche Überlieferung des beliebten Hymnus und geht allen Nachahmungen und deutschen Übersetzungen nach. Dieser zweite Teil der Arbeit bildet den bei weitem größten Teil des Buches (S. 71—362). Die beigefügten Bemerkungen stellen der Gelehrsamkeit Dr. Bremmes das schönste Zeugnis aus. In der Einleitung hätten wir eine eingehendere Untersuchung des Verhältnisses der Handschriften zu einander und der Autorschaft gewünscht.

Geschichte der Erziehung und des Volksschulwesens mit besonderer Berücksichtigung Württembergs. Für Lehrer und Schulamtskandidaten bearbeitet von B. Kaißer, Seminaroberlehrer. 8°. (XX u. 380 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1899. Preis *M.* 3.50.

Von einem um die Geschichte des heimischen Schulwesens bereits namhaft verdienten Verfasser (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 549; Bd. LIII, S. 447) ist dieses kurze Handbuch zunächst für Lehrer und Schulamtskandidaten Württembergs berechnet und den Bestimmungen über die betreffenden Dienstprüfungen angepaßt. Es ist indes durch Eigenschaften ausgezeichnet, die es auch über die Grenzen Württembergs hinaus zu fleißigem Gebrauch nur bestens empfehlen können. Knapp im Ausdruck und übersichtlich in der Anordnung, weist es eine Reichhaltigkeit des Gehaltes, eine Gediegenheit der Grundsätze und eine Ausgereiftheit des Urteiles auf, die aufs vorteilhafteste berühren. Solchen, welche über die Geschichte der Schule und des Schulwesens leicht und rasch sich Auskunft verschaffen wollen, wird es vorzügliche Dienste leisten.

Zur Streitfrage über Dürers religiöses Bekenntnis. Von Anton Weber. 8°. (32 S.) Mainz, Kirchheim, 1899.

Mit des Verfassers schöner Schrift „Albr. Dürer, sein Leben, Wirken und Glauben" (2. Aufl. 1894, vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVI, S. 221) schien die Frage über Dürers Religionsbekenntnis endgültig gelöst. Unerwartet hat sich dennoch Widerspruch erhoben, aber die Aufstellungen der Gegner wirft der vorliegende Aufsatz siegreich über den Haufen. Es werden dabei eine Reihe positiver Momente eingehender gewürdigt, so daß die kleine Studie selbständigen Wert besitzt und mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden kann.

Der heilige Dominicus, sein Geist und sein Werk. Nach dem Französischen des Dominikanerpaters M. J. Rousset frei bearbeitet von Fr. Dominicus Maria Scheer O. Pr. 16°. (VIII u. 224 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 1; geb. *M.* 1.50.

Das Büchlein enthält eine kurze Beschreibung des Lebens und der Tugende des hl. Dominikus. Voraus geht eine längere Einleitung, welche mit Lebhaftigkeit für die ungeminderte Zeitgemäßheit des Dominikanerordens eintritt. Das letzte Drittel der Schrift füllen Bemerkungen über die Feste des Heiligen und Andachtsübungen zu dessen Ehre. Das Ganze ist durchdrungen von jener warmen Begeisterung, wie man sie bei guten Ordensleuten für ihre Stifter zu finden pflegt.

Erasmus Manteuffel von Arnhausen, der letzte katholische Bischof von Cami (1521—1544). Ein Lebens- und Charakterbild. Von Emil Görig Kaplan. 8°. (42 S.) Braunsberg, Bender, 1899. Preis *M.* 1.

Es verdient alle Anerkennung, daß auf einen Mann, der durch die Kraft seiner Persönlichkeit wie durch sein tragisches Unterliegen in einem ungleichen Kampf so große Bedeutung beansprucht, die Aufmerksamkeit wieder hingelenkt worden ist. Der Verfasser, der uns bereits mit einer fleißigen Studie über Bugenhagen beschenkt hat (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLIX, S. 562), stellt mit großem Fleiße die Nachrichten über diesen letzten katholischen Bischof und Vorkämpfer in Pommern zusammen. Wie sehr dieselben oft durch Parteileidenschaft getrübt sein mögen, weiß er doch, den Charakter des Bischofs richtig zu erfassen und auch aus dem Rahmen der wirren Zeitverhältnisse richtig hervortreten zu lassen.

Das Marterle. Novelle aus den Tirolerbergen von M. Buol. 12°. (237 S. Köln, Bachem. Preis brosch. *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Selten hat uns eine Künstlernovelle mehr angeregt und befriedigt. Das ist denn doch einmal etwas anderes als die zum Überdrusse variierten Liebesständeleien. Der Historienmaler Winfried Braun wird von der oberflächlichen Tagesmode als Künstler ersten Ranges gefeiert, während doch seine Gemälde nur durch Farbenpracht und große technische Fertigkeit blenden, ohne eigentlichen Kunstwert zu haben. Dieses scharfe Urteil hört der Künstler zu seinem großen Ärger von den Lippen eines Mädchens, das ihm teuer ist, in der Ausstellung vor seinem neuesten gefeierten Gemälde. Die Worte ärgern ihn um so mehr, als er ihre Berechtigung fühlt. Auf einer neuen Kunstreise nach Italien will er sich geistig auffrischen, wird aber durch einen Zufall in ein abgelegenes Thal der Tirolerberge verschlagen. Da läßt er sich in einer Künstlerlaune herbei, dem alten Billpeder für dessen verunglückten Sohn ein „Marterle" zu malen. Die ergreifende Geschichte des Ver-

unglückten, der sich für das Seelenheil seines Bruders geopfert hat, und mehr noch der Umgang mit den frommen Bergbewohnern macht einen tiefen Eindruck auf den Künstler, und in dieser Stimmung malt er das „Marterle" — ein wundervolles Bild von der „Mariahilf" des Lukas Cranach, aber ganz eigen, dem tragischen Ereignis entsprechend aufgefaßt und durchgeführt, ein wahres Kunstwerk, das zur Seele des Beschauers spricht, wie es aus tiefster Seele heraus gemalt wurde. Dabei mißt Winfried Braun zum eigentlichen Künstler von Gottes Gnaden und nicht von der Tagesgunst der Mode und wird zugleich innerlich ein anderer Mensch. Als er später mit seiner Braut „das Marterle" besuchte, fand er, daß es von den Umwohnern als „Gnadenbild" verehrt wurde. „Ein Gnadenbild," sagte er sinnend, „für mich war es eines — es hat mich zu einem Christen gemacht." „Und zu einem Künstler!" ergänzte die junge Frau.

Willa von Waldkirch. Eine Erzählung von Fritz Frei. 8°. (506 S.) Heidelberg, Weiß, 1900. Preis brosch. *M.* 5; geb. *M.* 6.

Nicht in der „Erzählung", sondern in den mit großer Sachkenntnis und viel Geschick ausgearbeiteten kulturhistorischen Schilderungen liegt der Wert dieses Buches. Die Schicksale des edeln Burgfräuleins Willa von Waldkirch dienen dem gelehrten Verfasser — hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein angesehener Lehrer der Freiburger Hochschule — hauptsächlich dazu, uns mit den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen Alemanniens in ansprechender Form bekannt zu machen. Die Ritterburg und ihre Einrichtungen, das häusliche Leben darin, Kleidung, Tisch, Sitten, das Verhältnis der Dienerschaft, häusliche und öffentliche Feste, Jagd; die Hütten der Bauern und ihr Leben, das Frauenkloster und seine frommen Bewohner, Gottesdienst, Chorgebet, Krankenpflege, Schulen, Schlachtenbilder und Siegesgelage, Leichenfeier und Hochzeitsfeste ziehen in bunter Reihe mit liebevoller Sorgfalt ausgemalt an der Seele des Lesers vorüber. Wäre noch das städtische Leben mit seinen Zünften, das wissenschaftliche und fromme Leben in den großen Benediktinerabteien, das höfische Leben mit seinen Festen und Turnieren und aus dem Kriegsleben die Belagerung und Berennung einer Burg mit hineingezogen, so gäbe uns das Buch ein vollständiges kulturgeschichtliches Bild jener uns so fernen und doch so hochinteressanten Zeit. Diese Partien hat der Verfasser vielleicht für eine andere ähnliche Arbeit zurückgelegt. Aber auch die Erzählung als solche ist recht gut angelegt und durchgeführt. Die Charaktere sind schön gezeichnet, Willa und der Fischerssohn Ernst sympathische Erscheinungen; der Auftritt zwischen Willa und ihren Eltern, ebenso die Vermittlung durch die Herzogin Hadwig sind trefflich gelungen. Dabei bleibt aber bestehen, daß der Hauptvorzug des interessanten Buches, das wir reiferen Lesern bestens empfehlen (einige etwas zu drastische Schilderungen werden Pädagogen der Jugend nicht unterschiedslos in die Hand geben), die wertvollen kulturgeschichtlichen Schilderungen sind. „Also Belehrung und mithin kein Kunstwerk!" — nach der Weisheit unserer modernen Ästhetiker. Dieser Orakelspruch imponiert uns wenig; wir halten uns an den alten Horaz, der doch auch wußte, was ein Künstler anzustreben habe, und der das in den Vers niederlegte: Et docere volunt et delectare poëtae!

Die ereignisvolle Visite, oder: Nachfolgerinnen Helis. Lustspiel in einem Aufzug von Paul Martin Fries. (Theater für die weibliche Jugend. XVII.) 16°. (37 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis 50 *Pf.*

Die verdienstliche Sammlung ist hier um einen Schwank bereichert, der sich recht gut liest und der, gut gespielt, von großer komischer Wirkung sein wird, ob-

wohl die Verwicklung sehr einfach ist. Zwei Briefe geraten durch die Neugier eines Dienstmädchens in das falsche Couvert; Frau Schwefel, eine Freundin des Dienstmädchens, wird dadurch in ein Kaffeekränzchen vornehmer Damen geführt, und ein dieser Damen erhält den boshaften Klatschbrief, den das leichtfertige Gretchen an die Frau Schwefel geschrieben. Dadurch wird die Visite sehr „ereignisvoll". Für weitere Ereignisse sorgen einige verwöhnte und verhätschelte Kinder, an denen die Folgen moderner Mißerziehung sehr drollig geschildert sind. Der Schwank erhält dadurch eine kleine Dosis von ernsterem, pädagogischem Zusatz, der den zweiten Teil des Titels einigermaßen entschuldigt. Doch wäre die biblische Reminiszenz auf dem Titel besser weggeblieben; denn eine gute Pädagogik kann nicht genug an Ehrfurcht vor der Bibel bringen.

Gottesminne. Dem hl. Alphonsus nachgedichtet von P. Alois Pichler C. SS. R. kl. 8°. (IV u. 96 S.) Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung, 1899. Preis *M.* 1.

Vor etwa zwei Jahren konnten wir eine sehr gelungene Übertragung der italienischen Gedichte des hl. Alfons von Liguori ins Lateinische anzeigen. Bei der Gelegenheit haben wir uns auch des weiteren über die Stellung verbreitet, die der heilige Bischof in der Volksdichtung seiner Heimat einnahm. Wir freuen uns heute, einen neuen Versuch vorführen zu dürfen, die Alfonsianischen Lieder dem deutschen Volke näher zu bringen. Ein Sohn des heiligen Dichters, P. Alois Pichler bietet uns nämlich in graziöser Nachdichtung etwa zwei Drittel aller Gedichte des heiligen Ordensstifters und zwar jene, die ihm, dem Übersetzer, am meisten sympathisch waren. Mit der Auswahl dürfte er wohl das Richtige in sich und dem Geschmack der meisten getroffen haben. Auch darin stimmt ihm jeder Kundige wohl zu, daß er eine etwas freie Nachdichtung der ängstlichen Übersetzung vorzog. Und was die Hauptsache: die Nachdichtung scheint uns vorzüglich gelungen. Ein ganz kritisches Ohr findet sich wohl etwas unangenehm berührt von einzelnen stark unreinen Reimen oder einer etwas überstürzten Rhythmik. Das sind Flecken, die der besten Übersetzung anhaften und die dazu hier noch selten sind. Im großen und ganzen lesen sich diese Seiten wie ursprünglich deutsche Minnedichtung, leicht und melodisch. Man fühlt an sehr vielen Stellen, daß wir es bei P. Pichler mit einem feingebildeten, sprachgewandten, von der besten Litteratur durchtränkten Geist zu thun haben. Seine Nachdichtung steht mehr als ihre Vorgängerinnen auf einer litterarischen Höhe. Sie erweckt das Verlangen, dem Dichter auch einmal in Originalschöpfungen zu begegnen, in denen er sicher einen neuen schönen Zweig in die poetische Ruhmeskrone des jungen katholischen Österreichs flechten würde. In dem vorliegenden Büchlein hat er uns am besten in den Weihnachtsliedern gefallen, die ja nach seinem Urteil auch das Wertvollste der Alfonsianischen Liedersammlung sind. Wir schließen diese Anzeige mit den Worten der Vorrede: „Wer für den Heiligen Interesse hat, wird es auch für seine Gedichte haben" — besonders wenn sie ihm in so reizender Form dargeboten werden.

Der Psalter. Dichtung von Ad. Jos. Cüppers. 12°. (94 S.) Einsiedeln, Benziger u. Comp., 1898. Preis geb. *M.* 2.

Die wachsende Bedeutung, welche das Rosenkranzgebet in den letzten Jahren für das christliche Volksleben gewonnen hat, fand auch in der Dichtung schon wiederholt ihren Ausdruck. Eine der besten poetischen Früchte, welche diese Bewegung

bisher gezeitigt hat, bietet uns unzweifelhaft dieses Büchlein von Ad. J. Cüppers. In richtiger Erkenntnis, daß eine schlichte, poetisch gehaltene Erzählung des jeweiligen Geheimnisses der Andacht mehr förderlich und durch ihre Objektivität eben doch wieder zu mehrfacher Anregung befähigt ist, hat der Dichter die subjektiven Ergüsse und Reflexionen in Form von kurzen Gebeten oder moralischen Anwendungen an den Schluß der Beschauung des Geheimnisses, d. h. dessen poetischer Vorführung, gefügt, so daß das Ganze wirklich zu dem betrachtenden Gebete anleitet. Eine willkommene Beigabe sind die 15 Medaillons mit der meistens sehr künstlerisch gehaltenen bildlichen Darstellung der zu betrachtenden Geheimnisse.

Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge. Gesammelt von Fannie Gröger. 8°. (102 S.) Leipzig, Dieter, 1898. Preis brosch. *M.* 3.

Das Büchlein enthält im ganzen 44 Lieder, von denen nahezu zwei Drittel in der Mundart gehalten sind. Die hochdeutschen sind zwar weniger charakteristisch und volkstümlich, haben dafür aber durchgehends das Verdienst einer edleren Frömmigkeit. Die Lieder im Dialekt sind schon meist recht derben Humors und erinnern nach dieser Richtung an die Nouvé (Weihnachtslieder) der Provençalen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Der Kulturhistoriker wird ihnen deshalb sein Interesse zuwenden müssen. Es wäre zu wünschen und dem vorwiegend wissenschaftlichen Wert der kleinen Sammlung entsprechend gewesen, wenn die Herausgeberin Fundort und Alter der einzelnen Lieder angemerkt hätte. Dem wissenschaftlichen Charakter der Sammlung hätte es nicht geschadet und dem Zweck ihrer Weiterverbreitung unter dem Volk wäre es dienlicher gewesen, wenn das Bild auf dem Umschlag etwas — zarter gehalten wäre.

Die Schöpfung. Epische Dichtung von Friedrich Wilhelm Helle. 8°. (222 S.) Donauwörth, Auer. Preis geb. *M.* 4.

In dem vorliegenden Büchlein bietet uns der bekannte Dichter des „Jesus Messias" (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIII, S. 95—97) einen Prolog zu jenem dreibändigen Hauptwerk, in dem er uns nach einem Eingang „Gott in der Ewigkeit" „Erschaffung und Fall der Engel", „Das Sechstagewerk", „Erschaffung, Urzustand und Sündenfall des ersten Menschenpaares", die „Strafe der Sünde und Gottes Verheißung" vorführt, um dann in einem „Epilog" einen Überblick über die Heilsgeschichte „von Adam zu Christus" zu geben. Der Stoff deckt sich also ziemlich genau mit Hlatkys „Weltenmorgen" (vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI, S. 101). Während aber Hlatky seine Betrachtungen in Dialogform kleidet, sucht Helle möglichst erzählend und schildernd voranzugehen; Hlatkys fünfhebigen Blankvers vertritt hier der vierhebige gereimte Trochäus. Ob dieser kurze Vers mit seinen meist paarweisen Reimen glücklich gewählt war, kann dahingestellt bleiben; denn trotz aller überwundenen Schwierigkeiten bleibt doch immer die Gefahr unliebsamer Anklänge. Der Dichter hat daher wohl gethan, das Schema ganz frei zu gestalten, statt der männlichen sehr oft weibliche und statt der paarweisen bisweilen auch gekreuzt gestellte Reime zu bringen. Im übrigen sind die Verse wohllautend und fließend, die Reime durchgehends rein und glücklich. Daß in der Enge der Form der Gedanke sich nicht immer gleich frei bewegt und er sich Wendungen gestattet, die er sonst nicht nehmen würde, wird kein Verständiger übel deuten. Wer Helles Hauptwerk kennt, weiß, wie es die Eigenart des Dichters ist, nicht bloß an der Oberfläche der Dinge zu bleiben, sondern tiefer in sie einzudringen, ihren Kern,

ihre Beziehungen und Deutungen nach den verschiedensten Richtungen zu erforsche
Eine Hellesche Dichtung ist mehr oder minder immer auch eine theologisch-exegetisc
mystische Betrachtung. Auch hier hat der Sänger keine Mühe gescheut, seinen Stc
im Lichte der Wissenschaft philosophisch, kosmologisch, historisch, dogmatisch u
mystisch zu ergründen, ehe er sich an die Ausarbeitung begab. Nach der gedanklich
Richtung liegt denn auch jetzt wieder das Hauptinteresse der Dichtung, die wir a
eine notwendige Ergänzung des „Jesus Messias" allen Besitzern und Freund
dieses Werkes aufs angelegentlichste empfehlen.

Immortellen. Gedichte von Julius Pohl. 8°. (204 S.) Braunsber
Bender, 1899. Preis fein geb. *M.* 3.

Wie bei früheren Festlichkeiten hoher und höchster Personen hat Jul. Po
diesmal von dem goldenen Priesterjubiläum seines Bischofs Dr. Andreas Thi
Gelegenheit genommen, den Gefeierten und das Publikum mit einer neuen Gedic
sammlung zu überraschen. Des Verfassers „Bernsteinperlen", „Jubelgold" u. s.
sind gewiß noch in vieler Erinnerung. Seine dichterischen Vorzüge, lebend
schauende Phantasie, gemütvoller Humor in der Auffassung, treuherzige, natürli
Darstellung und leichtfließende Sprache, zeigen sich auch wieder mehr oder mind
in dem vorliegenden Büchlein. Außer dem offiziellen Einleitungsgedicht umfa
es in drei Büchern: Legenden und Geschichten — Spruch und Lehr — Lieder u
Gesänge. Der litterarische Schwerpunkt der Sammlung liegt unseres Erachtens
dem ersten Buch. Hier scheint der naive Ton der gereimten Legende sehr g
getroffen. Die Sprüche verraten den Kalendermann Pohl und sind, wie das
Entstehungsart mit sich bringt, von verschiedenem poetischen Werte, mögen al
alle moralische Samenkörner sein. Vielleicht hätte im dritten Buch das eine o
andere Gelegenheitsgedicht wohl fehlen dürfen. Auch die längeren Gedichte die
Abteilung lassen etwas die nötige Konzentration vermissen und sind zu sehr Dekl
mation, als daß sie beim bloßen Lesen fesseln könnten. Zu ihrer Wirkung bedürf
sie des begleitenden Festjubels mehr, als es einer selbständigen Dichtung vielle
ziemt. Wir wollen gern anerkennen, daß der Dichter danach strebt, und zwar meiste
mit Glück, der Einzelgelegenheit einen allgemein gültigen Gedanken zu entlod
und diesen poetisch festzuhalten. Der Dichter besitzt eine gefährliche Gabe:
reimt zu leicht, womit dann die Versuchung verknüpft ist, auch zu viel zu reim
Er verschwendet dann oft seine Kunst an Gedanken, die poetisch nicht gerade we
voll sind, oder er thut sich nicht genug des Guten, so daß dem Leser alles zu fl
gemacht wird, als daß er mitschaffend genießen könnte. Sehr anregend ist besond
das Gedicht „Auf Erden nie Stirbt Poesie", worin mit Recht auch der modern
Zeit das Eigenschaftswort „poetisch" als zutreffend gewahrt wird. Die Poesie
schon da, man muß sie, wie zu aller Zeit, nur zu finden wissen.

Aus fernen Landen. Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Juger
Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt von Josef
Spillmann S. J. 12°. Freiburg, Herder, 1899.

15. Bändchen: **Die Schiffbrüchigen.** Eine Erzählung für die Jugend. V
Joseph Spillmann S. J. Mit vier Bildern. (VI u. 100 S
Preis geb. *M.* 1.

Die Erzählung spielt teils in der Mission von Hongkong, teils an Bord d
schmucken Brigg St. Georg auf ihrer Fahrt nach Australien. Sie hat die

kannten Züge aller Spillmannschen Jugendschriften: flotte, spannende Erzählung, lebenswarme Charakteristik zumal der stets gelungenen frischen Knabentypen, farbenreiche, in die Erzählung geschickt hineingewobene Sittenschilderung und Bühnenzeichnung und einen wohlthuenden religiösen Grundton, der das Ganze durchschimmert. Mit den „Schiffbrüchigen" hat die 1892 begonnene Sammlung das 15. Bändchen erreicht. Sie hat allgemein große Anerkennung gefunden, weil gerade diese aus einer Missionszeitschrift erwachsenen Erzählungen „alles vereinigen, was man von guten Jugendschriften zu fordern berechtigt ist: einen gediegenen Inhalt, der das Herz veredelt, den Verstand bildet und die Phantasie anregt, ohne sie zu überreizen, dazu eine schöne Form und nette Ausstattung". Acht Nummern stammen aus Spillmanns Feder, die übrigen aus der von Ordensgenossen. Alle Bändchen haben schon mehrere, einige fünf bis sechs Auflagen erlebt. Eine Reihe sind überdies bereits in ausländische Sprachen übersetzt worden: sechs in die englische (Tales of Foreign Lands. Translated by Miss Helena Long. B. Herder, St. Louis, Mo., 1896 ff.); neun in die spanische (Desde lejanas tierras. Freiburg, Herder, 1894 ff.); vier in die französische teils unter dem gemeinsamen Titel: Des Lointains Pays (La Chapelle-Montligeon et Paris 1898), teils in der Sammlung Bibliothèque Instructive. Tours 1894; vier in die italienische (Racconti, Torino 1898 u. 1899); drei in die ungarische (Idegen Tájakon. Budapest 1897); je eine in die kroatische (Zagreb. Agram 1899), in die slowenische (Görz 1897), in die holländische (Sittard 1895) und rhäto-romanische (im Igl Ischi. Basel 1898), gewiß ein sprechendes Zeugnis für die Vortrefflichkeit dieser Sammlung.

Miscellen.

Die Jahrhundert-Zählung. Die Zahl 10 gehört zum ersten Zehnt, die Zahl 100 zum ersten Hundert, die Zahl 1900 zum neunzehnten Hundert, wenn man mit eins zu zählen anfängt. Zur Beförderung dieser Binsenwahrheit hat Herr W. Jahn, „Diener am Worte", in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" eine Broschüre geschrieben unter dem Titel: „Die Kirche und die Jahrhundertfeier". Durch diese Binsenwahrheit wird indes die Thatsache nicht umgestoßen, daß sich in weiten Kreisen die Gewohnheit eingebürgert hat, es bei der Zählung der Jahrhunderte damit nicht so genau zu nehmen, sondern die Zahl, wo die Ziffer der Hunderte sich ändert, schon zum folgenden Jahrhundert zu rechnen, also die Zählung mit 0 anzufangen. Eine Schwierigkeit ergiebt sich dafür nur für das erste Jahrhundert, das wohl sicher die Zählung mit eins begonnen hat. Wann der Gebrauch sich geändert, ist bis jetzt nicht festgestellt. Herr W. Jahn hat dafür Astronomen und Chronologen in Bewegung setzen wollen; aber sie haben der Einladung nicht entsprochen. Sicher dagegen ist, daß

ein gewisser Friedrich Schiller am 1. Januar 1800 an einen gewissen Wolfgang Goethe schrieb: „Ich begrüße Sie zum neuen Jahre und neuen Säkulum und hoffe zu vernehmen, daß Sie es gesund angetreten haben. Werden Sie in die Oper gehen? So kann ich Sie vielleicht dort sehen, denn ich bin willens, mir heute eine Zerstreuung zu machen." Der berühmte Herr Geheimerat aber erwiderte am selben Tage: „Ich war im stillen herzlich erfreut, gestern abend mit Ihnen das Jahr, und da wir einmal Neunundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu schließen. Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein, und das Künftige wie das Vergangene. Ich bin heute bei Gore zu Tische, wo man spät wegkommt. Ich werde Sie aber auf alle Fälle in der Oper aufsuchen." Wenn so große deutsche Geister das 19. Jahrhundert mit 1800 anfingen, so können wir es getrost auch mit 1899 schließen.

Kulturerfolge in Nordafrika. Mit der Eroberung Algiers fiel Frankreich die Aufgabe zu, das neue Schutzgebiet europäischer Bildung und Gesittung wiederum zugänglich zu machen, und in der That haben auch die neuen Oberherren des Landes viel für dessen Hebung gethan. Eine geordnete Verwaltung trat an die Stelle orientalischer Willkür, die Rechtsprechung wurde geregelt, der Handel befördert, der Jugendunterricht gehoben. Nur eine Kulturmacht schloß man von der Mitarbeit an dem großen Werke aus: das Christentum. Aus Scheu, den religiösen Gefühlen der Mohammedaner irgendwie zu nahe zu treten, im Streben, alles zu thun, um die Herzen der Bevölkerung sich geneigt zu machen, gab man den Marabuts volle Freiheit, den Islam zu verbreiten, erbaute für die Mohammedaner Moscheen und Schulen, erleichterte die Wallfahrt nach Mekka durch Unterstützung mit christlichem Geld. Den Missionären dagegen war es unter dem Kaiserreich strengstens verboten, den Mohammedanern das Christentum zu predigen, und unter der Republik hat man ihnen zum wenigsten keine Unterstützung zukommen lassen. (Vgl. *L. Béthune*, Les missions catholiques d'Afrique [Lille 1889] p. 10.)

Welches sind nun die Ergebnisse dieser Politik, die jetzt fast seit 70 Jahren in Algier, seit 20 Jahren in Tunis zur Anwendung kommt? Ist es der Regierung gelungen, die Herzen der Araber zu gewinnen dadurch, daß sie ihnen Anteil verschaffte an der Lebensverfeinerung und allen Erfindungen Europas und sie dabei doch echte Muselmänner sein ließ?

Die Antwort können wir einem Aufsatz in der Zeitschrift „Globus" (XXVI [Braunschweig 1899] S. 69 ff.) entnehmen, der zunächst die Verhältnisse in Tunesien zu zeichnen sucht, vielfach aber die nordafrikanischen Zustände ganz allgemein ins Auge faßt. Danach kann von einer Aussöhnung der Araber mit der Fremdherrschaft keine Rede sein. Zunächst haben sich die Hoffnungen, die man in dieser Hinsicht auf Einführung europäischer Verwaltung und Kultur setzte, als nichtig erwiesen. „Der Araber schätzt die von den Europäern eingeführten Verbesserungen gering. Die genügsame Armut, in der er dahinlebt, steigert seinen trotzigen Freiheitssinn. Ohne Neid, ja oft mit Verachtung blickt er auf die abendländische Kulturwelt mit ihrem endlosen Hasten und Jagen nach

unzähligen ihm unfaßlichen Bedürfnissen und Genüssen. Seine einfache, dem Klima entsprechende Lebensweise, wie er sie von seinen Vätern überkommen hat, scheint ihm demgegenüber weit vorzuziehen." Sollten die Eingeborenen „je an der ungeheuern französischen Waffenübermacht zweifeln können, würden Kabylen wie Araber alle von den Franzosen geschaffenen Kulturwerke, ihre gerechte, dem Lande so förderliche Verwaltung wie den Nutzen, der für alle Bewohner desselben daraus entspringt, gering achten und sogleich nur und allein von dem einen Gedanken beherrscht werden: die christlichen Eroberer niederzumachen oder zu vertreiben".

Noch viel weniger aber als die Ausbreitung abendländischer Bildung war die Duldung und Begünstigung des Islam ein Mittel, die Herzen der Araber zu gewinnen. Im Gegenteil, der Islam ist das größte Hindernis einer Verschmelzung der Eingeborenen mit den Europäern; mit dem Wachstum des Islams begünstigte man das Erstarken des Christen- und Fremdenhasses. Schon die Geringschätzung der abendländischen Bildung hat ihren Grund nicht nur in der natürlichen Gleichgültigkeit des Arabers, sondern vor allem in seinem religiösen Aberglauben. Er vertraut fest auf alte Prophezeiungen, denen zufolge die Fremdherrschaft einst gebrochen werden soll und der Islam wieder zur Herrschaft gelangen wird. Die gegenwärtige Lage der Dinge faßt er also nur als einen Durchgangszustand auf, dessen Vorübergehen er sehnlichst herbeiwünscht. „Ein derartiger Ausblick in die Zukunft verhindert sie an jeder ehrlichen, völligen Unterwerfung."

Besonders aber hindert der Islam jeden tiefer gehenden Einfluß der französisch-arabischen Schule. In den Volksschulen begnügt man sich nach unserm Gewährsmann damit, „den Schülern die nötigsten praktischen Kenntnisse und ein wenig äußere Dressur zu geben, sie so indirekt den Einflüssen der christlich-abendländischen Kulturwelt näher zu bringen". Auf eine wirkliche Geistes- und Herzensbildung ist es in den Volksschulen gar nicht einmal abgesehen, und wir haben somit nur die höhern Schulen ins Auge zu fassen. Was aber dort von abendländischen Anschauungen angenommen wurde, wird nach der Rückkehr in die heimatlichen Kreise „mit einer überraschenden Schnelligkeit" abgestreift. Die Gründe dafür liegen auf religiösem Gebiet. „Stets kommt der Augenblick, wo die religiösen Skrupel des Arabers wieder in ihm erwachen. Sei es, um so sein Ansehen bei seinen Volksgenossen wiederherzustellen, das durch das Zusammenleben mit Christen stets geschädigt ist; sei es, weil sein Gewissen ihn dazu antreibt, durch solche Bethätigung seines Glaubenseifers die Verzeihung des Himmels zu erlangen, werden in europäischer Weise erzogene Araber später nicht selten die größten Christenhasser. Häufig auch kommt es vor, daß arabische, im Dienste der Franzosen ergraute Männer plötzlich zur Tilgung dieser Schuld eine Pilgerfahrt nach Mekka unternehmen und dann nach ihrer Rückkehr jeden Verkehr mit denselben zu vermeiden suchen." Besonders sind es die Frauen, welche dem Einfluß der Schulen entgegenarbeiten. Entschließt sich der Vater „aus Ehrgeiz oder um den Wünschen seiner Vorgesetzten zu entsprechen, den Sohn à la franca erziehen zu lassen, so ängstigt sich gewöhnlich die Mutter über diese fremde oder gar christliche Ausbildung desselben. In ihrer zärtlichen Mutterliebe findet sie leicht

die Mittel und Wege, alles, was etwa von abendländischen Ideen während der Schulzeit in ihrem Kinde sich entwickelt hat, während der Ferien fast völlig wieder zu verwischen". Nach dem Ende der Schulzeit, nach der Rückkehr in völlig mohammedanische Umgebung gelingt es dem Einfluß der Frauen „nur zu bald", im Geiste des ehemaligen Franzosenschülers „auch die letzten Spuren der abendländischen Erziehung" zu vernichten. Freilich sind nicht mehr alle Frauen der nordafrikanischen Gesellschaft dem Propheten so eifrig ergeben. Aber welcher Art sind die Ideen, die sie von den Europäern angenommen haben? Hören wir: „In den Kreisen der vornehmen Damen lehnen sich viele derselben gegen die alten strengen Sitten und Gebräuche auf, nur um urteilslos den ihnen aus französischen Romanen bekannt gewordenen frivolen Anschauungen und ‚hochmodernen' Grundsätzen Pariser Demimondainen zu huldigen." Wahrscheinlich hat man also auch — natürlich im Namen der Kultur — Alexander Dumas und Zola ins Arabische übersetzt.

Wir bemerken ausdrücklich, daß unser Gewährsmann für die oben erwähnten Thatsachen die Grundsätze billigt, nach denen die Franzosen in Nordafrika vorangehen. Und trotzdem faßt er sein Urteil in die Sätze zusammen: „Vor allem jedoch ist es der Islam, der jede innige Verbindung zwischen der eingeborenen Bevölkerung und den europäischen Kolonisten verhindert und eine wirkliche Angliederung und moralische Eroberung des Landes unmöglich macht. Die durch die Religion hergestellte Schranke ist nicht hinwegzuschaffen und tritt schroff immer wieder hervor. Der Araber sagt: Ließe man in dem gleichen Kessel einen Christen und einen Moslim kochen, selbst die aus beiden gekochte Fleischbrühe würde sich nicht vermischen können!" Und während so das Walten der Regierungsschulen völlig behindert ist, entstehen ihnen gegenüber in Menge Schulen der Anhänger des Reformators Es-Senussi († 1859), dessen Wahlspruch war: Ich will den Tag vorbereiten, der Christen und Türken mit einem Schlage zerschmettert, der ‚den gläubendsten Christenhaß' predigte und bei seinen Anhängern von neuem den alten Mut zu entflammen suchte, der in der Kalifenzeit die Araber zu Herren der Welt machte, und ‚dessen Wurzeln in wildem Fanatismus und völliger Verachtung des irdischen Seins lagen'. „Natürlich ist die französische Regierung von dem europäerfeindlichen Geist und Wirken dieser geistlichen Anstalten sehr wohl unterrichtet. Trotzdem muß sie dieselben fast völlig ungehindert gewähren lassen." Ein Eingreifen würde ‚hier [in Tunesien] wie in Algerien nicht nur sehr gefährlich sondern auch völlig erfolglos sein".

Die Ursache, welche die Begünstigung des Islam natürlicherweise nach sich ziehen müsse, suchte er in den obigen Sätzen unseres Gewährsmannes wahrheitsgemäß [illegible] Jedes neben der [illegible]thätigkeit der Beamten und [illegible] Kardinal Lavigerie ihnen [illegible] Vertreter des Christentums in Afrika nicht [illegible] nach den oben angeführten [illegible] Es können christliche [illegible] ohne daß davon [illegible] daß auch tüchtige Be-

die Mittel und Wege, alles, was etwa von abendländischen Ideen während d Schulzeit in ihrem Kinde sich entwickelt hat, während der Ferien fast völlig wied zu verwischen". Nach dem Ende der Schulzeit, nach der Rückkehr in völ mohammedanische Umgebung gelingt es dem Einfluß der Frauen „nur zu bald im Geiste des ehemaligen Franzosenschülers „auch die letzten Spuren der aben ländischen Erziehung" zu vernichten. Freilich sind nicht mehr alle Frauen d nordafrikanischen Gesellschaft dem Propheten so eifrig ergeben. Aber welcher A sind die Ideen, die sie von den Europäern angenommen haben? Hören wi „In den Kreisen der vornehmen Damen lehnen sich viele derselben gegen die alt strengen Sitten und Gebräuche auf, nur um urteilslos den ihnen aus französisch Romanen bekannt gewordenen frivolen Anschauungen und ‚hochmodernen' Grun sätzen Pariser Demimondainen zu huldigen." Wahrscheinlich hat man also a — natürlich im Namen der Kultur — Alexander Dumas und Zola ins Arabis übersetzt.

Wir bemerken ausdrücklich, daß unser Gewährsmann für die oben e wähnten Thatsachen die Grundsätze billigt, nach denen die Franzosen in Nor afrika vorangehen. Und trotzdem faßt er sein Urteil in die Sätze zusamme „Vor allem jedoch ist es der Islam, der jede innige Verbindung zwischen d eingeborenen Bevölkerung und den europäischen Kolonisten verhindert und ei wirkliche Angliederung und moralische Eroberung des Landes unmöglich mac Die durch die Religion hergestellte Schranke ist nicht hinwegzuschaffen und tr schroff immer wieder hervor. Der Araber sagt: Ließe man in dem gleichen Ke einen Christen und einen Moslim kochen, selbst die aus beiden gekochte Fleis brühe würde sich nicht vermischen können!" Und während so das Walten d Regierungsschulen völlig behindert ist, entstehen ihnen gegenüber in Menge Schul der Anhänger des Reformators Es-Zenussi († 1859), dessen Wahlspruch wa Ich will den Tag vorbereiten, der Christen und Türken mit einem Schlage z schmettert, der „den glühendsten Christenhaß" predigte und bei seinen Anhänge von neuem den alten Mut zu entflammen suchte, der in der Kalifenzeit die Ara zu Herren der Welt machte, und „dessen Wurzeln in wildem Fanatismus u völliger Verachtung des irdischen Seins lagen". „Natürlich ist die französis Regierung von dem europäerfeindlichen Geist und Wirken dieser geistlichen A stalten sehr wohl unterrichtet. Trotzdem muß sie dieselben fast völlig ungehind gewähren lassen." Ein Eingreifen würde „hier [in Tunesien] wie in Alger nicht nur sehr gefährlich, sondern auch völlig erfolglos sein".

Die Wirkung, welche die Begünstigung des Islam natürlicherweise n sich ziehen mußte, möchte in den obigen Sätzen unseres Gewährsmannes wahrhe getreu geschildert sein. Indes neben der offiziellen Thätigkeit der Beamten u der Regierungsschulen sind doch auch, namentlich seitdem Kardinal Lavigerie ih größere Freiheit erkämpft hatte, die Vertreter des Christentums in Afrika n müßig geblieben. Ob ihre Erfolge so gering sind, als man nach den oben g geführten Sätzen vermuten sollte, möchten wir bezweifeln. Es können christl Gesinnung und Sitte sehr wichtige Fortschritte gemacht haben, ohne daß da viel in die Augen fällt, und es fehlt nicht an Beispielen, daß auch tüchtige E

obachter in derartigen Dingen sich gewaltig verrechnet haben. Und abgesehen davon, hat ohne alle Frage die Eroberung Algiers für die Christianisierung Afrikas eine gewaltige Bedeutung gehabt. Allerdings ist das nicht das Verdienst der französischen Generale und Beamten, sondern das Werk des ebengenannten Kirchenfürsten und ein Beweis, daß auch unter den ungünstigsten Verhältnissen das Christentum sich als Kulturmacht bewährt.

Die sonderbarste Kommunistengemeinde der Welt. Wiederholt ist in diesen Blättern auf Versuche hingewiesen worden, die Grundsätze des Kommunismus in Einzelgemeinden praktisch durchzuführen, wie namentlich die Geschichte der Vereinigten Staaten während dieses Jahrhunderts solche zahlreich zu verzeichnen hat (vgl. XLIX, 284. 397. 407; LII, 347; LIII, 338). Es hat sich dabei ergeben, daß nur auf religiöser Grundlage solche Gemeinden Dauer und Erfolg einigermaßen zu erzielen vermochten, daß aber diese religiöse Grundlage in den meisten Fällen gleichbedeutend war mit den abenteuerlichsten religiösen und sittlichen Abirrungen. Alles bisher Dagewesene wird nun übertroffen durch die neue Gemeinde „Shalam", sechs englische Meilen von Las Cruces in Neu-Mexiko, welche das zu New York erscheinende Ev'ry Month im Augustheft 1899 dem Publikum näher bekannt gegeben hat.

Stifter der Gemeinde ist ein New Yorker Zahnarzt, Dr. Newbrough, der sich ehedem zum Spiritismus bekannte, eine schöne, männliche Erscheinung mit hoher Denkerstirne und schwärmerischem Blick. Die Grundlagen des neuen Gemeindelebens führen sich großenteils auf die Anschauungen des amerikanischen „Perfektionismus" und die Einrichtungen der Oneida-Gemeinde zurück (vgl. XLIX, 519), sofern nicht nur vollste Gemeinsamkeit des Eigentums, sondern auch des Haushaltes und der Familie besteht. Immerhin walten sowohl in religiöser wie in ökonomischer Rücksicht zwischen Shalam und Oneida wesentliche Unterschiede ob.

Vor allem hat Dr. Newbrough nicht wie einst Humphrey Noyes mit der alten Bibel und der alten Inspirationslehre sich begnügt, sondern nach eigenem Bedarf seine Bibel selbst geschrieben und sich eine eigene, moderne Art der Inspiration dazu ersonnen. Das Buch, welches an Umfang etwa der christlichen Bibel gleichkommt, trägt den Namen Oahpse — angeblich ein Wort der Ursprache, welches „Erde, Luft und Himmel" bedeutet haben soll. Im Ev'ry Month heißt es über dieses Buch:

„Es soll von Dr. Newbrough vermittelst der Schreibmaschine zu Papier gebracht worden sein, während überirdische Wesen seine Hände in Bewegung setzten, und es wurde gedruckt, ohne daß der Herr Doktor selbst es auch nur gelesen hätte. Es ist ein Buch, in welchem trotz großer irdischer Weisheit, die es enthält, nur wenig System und Plan zu finden ist. Sicherlich ist es ein Werk, das seinesgleichen nicht hat, angefüllt mit den außerordentlichsten Sätzen und noch außerordentlicheren Illustrationen; aber es ist auch das heilige Buch einer einzig dastehenden Gemeinde, welche eben dazu ins Leben gerufen ist, um die in diesem Buche gelehrte Religion praktisch durchzuführen und vermöge der

in demſelben niedergelegten geiſtlichen wie ökonomiſchen Grundſätze ein ganz neues Geſchlecht ins Daſein zu rufen. Und nicht nur befolgen die paar Leute, aus welchen bis jetzt die Brüdergemeinde beſteht, thatſächlich die ökonomiſchen Grundſätze dieſes Buches, indem ſie nichts mehr auf der Welt als ihr eigen betrachten — ſie nennen ſich ſelbſt auch Kosmons, d. h. nach der Sprache ihrer heiligen Schriften ‚Nicht-Beſitzer von irgend etwas‘ —, ſondern es werden auch die Kinder angeleitet, dieſes Buch als das geoffenbarte Dogma ihrer Religion zu verehren.“

Das Hauptziel der Gemeinde iſt, „Kinder aufzuerziehen“; deshalb heißt ſie auch Shalam, das iſt in ihrer heiligen Sprache „das Land der Kinder“, und das größte und beſte Gebäude der Niederlaſſung iſt das Haus für die Kinder. „Die Kinder ſind eure Engel“, lehrt daher das Oahpse, „vom Schöpfer ſelbſt euch gegeben, und ihr ſeid ihre Götter. Beherzigt deshalb wohl, welch ein Reich ihr errichtet.“ Außer dem Hauſe der Kinder iſt nur noch ein anderes kleines Gebäude aus gebrannten Ziegeln gebaut, der „Tempel“. Die Wohnräume für die Erwachſenen (die Lovitica), das gemeinſame Vorratshaus und das von Dr. Newbrough mit grotesken bildlichen Darſtellungen ausgemalte Fraternum (wohl der gemeinſame Verſammlungs- und Vergnügungsort) ſind nur aus ungebranntem Lehm. Die Kinder der Niederlaſſung alle werden von den Vorſtehern von Shalam, den „Glaubenshäuptern“ (Faithists), in geſetzlicher Form adoptiert, in jüngeren Jahren nach dem Kindergarten-Syſtem erzogen und ſollen ſpäter in den Berufsarten ausgebildet werden, für welche ſie Anlage und Luſt zeigen. Alle Kinder werden, ſobald ſie ein entſprechendes Alter erlangt haben, in den Spiritismus eingeführt und im Verkehr mit der Geiſterwelt unterwieſen. Die Hauptwarnung wird ihnen dabei mit auf den Weg gegeben, auf ihrer Hut zu ſein vor Geiſtern von Abgeſtorbenen, welche „nicht die große All-Perſon bekennen“. Neben den offenbaren Verrücktheiten und Ungeheuerlichkeiten des Bekenntniſſes und den ſchweren Aberrungen vom Sittengeſetze ſoll ſich doch in den praktiſchen Einrichtungen und Maßnahmen der Sekte manches recht Vernünftige finden. Gleichwohl iſt es von vornherein klar, daß, wenn auch alle andern Erfahrungen in dieſem Falle Lügen geſtraft würden, ſchon an den finanziellen Schwierigkeiten auch dieſes extravagante Unternehmen zu Grunde gehen muß.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Eine plötzliche Heilung aus neueſter Zeit.

Für gläubige Chriſten, die nicht von der krankhaften Zweifelſucht des Neuheidentums angeſteckt ſind, iſt es gar nicht nötig, noch aus der Gegenwart Thatſachen zu erbringen, aus denen hervorgeht, daß es etwas auf Erden giebt, was über die natürlichen Kräfte und die natürliche Ordnung der Dinge hinausgeht. Ihnen genügt hierfür, und zwar mit vollem Recht, die hiſtoriſche Thatſache des Chriſtentums, welche auf dem größten und geſchichtlich am beſten beglaubigten Wunder aller Zeiten beruht: auf der Auferſtehung Chriſti. Für jene dagegen, die in dem Banne des modernen Agnoſtizismus oder der noch moderneren „moniſtiſchen Weltanſchauung“ befangen ſind und daher alles, was über die Naturgeſetze hinausgeht, in den Bereich der Mythe verweiſen möchten, iſt es von unverkennbarer Wichtigkeit, wenn ſich noch aus neueſter Zeit ein Fall einer plötzlichen Heilung nachweiſen läßt, der keine natürliche Erklärung zuläßt. Die Exiſtenz einer übernatürlichen Weltordnung wäre dadurch unumſtößlich bewieſen auch für jeden Naturforſcher, der ſich der Erkenntnis der Wahrheit nicht abſichtlich verſchließt. Daß ſolche Fälle nicht ſo häufig ſind wie jene, an denen die Suggeſtionstheorie wenigſtens mit einiger Ausſicht auf Erfolg ihre Kritik üben kann, iſt ſelbſtverſtändlich. Um ſo bemerkenswerter iſt das folgende Ereignis, das wir getroſt auch jedem noch ſo ſkeptiſchen Gegner des „katholiſchen Wunderglaubens“ zur Begutachtung unterbreiten können. Es iſt enthalten in einer von drei Ärzten gemeinſam verfaßten, ſtreng wiſſenſchaftlichen Schrift, die ſoeben in Belgien erſchienen iſt[1]. Wir halten es für unſere Pflicht, dasſelbe auch den deutſchen Leſerkreiſen hier eingehend mitzuteilen. Die Darlegung des Falles iſt ſo klar

[1] Guérison subite d'une fracture. Récit et étude scientifique par L. van Hoestenberghe, docteur en médecine, E. Royer, docteur en médecine, A. Deschamps S. J., docteur en médecine et en sciences naturelles. Avec 4 pl. en phototypie. Bruxelles, Librairie Scientifique L. Lagaert, 1900.

und durch ſo unumſtößliche Zeugenausſagen und ärztliche Atteſte belegt, daß es unvernünftig wäre, ihr den Glauben zu verweigern; zugleich iſt die wiſſenſchaftliche Unterſuchung des betreffenden Falles mit einer Gründlichkeit und Sorgfalt geführt, welche jeden Zweifel an dem übernatürlichen Charakter jener Heilung auszuſchließen ſcheint.

Es handelt ſich um die plötzliche Heilung eines komplizierten Beinbruches bei einem flämiſchen Arbeiter, Peter de Rudder, welche am 7. April 1875 in Ooſtacker, einem der Muttergottes von Lourdes geweihten belgiſchen Gnadenorte, erfolgte. Der Mann lebte noch 23 Jahre in beſter Geſundheit und Arbeitskraft, und ſtarb an einer Lungenentzündung am 22. März 1898 im Alter von 75 Jahren. Nach ſeinem Tode wurde die oſteologiſche Unterſuchung des geheilten Beines von mediziniſchen Autoritäten angeſtellt, deren Ergebnis in drei photographiſchen Tafeln der vorliegenden Schrift beigefügt iſt. Eine vierte photographiſche Tafel giebt das Bildnis des Mannes unmittelbar nach ſeiner plötzlichen Heilung.

Peter de Rudder, zu Jabbeke in Weſtflandern wohnhaft, war ein geſunder, rüſtiger Arbeiter in Dienſten des Senators Albert du Bus de Ghiſignies. In ſeinem vierunddierzigſten Lebensjahre ward er von einem ſchweren Unglücksfalle betroffen. Am 16. Februar 1867 wurde ihm beim Fortſchaffen eines gefällten Baumes durch den zurückrollenden Stamm das linke Bein zerquetſcht und erlitt einen ſchweren Doppelbruch. Beide Beinknochen, das Schienbein und das Wadenbein, waren etwas unterhalb des Knies völlig abgebrochen. Dr. Affenaer von Oudenbourg legte den erſten Verband an; eine antiſeptiſche Behandlung der Wunden war damals noch nicht üblich[1] und wurde daher nicht vorgenommen. Einige Wochen ſpäter bildete ſich auf dem Fußrücken eine breite, eiternde Wunde. Überdies war an der Bruchſtelle des Beines eine große, bereits krebsartig gewordene (gangréneuse) Wunde. Die Enden der Bruchſtücke, ihrer Knochenhau

[1] Die erſte Arbeit Liſters über die antiſeptiſche Behandlung erſchien erſt im Laufe des Jahres 1867. Vielleicht wird man die Behandlung des Beinbruche durch Dr. Affenaer von anderer Seite nicht als eine beſonders geſchickte bezeichnen Die beiden offenen Wunden, die ſich bald darauf bildeten, könnten eine Folge dieſer Behandlung geweſen ſein. Erſt durch die offene Wunde unterhalb des Knie wurde der früher einfache Bruch der beiden Beinknochen (einfacher Doppelbruch zu einem komplizierten im chirurgiſchen Sinne. Ein „komplizierter Bruch“ liegt nämlich nur dann vor, wenn die Verbindung der Bruchſtücke mit der Außenwelt durch eine Kontinuitätstrennung der Weichteile vorhanden iſt. Ein „Doppelbruch“ und ein „komplizierter Bruch“ ſind daher ganz verſchiedene Dinge.

beraubt, schwammen in Eiter und hatten noch keinen Heilungsprozeß eingeleitet. Ungeachtet der sorgfältigsten Behandlung während mehrerer Monate konnte Dr. Affenaer kein Zusammenwachsen der getrennten Knochenteile bewirken. Bei dem völligen Mangel antiseptischer Mittel war dies auch nicht zu verwundern. Dr. Affenaer vermochte den Eiterungsprozeß der Wunde nicht aufzuhalten und erklärte daher weitere Hilfe für vergeblich. Ein Arzt aus Varssenaere und ein anderer von Brügge, die von ihm zu Rate gezogen wurden, untersuchten den Kranken ebenfalls und erklärten ihn für unheilbar. Dasselbe Urteil gab auch ein Arzt aus Brüssel ab, der von dem Arbeitgeber de Rudders herbeigerufen worden war. Er hielt ebenfalls jede weitere Behandlung des Beines für nutzlos und schlug die Amputation desselben als einziges Rettungsmittel vor. Aber de Rudder wollte sich dieser Amputation nicht unterziehen, worauf ihn die Ärzte sich selber überließen. Er brachte ein Jahr unter großen Schmerzen im Bette zu. Als er endlich aufstand, konnte er sich nur mühsam auf zwei Krücken fortschleppen. Da die Ärzte ihn aufgegeben hatten, begnügte sich der unglückliche Krüppel damit, seine eiternden Wunden zwei- oder dreimal täglich zu reinigen und Leinwandwickel um das gebrochene Glied zu legen. Eine derartige Behandlung der Wunde blieb, auch abgesehen von dem Eiterungsprozeß auf dem Fußrücken, selbstverständlich ohne die geringste Heilwirkung. Alle Zeugen, die von 1867 bis 1875 das Bein de Rudders gesehen haben, beschreiben in frappanter Weise die anormale Beweglichkeit desselben, welche ein sicheres Zeichen für die „schlotternden Pseudoarthrosen" bildet, wo die beiden Bruchstücke vollkommen frei und ohne eine vereinigende Bindegewebschichte bleiben. Es war sogar ein merklicher Zwischenraum zwischen den oberen und unteren Enden der Bruchstücke vorhanden, da Dr. Affenaer ein ziemlich umfangreiches Sequester (abgestorbenes Knochenstück) herausgenommen hatte. Die Zeugen, welche den Zustand des Beines in damaliger Zeit sahen, geben übereinstimmend folgende Schilderung. De Rudder bog sein Bein, wenn er die Wunde reinigte, unterhalb des Knies zurück, so daß die Enden der gebrochenen Knochen vortraten. Wenn er den linken Fuß in die Hand nahm, konnte er denselben mit Leichtigkeit so weit umdrehen, daß die Ferse nach vorn, die Zehen nach hinten standen. Zu diesen Aussagen von Laien, die den Kranken häufig zu sehen Gelegenheit hatten, kommen noch ebenso unzweifelhafte ärztliche Zeugnisse. Dr. van Hoestenberghe, Armenarzt von Jabbeke, besuchte ihn oft, aber ohne auch nur die geringste Besserung seiner Wunden konstatieren zu können. Einen dieser

Beſuche müſſen wir hier ausführlicher wiedergeben, obwohl wir damit an die Nerven unſerer Leſer unangenehme Anforderungen zu ſtellen gezwungen ſind.

Im Frühjahr 1874 ſaß Peter eines Tages an der Schwelle ſeines Häuschens, als er den Doktor vorübergehen ſah; er bat ihn, ſein Bein zu unterſuchen. Der Doktor ging mit ihm hinein und blieb eine Stunde bei ihm. Während der Kranke die Leinwandbinden abnahm, welche das Bein umgaben, erfüllte ein ſo ſtarker krebsartiger Geruch das kleine Zimmer, daß der Arzt genötigt war, das einzige Fenſter zu öffnen. Die Bläſſe des Patienten und ſeine Magerkeit waren ſehr groß. Seine Züge drückten größte Mattigkeit und Entmutigung aus. Nachdem das Bein bloßgelegt war, konſtatierte der Arzt am obern Drittel des Schienbeins eine hühnereigroße offene Wunde. Aus derſelben floß eine eiterige Flüſſigkeit, bräunlich und ſehr übelriechend. Mit einem naſſen Tuche reinigte Peter oberflächlich die Wunde. Indem er dann die linke Hand unter das Kniegelenk legte und den untern Teil des linken Beines in die rechte Hand nahm, gab er demſelben eine Biegung nach rückwärts. Die obern und untern Bruchenden des Wadenbeines wie des Schienbeines zeigten ſich nur in der klaffenden Wunde. Alles, was man an den Knochen ſehen konnte war von Knochenhaut entblößt; die Oberfläche der Bruchſtellen zeigte mehrere Unebenheiten. Als nun der Arzt mit der einen Hand den obern Teil des linken Beines, mit der andern die Ferſe desſelben ergriff, konnte er mit der größten Leichtigkeit die Ferſe nach vorne drehen, und zwar über einen Halbkreis hinaus; dieſe Drehbewegung hatte keine andere Grenze als jene, welche durch den Zugwiderſtand der weichen umhüllenden Gewebe gebildet wurde. De Rudder ſelbſt ließ, indem er das linke Knie mit beiden Händen faßte, ſein gebrochenes Bein hin und her pendeln, und auch jede dieſer Bewegungen erfolgte ein neuer Eitererguß aus der Wunde. Aus der zweiten großen Wunde, die auf dem Fußrücken ſich befand, floß dieſelbe eiterige Flüſſigkeit wie aus jener. Peter ſagte dem Doktor: einige Wochen nach dem Unglücksfalle, kurz nachdem die Fußwunde ſich gebildet hatte, ſei aus derſelben ein Stück Bindfaden abgegangen[1].

Dr. van Hoeſtenberghe glaubte dem Unglücklichen nach dieſer Unterſuchung nur den dringenden Rat geben zu können, das Bein abnehmen

[1] Nach Dr. Royer war dieſer „Bindfaden“ wahrſcheinlich die Sehne der großen Zehe; in der That blieb bei Streckbewegung des Fußes die große Zehe unbeweglich.

zu laſſen. Der Arzt von Stalhille drang ebenfalls in ihn, der Operation ſich zu unterziehen. Aber de Rudder wollte nichts davon hören; er hoffte auf Dr. Verrieſt von Brügge, welcher auf Erſuchen des früheren Arbeitgebers des Patienten verſprochen hatte, die Heilung zu verſuchen. Dr. Verrieſt kam, legte das Bein in einen unbeweglichen Stärkekleiſterverband, in dem er ein Fenſter ließ zum Abfluß des Eiters aus der Beinwunde, und verordnete häufige Waſchung beider Wunden mit einem Abſud von Eichenrinde. Der Patient mußte aufs neue das Bett hüten.

Um jene Zeit kamen die Ärzte van Hoeſtenberghe und Verrieſt durch häufige Konſultationen in Berührung und beſprachen dabei oft den Fall de Rudder, für den ſich beide ſehr intereſſierten. Mehrmals erklärte Verrieſt ſeinem Kollegen, daß er gar keine Beſſerung mit ſeiner Kur erziele. Eines Tages teilte er ihm mit, daß Peter ſich unwiderruflich weigere, zur Amputation des Beines in das Spital von Brügge ſich aufnehmen zu laſſen; deshalb habe er darauf verzichtet, die Behandlung des Patienten fortzuſetzen, die er für abſolut unnütz halte. Auch Dr. van Hoeſtenberghe teilte dieſe Anſicht. Dies geſchah um Mitte Januar 1875.

Ohne die Hoffnung, dem Kranken Erleichterung gewähren zu können, nur aus purem Mitleiden, hatte Dr. van Hoeſtenberghe die Gepflogenheit, nach dem Zuſtande des kranken Beins ſich zu erkundigen, wenn er an der Wohnung de Rudders vorbeikam. Vierzehn Tage vor dem letzten Beſuche des Dr. Verrieſt hatte er den Kranken angetroffen, wie er gerade ſeinen Verband erneuerte. Da die unbewegliche Bandage gar kein Reſultat erzielt hatte, war ſie von Dr. Verrieſt wieder entfernt worden. Van Hoeſtenberghe konnte nun mit derſelben Leichtigkeit wie früher die Ferſe des linken Fußes nach vorne drehen; indem er dann das gebrochene Bein bog, ließ er aus der Wunde die Knochenenden vortreten; dieſe hatten immer noch dasſelbe Ausſehen von nekrotiſchen Knochen. Peter ließ dann vor dem Arzte von neuem ſein Bein hin und her pendeln. Somit war durch die von Dr. Verrieſt vorgenommene Kur nichts an der ganzen Sachlage geändert, und jede Ausſicht auf Heilung ſchien endgültig verloren.

Als de Rudder ſpäter von Dr. Royer über die Behandlung befragt wurde, welche er ſeinen Wunden weiterhin zu teil werden ließ, erwiderte ihm dieſer: „Ich legte von Zeit zu Zeit eine Salbe auf die Wunden, wenn ſie ſchwarz wurden und ſehr übel rochen. Die Wunden reinigten ſich durch die Salbe, ſie wurden auch manchmal ein wenig kleiner, aber die Geſchichte fing immer wieder von vorne an.“ Von einem Nachwachſen

der gebrochenen Knochen war keine Spur. Der Patient hatte viel zu leiden; der Fuß wie das Bein ſchwollen ſtark an. Manchmal war der Fuß ſehr ſchmerzhaft, dann wurde er wieder faſt gefühllos, ſo daß der Kranke eines Tages eine Nadel in denſelben hineinbohrte, „um zu ſehen, ob er nicht tot ſei“. Er empfand dabei nur einen unbedeutenden Schmerz, „etwa wie von einem Mückenſtich“, wie er ſich ausdrückte. Auch die anormale Beweglichkeit des Beines blieb dieſelbe, wie viele Zeugen beſtätigen, unter dieſen die Frau de Rudders und ſeine damals fünfzehnjährige Tochter Sylvia.

Am 2. April 1875, fünf Tage vor der unten zu berichtenden Reiſe nach Ooſtacker, konſtatierte ein Zeuge, der den Kranken beſuchte, den Zuſtand ſeines Beines; ebenſo ein anderer Zeuge am 4. April 1875. Am 6. April 1875 abends begaben ſich zwei Arbeiter, Eduard van Hooren und ſein Sohn Julius, zu ihrem Nachbar de Rudder; ſie blieben dort faſt zwei Stunden und plauderten mit dem Kranken über deſſen morgige Reiſe. Da Peter von den Ärzten aufgegeben war, wollte er nämlich ſeine Heilung ſuchen bei der Muttergottes von Lourdes, die zu Ooſtacker verehrt wird. Der junge van Hooren wünſchte das Bein des Kranken zu ſehen. Da Peter gerade ſeinen Verband erneuern mußte, that er dies vor ſeinen Beſuchern. Außer jenen zwei Männern war noch eine Nachbarin zugegen. In einer von dieſen Zeugen amtlich gemachten Ausſage vom 27. April 1875 bekräftigten ſie, „am 6. April 1875 das gebrochene Bein de Rudders geſehen zu haben. Die Enden der gebrochenen Knochen durchbohrten die Haut und waren getrennt durch eine eiternde Wunde von ungefähr 3 cm Länge“. Gerade wegen der Einförmigkeit dieſer Zeugniſſe müſſen wir auf ihnen um ſo nachdrücklicher inſiſtieren, da es von der größten Wichtigkeit iſt, zweifellos feſtzuſtellen, in welchem Zuſtande das gebrochene Bein noch am Vorabende des Tages war, an dem ſeine plötzliche Heilung erfolgte.

Am folgenden Morgen, den 7. April 1875 — acht Jahre und zwei Monate nach dem Unglücksfalle —, machte ſich de Rudder auf die beſchwerliche Pilgerfahrt. Seine Frau erneuerte den Verband und konſtatierte ebenſo wie die Tochter nochmals, daß das Bein in demſelben Zuſtande ſei wie am Tage vorher. Sie legte, um das Ausfließen des Eiters auf der Reiſe zu hindern, ein Pflaſter auf die Wunden und umwickelte das Bein mit einer Leinwandbinde. Um 4 Uhr morgens brach man nach der Bahnſtation auf, die $2^1/_2$ km entfernt war. Mühſam auf ſeiner

Krücken sich fortschleppend und von seiner Frau unterstützt, brauchte der arme Mann über zwei Stunden zu diesem Weg; häufig mußte er sich, um auszuruhen, an die Bäume der Chaussee lehnen. Endlich kam er ganz erschöpft an dem Häuschen des Bahnwärters Peter Blomme an, wo er die Ankunft des Zuges erwartete. De Rudder zeigte dem Manne die anormalen Pendelbewegungen seines Beines, die er trotz des Verbandes ausführen konnte, worauf Blomme ihm den wenig ermutigenden Rat erteilte: „Was wollt ihr denn in Oostacker thun? Bleibt doch lieber zu Hause!"

Als der Zug kam, wurde de Rudder von seiner Frau und zwei Männern in den Wagen gehoben. Einer der letzteren, Jean Duclos, Schuster in Jabbeke, fuhr noch bis Brügge mit. Er sagte aus, daß er, dem Patienten gegenüber sitzend, sich während der Fahrt klar davon überzeugt habe, daß das linke Bein de Rudders unterhalb des Knies beweglich war, daß der Kranke den unteren Teil desselben umdrehen konnte und daß übelriechender Eiter aus dem Leinwandverbande floß [1].

In Gent angekommen, schaffte man de Rudder mit großer Mühe erst auf die Trambahn und dann auf den Omnibus, welcher vom Antwerpener Thor nach Oostacker geht. Bei seiner Ankunft in Oostacker hob ihn der Kutscher des Omnibus, ein großer, starker Kerl, allein vom Wagen. Da das gebrochene Bein sich dabei in eigentümlicher Weise auf die Seite legte, machte er zu den Umstehenden den rohen Scherz: „Schaut, der da verliert sein Bein." Die Frau de Rudders fügt noch bei, daß der Kutscher in grober Weise seinen Unwillen äußerte, als er den mit Blut vermischten Eiter sah, der aus dem Bein des Patienten während der Fahrt auf den Boden des Wagens geflossen war.

Endlich war der Krüppel in der Allee angekommen, welche zur Grotte führt. Er schleppte sich mühsam fort, auf seine Krücken gelehnt und von seiner Frau unterstützt. Auf dem Wege mußte er mehrmals sich ausruhen. Schließlich fiel er erschöpft auf eine der Bänke, die vor der kleinen Kapelle aufgestellt sind. Seine Frau gab ihm hierauf Wasser aus der Quelle zu trinken.

„Ich saß", so berichtet er selber, „auf einer der ersten Bänke; mein krankes Bein, das mir schreckliche Schmerzen verursachte, ruhte auf den

[1] Der Wortlaut der betreffenden Zeugenaussagen ist in der vorliegenden Schrift in französischer Übersetzung beigefügt. Die übrigen Aktenstücke finden sich im Anhange der Schrift.

Krücken. Die Pilger ſtrömten gerade herbei. Im Vorbeigehen machten mehrere derſelben mein Bein hin- und herpendeln. Das war für mich eine neue Tortur. Endlich nahm ich meine Krücken, und geſtützt von meiner Frau machte ich zweimal die Runde um die Grotte mit den übrigen Pilgern. Bei der dritten Runde wurden meine Kräfte ſo ſchwach, daß meine Frau mich unter der rechten Schulter faſſen mußte, während eine andere Perſon (eine Unbekannte) mich unter der linken Schulter faßte; ſo zogen ſie mich bis zu den Bänken. Ich verlangte, auf die zweite Bank geſetzt zu werden, um zu verhüten, daß die Pilger wiederum kämen und mein Bein berührten. Ich betete, ich flehte um Vergebung für alle meine Sünden ſeit meiner Jugendzeit und bat um meine Heilung, um meine Familie ernähren zu können."

Plötzlich fühlt de Rudder eine eigentümliche Unruhe; er iſt wie außer ſich; er ſteht auf und denkt gar nicht mehr an ſeine Krücken, ohne die er ſeit acht Jahren keinen einzigen Schritt gemacht hatte. Er geht durch die Reihen der Pilger und wirft ſich vor der Statue der Jungfrau auf die Kniee. Erſtaunt darüber, ſich auf den Knieen zu ſehen, ruft er aus: „O mein Gott, wo bin ich?" Er erhob ſich dann allein und machte dreimal die Runde um die Grotte. Er war geheilt!

Sofort begab er ſich, gefolgt von zahlreichen Pilgern, zum Schloß der Marquiſe Alphonſe de Courtebourne. Hier nahm man die erſte Unterſuchung des geheilten Beines vor: Das Bein und der Fuß, welche noch einige Augenblicke vorher ſtark geſchwollen geweſen, hatten ihren normalen Umfang wieder angenommen; das Pflaſter und die Binden, die das Bein umgaben, waren von ſelber abgefallen; die zwei Wunden waren vernarbt; die gebrochenen Knochen waren plötzlich zuſammengewachſen.

Nach Feſtſtellung dieſer Thatſachen kehrte Peter zur Grotte zurück und machte noch dreimal die Runde um die kleine Kapelle. Im Augenblick der Abreiſe mußte er ſeinen Schritt beſchleunigen, um noch in dem nach Gent fahrenden Omnibus Platz nehmen zu können.

An der Station Jabbeke bemerkte der Bahnwärter Peter Blomme als einer der erſten, wie de Rudder aus dem Zuge ſtieg. Er war erſtaunt, ebenſo wie ſein Begleiter, ihn ohne Krücken gehen zu ſehen. Da er ſich noch des unpaſſenden Rates erinnerte, den er dem Patienten am Morgen desſelben Tages gegeben, ſagte er jetzt zu ihm: „Ihr habt doch gut daran gethan, nicht auf mich zu hören."

Begreiflicherweise war die Erregung groß, die sich der ganzen Einwohnerschaft des 2000 Seelen zählenden Städtchens bei der Nachricht von dieser plötzlichen Heilung bemächtigte. De Rudder war allen Bewohnern gut bekannt. Noch am Tage vorher hatten sie ihn sich mühsam auf seinen Krücken einherschleppen sehen, um der Messe beizuwohnen, und heute ging er rüstig wie alle andern Leute.

Ein Augenzeuge der Rückkehr de Rudders, Herr Houtsaeger, berichtet über den Eindruck derselben: „Am Nachmittag des 7. April bemerkte ich eine ungewohnte Bewegung unter den Bewohnern. Ich frug, was vorginge. Man sagte mir, Peter de Rudder komme von Oostacker geheilt zurück. Hierauf rief ich aus: ‚Was, Peter de Rudder geheilt? Ich habe ja noch in der letzten Woche sein gebrochenes Bein gesehen!' Da sah ich auch Peter schon von der Station daherkommen. Er marschierte völlig normal, ohne Krücken."

Die Nachbarn, darunter dieselben Zeugen, welche am Tage vorher mit ihren eigenen Augen die Enden der gebrochenen Knochen aus der eitrigen Wunde hatten hervorragen sehen, waren herbeigeeilt, und Peter, auf demselben Platze sitzend, wo er so lange und so schmerzliche Jahre zugebracht hatte, erzählte ihnen alle Umstände seiner Heilung. Einige Tage später, am 27. April, haben alle die folgende schriftliche Erklärung abgegeben: „De Rudder ist am 7. April von seiner Pilgerfahrt zu Unserer Lieben Frau von Lourdes in Oostacker vollkommen geheilt zurückgekommen. Der Knochen war zusammengewachsen; die Wunde war verschwunden. De Rudder konnte gehen, sich aufrecht halten und arbeiten gerade so gut wie vor seinem Unglücksfall."

Noch am selbigen Abend verbreitete sich die Neuigkeit in den umliegenden Dörfern. Am folgenden Morgen erschien Dr. Affenaer bei de Rudder. Er fand ihn nicht zu Hause, traf ihn jedoch bald in der Wohnung des Herrn Karl Rosseel, wo de Rudder auf seinem Heimweg von der Kirche eingekehrt war.

Der Arzt untersuchte nun das Bein mit der größten Sorgfalt und war erstaunt, die innere Seite des Schienbeins an der Bruchstelle völlig glatt zu finden. Er sagte hierauf zu de Rudder vor mehreren Anwesenden: „Ihr seid vollkommen geheilt. Euer Bein ist fest und solid zugewachsen. Es ist wie das Bein eines Kindes und nicht wie dasjenige eines Mannes, dessen Bein gebrochen war. Die menschlichen Mittel waren ohnmächtig, euch das Gehvermögen zurückzugeben; aber was

die Ärzte nicht können, das kann Maria. Wenn man ein solches Wunder sieht, fühlt man sich aus einem Ungläubigen wieder gläubig werden."

Auf die Kunde dieses Ereignisses hin wollte Dr. van Hoestenberghe ihm anfangs gar nicht Glauben schenken. Aber am 9. April, am zweiten Tage nach der Heilung, als die Nachricht immer bestimmter wurde, entschloß er sich, zu de Rudder zu gehen. Er fand ihn in seinem Gärtchen, mit Spaten und Harke arbeitend. Als sie in das Haus getreten waren, fing der ehemalige Krüppel an, lustige Sprünge zu machen, um zu zeigen, wie vollständig seine Heilung sei. Dr. van Hoestenberghe untersuchte das Bein: es war keine Verkürzung desselben vorhanden; eine Narbe war unter dem Knie, eine zweite, größere, auf dem Fußrücken zu sehen. Indem er aufmerksam die Finger längs der innern Fläche des Schienbeins entlang führte, konnte der Arzt feststellen, ebenso wie vorher sein Kollege, daß die Oberfläche des Knochens an der ehemaligen Bruchstelle völlig glatt war. Peter war also radikal geheilt. De Rudder zeigte keine Spur von Hinken; er hatte den wenig eleganten Gang, den die Erdarbeiter durch das Schieben der Karren sich angewöhnen; aber die Zeugen bestätigen einstimmig, daß er diesen Gang bereits vor dem Unglücksfalle gehabt habe.

Daß keine Verkürzung der geheilten Knochen eingetreten, ist um so bemerkenswerther, da Dr. Affenaer, wie bereits oben mitgetheilt wurde bald nach dem Bruche des Beines ein umfangreiches Knochensequeste herausgenommen hatte.

Die Gemeinde Jabbeke hat ein Dokument ausgestellt, welches die vollkommene Heilung bestätigt. Wir geben es in französischer Übersetzun in der Anmerkung wieder, zugleich mit den Namen und der Qualität d Unterzeichner [1].

[1] „Nous soussignés, paroissiens de Jabbeke, déclarons que le tib (scheenbeen) de Pierre-Jacques de Rudder, né et domicilié ici, âgé de 52 a était tellement brisé par la chute d'un arbre, le 16 févr. 1867, qu'après av épuisé les ressources de la chirurgie (heelkundige middelen), il fut abandon et déclaré incurable par les hommes de l'art et regardé pour tel par to ceux qui le connaissaient; qu'il a eu recours à N. D. de Lourdes, vénéré Oostacker, et qu'il est revenu chez lui complètement guéri et sans béquill de sorte qu'il peut, comme avant son accident, se livrer à tous les travau Nous déclarons que cette guérison subite et admirable a eu lieu le 7 avril 187 Gezeichnet: L. [illegible], Pfarrer; Aug. Rommelaere, Vikar; d'Hoedt, Bürgermeist Aug. Stubbe, Schöffe; P. Maene, Schöffe; Vicomte Christian du Bus de G [illegible] u. s. w.

Nach ſeiner Heilung lebte Peter de Rudder noch 23 Jahre in beſter Geſundheit und Arbeitskraft. Alle, die ihn kannten, ſtellen ihm das übereinſtimmende Zeugnis aus, daß er ein Mann von vollkommener Ehrlichkeit und unermüdlichem Fleiße war, ausgezeichnet durch ſeine dankbare Verehrung gegen die ſeligſte Jungfrau. Die Vicomteſſe du Bus de Ghiſignies, in deren Dienſt er bis zu ſeinem Tode ſtand, wollte eben die Vorbereitungen treffen zur Feier des vierundzwanzigſten Jahrestages ſeiner Pilgerfahrt nach Ooſtacker, als de Rudder von einer ſchweren Lungenentzündung befallen wurde, an welcher er am 22. März 1898 im Alter von 75 Jahren ſtarb.

Zur Zeit der Heilung de Rudders im Jahre 1875 kannte man noch keine Röntgenſtrahlen, durch die es möglich geweſen wäre, den Zuſtand der geheilten Knochen unmittelbar nach der plötzlichen Heilung photographiſch zu fixieren. Daher mußte man ſich damals mit der photographiſchen Aufnahme des Mannes begnügen, der in völlig gerader Haltung daſteht und an deſſen linkem Bein man zwei Flecke bemerkt, welche die Narben der ehemaligen beiden Wunden ſind. Ebenſo konnten auch die Ärzte nur durch Befühlen der ehemaligen Bruchſtellen von dem Zuſtande der geheilten Knochen ſich überzeugen. Wie wir ſoeben erfahren, wurde jedoch im Juni 1897 eine photographiſche Aufnahme des linken Beines de Rudders mittels Röntgenſtrahlen vorgenommen, welche die vollkommene und unverkürzte Aneinanderheilung der Bruchſtücke völlig beſtätigt und demnächſt von den Verfaſſern der obigen Broſchüre publiziert werden wird. Wir beſchränken uns hier auf das Reſultat der oſteologiſchen Unterſuchung, welche 1898 nach dem Tode de Rudders ſtattfand. Sie zeigt ebenfalls klar die vollkommene Heilung des Bruches, die ohne Verkürzung der beiden Beinknochen und mit Abrundung der Bruchſtellen erfolgt war, ſo daß die normale Beweglichkeit des Gliedes nicht geſtört wurde. Wir geben anbei eine der phototypiſchen Tafeln aus der erwähnten Schrift wieder; dieſelbe bietet die Seitenanſicht von Schienbein und Wadenbein des unverſehrten rechten Beines (Fig. 1, S. 124) wie des geheilten linken Beines (Fig. 2).

Die ſehr ſorgfältige und allen nur überhaupt möglichen Einwendungen gewiſſenhaft Rechnung tragende wiſſenſchaftliche Analyſe des Falles de Rudder, wie ſie von den drei ärztlichen Verfaſſern der obigen Schrift (S. 18—42) angeſtellt wurde, können wir hier nicht ausführlich

3. Daß ein doppelter Beinbruch, welcher acht Jahre ne eine Spur von Heilung bestand, vielmehr bereits unzweifelhafte nekrotische Erscheinungen an den Bruchenden fwies, in wenigen Sekunden plötzlich und vollständig heilt werde, ist auf natürlichem Wege **absolut unmöglich**; nn jede natürliche Heilung braucht eine längere Zeit r Neubildung der zerstörten Gewebe.

4. Hierzu kommen noch die beiden großen eiternden Wunden nterhalb des Knies und auf dem Fußrücken. Daß eine solche Wunde wenigen Augenblicken plötzlich vollkommen vernarbe, ebenfalls auf natürlichem Wege **absolut unmöglich**; denn uch hier ist für die natürliche Neubildung der Gewebe eine ngere Zeit erforderlich.

5. Um diese beiden Sätze auch für Laien in der Gewebelehre her zu beleuchten, sei folgendes bemerkt. Tausende und aber Tausende on biologischen Prozessen des Zellenwachstums und der Teilung der lten Zellen in neue Tochterzellen sind erforderlich, um die Neubildung gend eines lebenden Gewebeteiles im menschlichen Organismus zu bewirken. Diese Prozesse können aber nicht gleichzeitig, sondern nur in estimmter Ordnung nacheinander erfolgen, weil sie vom Stoffwechsel es Organismus wesentlich abhängig sind. Zum Wachstum und zur eilung einer jeden noch so kleinen Zelle ist aber, wie die moderne Wissenschaft wohl weiß, mehr als ein paar Sekunden erforderlich! Wie viel Zeit ist also erst nötig, um große Gewebsstücke neu zu bilden, welche eine ühnereigroße eiternde Wunde ausfüllen[1] und fehlende Knochenstücke ersetzen müssen! Daher dürfte es jedem einleuchten, daß eine plötzliche Heilung eines doppelten Beinbruches und zweier großer iternden Wunden **auf natürlichem Wege absolut unmöglich ist.**

Schlüsselbeinspitze, völliger Ausrenkung und starker Quetschung des Armes heilte unter der Behandlung des Dr. M. A. J. Geluk (Leiden) in fünf Wochen, ohne daß der Arm, wie gerade bei einem derartigen Bruch zu befürchten stand, steif geworden wäre. Bis der Arm seine frühere Bewegungsweite und seine frühere Kraft wiedererlangt hatte, bedurfte es jedoch noch fortgesetzter schmerzhafter gymnastischer Übungen während der folgenden drei Monate.

[1] Hoffentlich wird man nicht von anderer Seite den unglücklichen Versuch machen, die plötzliche Heilung einer großen, offenen, eiternden Wunde in Vergleich zu bringen mit der plötzlichen Bildung oder Resorption blutunterlaufener Flecke auf der Haut, welche durch den bloßen Zufluß oder Rücktritt des Blutes zu oder von einer bestimmten Hautstelle unter dem Einflusse des Nervensystems vor sich geht.

glaubigt wäre wie der Zuſtand des Beines de Rudders unmittelbar und unmittelbar nach ſeiner Heilung, ſo würde er mit Recht von ſeinen Kollegen verlangen, daß ſie der von ihm berichteten Thatſ Glauben ſchenken. Er würde es für ein crimen laesae maiestatis ein Attentat auf die von ihm repräſentierte Würde der Wiſſenſchaft ſehen, wenn jemand ſich erkühnte, ihm den Glauben zu verweigern würde ſagen: ſo ein Menſch hat ſich eo ipso ſelber gerichtet; mit braucht man nicht weiter zu verhandeln; denn er will die Wahrheit

2. Wenn irgend eine wiſſenſchaftliche Hypotheſe dieſes Herrn nur halb ſo feſt begründet wäre wie der übernatürliche Charakter plötzlichen Heilung de Rudders, ſo würde er ſich entſchieden dagegen wahren, daß man ſeine Erklärung ein „unwiſſenſchaftliches, albernes geſpinſt" nenne; und er hätte darin völlig recht. Dürfen und m aber nicht auch wir dasſelbe Recht verlangen für den mit Klarheit führten wiſſenſchaftlichen Beweis, daß die plötzliche Heilun Rudders wirklich durch übernatürliche Kräfte erfolgt ſein n welche eine offenbare Ausnahme von den Naturgeſetzen wirkt haben?

3. Die plötzliche Heilung de Rudders iſt ſomit eine Thatſache, n eine ſichere Stütze für die Wahrheit der chriſtlichen Welt faſſung bildet, während ſie mit der moniſtiſchen Weltanſch ung in offenbarem Widerſpruche ſteht. Nur ein perſönli Schöpfer, der aus freier Machtvollkommenheit die Na geſetze aufgeſtellt hat, kann eine Ausnahme von di Naturgeſetzen bewirken. Ein moniſtiſcher Gott dage der als „Alleins" ſubſtantiell identiſch iſt mit der Na und ihren Geſetzen, kann keine Ausnahme von ei Naturgeſetze bewirken, weil er dadurch ſein eigenes W aufheben würde.

Alſo beweiſt der Fall de Rudder die Exiſtenz ei perſönlichen, überweltlichen Schöpfers von unendli Weisheit und Macht, ſowie die Exiſtenz einer höheren, i den Naturgeſetzen ſtehenden Weltordnung.

E. Wasmann S. J.

Die sittliche Autonomie.

Die Schlagwörter, diese Erzeugnisse geistiger Falschmünzerei, pflegen sich um so hartnäckiger zu behaupten, je hohler sie sind und je weniger sie verstanden werden. Das kann man beispielsweise an dem Schlagworte der sittlichen Autonomie sehen, das sich seit den Tagen Kants mit unglaublicher Hartnäckigkeit behauptet, obwohl es durch und durch hohl ist und zu den verderblichsten Folgerungen führt. Ja ich stehe nicht an, zu behaupten, daß dieses Prinzip den ganzen heutigen Anarchismus im Keime enthält und Kant durch dasselbe ein mächtiger Gönner und Förderer des heutigen Anarchismus geworden ist.

Kant ein Verfechter anarchistischer Prinzipien und ein Förderer des Anarchismus! Ich kann mir denken, welches Entsetzen sich ob einer solchen Behauptung auf dem Gesichte eines Kantverehrers malt! Und doch ist es so.

Selbstredend verstehe ich hier unter Anarchismus nicht das verbrecherische Treiben jener hirnverbrannten Mordgesellen, denen es nicht um irgend eine Theorie, sondern bloß um Zerstörung und Umsturz aller bestehenden Ordnung zu thun ist. Ich rede hier vielmehr von dem theoretischen Anarchismus, der neben dem Sozialismus als eine eigentümliche Richtung des revolutionären Kommunismus auftritt und auch in wissenschaftlichen Werken Verteidiger und Apostel gefunden hat[1].

Der Anarchismus in diesem Sinne leugnet jede über dem Individuum stehende Autorität, die nicht in seinem Willen wurzelt und von ihm selbst ausdrücklich oder stillschweigend anerkannt wird. Auch er will eine gesellschaftliche Ordnung, aber sie soll durch freie Übereinkunft ohne jegliche Zwangs- oder Polizeigewalt, ohne eigentliche Regierung zu stande kommen. Die freien Verträge sollen das einzige Prinzip der sozialen Ordnung sein. Und um dies zu ermöglichen und die individuelle Freiheit zu sichern, fordern die meisten Anhänger des Anarchismus Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln.

Man hat den Anarchismus den zu Ende gedachten Liberalismus genannt. Nichts richtiger als dies. Der Liberalismus in seiner ursprüng-

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. LVI, S. 26 ff. 172 ff. 365 ff. 499 ff.

lichen Form ist nichts als konsequenter Individualismus, der jede nicht aus dem Individuum selbst herstammende Autorität leugnet. Man sehe sich nur die Schriften Rousseaus an, die sozusagen das Evangelium des Liberalismus bilden. Der Genfer Philosoph lehrt ausdrücklich: „Niemand hat eine natürliche Autorität über seinesgleichen, und da die Gewalt kein Recht erzeugt, so sind die Verträge die einzige Grundlage jeder Autorität unter den Menschen.“ [1] Es ist nur dieser Gedanke, den die heutigen Anarchisten ins praktische Leben übersetzen und konsequent durchführen wollen.

Wenn man aber den Anarchismus den Sohn des Liberalismus nennen darf, so ist man mindestens ebensosehr berechtigt, den Anarchismus den Sohn der Kantschen Autonomie zu nennen. Der Rousseausche Individualismus und die Kantsche Autonomie sind im Grunde identisch, ja die letztere geht über die Ideen Rousseaus noch hinaus, sie ist ein viel revolutionäreres Prinzip als das Prinzip des Individualismus im Sinne des Urhebers des „Contrat social“. Wenn die Anhänger der „sittlichen Autonomie“ trotzdem nichts von den Anarchisten wissen wollen, so gereicht das vielleicht ihrem Herzen, aber sicher nicht ihrem Kopfe zur Ehre. Es beweist, daß sie die Tragweite ihres Grundsatzes nicht durchschauen.

Sehen wir uns nur diese „sittliche Autonomie“ etwas näher an. Bekanntlich ist es Kant, der zuerst das Prinzip der Autonomie auf sittlichem Gebiete in seiner ganzen Schärfe ausgesprochen und durchgeführt hat. Seit den Tagen des „Königs“ der deutschen Denker gilt dieses Prinzip in weiten Kreisen als ein völlig ausgemachtes und unumstößliches, und zwar nicht etwa bloß bei dem großen Publikum oder den Halbgebildeten, sondern auch bei den Vertretern der modernen Wissenschaft. Nach Ed. v. Hartmann ist es ebenso widersinnig, durch Heteronomie sittlich als durch fremdes Essen fett werden zu wollen. An derselben Universität, an der Kant seine Lehrvorträge hielt, wird noch heute von dem Professor der evangelischen Theologie Dorner gelehrt, die Autonomie sei der Sittlichkeit wesentlich [2]. Einer der allerneuesten Ethiker, Th. Lipps, Professor in München, schreibt: „Alle Sittlichkeit ist gleichbedeutend mit Freiheit im Sinne der freien Übereinstimmung mit dem eigenen Gesetz. Nehmen wir Gehorsam . . . im engeren Sinne, d. h. als Bestimmtsein

[1] Du contrat soc. I, 4: „Aucun homme n'a une autorité naturelle sur son semblable et puisque la force ne produit aucun droit, restent donc les conventions pour base de toute autorité parmi les hommes.“

[2] Das menschliche Handeln (1895) S. 272.

durch einen fremden Willen, so ist kein Gehorsam sittlich. Er ist jederzeit, nicht an sich, aber in seiner Wurzel, unsittlich. . . . Mit einem Worte, Gehorsam ist unsittlich . . . nicht als That, aber als Gesinnung, als unfreier oder knechtischer Sinn." [1]

Was besagt nun diese Autonomie im Sinne Kants und seiner Anhänger? Nichts anderes, als daß der Mensch keinem andern verpflichtenden Gesetz unterliegt als demjenigen, das er sich selbst auferlegt. Die sittlichen Gebote dürfen nach Kant nicht als Gebote einer von uns verschiedenen, über uns stehenden Autorität aufgefaßt werden. Der Mensch als Vernunftwesen giebt sich selbst als Sinnenwesen Gesetz und verpflichtet sich selbst. Die Pflicht ist „die Notwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesetz"; und dieses Gesetz ist wesentlich unser eigenes Gesetz. Wer aus Achtung vor einem fremden Gesetz handelt (Prinzip der Heteronomie), handelt zwar legal, er hat Legalität, aber keine Moralität. Gerade darin besteht nach Kant die Würde des Menschen, daß er Selbstzweck ist und als solcher keinem fremden Gesetze sich unterwerfen kann, wenn er nicht zuvor dieses fremde Gesetz zu seinem eigenen gemacht, d. h. sich selbst zu seiner Beobachtung verpflichtet hat.

Damit stellt sich die autonome Moral in schroffen Gegensatz zu jeder fremden Autorität, sie untergräbt vollständig das Autoritätsprinzip, und ich stehe deshalb nicht an, jeden Anhänger der Autonomie des Individuums für einen wenigstens unbewußten Förderer und Gönner des Anarchismus zu erklären. Es ist nur Inkonsequenz und Halbheit, welche die Anhänger der autonomen Moral vor den Wegen des Anarchismus bewahrt.

Die Grundlage und Quelle jeder wahren Autorität ist die Autorität Gottes. Wer die Autorität Gottes über den Menschen untergräbt oder leugnet, zerstört damit die Grundlage und Voraussetzung jeder Autorität. Wenn der hl. Paulus sagt: „Es giebt keine Gewalt außer von Gott" [2], so spricht er damit nur eine Wahrheit aus, die auch die bloße Vernunft mit Sicherheit zu erkennen vermag. Als Mensch bin ich allen andern Menschen gleich, und nur insofern ich durch das natürliche Sittengesetz erkenne, daß es eine Autorität geben müsse und man verpflichtet

[1] Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge (1899) S. 107.
[2] Röm. 13, 1.

sei, ihr zu gehorchen, kann in mir die Pflicht entstehen, einem Menschen als Träger dieser Autorität zu gehorchen. Das natürliche gesetz ist aber ein göttliches, von dem Schöpfer jedem Menschen i geschriebenes Gesetz.

Wer aber behauptet, Heteronomie, d. h. Unterwerfung u fremdes Gebot, sei nicht sittlich, leugnet damit die Autorität Gottes wenn die Unterwerfung unter einen fremden Willen nicht sittlich kann die Verweigerung der Unterwerfung nicht unsittlich sein. Je teil, je mehr ich jedes fremde Gesetz von mir weise und die A wahre, um so sittlicher handle ich.

Gott kann also nach der autonomen Moral nicht Gehorsa Unterwerfung unter sein Gebot von uns Menschen verlangen der Allheilige kann nichts von uns fordern, was nicht sittlich ist. werfung unter ein fremdes Gebot ist aber nicht sittlich; ja sie ist Denn sie ist ein Wegwerfen der eigenen Würde, die eben in d nomie besteht. Deshalb ist es vom autonomen Standpunkt gar richtig, wenn Lipps sagt, jeder Gehorsam sei in seiner Wurzel un er entstamme geistiger Unfreiheit. Die Ethik fordere „freie sittlich bestimmung". Ich habe also keine Pflicht, Gott zu gehorchen, auch Gott kein Recht, mir zu befehlen, seine Autorität ist beseitigt ich darf ihm nicht einmal gehorchen.

Es liegt auf der Hand, daß mit einer solchen Autonomie j ligion der Lebensnerv abgeschnitten ist. Denn Religion ist vor alle werfung unter Gott und Hingabe an ihn. Deshalb nennen die die Gottesverehrung latria (von λατρεύειν = dienen). Der e grundlegendste Akt der Religion ist die Anbetung, d. h. die Ane der absoluten Herrschaft über uns, die Gott als unserem Schö Endziel zukommt. Vom Standpunkte der autonomen Moral ist e Anbetung ein Preisgeben seiner Würde und Selbstbestimmung, ei sklavischer Gesinnung.

Wenn also Gott durch Moses gebietet: „Den Herrn, dein sollst du fürchten und ihm allein dienen"[1], und wenn Christus, d Gottes, zum Versucher spricht: „Du sollst Gott, deinen Herrn, a und ihm allein dienen"[2], so antwortet der Anhänger Kants: N viam — ich diene nicht, es ist nicht sittlich, sich einem fremden

[1] 5. Mos. 6, 13. [2] Matth. 4, 10.

unterwerfen. Und wenn unser göttlicher Erlöser im Ölgarten betet: „Nicht mein Wille, sondern der deine geschehe“ [1]; wenn er von sich selbst gesteht: „Ich bin vom Himmel herabgestiegen, nicht um meinen Willen zu thun, sondern den Willen desjenigen, der mich gesandt hat“ [2]; wenn er es seine Speise nennt, den Willen desjenigen zu thun, der ihn gesandt [3]; wenn der hl. Paulus das Leben des Heilandes in die kernigen Worte zusammenfaßt: „Er ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze“; wenn der Christ zum himmlischen Vater betet: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden“ [4]: so hat Kant für ein solches heteronomisches Verhalten nur ein verächtliches Achselzucken, und sein Königsberger Kollege, der evangelische Theologieprofessor Dorner, bemerkt dazu fast mitleidig: „Sittlich im vollen Sinne ist der noch nicht, der nicht selbst seinen sittlichen Willen bethätigt, sondern einem fremden Willen sich beugt.“ [5]

Daß eine solche Autonomie nicht nur das ganze Christentum, ja jede Religion über den Haufen stößt, ist sonnenklar. Wenn die Anhänger dieser Autonomie trotzdem immer in erhabenen Ausdrücken von Religion reden, so ist das nur ein ganz unredliches, auf Täuschung berechnetes Verfahren; man behält den alten Ausdruck bei, unterschiebt ihm aber einen ganz neuen Sinn (etwa den der Ehrfurcht gegen das unermeßliche All u. dgl.) oder nimmt ihm überhaupt jeden Sinn.

Mit der Autorität Gottes vernichtet die Kantsche Autonomie jede andere Autorität; denn jede menschliche Autorität ist ja nur eine Teilnahme an der Autorität Gottes. Wir müssen aber diesen Gedanken noch von einer neuen Seite beleuchten.

Die gesellschaftliche Ordnung beruht vor allem auf der staatlichen Autorität, der Staatsgewalt. Nun ist aber eine wahre Autorität im Staate vom Standpunkte der Autonomie unmöglich, diese führt also notwendig zum gesellschaftlichen Anarchismus.

Es muß jemand im Staate geben, der das Recht hat, die Glieder des Staates zu verpflichten, zum Gesamtwohl mitzuwirken. Keine Gemeinschaft kann bestehen und ihren Zweck erreichen, wenn nicht jemand da ist, der das Recht hat, den Gliedern der Gemeinschaft vorzuschreiben, wie sie zum Gesamtwohl mitwirken sollen. Dasselbe gilt namentlich vom Staat.

---

[1] Luk. 22, 42. [2] Joh. 6, 38. [3] Joh. 4, 34.
[4] Matth. 6, 10. [5] Das menschliche Handeln S. 272.

Die Ansichten darüber, wie der Zweck des Staates erreicht werden könne, gehen meistens weit auseinander, und außerdem kann auch unter Voraussetzung derselben Erkenntnis der eine dies, der andere jenes wollen, ein dritter vielleicht alles unterlassen, was zum Gesamtwohl erfordert wird. Soll deshalb Einheit und Ordnung zu stande kommen und das gewünschte Ziel erreicht werden, so muß jemand da sein, der das Recht hat, bindende Gesetze oder Normen des Handelns aufzustellen, und auch das Recht, diese Gesetze durchzuführen und ihre Beobachtung nötigenfalls durch Strafen zu erzwingen. Der Inbegriff dieser Rechte und Befugnisse ist die Staatsgewalt, die Autorität im Staate und ihr Träger oder Inhaber die staatliche Obrigkeit.

Von einer solchen Autorität im eigentlichen Sinne kann unter Voraussetzung der Autonomie keine Rede sein. Denn hat der Staat das Recht, Gesetze zu geben, so hat er eben damit das Recht, verpflichtende Norm aufzustellen, oder das Recht, den Unterthanen Pflichten im Gewissen aufzuerlegen. Diese Pflichten kommen dann nicht vom Unterthanen, sie kommen von der Obrigkeit und binden den Unterthanen im Gewissen, mag er wollen oder nicht. Nicht deshalb soll der Untergebene die Steuern bezahlen, weil er sich selbst verpflichtet, sondern weil ihn die Obrigkeit verpflichtet. Die Ursache dieser Pflicht ist nicht der Untergebene, sondern die Obrigkeit. Allerdings kann diese den Untergebenen nur verpflichten, wenn letzterer von Natur aus die Überzeugung hat, daß man verpflichtet ist, der rechtmäßigen Autorität in ihrer Sphäre zu gehorchen, und insofern sind die allgemeinen Vernunftgrundsätze die notwendige Voraussetzung und Grundlage für alle positiven Gesetze. Dennoch ist die unmittelbare Quelle der positiven Pflicht nicht das bloße Naturgesetz, nicht die Vernunft des Unterthanen, sondern der Wille des Vorgesetzten. Hat aber die Obrigkeit das Recht, im Gewissen zu verpflichten, wie kann es dann sittlich gleichgültig oder sittlich wertlos sein, etwas zu thun oder zu unterlassen, weil sie es gebietet oder verbietet? Ich handle ja dann aus Pflicht, wenn ich das thue, was sie mir gebietet und weil sie es mir gebietet.

Da habe ich gar keinen Zweifel: Wer behauptet, jede Pflicht könne [illegible] unserer eigenen Vernunft uns auferlegt werden, leugnet damit [illegible] der Staatsgewalt, die Untergebenen zu verpflichten, er leugnet [illegible] Autorität. Vom Standpunkte der sittlichen Autonomie [illegible] höchstens den Übertretern ihrer Vorschriften physische

Übel androhen und sich mit Gewalt Unterwerfung erzwingen. Sie hat um kein Haar mehr Recht als der Räuber, der dem Wanderer im Walde mit der Pistole in der Hand das Geld abfordert. Auch für den Wanderer ist es in solcher Lage meistens Pflicht, das kleinere Übel zu wählen, d. h. die Börse herzugeben, um das Leben zu retten; aber nicht der Räuber ist es, der ihn verpflichtet, sondern die Forderung der natürlichen Klugheit.

Von diesem Standpunkte begreifen wir jetzt, warum Kant das ganze Recht seines sittlichen Charakters entkleidet und behauptet, man könne sich dasselbe vorstellen „als die Möglichkeit eines mit jedermanns Freiheit nach allgemeinen Gesetzen zusammenstimmenden durchgängigen wechselseitigen Zwanges". Die Staatsgewalt kann eben nach Kant nicht im Gewissen verpflichten, und deshalb hat sie auch kein eigentliches sittliches Recht, das die Befugnis zu verpflichten in sich schließt. Sie kann nur drohen und zwingen wie jeder Tyrann oder Räuberhauptmann.

Wie ganz anders steht die staatliche Autorität da in den Augen des Christen, ja jedes Gottgläubigen! Die staatliche Autorität ist wie jede Autorität eine Teilnahme an der Herrschergewalt Gottes über die Menschen innerhalb einer bestimmten Sphäre und zu einem bestimmten Zwecke, und wer sich ihren rechtmäßigen Anordnungen widersetzt, widersetzt sich der Anordnung Gottes selbst. So ist die staatliche Autorität auf den Felsengrund der Autorität Gottes gestellt und nicht auf den Flugsand zufälliger Übereinkünfte, die mit demselben Recht wieder aufgelöst werden können, mit dem sie abgeschlossen wurden. Die rechtmäßigen staatlichen Gesetze werden so durch die göttliche Autorität gestützt und getragen, und darauf beruht ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Wenn z. B. die Staatsgewalt die zum Gesamtwohl notwendigen Steuern in Übereinstimmung mit der austeilenden Gerechtigkeit auferlegt, so sind die Unterthanen im Gewissen gehalten, die Steuern zu entrichten. Nicht die Untergebenen verpflichten sich, sondern sie werden von der Obrigkeit dazu verpflichtet, und wenn sie den gerechten Steuergesetzen nicht gehorchen, so verletzen sie eine Gewissenspflicht und versündigen sich gegen den der Obrigkeit schuldigen Gehorsam. Deshalb schreibt der hl. Paulus den Christen vom Gehorsam gegen die Obrigkeit: „Darum ist es eure Pflicht, unterthan zu sein, nicht nur um der Strafe willen, sondern um des Gewissens willen. Denn darum zahlet ihr auch Steuern, denn sie sind Diener Gottes, die eben hiefür dienen." [1]

[1] Röm. 13, 5. 6.

Wie die Autorität im Staat, so untergräbt die sittliche Autonomie auch die Autorität in der Familie. Die Eltern sind ihren Kindern gegenüber Gottes Stellvertreter. Mit der Pflicht haben sie auch das Recht der Erziehung. Sie sind befugt, die Kinder zu leiten in allem, was zur Erziehung und zur Ordnung in der Familie gehört. Die Kinder sind deshalb im Gewissen verpflichtet, den Befehlen der Eltern zu gehorchen. Befehlen z. B. die Eltern den Kindern ernstlich eine Arbeit oder verbieten sie ihnen einen Umgang, so ist ihr Gebot oder Verbot die Ursache der Pflicht von seiten der Kinder. Diese sollen ihnen gehorchen, mögen sie wollen oder nicht.

Kant muß das leugnen. Denn räumt er den Eltern das Recht ein, die Kinder im Gewissen zu verpflichten, so handeln die Kinder aus Pflicht, wenn sie etwas deshalb thun, weil es die Eltern geboten haben, und dann ist es falsch, Heteronomie sei nicht sittlich. Denn aus Pflicht handeln ist ja nach den eigenen Grundsätzen Kants sittlich gut. Entweder muß also Kant seine Autonomie verwerfen oder aber leugnen, daß die Eltern die Kinder im Gewissen verpflichten können. Sittliche Autonomie und fremde Autorität sind eben unversöhnliche Gegensätze, wie Licht und Finsternis, Christus und Belial.

Wir könnten das Gesagte leicht auf alle Gebiete ausdehnen und zeigen, daß nirgends die sittliche Autonomie sich mit wahrer Autorität verträgt; der Herr hat kein Recht, seinem Diener, der Meister kein Recht, seinem Gesellen oder Lehrling, der Lehrer kein Recht, seinem Schüler eine aus sich im Gewissen bindende Vorschrift zu geben, ihm mit einem „Sollen" zu nahen; denn dieses kann nur aus dem lautern Quell der autonomen Vernunft hervorsprudeln.

Wie vernunftwidrig das ist und zu welchen Folgerungen das führen muß, können wir uns an einem Beispiele klar machen. Ein Einjährig-Freiwilliger, der schon Vorlesungen über Kant gehört hat und ein begeisterter Anhänger der autonomen Moral ist, steht als Rekrut vor dem Unteroffizier. Dieser kommandiert: Links um! Rechts um! Präsentiert das Gewehr! Das Gewehr über! Marsch! Halt! Wie soll sich nun der autonome Rekrut bei diesen Kommandos verhalten? Die Beine gerade ausstrecken, weil es der Unteroffizier befiehlt, wäre offenbar Heteronomie, mithin nicht sittlich. Wenn er also nach wahrer Tugend im Sinne Kants strebt, so darf er aus diesem Beweggrunde nicht gehorchen. Man kann ihm raten, dem Kommando zu folgen, weil er sonst wegen Ungehorsams

bestraft werde. Aber aus einem solchen Beweggrunde handeln wäre erst recht Heteronomie und ein Abfall von der wahren Sittlichkeit.

Vielleicht können wir dem Bedrängten auf eine andere Weise zu Hilfe kommen. Wir sagen ihm, er solle sich die vom Unteroffizier kommandierten Bewegungen *selbst zum Gesetze* machen, so daß der Befehl des Unteroffiziers erst durch das Prisma des kategorischen Imperativs hindurchgehen muß, um die nötige sittliche Färbung zu bekommen.

Ich glaube nun nicht, daß es viele Soldaten auf Gottes Erdboden giebt, die erst auf diesem Umwege zur Ausführung der kommandierten Körperbewegungen gelangen. Aber nehmen wir es einmal in Bezug auf unsern Rekruten an. Der Schwierigkeit entgeht man doch nicht. Entweder sagt man, er *solle* so vorangehen oder nicht. Wenn das erstere, dann kommt der kategorische Imperativ offenbar zu spät, die Arbeit ist schon gethan, das Sollen schon ohne ihn da. Wenn das letztere, dann ist er frei; er kann thun, was er will. Höchstens kann man ihm vom Standpunkt der autonomen Moral sagen, *wenn* du gut handeln willst, mußt du es so machen. Das ist aber nach Kants Lehre kein kategorischer, sondern ein hypothetischer Imperativ, der zur Sittlichkeit nicht ausreicht.

So ist es ganz unmöglich, unter Voraussetzung der Autonomie eine wahre Autorität, ein wahres Recht, andere im Gewissen zu verpflichten, zu stande zu bringen, und deshalb ist diese Autonomie ein revolutionäres, anarchistisches Prinzip im schlimmsten Sinne des Wortes, und ich glaube, man thäte besser, statt von sittlicher, von unsittlicher Autonomie zu reden. Die vermeintliche Autonomie ist nur das personifizierte Non serviam im Mantel der Wissenschaft.

Wie ganz einfach und klar und durchsichtig liegen dagegen die Verhältnisse, wenn man auf christlichem Boden steht! Auch der letzte und geringste Vorgesetzte in der hierarchischen Gliederung der Gesellschaft nimmt in seinem Bereiche Anteil an der Autorität Gottes, er ist Träger einer ihm von Gott verliehenen Vollmacht und deshalb in seinem kleinen Reiche berechtigt, Gehorsam zu fordern, solange er nichts offenbar Sündhaftes verlangt. Und der Untergebene, der aus Achtung vor dieser Autorität das Befohlene thut, und mag er auch ein unbeholfener Rekrut, ein unwissender Lehrling oder Schüler, ein geringer Taglöhner, eine einfältige Magd sein, handelt aus Pflicht, füllt den ihm von der Vorsehung angewiesenen Posten aus und kann in seiner Armut und Niedrigkeit sittlich

hochstehen, ja vielleicht unermeßlich höher als ein anderer, der sich Glanze seiner Großthaten sonnt.

Doch was sage ich, Großthaten? Ja, was ist denn eigentlich g am Handeln und Treiben der Menschen, die eine Weile hier auf d kleinen Planeten herumwühlen und Lärm zu machen suchen? Was ist geschätzt und gewogen auf der Wagschale des Ewigen und Unendliche Ein reines Nichts, die Regung eines winzigen Tropfens im unermeßlich endlosen Weltmeer! Groß ist nur derjenige, der Wert hat in den Au der ewigen Weisheit und Macht und Gerechtigkeit, und das ist der, wel treu den ihm von der Vorsehung angewiesenen Posten ausfüllt, demütig seinem Schöpfer und Herrn unterwirft, bis der Tod ihn aus Verbannung abruft und mit dem nie versiegenden Quell alles Guten u Wahren in ewiger Seligkeit vereint.

Aber der Mensch ist ja nach Kant Selbstzweck, und es widerst seiner Würde, sich als Mittel für einen höheren Zweck zu betrachten!

So kann nur unbegreiflicher Hochmut, thörichte Selbstüberhebu reden. „Ich werde dem Allerhöchsten gleich sein." Der Mensch Sel zweck! Dieser armselige Erdenwurm, aus dem Staube gezeugt und d wieder in Staub zerfallend, Selbstzweck! Die Hand des Allmächtigen ihn aus dem Nichts hervorgezogen, trägt und erhält ihn, und er doch Selbstzweck sein! Ja, seit wann ist denn das Gefäß, das der Töp aus Erde geformt, Selbstzweck? Hat denn der allweise Schöpfer zwec den Menschen und das ganze Universum ins Dasein gerufen? Nein, Mensch ist nicht Selbstzweck, er ist zur Verherrlichung Gottes geschaf Gott will sich aus dem Menschen ein möglichst vollkommenes Ebenbild stalten, wenn dieser sich demütig seinem Schöpfer unterwirft und dadu würdig macht, zur vollkommenen Ebenbildlichkeit mit Gott im Jens zu gelangen. Thut er es nicht, so wird er trotzdem Gott verherrlic aber nicht Gott in seiner überfließenden Güte, sondern in seiner un lichen Gerechtigkeit und Heiligkeit!

Wie kommt es denn aber, daß ein so durch und durch hohles, wahres Schlagwort immer wieder in Kurs gesetzt wird; daß Tausende täglich wiederholen und als Trumpf gegen die christliche Moral ausspielen

[1] In seiner neuesten Schrift „Kant der Philosoph des Protestantismu (Berlin 1899) sucht Friedr. Paulsen darzuthun, Kant habe mit seiner Au nomie, d. h. mit seiner Leugnung jeder über der eigenen Vernunft stehen Autorität, auch der Bibel, die echten Grundanschauungen des Protestantismus

Sind wir Deutschen denn nicht das „Volk der Denker"? Nun, in dieser Frage wenigstens machen wir unserem Namen geringe Ehre. Denn die Gründe, die man zur Stütze der Autonomie vorbringt, sind so fadenscheinig, daß sie kaum einer ernsten Widerlegung bedürfen. Kann man, so lautet eine Begründung, durch fremdes Essen fett, durch fremdes Wachsen stark, durch fremdes Studieren gelehrt werden? Ebensowenig kann man durch Heteronomie sittlich werden. Doch diese Vergleiche sind ganz unpassend. Sie würden passen, wenn die Anhänger der Heteronomie behaupteten, man könne durch fremdes Handeln sittlich gut werden. Das ist aber nicht der Fall. Jeder Mensch muß selbst in eigener Person mit Bewußtsein und Freiheit das Gute thun, um sittlich gut zu werden. Das sagt auch der Gegner der Autonomie. Aber er leugnet, daß man, um sittlich gut zu werden, nur das thun dürfe, was man sich selbst vorgenommen oder zum Gesetze gemacht hat. Kann man denn nur stark werden, wenn man ißt, was man selbst gekocht oder sich selbst ausgewählt hat? Muß man, um gelehrt zu werden, notwendig nur das studieren, was man selbst aus eigener Wahl studieren will? Kann man nicht auch gelehrt werden, wenn andere uns vorschreiben, was wir lernen sollen? Kann man nur dann an einen andern Ort gelangen, wenn man sich aus eigener Wahl auf den Weg macht, aber nicht, wenn einem befohlen wird, an den andern Ort zu gehen? Wer möchte das im Ernst behaupten? Nun gerade so ist es mit der Sittlichkeit. Ich muß selbst sittlich handeln, d. h. bewußt und frei das Gute thun, aber es ist keineswegs notwendig, daß ich nur das thue, was ich mir selbst vorgeschrieben; ja dies ist ganz unmöglich, es heißt, den Menschen auf den Altar der Gottheit erheben, die allein Selbstzweck ist und keinem fremden Gesetze untersteht.

Aber, wendet man noch ein, ich muß doch, um sittlich zu handeln, erkennen, daß das Befohlene gut oder wenigstens nicht bös sei; ich muß erkennen, daß der Befehlende das Recht habe, mir zu gebieten, und ich die Pflicht zu gehorchen. Und dieses gilt selbst in Bezug auf Gott. „Die moralischen Bestimmungen", sagt G. v. Gizycki, „müssen bereits ausgemacht sein, wenn wir Gott für ein moralisches (soll wohl heißen sittlich gutes) Wesen erklären und behaupten sollen, daß es moralisch sei, Gott

klarsten und konsequentesten Ausdrucke gebracht. Wenn das wahr ist, so steht jedenfalls der echte Protestantismus dem Anarchismus viel näher als dem Christentum.

zu gehorchen.“[1] Ähnlich meint Lipps, ich könne Gott nur dann für heilig und gut erachten und mich für verpflichtet halten, ihm zu gehorchen, wenn ich den Maßstab und Prüfstein des Guten und Bösen in meinem eigenen Bewußtsein trage und Gottes Gebot daran messe. Dann sei ich aber mein eigener Gesetzgeber, ich sei „nicht heteronom, sondern autonom“[2].

Gewiß, ich muß den Maßstab des Bösen von Natur aus in mir, in meiner Vernunft besitzen, und ohne dieses von Haus aus mir innewohnende Licht der Vernunft, die natürliche Erkenntnis des Guten und Bösen, kann kein von außen an mich herantretendes Gebot mich verpflichten. Allein jetzt kommt gleich die Frage wieder, woher stammt denn dieses mir und allen Menschen von Natur aus innewohnende Licht? Habe ich es etwa mir selbst gegeben? Ebensowenig als ich mich selbst ins Dasein rief. Dieses Licht ist vielmehr ein Himmelslicht. Wie mein ganzes Wesen ein Abbild Gottes, so ist auch meine Vernunft ein Abbild der göttlichen Vernunft und meine natürliche Erkenntnis des Guten und Bösen nur eine Teilnahme an der ewigen Weisheit, eine Einstrahlung des ewigen Lichtes in die geschöpfliche Vernunft; es sind einige schwache Strahlen der ewigen Sonne, die durch das Gewölk der Geschöpfe dringen, unsern Weg erleuchten und uns zur ewigen Heimat führen, wenn wir ihnen folgen.

Man mag also das Prinzip der Autonomie betrachten von welcher Seite man will, es ist hohl, unwahr und grundverderblich in seinen Folgerungen, und es zeugt von unverzeihlicher Gedankenlosigkeit, daß dieses Prinzip dem Königsberger Philosophen sogar von solchen noch immer nachgeredet wird, die sich für tiefe Denker halten.

---

[1] Grundzüge der Moral S. 4.
[2] Die ethischen Grundfragen S. 105.

Victor Cathrein S. J.

Die Bewohner der Gestirne.

Wer die Sternkunde als Fachmann betreibt, mehr noch wer über eine Sternwarte verfügt, wo zahlreiche Freunde und Liebhaber jener edlen Wissenschaft zusammenkommen, wird davon zu erzählen wissen, wie sehr diesen wißbegierigen Besuchern die Frage am Herzen liegt: „Giebt es denn nun wirklich dort oben auch Menschen?“ — Nicht wenige Laien in der Astronomie sind sogar der Meinung, daß die endgültige Beantwortung dieser Frage das eigentliche Ziel sei, worauf das Studium des gestirnten Himmels es abgesehen habe. Es fehlt selbst nicht an solchen, welche einen zukünftigen Verkehr mit jenen Himmelsbewohnern nicht für unmöglich halten, wenn auch nicht nach Art eines Münchhausen oder Jules Verne, so doch etwa nach Art der neuesten Telegraphie ohne Draht oder der sogen. Lichttelegraphie. Was sollte auch im Wege stehen, mittels großer elektrischer Scheinwerfer gewisse Signale nach der nächsten Himmelsinsel, dem Monde, zu richten? Wie leicht wäre es, durch kürzere und längere Unterbrechung des Lichtes ein Alphabet ähnlich jenem des Morseschen Drucktelegraphen zu erfinden!

Denken wir uns die vorausgesetzten Mondbewohner auf einer noch so niedern Stufe der Kultur, sie würden bald auf diese Zeichensprache aufmerksam werden, würden, wenn sie auch deren Sinn nicht sofort erfaßten, wenigstens ihrerseits ähnliche Zeichen zu wiederholen versuchen; ja ein einfaches Antworten mit beliebigen Zeichen würde uns wenigstens ihrer Gegenwart und ihres Verständnisses versichern.

Hat doch seiner Zeit selbst ein deutscher Gelehrter die Idee ausgesprochen, man solle auf einer großen Ebene unserer Erde die bekannte Figur des pythagoräischen Lehrsatzes mittels hinreichend großer mit Wasser zu füllender Kanäle einzeichnen. Sähen die Mondbewohner diese Figur, so würden sie in ihr sofort das Ergebnis denkender Wesen erkennen und sie, nicht minder verständig, würden ihrerseits auf ähnliche Weise ihre Geistreichigkeit bekunden.

Noch mehr. Eine reiche Amerikanerin soll bereits allen Ernstes einen Preis von 100 000 Franken beim Französischen Institut hinterlegt haben für denjenigen (gleichviel welcher Nation er angehöre), der innerhalb zehn Jahren (1895—1905) ein Mittel findet, mit einem Gestirne (Plan[illegible]

oder Fixstern) in Verbindung zu treten, so daß von dort eine Antwort erfolge [1].

Zeigt man solchen Freunden ferner Stammesbrüder unser nächstes Nachbargestirn, den Mond, in einem großen Fernrohr, und gewahren sie dort die herrlichen Landschaften, die prachtvollen Bergpartien, die himmelanstrebenden Riesengebirge, die ihren Schatten weithin über die zu ihren Füßen sich ausdehnenden Ebenen mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit ausbreiten; gewahren sie die langen Streifen, welche, unsern Landstraßen nicht unähnlich, von einer Thalmulde zur andern führen; erzählt man ihnen von der Ausdehnung, Größe, Lage und Gestaltung all dieser Dinge mit derselben Genauigkeit, wie wenn es sich um eine irdische, mit Kompaß und Meßkette ausgemessene Landschaft handelte: so kann man von neuem sicher sein, die Frage wiederholt zu hören: Giebt's denn nun da auch Menschen wie hier auf Erden?

Und wenn der Astronom dann mit einem durch Kopfschütteln wohl etwas gemilderten, aber nichtsdestoweniger entschiedenen Nein antwortet, so schaut man ihn fast verwundert und verblüfft an. Aber warum denn nicht? Wenn doch alles unsern irdischen Verhältnissen so gleichsieht!

Freilich auf den ersten Blick und für den oberflächlichen Beobachter scheint alles so gleich zu sein, und doch ist alles auch wieder so verschieden. Entkleiden wir unsere Erde all ihres Pflanzenschmuckes, trocknen wir all ihre Flüsse, Seen, ja selbst die großen Ozeane aus, entfernen wir von ihr die ganze Atmosphärenhülle und mit der Luft und dem Wasser alles Leben; hemmen wir noch obendrein die Schwungkraft unseres Planeten, so daß er nicht mehr in 24 Stunden, sondern erst nach Verlauf eines ganzen Monates sich einmal um seine Achse drehe; versetzen wir uns dann, ausgerüstet mit einem der Riesenfernrohre unserer Sternwarten, etwa mit dem großen Refraktor des Lick-Observatoriums oder mit dem Spiegelteleskop eines Lord Rosse, auf den Mond und betrachten von da aus unsere tote, ausgestorbene Heimat, die Erde: so würden wir, abgesehen von topographischen Verschiedenheiten, ein ziemlich getreues Bild dessen vor uns haben, was wir augenblicklich von unserem irdischen Standpunkte aus auf dem Monde zu sehen gewohnt sind. Ein großer Unterschied würde uns dennoch bald auffallen. Während wir auf unserem Satelliten auch nicht einmal die geringste Spur vergangenen Lebens ge-

[1] Vgl. die Zeitschrift L'Astronomie 1895, p. 282.

wahren, würden die ausgestorbenen Großstädte unserer Erde, ein London, Paris, Berlin, Wien, Rom u. s. w., gleich den Mausoleen und Grabkapellen unserer Friedhöfe die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die hochragenden Türme unserer Kathedralen, die großartigen Bauten unserer Residenzen, vom Kunstsinne der Menschen aufgeführt, würden ihre Todesschatten gleich einem fein gezeichneten und geschmackvoll zugeschnittenen Trauerteppiche über ihre Umgebung ausbreiten. Gerade ihre regelmäßigen, künstlerisch durchgeführten Formen würden uns zum Zeichen dienen, daß hier wenigstens in vergangener Zeit denkende Menschen lebten; ihr starres Einerlei, ihr allmählicher Zerfall würde uns mit schweigender Beredsamkeit beweisen, daß ihr Leben erloschen!

Fassen wir die Sache in die nüchterne Sprache strenger Wissenschaft, so würden wir unsern Beweis etwa so aufbauen. Die großen Fernrohre unserer Tage gestatten eine drei- bis fünftausendfache Vergrößerung; dadurch wird uns das dem bloßen Auge gegen 385 000 km entfernte Bild unseres Trabanten auf 100—80 km nahe gerückt; nun ist es aber unzweifelhaft, daß ein mit guten Augen versehener Beobachter Gegenstände von der Ausdehnung einer Stadt, eines Domes, vielleicht selbst einer Dorfkirche auf solche Entfernung hin bei günstiger Lage, guter Beleuchtung und durchsichtiger Luft zu sehen, ja selbst als solche, wenigstens ihren Umrissen nach, auch noch zu erkennen vermöchte. — Umgekehrt ist es ebenso gewiß, daß noch niemand dergleichen auf dem Monde wahrgenommen hat; also dürfen wir zuversichtlich schließen, daß solche oder ähnliche Dinge dort oben nicht vorhanden sind. Noch niemand ist es gelungen, auf unserem Satelliten auch nur Spuren einer bewußten und geordneten Thätigkeit wahrzunehmen; also kann man mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß es nicht nur keine Menschen, sondern auch nicht einmal dem Menschen ähnliche Wesen dort oben giebt. Schließt doch schon der Mangel an Luft und Wasser die Möglichkeit des ersteren aus.

Aber wäre es nicht denkbar, daß trotz der eifrigen Beobachtungen und Durchforschungen der Oberfläche des Mondes, trotz der photographischen Aufnahme ihrer Gebilde, trotz der sorgfältigen Aufzeichnung, Ausmessung und Beschreibung aller Einzelheiten dennoch selbst natürliche Veränderungen oder künstliche planmäßige Umgestaltungen unserer Aufmerksamkeit entgangen wären?

Möglich ist es wohl, wahrscheinlich ist es nicht. Jedenfalls mußten diese Umgestaltungen in einem so verschwindenden Maßstabe auftreten, daß

sie sich den Blicken der Tausende von Forscheraugen, die stets auf unsern Erdbegleiter hingerichtet sind, vollständig entzögen. Immerhin können wir von der stets sich steigernden Sehkraft unserer Instrumente, von den sich immer vervollkommnenden Methoden noch einen höheren Grad von Sicherheit über diesen Punkt erwarten. Vor allem ist das Auftreten rein physischer Umgestaltungen keineswegs ausgeschlossen.

Wir begreifen deshalb die fast fieberhafte Aufregung so vieler phantasievoller Leute, als vor einigen Jahren die Nachricht auftauchte und in der Tagespresse die Runde machte, in Paris solle für die bevorstehende Ausstellung von 1900 ein Fernrohr angefertigt werden, welches die Mondfläche auf die Entfernung von einem Meter[1] dem Auge der Neugierigen naherücken solle! Da wird man also im stande sein, nicht bloß die etwaigen künstlichen Produkte vernünftigen Schaffens aus der Nähe zu bewundern, man wird sich durch den Augenschein überzeugen können, ob da Lebewesen gleich uns sich herumbewegen. Was unser großer Kepler einst nur zu träumen[2] wagte, wird man dann möglicherweise verwirklicht sehen.

Die Autorschaft des großartigen Planes wurde auf keinen geringeren als den bekannten französischen Astronomen C. Flammarion zurückgeführt. Dieser hatte schon im Jahre 1876 den Gedanken geäußert, wie wünschenswert es wäre, einen großen Hohlspiegel von drei bis vier Meter Durchmesser zu verfertigen. Ein mit ihm versehenes Spiegelteleskop würde eine 8000fache Vergrößerung gestatten. Von der Größe der mit ihm zu machenden Entdeckungen zumal auf dem Planeten Mars könne man sich gar keine Vorstellung bilden. Die Probleme der Konstitution der Saturnringe, des Jupiter und seiner Monde würden wie mit einem Schlage gelöst sein. „Den Mond endlich würde man auf ein Dutzend Meilen heranrücken sehen."[3]

---

[1] „La Lune à un mètre." Vgl. die eben angeführte Zeitschrift L'Astronomie 1892, p. 316. Allerdings wird hier die Nachricht mit ironischem Sarkasmus mitgeteilt, indem der Herausgeber beifügt, es müsse hier wohl ein Irrtum vorliegen; statt ein Meter solle es wahrscheinlich heißen ein Centimeter, denn man sehe nicht ein, weshalb man sich mit einem Meter begnügen solle: Pourquoi s'arrêter à un mètre?

[2] Vgl. Keplers Traum vom Mond von Ludwig Günther (Leipzig 1898). Dieses Werk Somnium seu Astronomia Lunaris, Kepleri Opus posthumum, auf das wir noch zu sprechen kommen, ward zuerst im Jahre 1634 nach Keplers Tode von dessen Sohn Ludwig veröffentlicht.

[3] *C. Flammarion*, Les terres du ciel (Ière édition) p. 64. „Diese Idee, das größte Fernrohr der Welt zu bauen (heißt es weiter an der angeführten Stelle),

Drei Jahre später rückte der begeisterte Sternforscher schon mit einer Art Kostenanschlag hervor. Die Kleinigkeit von einer Million Franken, schreibt er in seiner Astronomie populaire, würde zur Verwirklichung des Projekts hinreichen. Um die Annahme des Vorschlags zu erleichtern, meinte er diesmal schon, der Mond würde dadurch auf die Entfernung von „ein paar französischen Meilen" in unsere Nähe gerückt [1].

Wen wird es wundernehmen, daß ein sensationeller Zeitungsschreiber die paar Meilen auf eine Meile, und dann (wenn wir eine weitere Erklärung haben wollen) der geschickte Setzer die eine Meile auf einen Meter reduzierte?

Flammarion mochte einerseits die Reklame nicht ungern sehen [2], anderseits scheint sich aber doch sein astronomisches Gewissen geregt zu haben. Um nicht als unexakter Forscher in Verruf zu geraten, veröffentlichte er unter dem Titel „Der Mond auf eine Entfernung von 48 Kilometer" [3] im Oktober 1892 einen Artikel, worin er gegen die ihm zugeschobene falsche Idee ausdrücklich Verwahrung einlegte. Anstatt zu sagen „Der Mond auf einen Meter Entfernung" hätte man sagen müssen „auf 48000 Meter" (wahrlich kein kleiner Unterschied!), so schloß die genannte Erwiderung.

Etwas anderes ist ferner der theoretische Grad der Vergrößerung eines Fernrohrs, etwas anderes seine Verwirklichung. Letztere kann durch tausend Nebenumstände auf die Hälfte ihres Betrages und noch mehr herabgemindert werden. Mit der Vergrößerung eines Himmelskörpers vermindert sich im selben Grade das zur Sichtbarkeit seiner Einzelheiten so notwendige Licht, mit der Vergrößerung des im Brennpunkte des Fernrohrs

---

sollte wohl den Ehrgeiz einer großen Nation anspornen, ihre Ausführung würde die Krone der Leistungen unseres Jahrhunderts sein. Wenn man bedenkt, wie viel rein verlorene Geldsummen Jahr für Jahr verschleudert werden zum Unterhalt stehender Heere, so leuchtet doch jedem der Gedanke ein, wie viel vernünftiger, schöner und nützlicher es wäre, wenigstens einen Teil jener fabelhaften Summen dem Fortschritte der Wissenschaften zu widmen. Wäre ja doch die Optik des 19. Jahrhunderts im stande, die Planeten unserem Blicke so nahe zu bringen, daß wir das Leben, welches ihre Oberfläche verschönert, ohne weiteres bewundern könnten!"

[1] Un instrument capable de rapprocher la Lune à quelques lieues (l. c. p. 195).

[2] Es geht dies schon aus dem Umstande hervor, daß er dieselbe wörtlich in seiner Zeitschrift L'Astronomie abdruckte, um sich dann von neuem des weiteren über seine Lieblingsidee zu verbreiten.

[3] L. c. 1895, p. 389—391; ibid. 1892, p. 336.

entworfenen Bildes vergrößern sich ebenso alle die Atmosphäre trübende Gegenstände, vergrößern sich die Wallungen der Luft und die mit ihr ve bundenen Verzerrungen des Gegenstandes; gar nicht zu reden von de Schwierigkeiten, welche die Temperaturunterschiede wie die Schwere b großen Glasmassen oder großen Flächen von Spiegelmetall verursache

Jeder Astronom weiß sehr wohl, daß, obschon ihm für sein Fernroh fünfhundert- bis tausendfach vergrößernde Okulare zur Verfügung stehe er nur in höchst seltenen Fällen von denselben Gebrauch machen kann, un zwar am wenigsten, wo es sich um die Untersuchung der Oberfläche eine Planeten handelt. Nun denke man sich erst ein solches Instrument i mitten der dampfenden und rauchenden Atmosphäre einer Großstadt au gestellt, ja inmitten der geräuschvollen, staubigen Umgebung einer Wel ausstellung, an einem Orte, wo selbst zur Nachtzeit verschiedenartigste grell strahlendes, künstliches Licht seine Gesichtslinien nach allen Richtunge durchkreuzt: wer wird da noch im Ernste an wissenschaftliche Erfolge denke Selbst Flammarion verzweifelte an der Idee. Er möchte wohl ein solch Instrument, den von ihm geplanten Riesenspiegel, auf der Ausstellun finden, nicht aber um ihn dort auf den Mond zu richten und die Besuch mit der Beobachtung der versprochenen neu entdeckten Mondbewohner z ergötzen, sondern um ihn gleich einem auf der Reede liegenden Ozea dampfer von der Menge anstaunen zu lassen. Später ja, nachdem a ihre Neugierde an dem Prachtwerk optischer Technik hinreichend befriedig nachdem die rauschenden Volksfeste der Ausstellung vorüber, dann soll man das Fernrohr auf irgend einer von der Natur privilegierten Hö Frankreichs oder Algiers aufstellen; dann erst sollte das Riesenauge sein Blick gegen den gestirnten Himmel richten, dann erst sollte es dem ei samen Sternforscher vergönnt sein, den Himmelsbewohnern ihre Geheimni abzutrotzen.

Daß der Appell an die Ehre einer großen Nation in Frankreich ni fruchtlos verhallen werde, stand zu erwarten; daß die Idee, das grö Fernrohr der Welt zu besitzen, dasselbe neben dem Eiffelturm auf d großen Ausstellung von 1900 der ganzen nach Paris strömenden W zeigen zu können, bald zündete, Gönner und Beförderer fand, wird kau jemand wundernehmen. Der Gedanke, einen Riesenhohlspiegel von 3 Öffnung zu verfertigen, wurde allerdings fallen gelassen; man gab di mehr dem Refraktor den Vorzug, und zwar mit Recht, da es längst k kannt ist, wieviel ein mit gut geschliffenen Linsen ausgerüstetes Fernro

einem selbst weit größeren Spiegelteleskop vorzuziehen ist. Allerdings konnte man jetzt nicht mehr an eine freie Öffnung von 3 m Durchmesser denken; man stieg selbst unter die Hälfte dieser Ziffer hinab und begnügte sich mit einem Durchmesser der Hauptlinsen von 1,25 m bei einer Brennweite von 60 m! Immerhin wird man, wenigstens einstweilen, damit das größte Fernrohr der Welt (wenigstens den größten Refraktor) besitzen. Wird das großartige Instrument den Erwartungen, die man an dasselbe geknüpft hat, entsprechen? Was uns hier ganz besonders angeht: wird es die Frage über die Bewohner der Sternenwelt, zumal des Mondes, besonders fördern? Das erstere wollen wir hoffen, das letztere muß entschieden verneint werden. Aber warum?

Der geduldige Leser wird uns die zur Begründung dieser entmutigenden Antwort notwendige Abschweifung nicht übel nehmen. Vor allem mußte man bei der kolossalen Größe und dem nicht minder großen Gewichte (von über 20000 kg) den Gedanken aufgeben, dem Fernrohr eine frei bewegliche, sogen. parallaktische Aufstellung zu geben. Wie sollte man es auch bewerkstelligen, das Rohr mitsamt seinen nötigen Zugaben mit einer doch notwendig beweglichen Riesenkuppel von wenigstens 65 m Durchmesser zu überdecken? Und hätte man selbst diese technischen Schwierigkeiten überwunden, müßte man nicht gewärtigen, daß die ungeheure Glasmasse der Linsen sich in den verschiedenen Stellungen unter ihrem eigenen Gewichte (wenn auch um einen nur mikroskopischen Betrag) biegen und so eine Entstellung der im Brennpunkte erzeugten Bilder herbeiführen würde? Ganz gewiß!

Man mußte sich also damit zufrieden stellen, dem gewaltigen Rohre eine bleibende horizontale Lage zu geben[1]. Um aber dennoch einen beliebigen Himmelskörper in das Gesichtsfeld des Beobachters zu bringen, wurde es nötig, vor dem Objektiv einen noch kolossaleren nach Art eines Heliostaten (oder Siderostaten) beweglichen Planspiegel anzubringen. Dieser Spiegel hat einen Durchmesser von 2 m. Nehmen wir nun selbst an, es gelinge, einen solchen vollständig ebenen Spiegel herzustellen, wird man durch die so eingeführte Reflexion der Lichtstrahlen nicht schon wieder einbüßen, was man durch die dem Meter beigefügten 25 cm beim Durchmesser der Linse gewonnen zu haben glaubte? Ohne Zweifel. Mag also das Fernrohr als solches den Ruhm beibehalten, das größte der bis

[1] Cf. La Nature. Revue des Sciences (1899), I, 167.

jetzt bestehenden zu sein, seine Leistungsfähigkeit wird schwerlich größer sein, am wenigsten in seiner provisorischen Aufstellung in der trüben Atmosphäre der Pariser Weltausstellung. Man gebe sich somit keinen Illusionen hin; auch in Paris wird man das auf dem Monde vermutete Leben nicht entdecken! Es wird keinem der zweifelsohne dort zusammenströmenden Neugierigen gelingen, auch nur die geringste Spur solchen Lebens zu erspähen. Die Enttäuschung über das, was man zu sehen hoffte, und das, was man wirklich sehen wird, dürfte keine geringe sein.

Damit wollen wir nicht sagen, daß das neue Instrument nicht unsere Bewunderung verdiene, daß dasselbe weiter keinen Zweck habe, als durch seine außergewöhnliche Form und Massenverhältnisse sich von einer gaffenden Menge anstaunen zu lassen. Im Gegenteil, jeder Astronom wird den Fortschritt, den dieses neue Sehwerkzeug seiner Wissenschaft in Aussicht stellt, mit Freuden begrüßen. Was wir sagen wollten, ist nur dies, daß kaum ein Mann vom Fach das von dem Instrumente erwarten wird, was die große Menge vielleicht als dessen Hauptaufgabe betrachtet: die Frage über das Bewohntsein der Sternenwelt wird es kaum um einen Schritt weiter fördern.

Aber, sagt man uns, hat man denn nicht auf dem Planeten Mars große Wasserkanäle entdeckt? Hat nicht Schiaparelli in Mailand deren zeitweilige, nach fast mathematischen Gesetzen sich vollziehende Verdopplung bemerkt, und wäre eine solche Verdopplung nicht ein sicheres Zeichen, daß dort oben auf unserem Nachbarplaneten vernünftige, uns ähnliche, ja geistig vielleicht sogar überlegene Wesen leben und schaffen? Hat man nicht oft wiederholt, daß die klimatischen Verhältnisse jenes Planeten denen unserer Erde so ähnlich seien? Hat man nicht selbst in den mit den Jahreszeiten sich verändernden Farben die sichern Anzeichen wechselnder Vegetation erkannt? Also selbst wenn wir die Bewohnbarkeit unseres Mondes preisgeben, so finden wir doch auf dem Planeten Mars um so sicherer die Zeichen wirklich vorhandenen Lebens, und gerade hier dürfte das Riesenteleskop von Paris seine epochemachenden Entdeckungen erwarten!

Darauf könnte man zunächst sagen, daß gerade Schiaparelli, der Entdecker all dieser Dinge, der erste sein würde, die sanguinischen Äußerungen eines solchen Fragestellers mit einem fast mitleidigen Lächeln zu beantworten. Freilich, läßt man nach Art eines Flammarion[1] oder auch eines

[1] Vgl. dessen verschiedene einschlägige Schriften: Les mondes imaginaires et les mondes réels; Les terres du ciel; La planète Mars et ses conditions d'habilité; Pluralité des mondes habités, u. s. w.

Proctor[1] der Einbildungskraft die Zügel schießen, dann allerdings wird man bald mit der Frage im reinen sein.

Die Annahme[2], schreibt ersterer, daß jene Streifen der Marsoberfläche vernünftigen Wesen ihren Ursprung verdanken, drängt sich von selbst unserem Geiste auf, ohne daß wir dieselbe verscheuchen könnten. Wie gewagt sie auch scheinen mag, wir können ihr eine Diskussion nicht versagen. Der Einwürfe sind allerdings nicht wenige. Wäre es auch nur wahrscheinlich, daß Umgestaltungen von solch riesiger Ausdehnung, Kanäle von einer Breite bis zu 300, ja 400 km, und deren Länge sich nach Tausenden von Kilometern bemißt, das Werk menschenähnlicher Bewohner des Planeten seien? Werke, im Vergleiche zu denen die Durchbohrung unserer Alpen, die Durchstechung der Landengen von Suez und Panama, der geplante unterseeische Tunnel zwischen England und dem Festlande, alle diese gewaltigen Unternehmungen unserer fortgeschrittenen Zeit reine Kinderspiele zu nennen wären.... Müßte man da nicht mit logischer Notwendigkeit zu dem Schlusse kommen, daß die Bewohner unseres Nachbarplaneten uns im Fortschritt weit voraus sind?

Mr. Proctor, der englische Astronom, ließ sich in einem Artikel der Times gleichzeitig dahin vernehmen, daß die Marsbewohner jedenfalls mit großartigen Kanalbauten beschäftigt seien. Ein Beweis dafür sei die Regelmäßigkeit, womit diese Wasserstraßen ausgeführt würden. Und was sagt Schiaparelli?

„Eine Erklärung jener außergewöhnlichen Erscheinungen geben wollen, die sich auf so wenige und unvollständige Ideen stützen, die wir überhaupt bis jetzt uns davon machen können, wäre eine Vermessenheit, die ihresgleichen suchte!“[3] So schrieb er noch im Jahre 1886, wo ihm doch schon eine zehnjährige Beobachtungsreihe vorlag.

Und selbst in unsern Tagen, nachdem 13 weitere Jahre verstrichen, wo es kaum noch eine Sternwarte giebt, die nicht oft ihr Fernrohr auf

---

[1] Cf. *R. A. Proctor*, Other worlds than ours; Our place among infinities; A new theory of life in other worlds, u. s. w.

[2] L'Astronomie 1882, p. 262.

[3] Damit man sieht, daß die Worte des Mailänder Astronomen treu wiedergegeben sind, sei der italienische Urtext hier beigefügt. Am Ende der 373 Quartseiten umfassenden gelehrten Abhandlung lesen wir: Voler fondare una spiegazione di questi singolarissimi fenomeni sopra le poche ed incomplete nozioni che fino adesso è stato possibile di acquistare sopra i medesimi, sarebbe una temerità senza pari (Osservazioni astr. e fisiche del pianeta Marte. Memorie della R. Accad. dei Lincei. Anno 283. Roma 1885—86).

den Mars gerichtet und dessen Oberfläche studiert hätte, wo selbst Sch parelli auf seiner Warte statt des damaligen Merzschen Refraktors 8 Zoll Öffnung einen neuen aus derselben trefflichen Fabrik hern gegangenen 18-Zöller besitzt, selbst im Jahre 1899 ist der zugleich kl und tüchtige Forscher aus seiner Reserve noch nicht herausgetreten. einer im Mai dieses Jahres in der amerikanischen Zeitschrift Science schienenen, von ihm unterzeichneten Rezension eines Werkes über den P neten Mars[1] heißt es unter anderem: „Die sehr zahlreichen und t schiedenen Beobachtungen, welche den Inhalt des vorliegenden Ban ausmachen, haben zu manchem Ergebnis geführt, welches Herr Lowell seinem 1895 veröffentlichten Werke über Mars niedergelegt hat. Die Buch enthält viele Untersuchungen und manche Theorie von hohem I teresse über die physische Beschaffenheit des Planeten, seine Atmosphä seine Bewohnbarkeit[2] (its habitability), überhaupt über die nehmbarste Art und Weise, die merkwürdigen Beobachtungsresultate erklären. Ich habe mich mit Übergehung dieser Theorien u Hypothesen hier nur mit den Beobachtungen als solchen zu beschäftig und selbst die Mannigfaltigkeit der letzteren nötigt mich, nur einige cha teristische Punkte herauszugreifen."[3] Wenn nun selbst hier die Kritik Mailänder Astronomen allerdings meist in der höflichen Form eines besc denen Wunsches manches auszusetzen hat, was würde er erst über obige A führungen des amerikanischen Sternforschers zu sagen gehabt haben? Die ihm gebrauchte rhetorische Figur der Transitio läßt dies genugsam erra

Und nun erst, wenn wir hören, daß manche unserer größten herigen Fernrohre von der Verdopplung jener Kanäle nichts zu s vermögen, was sollen wir dann selbst in dieser Hinsicht für einen A schluß von dem Pariser Fernrohr erwarten? Also nur immer hü langsam voran! Heißspornigkeit kann der Entwicklung der uns besc tigenden Frage nur schaden!

Es würde uns hier viel zu weit führen, und es liegt auch außerh des Rahmens dieser Arbeit, hier die vielen Erklärungsweisen anzufüh

---

[1] Annals of the Lowell Observatory. Vol. I. — Observations of Planet Mars during the opposition of 1894—96, made at Flagstaff, Ariz Percival Lowell, Director of the Observatory. 4°. (XII and 392 p. XXI plat Boston and New York 1898.

[2] Der Sperrdruck rührt von uns her.

[3] Science N. S. Vol. IX, no. 227, p. 633—37 (May 5, 1899).

womit man, ohne irgend welche Lebensfunktion anzunehmen, die auf dem Mars beobachteten Erscheinungen zu erklären im stande ist; ja, man kann wohl kühn behaupten, daß unter all den Erklärungsversuchen der des Eingreifens vernünftiger Wesen als der am allerwenigsten wahrscheinliche dasteht; daß also das Ergebnis der wirklich astronomischen Forschungen selbst in diesem Falle in Bezug auf das Bewohntsein der Himmelskörper wiederum eher ein verneinendes zu nennen ist.

Selbst unser guter Freund, Professor Dr. Pohle, der uns jüngst mit einem schönen, durchaus lesens- und empfehlenswerten Buche über den uns beschäftigenden Gegenstand beschenkt hat[1], scheint uns hier nicht das Richtige getroffen zu haben, wenn er meint, alle andern Hypothesen, welche die fraglichen Marskanäle zu erklären versuchten, zerschellten an ihrer allzu großen Künstlichkeit und inneren Unwahrscheinlichkeit[2]. „Darf man," bemerkt richtig Plaßmann in seiner trefflichen „Himmelskunde"[3], „wo das Verdopplungsphänomen nicht einmal streng erwiesen ist, es zu weitgehenden Schlüssen über die Marsbewohner verwerten?" — „Je mehr man über die Schwierigkeiten nachdenkt," sagt er an einer andern Stelle[4], „denen auch die liebe Elektrizität, am Ende doch auch eine greifbare Naturkraft, nicht im Sinne der Kanal-Enthusiasten abhelfen kann, desto begreiflicher findet man den Standpunkt des ruhigen Abwartens in dieser merkwürdigen Angelegenheit."

Dieser von Schiaparelli so sehr angeratene Standpunkt scheint sich um so mehr zu empfehlen, als sogar in neuester Zeit ein tüchtiger Astronom Italiens, Dr. Cerulli aus Teramo, der jüngst in einer eigenen Monographie[5] seine Marsbeobachtungen veröffentlichte, die Meinung verficht, die sogen. Kanäle seien das Resultat optischer Täuschungen! Dazu muß man wissen, daß Cerulli einen Refraktor von 15 Zoll Objektivöffnung besitzt, und daß seine Arbeit von seiten des Mailänder Astronomen eine nicht ungünstige Besprechung erfahren hat[6]. Cerulli wurde auf diesen

[1] Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. (462 S. mit 5 farbigen Tafeln und 53 Abbildungen.) Köln, Bachem, 1899. — Wir werden auf das Werk noch näher zu sprechen kommen.

[2] A. a. O. S. 304.

[3] Plaßmann, Himmelskunde (Freiburg, Herder, 1898) S. 394.

[4] Ebd. S. 398.

[5] Marte nel 1896—97, con 3 tavole. Pubblicazioni dell' Osservatorio privato di Collurania (Teramo). No. 1, p. 126. — Vgl. auch Astronom. Nachrichten Nr. 3490.

[6] Vierteljahrsschrift der Astronom. Gesellschaft XXXIV, 39—51.

vielen gewiß recht unangenehmen Gedanken gebracht, als er eines Abends den Mond mittels eines Opernglases betrachtete und bald auf demselben zwischen den einzelnen Fleckengruppen mehr oder weniger feine dunkle Linien wahrnahm, von denen einige in ganz gerader, andere in etwas gekrümmter Linie von einem Fleckensystem zum andern zu verlaufen schienen. Nun verhält sich aber ein Opernglas im Verhältnis zur Sichtbarkeit der Oberfläche des Mondes, wie ein großes Fernrohr zu jener des weit entfernteren Planeten Mars. Was waren nun diese „Mondkanäle", welche Cerulli in seinem Opernglase sah? Um hinter das Geheimnis zu kommen, genügte es, durch das Fernrohr dieselben Mondgegenden anzuschauen. Da erkannte er, daß jene vermeintlichen Linien von fast geometrischer Genauigkeit nichts anderes waren, als oberflächliche physiologische Verbindungen ganz planlos zerstreuter und verschiedenartiger Gebilde nach gewissen bestimmten Richtungen hin, welche das Auge unwillkürlich zu einem gleichförmigen Ganzen vereinigte. Schiaparelli hat allerdings seine Ausstellung an dieser neuen Auslegung der von ihm zuerst gesehenen Streifen zu machen, und wir stimmen demselben vollkommen bei; allein unmöglich nennt er diese Erklärungsweise ebensowenig wie manche frühere.

An und für sich könnte man es ja für ungeschickt halten, dergleichen Hypothesen gleich unters Volk zu bringen; allein wegen der Popularität, welche die „Marskanäle" nun einmal seit ihrer Entdeckung erlangt haben, ist es fast notwendig, zuweilen den phantastischen Erörterungen, welche dieselben hie und da erfahren, einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. Der Schreiber dieser Zeilen hat mit einem Opernglase die Cerullischen Linien nicht sehen können; aber ebensowenig ist es ihm gelungen, trotz seines Merzschen Äquatorials von 10 Zoll Öffnung, das also dem Mailänder Achtzöller überlegen sein sollte, die „Marskanäle" mit jener Genauigkeit und Schärfe wiederzusehen, wie sie die Marskarten uns zeigen. Wie manchen für die Schiaparellische Entdeckung begeisterten Laien hat er entmutigt vom Fernrohre weggehen sehen, weil er das nicht zu sehen vermochte, was er zu sehen hoffte. Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß jene Karten auf Schwindel beruhen (man verzeihe uns den Ausdruck); allein man vergißt zu leicht, daß dieselben das Endresultat der Beobachtung vieler Jahre sind, daß man hier (auch wohl mit übertriebener Deutlichkeit) zu einem Gesamtbilde vereinigt hat, was man in den verschiedenen Beobachtungsnächten nur sehr stückweise und verschwommen zu sehen im stande ist. Deshalb hat es auch noch niemand unternommen,

jenes Linienſyſtem etwa durch direkte Photographierung des Planeten uns vor Augen zu führen; es wäre dies einfach ein Ding der Unmöglichkeit.

Bedenken wir nun, daß unſer Mond und der Planet Mars die einzigen Himmelskörper ſind, auf denen es uns mit den gegenwärtigen Hilfsmitteln aſtronomiſcher Forſchung möglich wäre, Spuren von Leben und von Lebeweſen zu entdecken, ſo können wir ohne weiteres unſern Schluß alſo formulieren:

Die beobachtende Aſtronomie hat bis auf den heutigen Tag auch nicht einen ſichern Anhaltspunkt, zu behaupten, daß es auf irgend einem Himmelskörper lebende, zumal dem Menſchen ähnlich organiſierte und mit Vernunft begabte Weſen gebe. Jeder nüchtern denkende Sternforſcher wird auf die Frage: Giebt es dort oben ſolche Weſen? die einfache Antwort geben: Ich weiß es nicht! *Ignoramus!* und man darf wohl kühn wenigſtens für die kommenden Jahrzehnte hinzufügen: *et ignorabimus!* Wir werden es auch ſo bald nicht wiſſen!

Aber es wäre doch möglich? — Das iſt freilich eine ganz andere Frage, deren Beantwortung wir uns für ein anderes Mal aufſparen wollen.

Adolf Müller S. J.

Die Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom.

(Schluß.)

S. Maria Maggiore.

Um die übrigen Kirchen an einem Vormittag abzugehen, muß man ſich in den erſten Frühſtunden auf den Weg machen. Mit der Aprilſonne in Rom muß man ſchon frühzeitig rechnen.

Wir lenken unſere Schritte nach S. Maria Maggiore. Das große Rom ſchläft noch. Durch die ſtillen Straßen laufen bloß Arbeiter und Bettler, die ſchon frühe ihre Standorte beſetzen. An den Ecken der Straßenkreuzungen liegen wiederkäuend die zahlreichen Herden der ſchwarzen Ziegen, die aus der Campagna kommen und ihre Milch jedem Liebhaber für wenige

Bajocchi anbieten. Auch die große Kirche, der heute unser erster Besuch gilt, ist noch still und einsam; nur wenige Beter knieen an den Altären, und so ist es eine ganz kindliche Freude, gleichsam den ersten Segen des Heiligtums zu gewinnen.

S. Maria Maggiore ist eine schöne, ehrwürdige und fromme Kirche, eine von den wenigen, die aus dem unheiligen Renaissancefieber mit Mühe den edeln Charakter der alten Basilika gerettet haben. Majestätisch und ohne Ende schreiten die beiden Reihen der weißen, untadelig jonischen Säulen des Mittelschiffes dahin, unterbrochen leider bloß von dem gewaltsam hineingesprengten Bogen der beiden großen Seitenkapellen vor dem Chore. In horizontalen Linien ziehen über den klassischen Kapitälen der Säulen das mosaikgeschmückte Architrav, darüber ein goldig farbiges Band von viereckigen Mosaikschildereien, eine Reihe bogiger Fenster und endlich über allem die goldgeschmückte Flachdecke dahin, bis der majestätische Triumphbogen die farbigen Flächen aufnimmt und hinter demselben in eine weite, in Gold und Farben strahlende Apsis ausweitet und so einen großartigen Abschluß bildet. Es ist die einfachste Gestalt der Basilika ohne Querschiff. Die langen, gestreckten Linien, wohlthuend aufgehoben und unterbrochen von aufsteigenden und ausweitenden Bogenkreisen, das mild gedämpfte Licht, in dem die hellen Säulen und der bunte Zierschmuck schwimmen, erwecken die schönste und beruhigendste Wirkung für das Auge und für das Gemüt. S. Maria Maggiore ist ein herrliches Denkmal der alten römischen Basiliken-Baukunst und gleichsam getränkt und eingeweiht vom Zauber und Segen jahrhundertelanger, ununterbrochener Gebete und Seelenerhebungen der christlichen Welt. Hier kann man wirklich so recht in Stille und Ruhe des Gebetes froh werden. Das Äußere anlangend, ist am Haupteingang der Kirche der Vorhof verschwunden und hat einer bloßen Vorhalle Platz gemacht; die alte, schöne Fassade ist durch einen neuen Vorbau zu etwas, was weder Palast noch Kirche ist, verquickt. Dagegen entwickelt die Chorseite auf dem großen, ansteigenden Platz und dem hohen Treppenaufgang mit der Chorapsis, mit den gerade abschließenden Enden der Nebenschiffe, gekrönt von der Attika und den beiden Kuppeln, die ganze Majestät eines hehren Gotteshauses. Die letzte Säule aus der konstantinischen Basilika und ein Obelisk von dem Grabmal des Augustus halten den Ehrendienst vor den beiden Stirnseiten der Kirche.

Begonnen und gebaut wurde die Kirche von Papst Liberius gegen 360. Sixtus III. (gegen 432) baute sie erweiternd um, weihte sie der Mutter

Gottes und schmückte sie mit herrlichem Zierwerk als Erinnerung an das Konzil von Ephesus, welches Maria den Titel „Gottesmutter" feierlichst zuerkannte. Diese Umstände, sowie einige Reliquien und eine bildliche Darstellung der Krippe des Herrn (diese wohl schon aus der Zeit Sixtus' III., jene nachweislich erst seit dem 12. Jahrhundert [1]), machen die Kirche in ausnehmender Weise zu einem Heiligtum Marias und zur schönsten Muttergotteskirche in der ganzen katholischen Welt.

Hier sind wir also bei der Mutter Gottes so recht zu Hause, der wir voll Vertrauen unsere großen Gebetsanliegen vortragen dürfen. Alles erzählt hier von Maria: vor allem die teilweise 1500 Jahre alten Mosaikschildereien im Mittelschiff, am Triumphbogen und im Chore, welche Geheimnisse aus dem Leben Marias darstellen und namentlich auf ihre Würde als Gottesmutter hinweisen, ganz besonders aber das großartige Bild der Krönung Marias in einer Sternenglorie auf blauem Grunde in der Chornische, das in dem Gesamteindruck der Kirche den herrschenden Ton bestimmt und den Hauptgedanken mächtig anregt. — In der großen Sixtinischen Kapelle rechts wird das heilige Altarssakrament aufbewahrt, gerade über der Darstellung der Krippenhöhle, welche Sixtus V. hierher versetzen ließ — eine sinnreiche Verbindung der beiden Hauptgeheimnisse des Heilandes, der Geburt und der Eucharistie, in naturgemäßer, lieblicher Begleitung und Umgebung des Geheimnisses der Mutterschaft Marias. — In der großen, kostbar ausgezierten Kapelle links gegenüber wird das wunderbare Muttergottesbild, das dem hl. Lukas zugeschrieben wird, verehrt. Rings um das Gnadenbild erzählt eine ganze Kunstschöpfung von Standbildern, Farbenschildereien und Aussprüchen kirchlicher Lehrer die glorreiche Geschichte der Siege Marias über die Irrlehre. Alle Angriffe auf Christus und seine Kirche zielen mittelbar oder unmittelbar auf Maria. Ihre Jungfrauschaft und Muttergotteswürde sind gleichsam der mächtige Schild, mit dem sie den Glaubensschatz der Kirche schützt und alle Häresien in der Welt fortwährend überwindet. Wie oft seit den bedrängnisvollen Tagen Gregors des Großen war auch das wunderbare Bild des hl. Lukas die Zuflucht und der Retter Roms in zeitlicher Not und Heimsuchung! Möge die Gottesmutter ihre altbewährte Macht der Christenheit bezeigen und bethätigen und die traurigen Trümmer des Unglaubens und Irrglaubens aufräumen und ein Zeitalter des Friedens und des Glückes heraufführen über die Welt!

---

[1] Grisar, Geschichte Roms und der Päpste I (Freiburg 1899), 297 u. 374.

Heilige Erinnerungen, die dieses Heiligtum bewahrt, kommen hier unserem Gebetseifer zu Hilfe. Mit Bestimmtheit ruhen im Schatten dieser Muttergotteskirche, wenn auch die Stelle nicht genau angegeben werden kann, die Überreste des großen Kirchenlehrers Hieronymus, des schreckbaren Streiters für die Kirche und für die Ehre der Gottesmutter. Zum zweiten- oder drittenmal trat er gleichsam die Wanderung zur bezaubernden Stätte der Kindheit Jesu und seiner Mutter an, und in ihrem Schatten hier wollte er endgültig ruhen. Sein Altar steht in der Kapelle des Sakramentes. — Ebendaselbst hat gegenüber dem Denkmal des thatkräftigen Sixtus V. der große und heilige Reformpapst Pius V. seine Grabstätte gefunden. Die Namen der hll. Philipp Neri, Karl Borromäus und des hl. Ignatius von Loyola, der hier sein erstes heiliges Meßopfer entrichtete, ziehen noch wie ein leiser Nachklang durch die Hallen dieser Kirche, in welcher sie so oft und mit Vorliebe gebetet. Hart an dem Langhaus der Kirche steht draußen rechter Hand ein einfaches Kreuz als Erinnerung an die Abschwörung Heinrichs IV. vom Calvinismus, die Frankreich den inneren Frieden und den Besitz des katholischen Glaubens sicherte. Das sind alles mächtige Ermutigungen zu eifrigem Bittgebete für die großen Anliegen der Kirche.

Mit einer kindlich wonnigen Bewegung im Herzen betreten und verlassen wir das heimische Heiligtum der Mutter Gottes. Es mutet uns an wie unser Vater- und Familienhaus. Die liebliche Legende erzählt, wie ein frommes, kinderloses reiches Patrizier-Ehepaar am Ende seines Lebens die Mutter Gottes zur Erbin seines großen Vermögens einsetzte. Das war ein schöner und katholischer Gedanke. Maria ist nach Gott unsere nächste Verwandte, unsere Mutter dem Geiste nach. Sie hat in ihrer Liebe zu uns allen einstens auch ihr Teuerstes, ihr Alles, ihren Sohn, ihre Verdienste, die Macht ihrer Fürbitte uns vermacht und vererbt. Und über alledem ist sie nach Gott das Schönste, das Liebenswürdigste, Heiligste, Mächtigste und Gütigste, das sich ein Menschenherz denken kann. Infolge des angeblichen Schneewunders[1] nun baute das Ehepaar aus seinem Vermögen die Kirche, Papst Liberius nahm die Schenkung an, und Papst Sixtus weihte sie nach der Inschrift an dem Triumphbogen: Sixtus episcopus plebi Dei zur Ehre der Mutter Gottes und zum Frommen des Volkes Gottes ein. Sie gehört also uns. Wie ungezählt am Feste

[1] Grisar a. a. O. I, 153.

Maria zum Schnee in der Borgheſiſchen Kapelle von der Höhe der goldenen Kuppel zur Erinnerung an das Schneewunder weiße Roſenblätter auf die Beter herabſtäuben, ſo ungezählt ſind die Gnaden und Gebetserhörungen, mit denen die Mutter Gottes die Beſuche ihrer Kinder erwidert. Maria empfängt nur, um hundertfältig zurückzugeben.

Beim Verlaſſen der Vorhalle gewahren wir auch hier, wie in St. Peter, eine „heilige Pforte", die das „heilige Jahr" öffnet. Drinnen am Bogen der Chorniſche ſtehen ſeit Jahrhunderten neben dem Monogramm Chriſti als Sinnbilder der Buße und Unſchuld einerſeits der Hahn und anderſeits die Tauben und mahnen ohne Unterlaß, daß nur Unſchuld und Buße die Pforte des Heils öffnen. Der Wink gewinnt zur Jubiläumszeit ſeine volle Bedeutung.

S. Lorenzo außer den Mauern.

Über das ehemalige Forum Esquilinum, an dem monumentalen alten Brunnenbau (die Trophäen des Marius genannt) vorbei, deſſen Ruinen ſo maleriſch den palmengrünen Platz Vittore Emmanuele ſchmücken, dann unter den einſam ſtehenden Bogen der ehemaligen Aqua Alexandrina durch, über das Forum Tauri, wo einerſeits die Kirche der hl. Bibiana, anderſeits das Nymphaeum Alexandrinum mit ſeiner hochgewölbten, halb zerfallenen Kuppel ſteht, betreten wir hinter der alten Porta Tiburtina, die Aurelianiſche Mauer durchſchreitend, die gerade Straße nach S. Lorenzo, der dritten Station unſerer Kirchenfahrt.

Am Ende des etwas geneigten Fahrweges ſteigen bereits Bauten befremdlicher Art auf, koloſſale Standbilder zwiſchen großen, offenen Thorwegen, eingefaßt von hohen Mauern in ernſter ägyptiſcher Bauart, über deren Zinnen ein Wald von dunkeln Cypreſſen emporſteigt. Hinter dieſem ernſten Vorbau weben die erſten Sonnenſtrahlen, die mit den Morgennebeln der Sabinerberge kämpfen, einen aus Licht und Schatten gewirkten Hintergrund und verklären alles mit einem geheimnisvollen Zauber. Es iſt dieſes der große, weite Friedhof von Rom. Wir laſſen ihn in ſeinem ernſten Schweigen rechts liegen und biegen um eine Ecke in den Platz vor der Laurentiuskirche, die ſich neben dem Friedhof erhebt.

In einfacher, ruhiger Zier ſteht S. Lorenzo da mit ſeiner moſaikgeſchmückten, nach vorn und ſeitwärts ausladenden Faſſade, mit der vorgelagerten Halle, getragen von alten, ſchönen Säulen und geſchmückt mit farbigen Schildereien aus dem Leben der hll. Stephanus und Laurentius

und von Geschehnissen, deren Schauplatz die Kirche war. Ganz eigentümlich ehrfürchtig mutet der erste Anblick des Inneren der alten Basilika an: die lange Reihe der ernsten Granitsäulen des Mittelschiffes mit jonischen Kapitälen, darüber auf den Flächen des Oberhauses die bildlichen Darstellungen aus dem Leben der beiden heiligen Diakone mit den schmalen Fensteröffnungen und mit dem schön bemalten, offenen Dachstuhl, hinter dem Altare der Confessio der große Chorraum mit den aus der Unterkirche aufsteigenden herrlichen Säulen und antiken Friesstücken und dem zweiten Geschosse des Säulenumganges; alles, selbst die Nebenausstattung, der Mosaikbodenbelag, der Bischofsstuhl, das Zierdach des Hauptaltares und die beiden Ambonen im Mittelschiff, wo einst der Vorchor stand, alles sind Werkstücke von edler, untadeliger Arbeit des Basilikenstils.

S. Lorenzo ist der Anlage nach eine ganz eigenartige Kirche, eigentlich entstanden aus zwei Kirchen. Die hl. Cyriaka begrub hier auf ihrem Landgute, dem Ager Veranus, den hl. Laurentius, und schon Konstantin erbaute über dem Grabe eine Basilika, die später Pelagius II. im 6. Jahrhundert erweiterte und ausschmückte. Es ist dieses die Hinterkirche, die jetzt den Chor und die Unterkirche bildet. Seit dem 5. Jahrhundert bestand aber auch eine Vorderkirche, und die Chorapsiden der beiden Kirchen stießen aneinander. Honorius III. (1220) verband nun beide Kirchen zu einer, indem er die beiden Chorapsiden beseitigte, die Hinterkirche bis auf eine gewisse Höhe verschüttete und auf der Verschüttung den jetzigen Chor herstellte. Pius IX. aber ließ die Verschüttung wieder aufräumen und gewann so die jetzige Unterkirche, deren Vorderraum das gemeinsame Grab der hll. Laurentius und Stephanus[1] und deren Hinterraum die Grabstätte Pius' IX. einnimmt. Neben Pius IX. sind noch vier andere Päpste sowie die hll. Hippolytus und Justinus im heiligen Bezirk des Ager Veranus begraben.

Gar eindringlich ist die Sprache, welche diese Heiligen zum katholischen Herzen von der Macht und Herrlichkeit der Kirche führen. Sämtliche Ordnungen und Abstufungen ihrer Hierarchie, von der untersten bis zur höchsten, vom Diakon bis zum Papste, alle Bethätigungen derselben, von dem Dienst der zeitlichen Verwaltung bis zur Ausübung der obersten Amtsgewalt, die Wissenschaft der lehrenden Kirche, das

[1] Der Leib des hl. Stephanus wurde 557 unter Pelagius I. von Konstantinopel herübergebracht und an der Seite des hl. Laurentius beigesetzt.

Martyrium des ersten blutigen Bekenners des Glaubens bis zum unblutigen Bekennertum Pius' IX., alle sind hier in ihren würdigsten Trägern, Verteidigern und Opfern vertreten. Die Verfolgung des Kaisers Valerian, welcher der hl. Laurentius mit seinem Papste Sixtus zum Opfer fiel, hatte in bedachter Bosheit ihren Vorstoß gerade gegen die Hierarchie, gegen deren vermeintlichen Reichtum und gegen deren Macht und Ansehen gerichtet. Es ward ihr das bisher gesetzlich zuerkannte Recht auf gemeinschaftliche Begräbnisstätten und Versammlungen in denselben entzogen, und der Übertretungsfall wurde mit Todesstrafe belegt. Bei dieser Gelegenheit wurde Papst Sixtus in den Katakomben des Prätextatus enthauptet. Nach drei Tagen folgte ihm sein Diakon Laurentius im Martertode.

Es ist also ganz am Platze, und es lohnt sich überreich der Mühe, hier besonders für die Träger der Kirchengewalt zu beten. Möge diese Welt des Streites und der Verfolgungen die Hierarchie immer auf der Höhe ihres Berufes finden! Das ist die wahre und glorreichste Erhöhung der Kirche. Auf den Flügeln dieser Hierarchie erhebt sie sich stets oder fällt, schreitet voran oder zurück. Die glorreichsten Zeiten der Kirche sind immer die, in denen die Hierarchie sich ihrer Stellung würdig zeigte, sowie auch die traurigsten die sind, in welchen die Hierarchie hinter ihrer hohen Aufgabe zurückblieb. So hat es Gott einmal angeordnet, indem er die Kirche auf die Hierarchie stellte. Sicher werden für diesen hehren Zweck die Heiligen mit Freude ihre glorreiche Fürbitte mit uns vereinigen, die Heiligen, die, wie Stephanus und Laurentius, ihre Jugend, ihre Hoffnungen, ihr Leben selbst der Kirche weihten zu einer Zeit, als nur blutige Edikte gegen sie ergingen, und die ihre Dienstbeflissenheit und Treue in den schauderhaftesten Martern mit einem Heldenmut besiegelten, der selbst die Richter und Henker mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Es offenbart sich hier auch glorreich die Macht der Kirche, die ihre Diener, schwache, gebrechliche Menschen, zu einer solch übermenschlichen Kraft erheben und befähigen kann. Wie sie aber ihre verewigten Vorkämpfer schon hienieden zu ehren versteht, zeigt sich eben auch hier in S. Lorenzo. Wie das Morgenland seinen Stephanus, so ehrt das Abendland seinen Laurentius. In Rom allein besitzt derselbe nicht weniger als 20 Ehrenstätten. Und unser seliger Pius? Er wollte bloß einen einfachen Denkstein. Er hat ihn auch erhalten. Hinter dem Grabe des hl. Laurentius steht er, rührend einfach, wie er ihn haben wollte. Aber um denselben hat die Dankbarkeit und Liebe der Kirche dem „guten Hirten" eine Grabkapelle geschaffen so

reich an Pracht und Herrlichkeit, wie sie nach Petrus kein Papst hienieden besitzt[1]. Eine herrliche Inschrift auf goldenem Grunde zieht sich durch die ganze Kapelle unter dem Fenstergesimse hin: Virtutum suarum splendore apostolicam sedem illustravit; universam Ecclesiam amore et admiratione sui implevit; pro veritate et iustitia invicto semper animo certavit; magnis laboribus in christiana republica administranda est in exemplum defunctus. Mit diesen Worten ist nicht bloß Pius IX., sondern der ganzen Hierarchie ein glänzender Nachruf gewidmet.

Auch des hl. Hippolytus ist hier zu gedenken, der an diesem Orte einst eine berühmte Basilika über seiner Grabstätte besaß. Schüler des hl. Irenäus, war er Philosoph und Kirchenschriftsteller, verirrte sich aber später in seinen Glaubensansichten. Vom Papste Pontianus, mit dem er die Verbannung in Sardinien teilte, für die Kirche wiedergewonnen, starb er den Martertod in der Verfolgung unter Maximin. Als er zum Tode geführt wurde, beklagte er laut — so erzählt die Legende — seinen Fehltritt und ermahnte alle seine Freunde und Verehrer, zur Einheit der Kirche zurückzukehren. Er ist der einzige, dem die Christen in den ersten Jahrhunderten ein Standbild errichteten; dasselbe wird heute noch im Lateran bewundert. Es ist dies eine eindringliche Ermahnung, unserer getrennten Brüder zu gedenken und für ihre Rückkehr zur Kirche zu beten.

S. Lorenzo ist eine Stätte des Friedens und milden Ernstes, umgeben von altchristlichen Begräbnisstätten und von dem neuen Friedhofe, der es von drei Seiten umschließt, mit seinen hohen Mauern, aus deren weitgeführten Bogenöffnungen die Grabdenkmale und die dunkeln Wedel der Cypressen herabgrüßen und deren lange Terrassen und beschattete Thaleinsenkungen mit ihren prächtigen Marmorkapellen neben den armen Holzkreuzen des gemeinen Volkes nach allen Seiten weit in die Campagna hinausreichen. Das Reich des Todes scheint immer mehr Raum zu gewinnen über das Gebiet des Lebens. Unzählige Geschlechter seit den ersten christlichen Jahrhunderten haben sich hier ohne Unterschied nebeneinander zur Ruhe gelegt und harren der Auferstehung entgegen. Den Dienst um die Lebendigen und Toten thun hier unauffällig und still freundliche Kapuziner in einem Kloster nebenan mit einem altertümlichen, malerischen

[1] So schön, daß manchem das Mausoleum Pius' IX. selbst zu schmuckfein vorkommen mag für eine Totengruft.

reuzgang. Ihre Hand bestattet ganz Rom, das reiche und das arme, s weltliche und das geistliche. S. Lorenzo ist vornehmlich Friedhof und ottesacker, und so mögen auch unsere verstorbenen Mitbrüder sich eines inen, milden Gebetsalmosens von uns erfreuen.

Das heilige Kreuz von Jerusalem.

Auf einem Landwege durch Gärten und Weinberge, um die alten ürme und Mauern der aurelianischen Stadtbefestigung herum, gewinnen ir die Porta Maggiore, ehemals Porta Labicana genannt. Sie ist ein cht römischer, malerischer Thorbau, dessen drei hohe, säulengeschmückte ogen nicht weniger als fünf alten Wasserleitungen als Stütz- und Kreuungspunkt dienen. Hinter dem Thore links öffnet uns ein Bogen der lten Aqua Claudia, die von hier nach dem Caelius und dem Palatin bzweigte, die nächste Umgebung der Kirche des heiligen Kreuzes von erusalem.

Sie liegt recht einsam und verlassen. Ein flüchtiger Blick durch die ffen stehenden Thore der Mauern, die rechts und links die Straße einumen, läßt nur weite, stille Gartenfelder erblicken, aus deren grünem estand altes Gemäuer und Baustücke ehemaliger Pracht, von Epheu und eben üppig überrankt, melancholisch herausschauen, unter anderem auch e hohen Bogen eines Nymphäums vor dem Gartenpalaste, den einst lexander Severus bewohnte und in dem nach ihm Gallienus sein Schlaffenleben führte, während das Reich auf allen Seiten in Trümmer ging. o jetzt die Basilika des heiligen Kreuzes steht, war einst der Sessoriache Palast, den Konstantin seiner Mutter Helena zur Wohnung anwies d den sie zur Ehre der Reliquien des heiligen Kreuzes, die sie aus läſtina mitgebracht, in eine Kirche verwandelte. Der Anblick Roms ist r ganz verschwunden. Nur einige hohe Cypressen- und Baumlinien isen den Weg zur Stadt, und nur hin und wieder wird die lautlose tille von der Stadt her durch den Klang eines Glöckleins von einem loster oder von einer nahen Kirche unterbrochen. Die strenge, schweigende mpagna betritt hier schon ganz ungescheut das Stadtgebiet.

Die alte, ehrwürdige konstantinische Basilika wurde, nachdem sie währd des Aufenthaltes der Päpste in Avignon ganz zerfallen war, durch ban V. wieder errichtet und durch Benedikt XIV. umgebaut, aber leider ganz widerwärtigem Zopfstil. An der Fassade ist kaum eine gerade nie, alles ist gebogen, geschweift und gewunden. Die eirunde Vorhalle

mit einer Kuppel besitzt noch vier schöne Säulen aus dem alten Bau. Von den ehemaligen fünf Schiffen des Innern sind bloß drei geblieben, und von den zwölf Granitsäulen des Mittelschiffes sind bloß acht sichtbar, die andern sind in neu aufgeführten Pilastern verschwunden. Dieses alles und die weißgetünchten nüchternen Mauerflächen bewirken ganz den Eindruck eines modernen und zwar ärmlichen Spätrenaissancebaues. Schön, gefällig und majestätisch ist bloß die große Apsis hinter dem Hochaltar, der eine kostbare alte Porphyrwanne und prächtig überwölbende Säulen zeigt. Der Schmuck der Apsis ist ein Freskogemälde, das in der Mitte die hl. Helena darstellt mit dem gefundenen heiligen Kreuz, links von derselben ist Kreuzerfindung, rechts Kreuzerhöhung geschildert, darüber auf azurblauem Felde thront Christus, von den Evangelisten umgeben. Die Schilderung ist aus der Schule von Pinturicchio und mutet, obgleich schlecht übermalt, immer fromm und lieblich an, wie eine einsame Blume auf einer verlassenen, verheerten Stätte. Im Abschluß des rechten Schiffes öffnet sich ein Balkon zum Vorzeigen der großen Reliquien, des heiligen Kreuzes, des Kreuztitels, eines Kreuznagels und einer Spitze aus der Dornenkrone. Die Kapelle, in welcher die Reliquien gewöhnlich aufbewahrt werden, liegt im Innern des Klosters und ist nur durch ein Wirrsal von Treppen und Gängen zu erreichen. Links und rechts an der Apsis führt eine Stiege in die Unterkirche, in die Kapelle der hl. Helena, deren Boden aus Erde vom Kalvarienberge hergestellt sein soll und deren Decke mit Mosaiken aus ältester Zeit geziert ist. Seit Pius IV. ist die Hut des Heiligtums den Söhnen des hl. Bernhard anvertraut. Sie müssen aber die Wohnräume mit Soldaten teilen. Mitten in diesen inneren und äußeren Verwandlungen ist nur der verwitterte romanische Turm der alte geblieben; mit Verdruß und Widerwillen scheint er herabzublicken in den Graus der Verunzierung und Verweltlichung.

Hier erinnert also alles an die Schwächen und an den Triumph des Kreuzes. Die Kreuzkirche ist in gewissem Sinne ein Sinnbild des Kalvarienberges. Wie einst dort die heilige Grabkirche den Greuel des heidnischen Venusaltares überwand und beseitigte, so entsühnte auch hier das Geheimnis des Kreuzes mit seiner Heiligkeit und seiner überirdischen Segensmacht die Stätte der kaiserlichen Grausamkeit und Wollust. Es lag der Hölle und ihrer Bundesgenossenschaft auf Erden (dem Heidentum und Judentum) alles daran, das wahre Kreuz Christi, das Werkzeug ihrer Niederlage, für immer zu verscharren und aus der Welt zu schaffen. Der

Versuch wurde gemacht. Nach drei Jahrhunderten der Schmach und Verborgenheit aber erinnerte sich eine christliche Fürstin des heiligen Kreuzes, suchte und fand es, und der erste christliche Kaiser erbaute über dem Orte der Schmach desselben den herrlichen Tempel in Jerusalem. Nach Verlauf von Jahrhunderten ist es wieder ein christlicher Kaiser, der das verlorene Kreuz von den Heiden wiedererobert und es glorreich in Jerusalem erhöht. Das ist ein sinnbildlicher Vorgang für die Kirche selbst, deren Reichspanier und Glaubensstandarte das Kreuz ist. Noch viel mehr, als das Kreuz aus der Welt zu verbannen, liegt der Welt und der Hölle daran, die Kirche in Nacht und Nichts zu begraben. Dagegen ist nun wohl höheren Ortes ausreichend Vorsorge getroffen. Aber wie das Kreuz Christi nicht erhöht worden ist ohne Mithilfe der Menschen, und zwar gekrönter Häupter, ebensowenig ist in der Welt die Kirche, das Reich Christi, zum Besitze der Herrschaft gelangt ohne die Mithilfe eines christlichen Herrschers. Auch dies scheint Fügung und Ordnung Gottes zu sein. Es ist dies eine erhabene, aber auch verhängnisvolle Macht, die Gott den irdischen Herrschern in die Hände legt. Leider ist heutzutage unter den christlichen Gewalthabern wenig Eifer und Wettstreit zu merken, um durch Verdienste um die Erhöhung der Kirche sich die goldene Rose zu verdienen, die ehedem hier in dieser Basilika am Lätare-Sonntag vom Papste geweiht wurde. Um so mehr muß das Volk Gottes durch Gebet und Opfer für diese Aufgabe einstehen. Es giebt keine ehrenvollere Aufgabe, als Mehrer des Reiches Gottes zu sein. Möge das heilige Kreuz seine alte, weltüberwindende Macht beweisen! Es ist das Reichsschwert Gottes, es thut nun Wunder in der Hand der Menschen, sei es der Kleinen oder der Großen.

Der Kalvarienberg, an den uns die Heiligkreuzkirche immer wieder erinnert, legt uns noch einen andern Gedanken nahe. Beim Tod Christi am Kreuze fuhr ein furchtbarer Riß, wie man ihn heute noch am heiligen Grab in Jerusalem sieht, mitten durch den Fels zwischen dem Kreuze Christi und dem des linken Schächers durch — ein trauriges Sinnbild der Trennung von Christus sei es durch Sünde, sei es durch Unglauben, Irrglauben oder Schisma. Seien wir hier, wie es die Kirche am Karfreitag vor dem enthüllten Kreuze zu thun pflegt, unserer armen getrennten Brüder eingedenk! Möge sich der schreckliche Riß nach und nach schließen! Möge alle Welt in Christus Erlösung und Ruhe finden und mit Vertrauen der dritten großen Kreuzerhöhung entgegensehen! Bereits zwei Erhöhungen hat das heilige Kreuz erlebt, zum erstenmal, als es mit

dem Erlöser auf dem Kalvarienberg erhoben wurde, zum zweitenmal durch Heraklius, die dritte und glänzendste Kreuzerhöhung steht ihm bevor am jüngsten Tage, wenn es zum Weltgericht erscheint. Selig, wer ihr mit Vertrauen entgegensieht!

St. Johannes im Lateran.

Gleich beim Austritt aus der Kirche des heiligen Kreuzes überrascht ein einzig schöner Anblick. Es ist der große, weite Platz zwischen der Kreuzkirche und dem Lateran, nach dem St. Petersplatz wohl einer der denkwürdigsten und großartigsten Plätze in der ganzen Welt. Gleich links hebt der innere Halbkreisbogen des Amphitheatrum Castrense des Tiberius mit den noch sichtbaren Halbpfeilern des Untergeschosses an; an das Amphitheater schließt sich die alte Aurelianische Mauer und schreitet ununterbrochen mit ihren Türmen und inneren gewölbten Wehrgängen bis an das neue Johannesthor, aus dessen grünen Baumgruppen die Zinnen der alten Porta Asinaria herausschauen und den Anblick abschließen. Rechts umsäumen den Platz die hochgeführten Bogen der alten Aqua Claudia, die mit ihrem grünen Epheuschmuck die Villa Wolkonski durchziehen und ihren Abschluß finden in der Scala santa, dem malerischen Rest des einstigen apostolischen Palastes in Gestalt eines hohen Thores mit goldstrahlender Nische. Die Mitte des Hintergrundes füllt die Laterankirche mit dem umgebauten neuen apostolischen Palast. Die Sonne, die indessen höher gestiegen, überflutete mit ihrer Strahlenfülle den Platz, die weißen Mauern des Palastes, die goldene Mosaik der Scala santa und die Laterankirche mit ihrer aus edlem Travertin lebendig und schatten- und contrastvoll aufgeführten Fassade, die sich unten in dem Erdgeschoß einer riesigen Halle von fünf Durchgängen, oben in einer hochgewölbten Loggia von ebenfalls fünf Bogen, wenn auch etwas modern, doch majestätisch großartig aufbaut. Der Anblick war festlich, feierlich und erhebend, gleich einer aufleuchtenden Erscheinung des himmlischen Jerusalem, dessen irdisches Vorbild die Kirche ist. Der Lateran aber ist die Pfarr- und Mutterkirche der ganzen katholischen Welt, wie die Aufschrift über der Vorhalle sagt:

Dogmate Papali datur ac simul Imperiali,
Quod sim cunctarum mater, caput ecclesiarum.

Hier stand einst der Palast der Laterani aus dem plebejischen Geschlecht der Plautini. Von Nero zum Staatsbesitz geschlagen und später von Septimius Severus den ursprünglichen Eigentümern zurückgestellt,

wurde er von Konstantin seiner Gemahlin Fausta geschenkt, von dieser erhielt ihn Papst Silvester zum Wohnsitz. Konstantin baute den Palast teilweise zur Kirche um. Von dieser alten Kirche, durch viele Päpste großartig erweitert und prachtvoll geschmückt, ist aber heutzutage fast nichts mehr übrig als der Umfang der Grundmauern. Alles andere ist von Jahrhundert zu Jahrhundert dem wechselnden Geist der Baumode zum Opfer gefallen. So ist denn die gegenwärtige Laterankirche ein gewaltiger fünfschiffiger Pfeilerbau mit einer schön gearbeiteten Flachdecke über dem Mittelschiff. Nur die gotische Überdachung der Confessio und hinter dem weiten Querschiff die große, majestätische Apsis mit den farbigen und goldenen Mosaikgebilden ist wie ein zurückgebliebener Strahl und ein versteinerter wehmütiger Seufzer von der Pracht und Herrlichkeit der alten Basilika noch erhalten, die einst den stolzen Namen der „goldenen und königlichen" trug.

Der Lateran mit seinen Nebenbauten, dem Kloster, der Taufkirche, der Scala santa und der Kapelle, Sancta Sanctorum benannt, den beiden einzigen Überresten des alten apostolischen Palastes, ist eine Stätte der größten geschichtlichen Erinnerungen der Welt und Kirche. Hier war der Sitz der Päpste von Melchiades und Silvester an bis zur Übersiedelung nach Avignon; 161 Päpste haben hier gewohnt, unter ihnen 47 heilige; 23 Päpste sind hier bestattet, unter andern Innocenz III., Alexander III., Martin V., und auch Leo XIII. hat sich hier bereits seine Ruhestätte ausersehen; 5 allgemeine und ungezählte Provinzialkonzilien sind hier abgehalten worden; die großen Orden des Mittelalters, die Trinitarier, die Dominikaner, die Franziskaner, die Norbertiner, haben hier ihre Bestätigung erhalten; von hier sind die großen Glaubensboten, ein Bonifatius, ein Augustin, ein Cyrill und Methodius, ausgegangen. Wie es an der Kapelle Sancta Sanctorum heißt, kann man vom Lateran sagen: Non est in toto sanctior orbe locus.

Was kann uns hier am Webstuhl der Kirchen- und Menschengeschichte seit grauen Jahrhunderten anders beschäftigen als der Gedanke an das Reich Christi, an die Kirche, deren Geschicke hier gelenkt und entschieden wurden? Wem können wir billiger und freudiger den Einschlag unserer Gebete weihen? Was das Gebet selbst des Einzelnen vermag, lehrt uns das Traumbild Innocenz' III., der die Mauern eben dieses Laterans wanken und stürzen, aber in ihrem Sturze aufgehalten und gestützt sah durch den armen hl. Franziskus. Auch wir können Stützen und Säulen

der Kirche sein schon durch das Gebet, dessen Kraft stets das Böse in der Welt untergräbt und zum Falle bringt, das Gute aber stärkt, stützt und ihm zur Herrschaft verhilft.

In dem großartigen Mosaikbild in der Chornische ist geschildert, wie der Heilige Geist über dem Kreuze auf dem Berge schwebt und Ströme des Lichtes und des Wassers ausgießt, die dann als Jordanfluß weiter in die Welt fluten; wie Lämmer und Hirsche aus demselben ihren Durst stillen; wie Kinder, Blumen und Vögel an seinen Ufern spielen und auf seinen Wellen fröhliche Menschen auf Fahrzeugen dahingleiten — ein schönes, liebliches Bild des Glückes, der Kirche anzugehören, die daselbst auch dargestellt ist als die Stadt mit dem Phönix und der Palme, gehütet von Engeln und Aposteln. Mit der Trennung von der Kirche versiegen all diese Ströme des Lichtes und des Glückes. Wie der Lateran Mutter aller Kirchen heißt, so ist die Kirche aller Menschen Mutter. Wir wissen nicht, wie öde und unheimlich es sich wohnt und lebt, wo diese Mutter nicht ist und fürsorglich waltet. Wer die Kirche nicht zur Mutter hat, hat auch Gott nicht zum Vater, sagt ein Kirchenlehrer. Deshalb denken wir der Getrennten, damit sie den Weg zum Mutterhause und zum Mutterherzen wieder finden.

Eine andere schöne Erinnerung weckt in unsern Herzen das Mosaikbild in der Nische an der Kapelle Sancta Sanctorum gegenüber der Laterankirche. Da steht links an der Gruppe des Heilandes und der Apostel geschildert, wie der Heiland Petrus die Schlüssel, Konstantin die Reichsfahne reicht; rechts aber, wie der hl. Petrus Papst Leo III. die Stola, Karl dem Großen die Fahne übergiebt. Am Bogen prangt die Inschrift: Gloria in excelsis Deo et pax hominibus. Unten liest sich der Spruch: Beate Petre dona vitam Leoni Papae et victoriam Carolo Regi da. Es waren diese Worte der feierliche Segen und Jubelruf, mit dem die Gründung des römischen Kaisertums deutscher Nation, die Vereinigung der beiden Gewalten, des Papsttums und des Kaisertums, in St. Peter begrüßt und eingeweiht wurde. Sie sollte ein ewiges Unterpfand des Friedens und des einträchtigen Waltens zwischen Kirche und Staat, zwischen Fürsten und Völkern sein. Das möge auch heute Gott walten!

Die St. Sebastianskirche.

Von dem Platze an der Westseite der Laterankirche, den die Taufkapelle, der große Obelisk und die schöne Doppelhalle Sixtus' V. so

malerisch zieren, gelangen wir auf einem Nebenwege bei der Kirche der hll. Nereus und Achilleus auf die Via Appia und sind auf dem geraden Weg nach St. Sebastian.

Wer erinnert sich nicht mit lebhaftem und wehmütigem Gefühl an diese Straße, wer sie einmal begangen, diese „Königin der Straßen" mit ihren malerischen und ernsten Denkmälern und bezaubernden Fernsichten? Bereits beginnen rechts und links die alten Grabstätten, meist nur mehr unförmliche Gußkernkegel, von Epheu überrankt, gekrönt von einer armen, ländlichen Behausung oder von schwankenden Cypressen. Bei dem mächtig getürmten Sebastiansthor mit den Überresten des Drususbogens fällt die Straße rasch zum Almoflüßchen ab, um dann bei der Kirche Domine quo vadis und bei der Abzweigung der Via Ardeatina wieder anzusteigen, und an den Katakomben des Prätextatus und St. Callistus vorbei auf einer kleinen Anhöhe bei einem uralten jüdischen Friedhof Halt zu machen, wo eine kleine Thalsenkung, von links kommend, die Straße schneidet und einen reizenden Anblick eröffnet. Auf der entgegengesetzten Höhe des Thales steht der leuchtende „Stern der Campagna", das runde, festungsturmartige Grabdenkmal der Cäcilia Metella mit dem anstoßenden mittelalterlichen Schlosse der Gaetani, und darüber hinaus ragen die grünen Wellen der Campagna bis an die schön geschweiften Albaner Berge mit den schimmernden Landhäusern und freundlichen Städtchen. Links in der Niederung des Thälchens, hart an der Straße, stehen die bedeutenden Überreste der Villa suburbana und der Rennbahn des Maxentius, aus dem der Volksunwille den Tyrannen forttrieb in die Schlacht gegen Konstantin an der Milvischen Brücke; rechts an der Straße etwas absteigend liegt die Kirche des hl. Sebastian.

Sie ist ganz eine Märtyrerkirche auf dem Lande, einsam, nur mit einem stillen Kloster an der Seite. Die einfache Fassade aus Travertin, die Vorhalle mit sechs jonischen Säulen, ein einziges, sehr weites Schiff mit einzelnen kostbaren Baustücken und Überresten einstmaliger Herrlichkeit und die große Vereinsamung überall bewirken ein eigentümliches Gefühl von geheimnisvoller Ehrfurcht und wehmütiger Teilnahme, wie sie ganz paßt zu einer Märtyrerkirche außer der Stadt und auf dem Lande. Drei Umstände machen sie ehrwürdig und merkwürdig. Erstens lagen hier 40 Jahre und noch länger bis in den Anfang des 4. Jahrhunderts[1] die Leiber der

[1] *Duchesne*, Origines du culte chrétien (Paris 1898) p. 266.

heiligen Apostel Petrus und Paulus. Sixtus II. flüchtete sie (im Jahre 258) vor dem Beginn der Valerianischen Verfolgung an diesen Ort, der schon ad Catacumbas hieß, um sie vor den Händen der Verfolger und vielleicht auch übereifriger Christen sicherzustellen[1]. Wahrscheinlich baute Papst Damasus eine Kirche über der Gruft, wo die Apostelleiber gelegen hatten, und benannte dieselbe nach ihnen. Die Stelle ihrer Beisetzung war die Mitte des vorderen Teiles der heutigen Basilika zwischen dem Reliquienaltar und dem jetzigen Grabe des hl. Sebastian. Dieser Umstand setzt die Sebastianskirche in eine innige Beziehung zu den Basiliken des hl. Petrus und des hl. Paulus. Einige Jahrzehnte später dann unter Diokletian setzte die hl. Turania Lucina, mütterlicherseits aus kaiserlichem Geschlechte und Witwe des Prokonsuls von Asien Faltonius Pinianus, den Leib des hl. Sebastian hier bei[2], von dem die Kirche seit dem 9. Jahrhundert den Namen trägt[3]. Mehrere Päpste stellten sie her, den barbarischen Umbau aber und ihre jetzige Gestalt erhielt sie durch den Kardinal Scipio Borgheſe unter Paul V. (1612). Das Grab des heiligen Blutzeugen steht links dem Reliquienaltar gegenüber. Die liegende Statue des Heiligen aus weißem Marmor ist nach Bernini gearbeitet. Das ist der zweite Umstand. Der dritte ist, daß hier auch der Märtyrerpapst Fabianus mit manchen andern Märtyrern bestattet ist. Unter der Kirche ziehen sich Katakombengänge hin, und hinter dem Chor führt ein Gang zu einem tiefen, halbrund ausgemauerten Schacht (aus dem 5. Jahrhundert), Platonia genannt, in dem die Gräber des hl. Quirinus und anderer in rundbogigen Vertiefungen der Mauer angebracht sind.

Wie schon bemerkt, befinden sich auch die Katakomben des Prätextatus und Callistus in nächster Nähe. So sind wir hier also auf dem heiligen Boden des unterirdischen christlichen Roms, der Katakomben, des großen Todes- und Siegesfeldes unserer heiligen Kirche. Von der Erdoberfläche verbannt, unwürdig gehalten der Luft und des Lichtes, hat sie sich unter die Erde geflüchtet mit ihren Altären und mit den sterblichen Überresten ihrer verewigten Kinder; in den Katakomben hat sie gebetet, geweint und gehofft; ganze Geschlechter ihrer Kinder hat sie hier in Frieden gebettet; ein Heer von Blutzeugen, die oben vor Richtern und gefüllten

[1] *Allard*, Les dernières persécutions III, 87.

[2] *Allard* l. c. IV, 398.

[3] Grisar, Die römische Sebastianskirche und ihre Apostelgruft, in: Gesch. Roms und der Päpste S. 431 f.

Theatern Christus mutig bekannt, hat sie des Sieges harrend hier beigesetzt. Mit diesem Netz von finstern Gängen, Grabkammern und Altären, das der Ausdehnung des oben herrschenden Roms fast gleichkam, hat sie still und stetig arbeitend und leidend das Heidentum gleichsam untergraben, bis sich endlich die Zeit erfüllte und sie aus dem dunklen Verließ sich erhob, um endgültig die Zügel der Weltherrschaft zu ergreifen, während das heidnische verfolgende Rom besiegt in die Gruben stieg. Welche Erinnerungen stürmen hier an der Stätte des Glaubens, des Hoffens und der unbesiegbaren Liebe unserer heiligen Kirche auf den gläubigen Beter ein, den spätgeborenen, glücklichen Erben ihres heiß erstrittenen Sieges!

Vor allem vereinigen sich die Gedanken auf das Grab des glorreichen Märtyrers, eines der berühmtesten aus der Zahl der Kämpfer Christi, dessen Namen nun die Kirche trägt, des hl. Sebastianus. Der hl. Sebastianus, Befehlshaber der Palastwache oder Inhaber der ersten prätorianischen Kohorte, war ein ebenso guter Soldat der Kirche als des Kaisers. Unter den Abzeichen des weltlichen Kriegsdienstes beschützte und ermunterte er die verfolgten Christen und gewann viele Heiden für den Glauben, was ihm den Titel eines „Verteidigers der Kirche" verdiente. In der Verfolgung Diokletians, die damit begann, das Heer von Christen zu säubern, erlitt er wohl um 303 unter Maximian, der damals sich in Italien befand[1], den bekannten Martertod und wurde, wie bemerkt, an dieser Stelle bei den Leibern der heiligen Apostel beigesetzt. Gleichsam um den Tapfern zu ehren, räumten die Apostel später die Stätte und den Namen der Kirche dem Blutzeugen ein. Auch die Kirche hat es für ihren Vorkämpfer an hohen Ehren nicht fehlen lassen und hat ihn den christlichen Kriegervereinen zum Patron gegeben. Möchte er auch in unserer Zeit der Kirche ein Heer von Verteidigern und Kämpfern, ihm ähnlich, auf den Kampfplatz führen! Die Leiber der heiligen Blutzeugen, die unter dem Altare ruhen, sind ja stets ein mächtiger Aufruf zu Gott und eine dringende Mahnstimme an uns, es an Liebe zu unserem Glauben und zu unserer heiligen Kirche nicht fehlen zu lassen.

Der hl. Sebastian ist auch ein mächtiger Patron in Seuchen und Pestnöten. Das ist ja unter Umständen auch nicht zu verachten. Schon im 7. Jahrhundert und wiederholt später hat sich seine Hilfe glänzend

[1] *Allard* l. c. IV, 131 s.

bewährt. Es giebt aber auch geistige und sittliche Seuchen, und sie fehlen in unserem Jahrhundert wahrhaftig nicht. Unsere Seuche ist die Gleichgültigkeit, unsere Seuche ist Nachlassen an sittlicher Kraft, unsere Seuche ist Menschenfurcht, unsere Seuche ist Unglaube und Irrglaube. In all diesen Gebrechen ist das Leben, das Beispiel und die glorreiche Fürbitte unseres Heiligen ein unversiegbares Mittel der Heilung.

Man kann sich ja dieser Märtyrerkirche nicht nahen, ohne von Liebe zum heiligen Glauben und zu Christus angeweht zu werden. Es ist ein wahres Glaubensfest, das an dieser heiligen Stätte alljährlich begangen wird, wenn in den ersten Frühlingstagen unter der erwachenden Wärme und dem steigenden Glanz der Januarssonne die Campagna zu grünen beginnt, wenn auf allen Wegen festliche Pilger heranziehen, wenn das stille, sonst so verlassene Heiligtum in festlichem Schmuck prangt, wenn Palmen und Buxzweige den Boden und die Gänge bestreuen und ihren würzenden Duft aushauchen und die Hallen und feiernden Grüfte von den Gesängen und Psalmen widerhallen, die schon vor grauen Jahrhunderten die Herzen der unten schlummernden Gläubigen und Heiligen und Blutzeugen erfreuten, tröfteten und zu Gott hoben. Es ist ein wahres Märtyrerfest, der 20. Januar, der Gedächtnistag des hl. Sebastian. Man glaubt sich in die ersten Jahrhunderte des Christentums zurückversetzt, und Glaubensmut und Bekennerfreude durchweht die Seele des Christen.

Möge der Heilige, der das Schwert so mächtig zu führen wußte gegen die Feinde des Reiches, auch das christliche Schwert siegreich wenden, nicht gegen Glaubensbrüder, sondern zur Verteidigung und zum Triumph des heiligen Glaubens gegen äußere Feinde und Bedränger. So einen Triumph sah diese Sebastianskirche im Jahre 1571 am 4. Dezember, als Marc Antonio Colonna, der Anführer des päpstlichen Hilfsheeres im Kampfe gegen den Halbmond, siegreich aus der Seeschlacht von Lepanto heimkehrte[1]. Hier an der Sebastianskirche ordnete sich der glänzende Triumphzug in die ewige Stadt, wie einst die siegreichen Adler des alten Roms dankend und Gelübde entrichtend in den großen Marstempel einzogen, der hier in nächster Nähe am Sebastiansthore stand, und der wahrscheinlich seine zerfallenen Quadern und Säulen zum Bau der Apostel- und Sebastianskirche hergegeben hat.

---

[1] Reumont, Geschichte der Stadt Rom III (2. Aufl.). 563.

St. Paul außerhalb der Mauern.

Wir sind nun auf dem Wege nach St. Paul schon ganz in der Campagna, die, weithin gelagert, die feierliche, majestätische, einzig würdige Umgebung der ewigen Stadt bildet. Zuerst begrüßt uns linker Hand an der Kreuzung unserer Straße mit der Via Ardeatina die Katakombe der Märtyrerfamilie aus dem kaiserlichen Geschlecht der Flavier, der hll. Domitilla, Nereus, Achilleus und Petronilla. Mit frommer, lieblicher Wehmut blickt uns die einfache, eilig aus alten Baustücken hergestellte Basilika mit dem armen Notdach an. Weiterhin schweift das Auge dann bald über die grünen Wellenlinien der Campagna, in deren Vertiefungen stille Herden weiden und auf deren Höhenzügen bald ein verlassener Wachtturm, bald Ruinen von Landhäusern, Tempeln und Grabdenkmälern auftauchen, während fernhin die kunstvollen Bogen der alten Wasserleitungen meilenweit bis an die Berge ziehen, von denen sie ehemals ganze Flüsse in die Stadt führten; bald eröffnet ein Blick durch das eisenvergitterte Thor eines Landguts den Anblick der fernen Stadt, deren düstere, graue Mauern und massenhafte Türme, die sie in kriegerischem Ernst wie mit einem Gürtel von Stein und Erz umpanzerten, auf den Höhen majestätisch dahineilen und nur die Kuppeln der Kirchen und Hochterrassen der Paläste sehen lassen. Mitte Weges erinnert ein traumseliges Kapellchen mit Priesterwohnung und Garten an den hl. Philipp Neri, der so oft in seinem Leben diesen Weg gegangen und in der St. Sebastianskirche Nächte und Nächte im Gebet zugebracht hat. Gleich darauf senkt sich der Weg in eine Hohlgasse durch den Tuffelsen, köstlich überhangen von Baum- und Strauchgrün, bei dessen Ausgang uns über einem malerisch abgestuften, mit Baumgruppen und alten Bauwerken bestandenen Tuffhügel schon der Glockenturm von St. Paul mit seinem Festgeläute begrüßt.

Breit, lang, majestätisch, dem Äußern nach unansehnlich und schmucklos, liegt St. Paul da zwischen der alten Via Ostiensis und dem Tiber. Rechts jenseits des Flusses in der Ebene ziehen die Ausläufer der Janikulushöhe dahin, links steht, eine geschmacklose Verirrung, der Turm der Basilika, und hinter ihm steigt steil der Tuffhügel empor, der mit seinen offenen Grabhöhlen an der Seite und mit dem alten Gemäuer und dem dunklen Steineichenwald auf dem Scheitel einen malerischen Seitengrund bildet, während der Tiber, die Basilika in ruhigem Gang umkreisend, das römische Landschaftsbild majestätisch abrundet und vollendet.

Eingetreten durch die Seitenhalle, erblickt man sich plötzlich mit Staunen in dem ungemessenen, von Licht und Gold durchflossenen Raume des ungeheuern Querschiffes. Vom Haupteingange des Mittelschiffes aus betrachtet, wächst diese Wirkung der Weiträumigkeit beim Anblick der ohne Ende dahinschreitenden Granitsäulen, beim Aufblick zum farbigen, goldstrahlenden Oberhaus mit dem Kranze der großen Papstbilder, bei dem Durchblick in den Säulenwald der doppelten Nebenschiffe und namentlich bei dem Durchblick durch den doppelten Triumphbogen in die weite, hoch geführte Chornische, welche mit ihrem glänzenden Mosaikschmuck das großartige Bild majestätisch abschließt. Ringsum und von allen Seiten begegnet dem Auge nur glänzendes, blitzendes Marmorgestein von allen Farben so daß man über der gleißenden, vornehmen Pracht kaum aufzutreten wagt. St. Paul erweckt in der That die ganze Prachtwirkung der alten Basilika, nur besitzt sie nicht die Weihe des Gebetes und des Altertums. Das allzuhelle Licht, das ungehindert von allen Seiten einströmt, und die auffallenden Spuren des modernen Baugeschmackes, die zu dem furchtbaren Ernst der byzantinischen Mosaikgestalten am ersten Triumphbogen in schneidendem Gegensatz stehen, bewirken weniger kunstharmonisches Genügen, Sammlung und Andacht als Bewunderung und Staunen über all der Pracht und Herrlichkeit des herbeigeschafften Baustoffes. Als eine Basilika ist St. Paul und läßt selbst die Raumempfindung lebhafter aufkommen als St. Peter, weil das Auge an den ohne Ende einsetzenden Säulen Anhaltspunkte und Gradmesser findet, während in St. Peter die Raumentwicklung sich hinter wenigen, machtvollen Pfeilern und in weiten Nebenhallen verliert und erstirbt. Der romanische Klostergang am rechten Querschiff und der noch unvollendete Vorhof gegen den Tiber hin atmen ganz die altromanische traumselige Majestät und die offene, heitere Pracht der modernen Baukunst.

Hier sind wir also am Grabe des Völkerapostels. Ungefähr eine halbe Stunde von hier abseits, in dem feuchten, anmutigen, von hohen Eukalyptusbäumen beschatteten Thale mit der ernsten Basilika und dem Trappistenkloster an der Via Laurentina und an der Quelle der Aqua Salviae, wurde der Apostel enthauptet und hier von der hl. Lucina, einer Apostelschülerin, welche wahrscheinlich die berühmte, von Tacitus erwähnte Grăcina Pomponia ist[1], auf ihrem Gute begraben. Viele Christen suchten

[1] *Allard* l. c. I, 28.

in der Nähe des großen Apostels ihre Grabesruhe, und so entstand in dem Tuffhügel nebenan die Katakombe der Comodilla. Konstantin überbaute das Grab des hl. Paulus mit einer Kirche, die später Theodosius, Honorius und Placidia zu einer großen und herrlichen Basilika erweiterten, die selbst den alten St. Peter an Größe und Weiträumigkeit übertraf. Jahrhundertelang war sie der Stolz Roms und das Ziel unzähliger Pilger, bis sie 1823 zum Entsetzen der Stadt und des ganzen katholischen Erdkreises durch einen unglücklichen Zufall ein Raub der Flammen wurde, aus dem nichts von der alten Herrlichkeit übrig blieb als der Triumphbogen mit den alten Mosaikschildereien. Pius IX. vollendete mit unsäglichem Aufwand den Wiederaufbau der Kirche. Alle christlichen Jahrhunderte sind so in der Verherrlichung des Apostelgrabes vertreten: die alte Zeit in dem Triumphbogen, das Mittelalter im Tabernakel über der Confessio, im Kreuzgang und in der sogen. Märtyrerkapelle und unsere neueste Zeit in dem kostspieligen, königlichen Neubau der Basilika und der Vorhalle.

Hier hat das große, apostolische Herz des hl. Paulus, das im Leben keine Ruhe kannte, endlich Ruhe gefunden; hier hat der apostolische Pilger, dem die Erde zu enge wurde, seinen Wanderstab niedergelegt; hier hat der gewaltige Eroberer des Evangeliums sein Schwert ergeben gesenkt vor dem Tode, weil es außer Rom nichts mehr zu erobern gab. Das Herz des hl. Paulus war wirklich das Herz der Welt. Eine dreifache Liebe hat unentwegt in diesem Herzen geschlagen, die Liebe zum göttlichen Heilande, die Liebe zu den Menschen und die Liebe zur heiligen Kirche. Ausdruck, Inhalt und Übung dieser Liebe zu Christus und zu den Menschen aber war beim hl. Paulus die Liebe zur Kirche. Sie ist das große Geheimnis, das er immer predigt; sie ist ihm die Kreatur, die Fülle, der Leib, die Braut Christi, Christus selbst, der fortlebende, fortwirkende, fortleidende und forttriumphierende Christus in der Welt, die Säule und Grundfeste der Wahrheit.

So begreift sich sein unermüdlicher Eifer, seine Arbeitslust und Opferfreudigkeit für die Verteidigung, Verbreitung und Erhöhung der heiligen Kirche. Dieses Herz kannte nur eine Freude, ein Leid, einen Ehrgeiz und eine Furcht, das war der Fortschritt und die Schädigung der Kirche, des Reiches Gottes hienieden. Dieses Herz haßte nur die Unwahrheit, die Lüge, die Selbstsucht und die Halbheit für die Sache Gottes und der Kirche. So kann man sich diesem apostolischen Grabe nicht nähern, ohne von dieser apostolischen Liebe angehaucht zu werden. Längst gestorben,

spricht es noch durch sein Beispiel, durch seine liebeglühenden Schriften und sein glorreiches Fürbitten bei Gott.

Während wir am Grabe des hl. Paulus so ernsten Gedanken obliegen, dringen aus dem Chore, getragen von dem mächtigen Schall der Orgel und der Glocken, belebt und beflügelt durch die Osterfreude, die liturgischen Gesänge der Söhne des hl. Benedikt durch die gewaltigen Räume der Basilika heran und lassen unser um Gnade und Erbarmen ringendes Flehen für die Nöten der Kirche gleichsam schon in den Triumphgesang ihres einstigen, sichern Sieges ausklingen. Der Sieg Christi über Welt und Hölle und Tod ist der Sieg der Kirche selbst. Et unam sanctam catholicam et apostolicam Ecclesiam — wie zuversichtlich, wie kräftig, wie durchdringend und erhebend klingen diese Worte aus und wieder in dem katholischen Herzen am Grabe eines hl. Paulus! Sie seien unser letztes Wort und die bleibende Erinnerung aus unserer Pilgerfahrt — die Liebe zur Kirche.

Wir haben gewiß viele und dringende persönliche Anliegen. Keines aber darf uns wichtiger und dringender sein als die Sorge um die Kirche. Was nützte uns alles persönliche, selbst geistliche Genügen und Gewinnen, wenn die Kirche, das Vaterhaus, in dem wir leben, Gefahr liefe und Schädigung erlitte? Wir steigen und fallen in der Kirche und mit der Kirche. Niemand ist entschuldigt durch seine Wenigkeit von diesem Gebetszehnten für die Kirche. „Wir vermögen nichts gegen die Wahrheit, alles für die Wahrheit." Die Kirche aber ist die Wahrheit. Von diesem Gedanken erfaßt war der hl. Ignatius von Loyola, der hier am Grabe des Weltapostels in der Kapelle linker Hand an der großen Chornische mit seinen Gefährten die ersten Gelübde ablegte und damit seinen Weltorden gründete zur Verteidigung und Ausbreitung der Kirche. Das war eine würdige Votivgabe am Grabe des hl. Paulus. Ja selbst manch heiliger Frauen Erinnerung und Andenken begegnete uns auf unserer Kirchenfahrt, so einer hl. Cyriaka, einer hl. Helena und zweier hll. Lucina! Sie waren schwache, gebrechliche Werkzeuge und dienten dem Reiche Christi bloß als Todtenbestatterinnen und Handlangerinnen. Und siehe! ihr Name, ihr stilles, demütiges Wirken ist glorreich verflochten mit der Geschichte unserer heiligen Kirche, ihr Werk ist geblieben und steht noch glorreich vor uns. Alles ist unsterblich und groß, was die Kirche berührt, jede Gunst, jeder Dienst, jede Liebesregung, jedes Gebet! Alles macht Weltgeschichte im weitesten Sinne des Wortes.

III.

Das ist die Kirchenfahrt in Rom, der Weg zu den sieben Kirchen.

Er ist ein stiller, einsamer Weg. Er liegt weit ab von den Straßen der Welt; er wird von ihr wenig begangen. Nur halbwegs und widerwillig geht sie mit bis zu den ernsten Cypressen von S. Lorenzo. Dort endet alle ihre Herrlichkeit und Freude unter einem Grabstein. Unser Weg führt auch zu Gräbern, aber dann weiter über sie hinaus. Der alte Weg des Todes wird ein Weg des Lebens, eine wirkliche Nova via!

Er ist ein heiliger Weg, begangen zu allen Zeiten von unzählig vielen ernsten, reinen und heiligen Seelen. Wer mag es wissen, wie viele heilige Gedanken, Anmutungen und Aufflüge zu Gott und zum Himmel hier die Herzen gewonnen; wie viele Gnadenpfänder hier Gott in den Seelen niedergelegt, die später aufgingen zum unberechenbaren Segen für die Kirche und für die Welt; wie viel Erdenstaub hier abgeschüttelt und wie viel Reinheit und Heiligkeit hier gewonnen wurde! Was die Milchstraße am nächtlichen Himmel, das ist unter den Großstraßen der ewigen Stadt der Weg zu den sieben Kirchen. Er ist eine heilige und heiligende Straße, eine wahre Sacra via!

Er ist endlich ein gedankenvoller Weg, gesäumt mit den ehrwürdigsten christlichen Erinnerungen, fruchtbar an den tiefsinnigsten Wahrheiten, ein wahres Sinnbild Roms und seiner Bedeutung. Er beginnt mit dem Grabe des ersten Papstes und endet mit der Ruhestätte des größten unter den Aposteln. Dazwischen geht die Fahrt an der Krippe und am Kreuze des Erlösers vorbei von Grabkirche zu Grabkirche. Aber diese Gräber sind Trophäen des Lebens, des Sieges und des Triumphes.

Also Tod und Leben, ja Leben aus dem Tode, das ist auch die Bedeutung Roms, der Verlauf des Reiches Christi, ja der Inhalt des menschlichen Daseins. Die erste Gestalt der christlichen Kirche im alten heidnischen Rom war die einer Grabkirche, die Katakomben, ein unermeßliches Beinhaus, eine ganze Totenstadt, voll blutiger und verstümmelter Leichen. Aus diesem Grabe aber feierte das Christentum, nachdem seine Leidenszeit vorüber war, seine Auferstehung, und in dem Maße, wie das Christentum sich erhob, sank das Heidentum in das unterirdische Grab, welches das Christentum ihm bereitet hatte, und auf den Trümmern der heidnischen Welt erhoben sich die majestätischen Denkkirchen der heiligen Blutzeugen, die, in nächtlicher Stille drunten zu Grabe gebracht, geschlummert hatten und, nun erwacht, ringsum das Leben und den Segen des auferstandenen

Christentums spendeten. Darin ist Rom seiner vorbildlichen, prophetischen Schwester, dem heiligen Jerusalem, ähnlich. Dort ist auch ein Grab gebettet worden in der Stille und Dunkelheit eines Abends nach einem schrecklichen Tage, und dieses Grab hat die sinkenden Trümmer der geschleiften alten Priesterstadt überdauert und überbaut und hat aus der Trophäe des Todes ein Denkmal des Lebens, ja das Grab des Grabes gemacht. So ergreift und erobert das Leben wunderbarerweise stets diese Erde durch die Hand des Todes.

Schließen wir mit den schönen Worten Görres': „Gewiß ist es einer der erhabensten Gedanken, den uns die Geschichte der Menschheit darbietet, wenn wir uns den wunderbaren Sieg vergegenwärtigen, den im Umfange dieser Mauern (Roms) die göttliche Idee durch die bloße Kraft der Überzeugung, unter dem Beistande der Gnade Gottes, wehr- und waffenlos, über die äußere Macht der Welt und alle ihre verführerische Herrlichkeit errang; wunderbar wie das Christentum selbst, so ist auch seine Geschichte in Rom, wenn wir dem Gange dieser seiner Entwicklung und Ausbreitung folgen, wie ihm anfänglich jene engen Modergrüfte mit ihren blutigen Leichen, bei denen ein Häuflein Verfolgter, tief unter der Erde, gebetet und geweint, zur Zufluchtsstätte und zur ersten Kirche dienten, und wie dann diese arme, verfolgte Grabkirche sich im Laufe der Jahrhunderte erweitert und erhoben und höher und höher gestiegen, bis sie zuletzt in dem Riesenbau von St. Peter in aller Pracht sich entfaltete und das Genie Michel Angelos sie mit seiner himmelanstrebenden Kuppel, einem der kühnsten Werke menschlicher Architektur, krönte, von deren höchster Spitze nun, im Lichte der Sonne strahlend, das Kreuz auf die priesterliche Stadt herniederschaut.

„Unter eben dieser Kuppel und dem Grabe zur Seite, in welchem der Apostel ruht, den der Herr zu seinem Felsen erwählte, auf den er seine Kirche baute, am Rande von St. Peters Grab, erhebt sich dann die Cathedra Sancti Petri, der heilige Stuhl für seinen Stellvertreter, für das sichtbare Haupt seiner allgemeinen, die Menschheit umfassenden Kirche, wie er selbst, der Gottmensch, sakramentalisch auf dem Grabaltare seines Jüngers thront, dem er die Schlüsselgewalt übertragen.

„So sind also St. Peter wie St. Paul und wie alle alten Kirchen Roms im wahren Sinne des Wortes heilige Grabkirchen, und dieser Ursprung unserer christlichen Kirchen aus den Gräbern der Märtyrer und Heiligen als den geweihten Opferstätten des unblutigen Opfers dessen, den die dort Begrabenen bezeugt, war von entscheidendem Einfluß auf die ganze

irchliche Architektur, wovon die Krypten und unterirdischen Kapellen so ieler unserer ältesten Kirchen noch immer Zeugnis ablegen. In gewissem Sinne kann man daher nicht nur die Architektur, sondern die gesamte hristliche Kunst, wie sie in allen ihren Formen der Verherrlichung des ewigen, des Göttlichen, in seinem Heiligtume diente, eine heilige Grabblume der Märtyrer und Christi, ihres Königs, nennen. . . . Wie manche mächtige Stadt verdankt dem Grabe eines Heiligen ihren Ursprung und hren Stolz, das heilige Denkmal, das sie in ihrer Mitte bewahrt! Darum chien auch im Mittelalter die Bedeutung von Rom selbst in seinen beiden eiligsten Gräbern befaßt; denn ad limina Sanctorum apostolorum Petri et Pauli zogen unsere deutschen Könige, um dort, wo die alten äsaren gethront, die heilige Weihe ihrer kaiserlichen Würde zu empfangen.

Aber eben weil in diesem Rom das Heidentum seinen vorzüglichsten Sitz gehabt, weil es dort mit kaiserlicher Macht in seinem höchsten Glanze eherrscht, eben darum war auch der Kampf, den das Christentum mit hm zu streiten hatte, hier der heißeste; darum wurde hier die Erde von em Blute der Märtyrer am rötesten, und weil sie daher auch die meisten eiligen Gräber in ihrem Schoße beschließt, eben darum wurde sie würdig efunden, daß der heilige Stuhl des obersten Hirten in ihrer Mitte sich rhebe, und daß sie zwischen den Trophäen des besiegten Heidentums, wischen umgestürzten Tempeln . . . jene Metropole der christlichen Welt, ie Kirche von S. Giovanni in Laterano, in sich befasse, die dem Fremdling hre Würde weithin mit großer Metallschrift in der Aufschrift verkündet: Mater et Caput omnium Ecclesiarum urbis et orbis.“ [1]

So ist also der Weg der sieben heiligen Kirchen in Rom nicht bloß ine Via sacra, sondern auch im glorreichsten Sinne eine wahre Via riumphalis!

[1] Historisch-polit. Blätter XI, 1 f.: Jerusalem und Rom.

M. Meschler S. J.

Der bibliſche Hyſſop.

Wenn wir uns in der bibliſchen Pflanzenwelt des heiligen Landes etwas umſehen und auf der Suche nach ſo manch ſchönen Blumen der Heiligen Schrift die Hügel und Thäler, die Felder und Fluren durchſtreifen können wir uns nicht ſelten, namentlich an alten Mauern und auf felſigen Plätzen, an dem angenehmen Dufte einer ziemlich hohen Pflanze mit rötlich weißen Blüten erquicken, deren Geſtalt uns an manche traute Bekannte aus der Heimat erinnert. Es iſt eine Schweſter unſeres Doſten und Majoran und Wohlgemut und nennt ſich *Origanum Maru* Linné, mit arabiſchem Namen *za'tar*. Wie unſere heimiſchen Doſten gehört auch dieſes Kind des Orients zur Familie der Lippenblütler *(Labiatae)*, erreicht aber eine Höhe von gut einem Meter und darüber. In ſeinem unteren Teile iſt er holzig und ſtrauchartig; ſeine Stengel und Zweige ſind ſtark und gerade gewachſen. Aus ſeinen Blüten und Blättern bereiten die Orientalen ein aromatiſches Pulver, das als Gewürz in hohem Anſehen ſteht [1].

Für uns gründet ſich aber das Anſehen dieſer Pflanze auf etwas anderes. Sie kann nämlich mit großer Wahrſcheinlichkeit als der wahre und eigentliche Hyſſop der Bibel betrachtet werden. Sie verdient es daher wohl, daß wir ihr eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken und einige Augenblicke bei ihr verweilen.

Der Gebrauch des Hyſſop wird in der Heiligen Schrift zuerſt in der Vorſchrift über die Feier des Oſterlammes erwähnt (2 Moſ. 12, 22) „Tauchet Hyſſopſtengel in das Blut, und ſprenget damit an die Oberſchwelle und die beiden Pfoſten der Thüre.“ In ähnlicher Weiſe wird der verſchiedenen Reinigungsgeſetzen vorgeſchrieben, daß ein Büſchel von Hyſſop (4 Moſ. 19, 18) oder von Hyſſop und Zedernholz mit roter Wolle (3 Moſ. 14, 4. 6. 49. 51. 52. 4 Moſ. 19, 6. Hebr. 9, 19) zum Sprengen mit dem Opferblut und dem Reinigungswaſſer gebraucht werde. Dieſes Zedernholz, deſſen Verwendung bei häufig vorkommenden Reinigungen der Israeliten auf dem Wüſtenzug vorgeſchrieben wurde, dürfte nebenbei

[1] *Edm. Boissier*, Flora orientalis IV, 553. *G. E. Post*, Flora of Syria Palestine and Sinai (Beirut 1896) p. 617.

nerkt wohl nicht das Holz der nur auf dem Libanon und den nördlichen Bergen wachſenden eigentlichen Zeder ſein, wie die meiſten Erklärer annehmen; vielmehr iſt wohl eher an eine Wacholderart (z. B. *Iuniperus phoenicea* Linné, *I. lycia* L.) zu denken, die auch von alten Profanſchriftſtellern als Zeder bezeichnet wird und noch heute am Rand der Wüſte im Wādī Arabā vorkommt [1].

Mit Bezug auf jene Geſetzesvorſchrift ſagt auch der Pſalmiſt im Miserere: Asperges me hyssopo, et mundabor (Ps. 50, 9). Indem die heilige Kirche dieſen Pſalm Miserere ſo oft in ihren Gebeten und Geſängen verwendet und namentlich das Asperges me hyssopo jeden Sonntag vor dem feierlichen Gottesdienſt wiederholen läßt, hat ſie den Hyſſop zu einer der am häufigſten genannten bibliſchen Pflanzen gemacht. Man hat wohl bei dieſem Asperges me hyssopo des Pſalmiſten an eine Miſchung des aromatiſchen Hyſſoppulvers mit Waſſer gedacht, wie die Orientalen gerne ein wohlriechendes Waſſer zum Beſprengen brauchen. Aber mit Rückſicht auf die geſetzlichen Reinigungsvorſchriften liegt es wohl näher, nach der gewöhnlichen Erklärung die Worte von einem Hyſſopbüſchel zu verſtehen, mit welchem das Blut und das Reinigungswaſſer ausgeſprengt wurden.

Außer an dieſen Stellen iſt nur noch zweimal vom Hyſſop in der heiligen Schrift die Rede. Im Lobe der Weisheit Salomons heißt es: „Und er wußte zu reden über die Bäume, von der Zeder auf dem Libanon bis zum Hyſſop, der an der Mauer wächſt“ (3 Kön. 4, 33). Der Libanonzeder als dem mächtigſten und größten Baume wird der Hyſſop als eines der geringſten Gewächſe gegenübergeſtellt, das wie Unkraut auf alten Mauern überall zu finden iſt. Doch wird auch dieſe Pflanze noch zu den Hölzern (hebräiſch *hā ēsīm*) gerechnet, unter denen man nach dem ſonſtigen Gebrauch des Wortes nicht einfachhin jedes gewöhnliche Kraut verſtehen kann.

Außerdem nennt der hl. Johannes den Hyſſop bei der Kreuzigung unſeres Herrn, indem er ſagt, die Soldaten hätten den mit Eſſig gefüllten Schwamm um einen Hyſſop gelegt (hyssopo circumponentes, ὑσσώπῳ

[1] *Theophr.*, Hist. pl. III, 12, 3. *Dioscurid.*, Mat. med. I, 105; V, 45 sq. *Plin.* XIII, 5, 11 u. a. *Boissier*, Flora orient. V, 710. *Post*, Flora p. 749 und bei *J. Hastings*, Dictionary of the Bible I, 364 a. — Der ſtrauchartige *Iuniperus oxycedrus L.*, den H. B. Triſtram, J. Smith, E. Levesque u. a. vorſchlagen, kommt weniger in Betracht, da er im ſüdlichen Paläſtina und in der Wüſte nicht wächſt.

περιθέντες) und ihn ſo dem Munde des Gekreuzigten zur Labung da
geboten (Joh. 19, 29). Die andern Evangeliſten ſagen nur, der Schwam
ſei um ein Rohr oder einen rohrartigen Pflanzenſtengel gelegt word
(περιθεὶς καλάμῳ), ohne daß ſie die Art der Pflanze näher beſtimm
(Matth. 27, 48. Mark. 15, 36). Unter dem „Rohr“ braucht man dat
aber keineswegs an das Schilfrohr zu denken, da κάλαμος und *calamu*
ebenſo wie das hebräiſche *qāneh*, auch von jedem größeren, gerade g
wachſenen Stengel einer Pflanze gebraucht werden kann. Es iſt ſo g
nicht nötig, einen Widerſpruch in dieſen Angaben der Evangeliſten zu ſeh
und man braucht auch nicht erſt „zu lernen, auf derartige Harmoniſieru
von Einzelheiten der evangeliſchen Überlieferung zu verzichten“, und m
noch „die Frage, welche der beiden Angaben als die genauere do
zuziehen ſei“, in Erwägung zu ziehen[1]. Mag man dabei auch noch ſo ſch
dem „gebildeten Bibelleſer“ auseinanderſetzen, wie der „Yſop der ſinnig
Betrachtungsweiſe des Johannes ganz entſpreche“, es wird dadurch d
Unrecht gegen Gottes Wort nicht wieder gutgemacht, deſſen Angaben m
als ungenau in ſolchen Einzelheiten hinſtellt. Aber die vollſte Harmo
der evangeliſchen Berichte, ohne irgendwelche künſtliche „Harmoniſierung
ergiebt ſich von ſelbſt, ſobald man nur etwas beſſer als die gelehr
Herausgeber des Bibellexikons ſich in der Litteratur über den „Yſo
und in der Flora des heiligen Landes umgeſehen hat und weiß, daß ni
bloß „lauter kleine, ein /sic!/ Fuß oder etwas darüber hohe Lippenblum
kräuter“ in Betracht kommen[2]. Drum „das Wort ſie ſollen's laſſen ſtahn

Die Frage nach der Art dieſes bibliſchen Hyſſop hat ſchon längſt i
jedem Bibellexikon die alten und neuen Schriftausleger viel beſchäfti
Zwar hatten die alten Überſetzungen ziemlich übereinſtimmend das hebräi
ēzōb mit ὕσσωπος, *hyssopus* erklärt; weil aber dieſes Wort im Gru
nur eine Herübernahme des hebräiſchen Ausdruckes war, ſo blieb die
der Pflanze ebenſo unbeſtimmt wie zuvor, zumal nach der Meinung man
der griechiſche und lateiniſche Name als Bezeichnung einer Reihe ähnli
Pflanzen verwendet wurde. Bei der mangelhaften Kenntnis der ori
taliſchen Flora kamen daher die verſchiedenſten Kandidaten für den P
des Hyſſop in Vorſchlag; der große Celſius zählt deren ſchon 18 auf, u
es ließe ſich dieſe Zahl aus den neueren Schriften noch vermehren.

[1] Riehm-Baethgen, Handwörterbuch des bibliſchen Altertums für
bildete Bibelleſer II (2. Aufl., Bielefeld und Leipzig 1894), 1801.

[2] Ebd. S. 1800.

alle dieſe verſchiedenen Meinungen hier einzugehen würde zu weit führen; es möge genügen, auf einige Schriften und Abhandlungen über den bibliſchen Hyſſop zu verweiſen[1].

Im allgemeinen laſſen ſich die verſchiedenen Anſichten in drei Gruppen vereinigen: einige halten an dem von Linné *Hyssopus officinalis* genannten Kräutchen als „beſonders in Betracht kommend" feſt oder nehmen ſtatt ſeiner den weniger bekannten *Hyssopus orientalis* Adams (Celſius, Cultrera, Kinzler u. a.); andere geben dieſe Gattung nebſt ihrer ganzen Sippſchaft völlig auf und ſuchen ſich die verſchiedenſten ſonſtigen Pflänzchen als bibliſchen Hyſſop aus: *Capparis spinosa* L., *Phytolacca decandra* L., *Parietaria officinalis* L., *Sorghum vulgare* Persoon etc. (Triſtram, Hamilton, J. Smith, Balfour u. a.); eine dritte Klaſſe läßt zwar den Linnéſchen *Hyssopus* und ſeine Arten fallen, giebt aber manchen ſeiner Verwandten aus der Familie der Lippenblütler *(Labiatae)* Namen und Platz des bibliſchen Hyſſop, insbeſondere den verſchiedenen Spezies der Gattungen *Thymus, Thymbra, Micromeria, Satureia, Origanum.* Zur letzten Klaſſe gehören die meiſten neueren Erklärer.

Wenn wir dieſe letztere Anſicht mit Blaſius Caryophilus, Roſenmüller, Jullien, Groſer, Poſt, ſowie mit manchen älteren Rabbinern und andern auf die eine Gattung *Origanum* beſchränken und von dieſer die eingangs beſchriebene Art *Origanum Maru* Linné als

---

[1] *Cl. Saumaise*, De hyssopo in cruce Christi, epistolae tres ad Thomam Bartholinum (Lugduni Batavorum 1646); Responsio in quaestionem Reverovicii de hyssopo Evangelii (Roterodami 1654). *Sam. Bochart*, Hierozoicon I, 587—593, ed. *Rosenmüller* I, 670—678. *Ov. Montalbanus*, Dell' Issopo di Salomone (Bologna 1671). *J. H. Ursinus*, Arboreti biblici Continuatio (Norimbergae 1699) p. 126—128. *Blas. Caryophilus (Garofalo)*, Dissertationum miscellanearum pars I (Romae 1718), p. 177—256. *M. Hiller*, Hierophyticon II (Trajecti ad Rhenum 1725), 41—46. *O. Celsius*, Hierobotanicon I (Upsalae 1747), 407—448. *G. S. Volta*, Lettera sull' Isopo, in Opusculi scelti V, 397—408. *W. Gesenius*, Thesaurus linguae hebr. p. 57 sq. E. F. K. Roſenmüller, Handbuch der bibl. Altertumskunde IV, 1, 108—111. *C. Sprengel*, Commentar. in Dioscurid. III, 27. *P. Cultrera*, Flora biblica (Palermo 1861) p. 173—177. *F. Hamilton*, La Botanique de la Bible (Nice 1871) p. 161 s. A. Kinzler, Bibliſche Naturgeſchichte (9. Aufl., Calw und Stuttgart 1884) S. 215 f. *H. B. Tristram*, Natural History of the Bible (8. ed., London 1889) p. 455—458. *J. Smith*, Bible Plants and their History p. 214—220. *J. H. Balfour*, The Plants of the Bible (2. ed., London 1885) p. 44—47. *W. H. Groser*, The Trees and Plants mentioned in the Bible (London 1895) p. 179—182. J. Löw, Aramäiſche Pflanzennamen (Leipzig 1881) Nr. 93. 193. 270; vgl. S. 41. 415. 426. 428 u. a.

zunächſt in Betracht kommend bezeichnen, dürfen wir wohl für dieſ Meinung die größere Wahrſcheinlichkeit in Anſpruch nehmen. Dabei wär insbeſondere für die Israeliten in der Wüſte die Varietät *Origanum Maru* L., var. *sinaicum* Boissier zu berückſichtigen, die beſonders a Sinai und in den benachbarten Thälern ſehr häufig iſt [1].

Gegen den *Hyssopus officinalis* Linnés und ſeine nächſten Ver wandten iſt der eine Grund entſcheidend, daß dieſe Gattung nirgendw im ganzen Gebiet vom Sinai bis zum Taurus vorkommt und daher fü die Stellen der Heiligen Schrift ſich nicht eignet, die nur auf eine in Lande einheimiſche Pflanze paſſen. Es wäre eine ganz willkürliche An nahme, wenn man dieſen Hyſſopus als früher vielleicht beim Sinai un in Paläſtina vorhanden vorausſetzen wollte.

Gegen die Kandidaten der zweiten Klaſſe läßt ſich vor allem geltend machen, daß ſie unter dem griechiſchen und lateiniſchen Namen ὕσσωπο und *hyssopus* von den Alten nicht mit einbegriffen wurden; denn ma man auch über die genaue Begriffsbeſtimmung dieſes Namens ſich nicht einig ſein, ſo geht doch aus der Beſchreibung der Alten zur Genüge hervor daß ſich derſelbe auf eine Pflanze aus der Familie der *Labiatae*, un zwar aus der Sippe der *Satureineae* beziehe [2].

Außerdem läßt ſich gegen alle dieſe vorgeſchlagenen Pflanzen mit Rech betonen, daß ſie keinen Stengel haben, der den Namen κάλαμος, calamu verdiente, und der zum Darreichen des mit Eſſig gefüllten Schwammes ge eignet wäre; nur beim Sorghum würde dieſer Grund wegfallen, das abe niemals den Namen hyssopus getragen hat. Mag daher auch z. B. für den ſchönen Kapperſtrauch (*Capparis spinosa* L.) geltend gemacht werden, daß er heute bei den Arabern *asaf* heiße, und daß er gerne auf Mauern und Felſen wachſe, ſo genügt dies doch noch lange nicht, um ihn gleich zum bibliſchen Hyſſop zu machen. Zum Hinreichen des Eſſigſchwammes ſind ſein ſchwanken, herabhängenden Zweige ganz unbrauchbar, und zur Beſchreibung des ὕσσωπος bei den Alten paßt er gar nicht. Wo aber derſelbe Name in allen bibliſchen Stellen gebraucht wird, den der hl. Paulus ausdrücklich als ὕσσωπος erklärt (Hebr. 9, 19), da wird es ohne triftigen Grund nich geſtattet ſein, ganz verſchiedene Pflanzen dafür in Vorſchlag zu bringen.

---

[1] *M. Jullien*, Sinaï et Syrie. Souvenirs bibliques et chrétiens (Lille 1893 p. 150 s. *G. E. Post*, Flora of Syria p. 617.

[2] Vgl. *Columella* VII, 5, 22; XII, 35 sq. *Dioscurid.*, Mat. med. III, 2 al. 30; V, 50. *Plin.* XXV, 11, 136; XXVI, 4, 23 u. a.

Gegen eines der erwähnten Gewächſe, *Phytolacca decandra* L., muß noch insbeſondere hervorgehoben werden, daß es erſt in den letzten Jahrhunderten aus Amerika eingewandert iſt[1]. Die Flora dieſes noch unentdeckten Landes entzog ſich aber wahrſcheinlich ſelbſt der Kenntnis des weiſen Salomon.

Hinſichtlich der verſchiedenen Bewerber aus der dritten Gruppe ließe ſich die Schwierigkeit wegen des Namens nicht ſo ſehr drängen; denn zur Not könnte ihnen dieſer Name wohl zugeſtanden werden. Aber all dieſe niedrigen, kriechenden Kräuter erſcheinen doch für die Rolle des Hyſſop im Evangelium ganz unbrauchbar. Man hat zwar verſchiedene Erklärungen ſich zurechtgelegt, um auch mit einem ſolchen niedrigen Hyſſopbüſchel fertig zu werden. Einige laſſen dieſem Hyſſop zulieb das Kreuz ganz niedrig ſein, ſo daß der Soldat auch mit dem Büſchel in der Hand den Mund des Gekreuzigten erreichen konnte. Man darf aber dann wohl mit Recht fragen, wozu denn überhaupt der Hyſſopbüſchel dienen ſollte, da dann der Soldat ohne große Mühe auch mit der Hand den Schwamm hätte hinreichen können; mit dem kriechenden Kraut konnte er nicht um einen Zoll den Schwamm näher hinhalten. Um den Eſſig bitterer zu machen oder um durch den aromatiſchen Geruch die Leiden zu mildern, dazu war ſo ein Büſchel, um welches herum der Schwamm befeſtigt wurde (*περιθέντες*, *circumponentes*), wenig geeignet. Man verſteht auch bei einem ſolchen Kraut ganz und gar nicht, worauf ſich das Rohr (*κάλαμος*) bei Matthäus und Markus beziehen ſoll.

Freilich haben andere auch dafür ſich eine Erklärung zurechtgelegt. Sie denken ſich den Vorgang ſo, daß der Soldat ſich erſt ein Rohr geſucht, dann oben auf dieſes Rohr einen Hyſſopbüſchel befeſtigt und auf dieſes endlich den Eſſigſchwamm gelegt habe. Aber auch hier macht das Herumlegen des Schwammes um den Hyſſopbüſchel Schwierigkeit. Außerdem erſcheint der ganze Vorgang nach dieſer Auffaſſung etwas gar verwickelt, und die Erklärung ſelbſt ſcheint nur dem Bedürfnis künſtlicher „Harmoniſierung“ entſprungen zu ſein.

Gegenüber all dieſen Bewerbern kann unſer orientaliſcher Doſten ganz wohlgemut ſeine Anſprüche auf die Ehre des bibliſchen Hyſſop geltend machen.

Das erſte Erfordernis für dieſen Platz iſt das Indigenat im Lande; nach allen Stellen der Heiligen Schrift muß der Hyſſop eine beim Sinai,

[1] *Boissier*, Flora orient. IV, 895.

in der Wüſte, bei Jeruſalem und ſonſt im heiligen Lande einhei
Pflanze ſein. Dieſe erſte Bedingung erfüllt unſer Majoran in
kommenſter Weiſe. Am Sinai finden wir überall die ſchöne Va
Origanum Maru L., var. *sinaicum* Boissier; der Typus ſelbſt,
ganum Maru, iſt im ganzen Gebiet vom Taurus bis zum Sinai ü
verbreitet, ſo daß er das Prädikat *common throughout* verdient[1].

Als beſondere Eigentümlichkeit wird vom Hyſſop hervorgehoben,
er gerne auf Mauern wächſt (3 Kön. 4, 33). Gerade dieſen Sta
wählt ſich aber unſer Doſten mit Vorliebe. Wo immer auf den Maue
Weinbergs- und Garten-Terraſſen oder auf ähnlichem felſigen Grund
etwas gute Erde angeſammelt hat, wird leicht ein von Wind und
oder auch von Vögeln und Inſekten ausgeſtreutes Samenkorn des
ganum Maru Wurzel faſſen und mit ſeinen wolligen weißen Ährchen
würzigen Duft verbreiten. Selbſt der ſtreng und exakt forſchende
niker kann den Standort dieſes Gewächſes nicht beſſer kennzeichne
mit den Worten: *Terrace walls and rocks*[2], „Der Hyſſop, der a
Mauer wächſt."

Wir müſſen weiterhin von dem echten *ēzōb* fordern, daß ihn
Name ὕσσωπος nach dem zur Zeit des hl. Paulus üblichen S
gebrauch zukomme. Wir ſind zu dieſer Forderung berechtigt nicht
durch das Anſehen der alten Überſetzungen, die *ēzōb* als ὕσσωπο
klären, ſondern vor allem durch die Autorität des Völkerapoſtels
Denn mag er auch in ſeiner Wiedergabe der moſaiſchen Geſetzesvor
zur Wahl des Ausdruckes ὕσσωπος durch die alte Überſetzung der Sie
veranlaßt worden ſein, er konnte ſich dieſes Wortes nicht bedienen,
ēzōb nicht eine zu ſeiner Zeit mit ὕσσωπος bezeichnete Pflanze ge
wäre. Wie ſchon geſagt, war aber ὕσσωπος und *hyssopus*, na
Beſchreibung der zur Zeit des hl. Paulus lebenden naturgeſchich
Autoren, aller Wahrſcheinlichkeit nach der Name einer Pflanze, di
heutigen Familie der *Labiatae* und zur Gruppe der *Satureineae* g
Aus dieſer Sippe verdient aber den Namen am allermeiſten die Ga
Origanum. Daß Altmeiſter Linné nicht dieſe, ſondern eine dem he
Lande fremde Pflanze *Hyssopus* genannt hat, kann an dem alten S
gebrauch nicht das Mindeſte ändern.

---

[1] *Post* l. c. p. 617. *Boissier*, Flora orient. IV, 553.
[2] *Post* l. c.

Unter allen Arten der Gattung Wohlgemut iſt aber Origanum Maru aus vielen Gründen für alle Stellen der Heiligen Schrift weitaus die geeignetſte. Für den geſetzlichen Gebrauch als Sprengwedel bei Opfern und Reinigungen ſind die ſteifen, etwas holzigen, mit Härchen und Wolle bedeckten Zweige ganz wie geſchaffen. Sie bilden nicht nur gute, krauſe Büſchel, wie die Zweige mancher andern Pflanzen, ſondern können auch mit ihrem haarig-wolligen Kleid das Waſſer und Blut gut aufſaugen und beim Sprengen verteilen; dazu war ein ſolches Büſchel von Majoranzweigen ſowohl in der Gegend, wo das Geſetz gegeben wurde, als auch überall, wo das Geſetz beobachtet werden mußte, leicht zur Hand.

Wie bei dieſem Sprengwedel Zedernholz mit dem Hyſſopbüſchel verbunden wurde, ſo ſehen wir auch im Lob der Weisheit Salomons wieder Zedern und Hyſſop vereint genannt. Als ganz gewöhnliches Unkraut, das überall auf alten Mauern und Felſen zu finden iſt, wird das Origanum Maru ganz paſſend der edeln und ſeltenen Zeder gegenübergeſtellt; als teilweiſe holziges, ſtrauchartiges Gewächs kann es aber auch mit der Zeder unter dem allgemeinen Namen *ēsīm*, Gehölz, mit einbegriffen werden.

Für den Bericht der heiligen Evangeliſten erweiſt ſich dieſe Pflanze gleichfalls als ganz vorzüglich geeignet. Sie hat zunächſt einen ſtarken, drei bis vier Fuß hohen Stengel, den man ganz mit Recht als „Rohr“ bezeichnen kann. Er war auch lang genug, um zum Kreuz hinaufzureichen, ohne daß wir dieſes uns außergewöhnlich niedrig zu denken brauchen. Zugleich war er hinreichend ſtark und kräftig, um den mit Eſſig gefüllten Schwamm zu tragen. Die Soldaten brauchten bloß einen der in der Nähe wachſenden Sträucher auszuziehen und die oberſten kleinen Blütenährchen abzubrechen. Sie hatten dann einen ſtarken, genügend langen Rohrſtengel, an deſſen oberem Ende ſie den Schwamm um die kleinen Äſtchen leicht und ſicher befeſtigen konnten. Ohne jede künſtliche Harmoniſierung begreifen wir dann von ſelbſt, wie alle drei Evangeliſten ſagen, der Schwamm ſei um den Stengel befeſtigt worden, und die hll. Matthäus und Markus dieſen Stengel *κάλαμος* nennen, der hl. Johannes ihn aber als *ὕσσωπος* bezeichnet.

Es liegt daher gar kein Grund vor, dieſem einen Namen, der dem *ēzōb* vom hl. Paulus gleichgeſetzt wird, für die verſchiedenen Stellen der Heiligen Schrift verſchiedene Pflanzen beizulegen. Wenn ſich ein Hyſſop findet, der dieſen Namen verdient und für alle Stellen der Bibel ganz gut ſich eignet, ſo wäre erſt noch zu beweiſen, daß in einigen Texten andere

Gewächſe gemeint ſeien, die ſicher nicht für alle in der Schrift erwähnten Fälle paſſen. Ein ſolcher Hyſſop aber iſt das *Origanum Maru* L., und der Beweis für eine andere Pflanze iſt bisher nicht erbracht. Wir dürfen daher dieſe Art des Majoran mit Recht als bibliſchen Hyſſop betrachten [1].

Für uns hat dieſe Erklärung des Hyſſop noch den Vorzug, daß wir wenigſtens nahe verwandte Arten jenes Doſten (*Origanum vulgare* L., *Origanum maiorana* L. in Gärten) auch bei uns häufig finden und ſo an unſerem Wohlgemut und Majoran uns wenigſtens einigermaßen jenen bibliſchen Hyſſop vorſtellen können, von dem wir jeden Sonntag in der Kirche ſingen hören: Asperges me hyssopo, et mundabor.

L. Fonck S. J.

Die Karolinen.

Am 2. Juni 1899 wurde das ſpaniſche Parlament durch eine inhaltsreiche Thronrede eröffnet. Die Regentin forderte in derſelben ihre Unterthanen auf, ſich nicht ſo ſehr über den unglücklichen Krieg mit Amerika in Klagen zu ergehen, als vielmehr in Geduld und Starkmut an die nötige Hilfe zu denken.

Eines der Opfer, die gebracht werden mußten, war der Verkauf der Ladronen-, Palau- und Karolinen-Inſeln an Deutſchland. Es ſollten dafür 16 Millionen Mark direkt dem Staatsſchatze zugeführt und dieſe Summe nicht zur Tilgung einer auswärtigen oder inneren Verpflichtung ſchon vorweg beſchlagnahmt werden. Auf jeder Gruppe erhält Spanien eine Kohlenſtation und ſteht handelspolitiſch in der Reihe der meiſtbegünſtigten Nationen.

Es iſt nun wohl von Intereſſe, dieſe neue Kolonie Deutſchlands genauer zu betrachten.

Im Anſchluß an die deutſchen Marſchall-Inſeln, an das Kaiſer-Wilhelm-Land auf Neu-Guinea und an den Bismarck-Archipel rundet ſich durch die Ladronen, Palau und die Karolinen das deutſche Gebiet zu einer gewaltigen

---

[1] Auch der arabiſche Name des Origanum Maru *za'tar* (vgl. *Boissier*, Flora orient. IV, 553. *Post* l. c. p. 617. *P. Aschersón* bei J. Löw, Aramäiſche Pflanzennamen S. 426) ließe ſich zu Gunſten dieſer Pflanze anführen, da ſchon Maimonides ezōb durch *sa'tar* erklärt (Löw a. a. O. S. 136); doch werden auch andere Pflanzen mit demſelben oder ähnlichen arabiſchen Namen bezeichnet.

Ausdehnung ab. Die Nord-Süd-Linie dürfte etwa der Entfernung von den Alpen zum Nordkap gleich sein.

Die Palau-Gruppe besteht aus 26 kleinen Inseln, welche meist von Korallenriffen umgeben sind.

Von den 10 000 Einwohnern residieren 8000 auf der größten Insel: Babelzuap oder Baobeltaol.

Die nördliche Gruppe der Ladronen, welche vulkanisch noch ziemlich thätig ist, hat keine Bewohner. Die Süd-Ladronen zählen etwas über 10 000 Bürger. Im Frieden mit Amerika wurde die bedeutendste Insel dieser Gruppe, Guahan, mit etwa 8500 Bewohnern von den Vereinigten Staaten beansprucht und dann an der Südküste der Kriegshafen Umata angelegt.

Weitaus die größte Bedeutung haben aber die Karolinen, weshalb auch bei dem ganzen Kaufe fast nur von ihnen die Rede ist.

Der Karolinen-Archipel liegt nördlich von Neu-Guinea zwischen dem 5. und 10. Grad nördl. Breite und erstreckt sich von 137° 30′ bis zu 163° 10′ östl. Länge. Die Längenausdehnung beträgt mithin von der Westinsel Yap bis zur Ostinsel Kusaie mehr als 2000 km. Die Inselflur setzt sich großenteils aus Lagunen-Eilanden, den sogen. Atollen, zusammen. Hie und da erblickt man noch den vulkanischen Basaltkern, um den die Korallentierchen in unverdrossener Arbeit ein starkes und für die Schiffe gefährliches Riff gebaut haben.

Die große Zahl solcher Inselchen, womit gerade hier der Stille Ozean förmlich besät ist, rechtfertigt den Namen „Mikronesien", „die Gegend der kleinen Inseln", vollständig.

680 Inseln und Inselchen, die man in 36 Gruppen teilen kann, werden als Archipel der Karolinen zusammengefaßt. Die Hauptgruppen sind die von Yap, Uluthi, Ulcai, Namonuito, Pulawat, Ruk, Mortlock, Ponape und Kusaie. Die Mehrzahl der Atolle erhebt sich kaum 1 oder 2 m über die höchste Flut und ist aus einiger Entfernung dem Auge des Seefahrers nur durch den reichen Pflanzenwuchs erkenntlich. Gleich riesigen Kränzen aus Grün und Blumen geflochten schwimmen sie in den dunkeln Fluten des Großen Ozeans.

Die Basaltkerne hingegen erreichen wie auf Yap im Westen, Ruk im Zentrum, Lukunor gegen Osten, Ponape und Kusaie im äußersten Osten eine Höhe von 200 bis 1000 m.

Der ganze Archipel ist sehr dünn bevölkert. 50 000 dürfte die höchst gegriffene Ziffer sein, und diese 50 000 stellen eine ganz eigenartige Mischung der schwarzen, braunen und gelben Rasse dar. Es ist eine eigentümliche Thatsache, daß die Bewohner von Yap, welche doch etwa 2000 km näher als z. B. die von Ponape bei Indien und den Malaiischen Inseln liegen, viel dunkler in der Hautfarbe, viel eigenartiger und uncivilisierter in der Sprache sind als die Insulaner des Ostens. Die Wanderungen der Polynesier fanden im Süden der Karolinen statt. Und doch hat der Dialekt im Norden der Insel Yap und der in den Zentral-Karolinen unzweifelhafte polynesische Anklänge. Die Zentralinseln Ulcai, Lamotrek, Ifalik, Satawal sind sprachlich enge mit der Nordwestinsel Uluthi verbunden. Auf der kleinen Gruppe Nukuor, die südlich von den Mortlocks-

Inseln, und auf der Kap-in-Mailang-Gruppe, die nördlich von den Mortlocks liegt, spricht man einen Dialekt, der als eine Mischung von tahitischen, samoanischen und spätmalaiischen Ausdrücken ein Muster des ursprünglichen, reinen Polynesisch ist. Die Sprache der Mortlocksinsulaner ist die lingua franca der Karolinen, die Handelssprache, in der man sich überall mehr oder minder gut verständlich machen kann. So legt schon die Sprache unserer neuen Landsleute dem Forscher manches Rätsel zur Lösung vor. Sie läßt darauf schließen, daß eine vielfältige Kreuzung zwischen Händlern, Erforschern, Abenteurern, Flüchtlingen, Verbannten, Seeräubern, abgesprengten Zügen aus der polynesischen Völkerwanderung, die ja in großen Wellen bald hin bald zurück wogte, auf den Karolinen stattgefunden hat.

Auch für den Geographen birgt die Inselflur noch manches Geheimnis. Es bietet sich hier Gelegenheit zum Studium der Korallenformation, welche sich auf den Karolinen in allen Stadien der Entwicklung befindet.

Der Völkerkundige wartet gespannt auf Erklärung der großartigen Riesenmauern, die auf Ponape und Kusaie von unbekannten Händen aufgetürmt worden sind.

Der Kolonialpolitiker überdenkt den Wert der neuen Erwerbung, den sie als Produktions-, Kolonisations- und Handelsgebiet oder wenigstens als Stützpunkt für neue Unternehmungen im fernen Osten darzustellen geeignet ist.

Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die bisherige Erforschung der Karolinen.

Eine der frühesten Nachrichten über die Karolinen haben wir aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1528 entdeckte Alvaro de Saavedra die Uluthi-Gruppe und nahm sie für Spanien in Besitz. Gleich darauf fuhr er in die große Lagune von Hogolu oder Ruk ein, und im September 1529 fand er Ualan oder Kussaie. Nach ihm kamen Villalobos und Legaspi auf ihrem Wege nach den Philippinen und entdeckten die bedeutende Westinsel Yap. 1595 stieß der Kapitän Quiros südlich von Ponape auf die Insel Ngatik, welche er nach den kriegerisch aussehenden Eingebornen Los Valientes nannte. Indessen gingen damals Entdecker und Kauffahrer andere Wege, und Land und Leute der Karolinen blieben nach der paar zufälligen Besuchen vergessen und nach wie vor in tiefes Dunkel gehüllt. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts erhalten wir durch die Jesuitenmissionäre wieder Nachricht über den Archipel. P. Stöcklein erzählt uns[1], daß etwa um 1690 der Bruder des Königs von der Insel Lamurec an die Ostküste von Mindanao verschlagen und dort von den spanischen Augustinern so freundlich aufgenommen wurde, daß der Insulaner nicht mehr zurückkehren wollte. Durch den Jesuiten Paulus Klain erfahren wir[2], daß am 28. Dezember 1696 35 Wilde nach 70tägiger Irrfahrt an der Philippinen-Insel Samal angetrieben wurden. Aus den Erzählungen der Verschlagenen entnahmen die Jesuiten, daß östlich von den Philippinen noch eine bedeutende Inselflur liegen müsse. Um davon ein klares

[1] Neuer Weltbott, 6. Teil, S. 2.

[2] Ebd., 2. Teil, S. 5; vgl. Die Katholischen Missionen 1886, S. 3. 157 ff.

Bild zu erhalten, ließ man die Insulaner auf einem großen Tisch flache Kieselsteine so hinlegen, wie die Inseln im Meere verstreut liegen. Ein großer Stein bedeutete eine große, ein kleiner eine kleine Insel. Dann wurde bei jedem Stein gefragt, wie die Insel heiße, welchen Umfang sie habe, wie weit sie von den nächsten Inseln entfernt liege. Die Wilden legten 87 größere und kleinere Steine auf den Tisch, gaben ihnen bestimmte Namen und bezeichneten die Entfernungen. Der deutsche Jesuit Paulus Klain entwarf nach diesen Angaben die erste Karte dieser neugefundenen Inselwelt [1]. Nun wurden sofort Missionsversuche angestellt. Es sollte aber lange dauern, bis der erste Erfolg errungen war, und auch seiner sollten die Missionäre kaum froh werden.

Das erste Missionsschiff wurde 1700 von einem Wirbelsturme vernichtet, bevor es überhaupt in See stechen konnte. Bei den Versuchen, die 1708 und 1709 P. Bobadilla auf einem Wachtschiffe anstellte, machte man viele Irrfahrten, bekam aber von den Karolinen nichts zu sehen. 1710 erreichten die beiden Flamländer P. Duberon und P. Cortil in der Palau-Gruppe die von ihnen benannte Andreas-Insel. Sie stiegen ans Land und sind von da an auch verschollen geblieben. Am 15. Dezember 1711 unternahm P. Serrano eine Missionsreise nach den Karolinen. Aber schon am 18. Dezember ging das Schiff mit beinahe der ganzen Besatzung unter. Die Spanier nannten jetzt die Karolinen Las Islas encantadas („Die verzauberten Inseln") und waren für neue Fahrten nicht mehr zu gewinnen.

Da landeten am 19. und 21. Juni 1721 auf Guahan, der Hauptinsel der Marianen, 30 durch Stürme nach dem Norden verschlagene Karoliner. Auf den Marianen, die seit 1668 den Spaniern gehörten, hatten namentlich deutsche Jesuiten eine blühende Mission ins Leben gerufen. Sofort nahm sich P. Cantova der Wilden an, lernte ihre Sprache und entwarf nach ihren Angaben ein für die damalige Zeit meisterhaftes völkerkundliches Bild der unbekannten Inseln. Außerdem zeichnete er 1722 eine Karte des ausgedehnten Archipels, deren Genauigkeit auch Chamisso hervorhebt [2]. 1722 reiste der unermüdliche Cantova mit den vor Heimweh fast sterbenden Karolinern nach dem Süden ab. Aber bald wurden die sechs Fahrzeuge vom Sturme auseinandergejagt, und Cantova mußte froh sein, daß er nach mehrmonatlicher Reise nach den Philippinen verschlagen und so vom Untergange gerettet wurde. Die Karolinen waren wirklich „verzauberte Inseln". P. Cantova brach schließlich zum Teil den Zauber. Am 11. Februar 1731 reiste er mit dem Tiroler Jesuiten P. Walter auf einem kleinen Fahrzeuge wieder nach Süden und landete auf einer Inselgruppe, welcher der Name Islas de los Garbanzos („Erbseninseln") gegeben wurde. Die Garbanzos standen unter der Botmäßigkeit des Königs von Yap und gehörten also wenigstens politisch zu den Karolinen. Die Missionsthätigkeit der beiden Jesuiten ließ sich gut an und hätte ohne weitere Störung sicherlich reiche Früchte getragen. Aber ein von den Marianen heimkehrender Insulaner erzählte über die Spanier

[1] Die Karte befindet sich im Weltbott, 2. Teil zu Nr. 37.
[2] Die Karte ist ebenfalls im Weltbott, 15. Teil zu Nr. 343.

allerlei Schauergeschichten. Die Wilden wurden erst mißtrauisch und ermordeten schließlich in Abwesenheit des P. Walter den P. Cantova. Die Kunde von diesem Morde ist die letzte Nachricht, welche wir über den Missionsversuch auf den Karolinen im vorigen Jahrhundert finden. Es hatte sich kein Schiff mehr auftreiben lassen, welches die Fahrt hätte wagen wollen. Dann kam die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, die gleich einem wuchtigen Schlag die gesamte Missionsthätigkeit auf Jahrzehnte hinaus lähmte. So ruhte die katholische Mission auf den Karolinen, bis durch Dekret Leos XIII. vom 15. Mai 1886 der Archipel den spanischen Kapuzinern als Arbeitsfeld zugewiesen wurde.

Durch Regierungserklärung im Deutschen Reichstag wurden auch die Jesuiten, allerdings nicht in Anerkennung ihrer Verdienste, zu den nunmehr deutschen Karolinen in Gnaden zugelassen. Prinzipiell besteht also im fernen Weltmeer für sie keine Ausweisungsgefahr, und wie im vorigen Jahrhundert deutsche Jesuiten sich mit Einsetzung ihres Lebens als Vorkämpfer der wahren Kultur erwiesen haben, so ist auch jetzt den aus Deutschland verjagten deutschen Jesuiten dasselbe zu thun gestattet.

Es ist nun wohl möglich, daß ein oder das andere spanische Schiff die Karolinen streifte oder auf einem der gefährlichen Korallenriffe zu Grunde ging, ohne daß irgend eine Kunde davon auf uns gekommen ist. Jedenfalls weiß eine sagenhafte Überlieferung auf der Südküste von Ponape zu berichten, daß eiserne Männer aus dem Meere heraufgestiegen seien und mit den Männern von Kriti gefochten hätten, bis sie mit Speer und Schleuder überwunden waren.

1815 besuchten Kotzebue und Chamisso die Marschall-, Marianen- und einen Teil der Karolinen-Inseln. Nach 1819 kamen Lütke, Freycinet, Duperry und Dumont d'Urville in diese Gegend. 1839 besuchte das englische Kriegsschiff „Larne" die Insel Ponape und landete in dem Hafen von Kitti. Nach den damaligen Aufnahmen ist die jetzige englische Admiralitätskarte von Ponape hergestellt, auf welcher die einheimischen Namen in der von den Engländern leider auch sonst beliebten Schreibweise ganz unverständlich erscheinen.

Sehr viel trug anfangs der siebziger Jahre Dr. Kubary zur Erforschung der Karolinen bei. Seine Untersuchungen, namentlich der Ruinen von Nan Matal, sind 1874 durch die Berichte des Godeffroy-Museums in Hamburg bekannt geworden. 1882—1885 kreuzte Admiral Cyprian Bridge auf dem Großen Ozean und besuchte die Karolinen, worüber er in den Verhandlungen der Kgl. Geogr. Gesellschaft zu London 1886 berichtete. In seinem Buche „Atolle und Inseln" erzählt auch ein gewisser Herr Moß von seinem Besuche auf Metalanim. 1885 wurde von der Besatzung des Iltis auf der Insel Yap die deutsche Flagge gehißt. Dadurch hatte man die spanische Empfindlichkeit arg verletzt. Glücklicherweise gelang es durch den Schiedsspruch des Papstes, der den Deutschen bevorzugten Handel, den Spaniern aber das Eigentumsrecht auf den Karolinen zusprach, die Mißstimmung wieder zu verscheuchen. Einen thatsächlichen Vorteil hat Spanien aus dem ihm neugewährleisteten Besitz nicht mehr gewonnen. Steuern oder andere Abgaben gab es soviel wie gar nicht. Die Militärstationen auf Yap und Ponape waren kostspielig. Der Handel lag ganz in den Händen der Deutschen, Amerikaner

und Japanesen. So blieben die Karolinen für das Mutterland eine höchst unrentable Kolonie.

1896 wurde der Archipel von W. Christian durchforscht, der seine Entdeckungen in der Zeitschrift der Kgl. Geographischen Gesellschaft, Februar 1899, veröffentlichte. Dieselben gehören zu den besten Berichten, die wir über die fernen Inseln haben, und wir werden auch in den folgenden Zeilen noch oft darauf zurückkommen müssen.

Die ausgedehnteste Insel ist Ponape, welches im Osten des Archipels liegt und 347, mit den umgebenden Riffen 680 qkm umfaßt. Ein Barrierenriff läuft rings um Ponape und schließt eine Lagune von durchschnittlich 2 km Breite ein. Diese Lagune würde für die ganze Insel nur einen einzigen Hafen bilden, wenn nicht kleinere Riffe und lebende Korallenstöcke, namentlich im Süden und Südwesten, die Schiffahrt selbst für etwas tiefer gehende Boote gefährlich machten. Nur an der Nordküste ist die Lagune ziemlich tief, aber ebenfalls reichlich unterbrochen von 33 meist kleineren Inseln, von denen bei einigen der vulkanische Ursprung noch erkenntlich, bei den andern nur mehr die Korallenbauten sichtbar sind.

Von diesen Laguneninseln Ponapes erwähnen wir zunächst Tschokatsch, an dessen Nordseite der Säulenbasalt an einem etwa 300 m hohen Absturz zu Tage tritt. Dort soll nach der Überlieferung das Material für die wunder- und geheimnisvollen Bauten an der Ostküste geholt worden sein. Die Insel Langur ist eine Hauptstation des deutschen Handels. Die meisten der vielen Eilande sind sehr schwach bevölkert und dienen hauptsächlich als Stationen beim Fischfang. Mutakalotsch, an der Metalanimküste gelegen, ist wegen der Basaltformation für den Geologen bemerkenswert. An der Südwestecke des Ringriffes kann man auf Kapara die seltene Erscheinung beobachten, wie eine starke Quelle Süßwasser durch den Korallengrund emporsprudelt.

Auf Ponape sind fünf Häfen: die Ascensions- oder Himmelfahrtsbucht im Norden, an deren Westseite die kleine spanische Kolonie Santiago liegt; Port Arn oder Oa im Osten; der Hafen von Metalanim, in dessen Nachbarschaft die großen Ruinen sich befinden; der Mutok- und der Kittihafen, die beide im Süden der Insel liegen.

In den fünf Distrikten U, Tschokatsch, Not, Kitti und Metalanim leben in kleinen, meist an der Lagune zerstreuten Dörfchen etwa 5000 Insulaner. Man kann Ponape, welches in dem Gipfel des Tolokom-Berges als höchste Erhebung etwa 900 m erreicht, eine gebirgige Insel nennen. Tiefe Sümpfe, die reichlich mit Mangrovedickicht bestanden sind, umgeben den festen Kern der Insel. Nur an den Flußmündungen wird die Pflanzenmauer durch ein Netz von Kanälen durchbrochen. Doch sind diese Wasserwege so eng, daß kaum ein kleines Boot durchzudringen vermag. Gleich hinter dem Uferdickicht kommt die Region der Nipapalme. Schon hier sieht man über sich einen blumenreichen Garten von Stauden, Kräutern, Schlinggewächsen aller Art. Oft weiß man nicht zu sagen, ob die großen, schönfarbigen Blumen in den Kronen der Bäume diesen selbst oder einer Liane angehören. Es sind die Vorläufer des tropischen Urwaldes, der nun über grundlose, mit faulenden Pflanzenstoffen erfüllte Moräste, über steile,

aus Geröll und Blöcken aufgehäufte Schotterterraſſen, an ſchlüpfrigen Berglehnen entlang, wo das Geſtein metertief zerſetzt und ganz in weichen Boden aufgelöſt iſt, ſein wuchtvolles Laubdach wölbt. Frucht- und Nußbäume finden ſich zahlreich. Namentlich werden in Kitti und Tſchokatſch Kopra und Elfenbeinnüſſe geſammelt. Merkwürdigerweiſe haben die Ponapäer noch nicht wie die Malaien und auch die Bewohner der Weſtinſel Yap der Betelnuß Geſchmack abgewonnen und verſchmähen deren Genuß.

Das Klima von Ponape iſt tropiſch, heiß und feucht. Die Mitteltemperatur beträgt 28° C. Die Regenmenge iſt ſehr bedeutend. Im Jahr 1890 beobachtete man in der Himmelfahrtsbai 230 Regentage.

Kuſaie oder Ualan, auch Strong-, Hope-, Experiment- und Armſtrong-Inſel genannt, iſt die Oſtgrenze der Karolinen. Werden die Riffe dazu gerechnet, ſo iſt der Flächeninhalt etwa 145 qkm, auf denen 400 Menſchen wohnen. Beſonders intereſſant iſt das an der Oſtſeite liegende kleine Inſelchen Lele. An der Südoſt- und Südweſtküſte des hügeligen und mit Urwald ganz bedeckten Eilandes haben die Eingebornen mit ebenſoviel Arbeit als Geduld fruchtbares Marſchland dem Meere abgewonnen und durch feſte Dämme gegen die Salzflut geſchützt. Die Überreſte cyklopiſcher Mauern, die um die Wohnung des Königs und längs des Meeresufers aufgeführt ſind, erinnern an ein ganzes Syſtem von Befeſtigungen, an welchem viele kräftige Arme unter geſchickter Leitung müſſen gearbeitet haben.

Auf Lele erzählt man ſich noch, daß vor vielen, vielen Jahren einmal ganz fremde Männer auf einem wunderbar eigentümlichen Fahrzeug von Norden her nach der Inſel gekommen ſeien und daß ſie den König von Kuſaie beſiegt hätten. Wer mag das wohl geweſen ſein?

Werfen wir noch einen Blick auf Yap, die Weſtinſel der Karolinen. Auf die 430 qkm, welche Yap mit ſeinen umliegenden Inſelchen umfaßt, verteilen ſich etwa 4000 Einwohner. Neben einer leichten Vermiſchung mit rein polyneſiſchen Elementen tritt unter den Inſulanern der malaiiſche Typus ganz ausgeſprochen auf. Man kann nicht ſagen, daß die Yaper beſonders zuvorkommend und freundlich ſind. Erſt längere Bekanntſchaft macht ſie zutraulicher. Gegen Norden iſt die Hauptinſel durch das eindringende Meer beinahe in zwei Teile geſchnitten und nur durch die ſchmale Landenge von Girigir zuſammengehalten. Die aus vulkaniſchem Geſtein aufgebauten Hügel des Mittellandes überſteigen wohl nirgends die Höhe von 300 m. Die ganze Inſel iſt mit einem etwa 2 km breiten prächtigen Gürtel von Kokosnußpalmen bekränzt. Nutzhölzer finden ſich aber ſelten. Getreide wird nicht gebaut, obwohl wahrſcheinlich Mais gut gedeihen würde. Während des Südweſtmonſuns, der im Juni beginnt, fällt ſtarker Tau, dem von Mitte Juli bis Auguſt ſchwere Regen folgen. Zwiſchen Auguſt und September toben auch hier die gefährlichen Wirbelſtürme der Südſee.

Nach dieſer Orientierung im Zentrum, im Oſten und im Weſten des Karolinen-Archipels wollen wir auch noch einen Blick auf deſſen Bewohner werfen.

(Schluß folgt.)

Joſeph Schwarz S. J.

Rezenſionen.

Beiträge zur Text- und Literarkritik ſowie zur Erklärung der Bücher Samuel. Von Dr. **Norbert Peters**, Profeſſor der Theologie an der B. philoſ.-theol. Facultät zu Paderborn. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbiſchofs von Freiburg. 8°. (XII u. 236 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5.

Vorliegende Beiträge ſind eine wertvolle Bereicherung der bisher über die Bücher Samuel erſchienenen Arbeiten. Sie bilden einen wahren Fortſchritt und eine vielfache Förderung des Verſtändniſſes derſelben, indem es dem Herrn Verfaſſer gelungen iſt, durch eindringenden Forſchergeiſt, Scharfſinn und glückliche Kombinationsgabe eine Anzahl dunkler Stellen recht befriedigend und oft auch überzeugend zu erklären und deren verderbte Überlieferung zu heilen. Der erſte Abſchnitt — teilweiſe ſchon erſchienen im Vorleſungsverzeichnis der biſchöflichen philoſophiſch-theologiſchen Lehranſtalt zu Paderborn für das Winterſemeſter 1899 bis 1900 — bietet die textkritiſche Unterſuchung und Rekonſtruktion des älteſten Textes von 1 Sam. 16, 1 bis 19, 18, nebſt der Abhandlung über die moderne Quellenſcheidung, wie ſie bei manchen für dieſe Kapitel beliebt iſt, und über den hiſtoriſchen Charakter dieſes Stückes. Im zweiten Abſchnitt legt der Herr Verfaſſer das Minus und Plus des griechiſchen Textes in den zwei Büchern Samuel gegenüber dem maſſorethiſchen Texte vor, überall die kritiſche Sonde anlegend und ſeine Herſtellung oder Heilung des Textes begründend. Der dritte Abſchnitt behandelt Davids Klagelied (2 Sam. 1, 17—27). Die übrigen Abſchnitte (4, 5, 6) bringen bemerkenswerte Einzelheiten zur Textkritik, Erklärung und älteſten Orthographie der Bücher Samuel. Ein „Stellenregiſter" belehrt in dankenswerter Weiſe, wo im Buche die Anſicht des Herrn Verfaſſers über einen Text zu finden ſei.

Ein Hauptgewicht legt der Herr Verfaſſer auf den erſten Abſchnitt. Und mit Recht; denn „hier tritt dem Forſcher ein textkritiſch hochintereſſantes Problem entgegen. Der überlieferte hebräiſche Text hat nämlich einen weſentlich größeren Umfang als der in der alten griechiſchen Überſetzung erhaltene Text". Dieſer Unterſchied wird in der deutſchen Überſetzung des Abſchnittes 1 Sam. 16, 1 bis 19, 18 durch Anwendung verſchiedener Druckart kenntlich gemacht; er betrifft hauptſächlich die Stellen 17, 21—31; 17, 55 bis 18, 6a; 10—11. 17—19. 29b—30. Es ergiebt ſich nun die auffallende Erſcheinung: läßt man dieſe Teile aus, ſo fließt die Erzählung einheitlich ohne Unterbrechung in ganz ſachgemäßem Fortſchritte

nommen; nichts wird vermißt, nichts unnütz wiederholt, es ergeben sich keine scheinbaren Widersprüche oder andere Schwierigkeiten. Liest man sie aber an den betreffenden Stellen, so ergeben sich Unterbrechungen der Erzählung, schwer zu lösende Schwierigkeiten wegen anscheinender Widersprüche, auch unnütze Wiederholungen. Diese Widersprüche sind zwar nicht geradezu unlöslich; die Ausführungen von Himpel, Cornely und v. Hummelauer (um nur einige zu nennen) zeigen das hinlänglich; daß „stets ein noch unerklärtes Residuum bleibe" (S. 46), ist noch nicht für nachgewiesen. Die Unmöglichkeit also, die anscheinenden Widersprüche aufzuklären, scheint demnach noch nicht ein entscheidendes Gewicht für die Unechtheit der betreffenden Teile in die Wagschale zu werfen. Die Schwierigkeit der Ausgleichung und das Befremdliche der Unterbrechung des ruhigen Ganges der Erzählung kann und muß allerdings die kritische Aufmerksamkeit auf jene Stellen lenken und zu weiterer Prüfung ihrer Echtheit anregen. Da nun diese Stellen wie in den meisten alten Übersetzungen, so auch in der Mehrzahl der griechischen Handschriften und bei Chrysostomus, Theodoretus, Prokopius sich finden, so liegt die Frage nahe, ob sie etwa in einem Teile der Überlieferung jener Schwierigkeiten wegen getilgt worden seien und deshalb also in der ältesten vatikanischen Handschrift B und in andern fehlen. Und in der That sind auch viele der Meinung, der Grieche habe diese Stellen deswegen ausgeschieden. Gegen diese Annahme nun bringt der Herr Verfasser einen schwer zu entkräftigenden Beweis: diese Stücke sind nämlich so geartet, daß in ihnen eine andere Übersetzung vorliegt als in den übrigen Teilen der Samuelbücher. „Dieser Ansicht kann man sich kaum erwehren, wenn man aufmerksam die S. 37 dafür gegebenen Beispiele prüft. Sind sie aber in einer von der alten Septuaginta abweichende Übersetzungsweise abgefaßt, so scheint der Beweis erbracht, daß sie dem alte ursprünglichen Septuagintatexte nicht angehören, sondern spätere Einschübe seien Der alte Septuagintatext ist aber der älteste Zeuge (viel älter als der massorethisch Text); dem Zeugnisse also der ältesten Übersetzung kommt bei der Frage na der Ursprünglichkeit einer Stelle zunächst das entscheidende Wort zu (S. 34)."

Daß der griechische Text die weitaus bessere Rezension der Bücher Samu erhalten habe, weist der Herr Verfasser überzeugend im zweiten Abschnitte na (S. 101—167). Hierdurch wird natürlich auch obige Annahme gestützt. Außer dem hat es der Herr Verfasser klar gemacht, daß auch im alexandrinischen Cod der spätere Einschub deutlich vorliege. Nimmt man nun nach diesen Fe stellungen die oben berührten Umstände hinzu, so erhebt denn doch ein gewichtig Beweismaterial gegen jene Stellen. „Ziehen wir das Facit! Die Zusätze fehl in der ältesten Textesüberlieferung. Ihr Inhalt ist dem übrigen Inhalte ni homogen, widerspricht ihm vielmehr. Die Nähte, welche die Stellen mit de übrigen Texte verbinden, sind noch erkennbar. Der Stil trägt wenigstens zu Teil das Gepräge der späteren Zeit. Es treffen somit alle Kriterien ein, an den man Interpolationen für den Fall erkennt, daß man es nicht mehr mit de ursprünglichen Schriftstücke zu thun hat" (S. 38). Ich stimme dem Herrn Ve fasser bei, daß das tridentinische Dekret (Sess. IV) seinen Aufstellungen nic widerstreitet; denn es muß nach den geschichtlichen Verhältnissen und nach d

Verhandlungen des Konzils[1] ausgelegt werden, ſteht daher der Annahme von Zuſätzen nicht im Wege, wie dies ja auch die Geſchichte der Herſtellung unſerer Vulgata zur Genüge zeigt. Für den vorliegenden Fall kommt überdies noch in Betracht, daß von den zwei Bedingungen, welche das Konzil verlangt, die eine: prout in Ecclesia catholica legi consueverunt, wegen des Fehlens jener Abſchnitte in einem Teil der griechiſchen Handſchriften, teilweiſe nicht erfüllt iſt.

Sehr wertvoll und beachtenswert iſt (S. 63—101) die durchaus gelungene Widerlegung der „modernen Quellenſcheidung“ und der Nachweis des rein geſchichtlichen Charakters der Erzählung. Treffend bemerkt der Herr Verfaſſer: „Man darf allerdings nicht vorausſetzen, daß die Darſtellung unſerer altteſtamentlichen Populärſchriftſteller ſtets in der denkbar ſchönſten Weiſe ohne jegliche Inkongruenz fortſchreiten müſſe. Das heißt litterariſche Anforderungen unſerer Zeit in jene graue Vorzeit retrojizieren. Auf dem Boden einer ſolchen Vorausſetzung iſt es allerdings leicht, Widerſprüche zu entdecken und Quellenſchriften zu konſtruieren“ (S. 69). Und in betreff der ſo vielfach unternommenen Quellenſcheidung ſteckt der Herr Verfaſſer die richtigen Grenzpfähle auf: „Die an der überlieferten Einheit eines litterariſchen Denkmals feſthaltende Anſchauung iſt im Poſſeß. Die Beweislaſt liegt durchaus den Beſtreitern der überlieferten Einheit ob. Es iſt nicht überflüſſig, dieſes beſonders zu betonen, da dieſer prinzipielle Standpunkt von gegneriſcher Seite nur zu gerne verſchleiert wird. Der Hauptbeweis für die Einheit iſt ſtets die Überlieferung einer Schrift als einer litterariſchen Einheit. Quellenhypotheſen verhalten ſich zu der überlieferten Einheit eines Abſchnittes ganz und gar wie Konjekturen zu den überlieferten Lesarten. Die Theſe, daß das Produkt einer Quellenkompoſition vorliege, bedarf deshalb des zwingendſten Beweiſes, ebenſo wie eine Konjektur, welche die ganze Reihe der Texteszeugen gegen ſich hat“ (S. 79). Die auftauchenden Schwierigkeiten müſſen gelöſt werden durch eine gründliche Kritik des überlieferten Textes und eine umſichtige, alle Umſtände und beſonders die altſemitiſche Weiſe zu erzählen genau berückſichtigende Auslegung; „auf verſchiedene Quellenſchriften dürfte erſt rekurriert werden, wenn dieſe beiden Methoden, der Schwierigkeit Herr zu werden, verſagen würden. Denn nur in dieſem Falle darf zur Konjektur — und eine ſolche iſt, ich wiederhole es, die moderne Quellenſcheidung — geſchritten werden“ (S. 85). Das ſind geſunde Grundſätze einer richtigen und beſonnenen Kritik.

Wie ſchon oben angedeutet, bringen auch die folgenden Abſchnitte viel zur Aufhellung und Erklärung reſp. Wiederherſtellung dunkler und verderbter Texte. Zur Widerlegung der rationaliſtiſchen Kritik wird hier Bemerkenswertes geboten und manche von Wellhauſen aufgeſtellte und von andern nachgeſprochene Anſicht in ihrer Grundloſigkeit dargelegt (z. B. S. 147. 162 u. ö.). Daß man mit allen kritiſchen Vorſchlägen einverſtanden ſei, wird der Herr Verfaſſer nicht verlangen. So kann man gegen das Minus des Griechiſchen in 2 Sam. 22, 18 einwenden, daß Befehl und Ausführung meiſtens in der gleichen Weiſe erzählt werden, dort alſo der maſſorethiſche Text zu recht beſtehe; außerdem wird auch

[1] Über dieſe vgl. dieſe Blätter Bd. XXIII, S. 302 ff.

manches nur vorſchlagsweiſe gegeben und eine bloß wahrſcheinliche Textteilu angeſtrebt. Die neu aufgefundenen hebräiſchen Fragmente des Ecclesiastic werden auch zur Herſtellung des richtigen Textes (1 Sam. 12, 3) verwen (S. 206); der Weiſe handelt (46, 19) von Samuel und ſchreibt nach d Hebräiſchen: Beſtechung oder Schuhe, von wem nahm ich es? und kein Men zeugte wider ihn. Schon 1897 bemerkte Schlatter: „Ben Sira hatte hier (1 Sa 12, 3) diejenige Textgeſtalt, auf der die Septuaginta beruht (das neu gefunde hebräiſche Stück des Sirach, S. 78)." Es iſt das eine neue Beſtätigung d kritiſchen Wertes der Septuaginta.

Die fleißige und anregende Schrift ſei den Freunden einer beſonnenen Kri des maſſorethiſchen Textes beſtens empfohlen.

Joſ. Knabenbauer S. J.

Die neuen Büchergeſetze der katholiſchen Kirche. Ein Kommentar zu Bulle Officiorum ac munerum und zu den Decreta generali de prohibitione et censura librorum. Von Dr. **Philipp Schne der**, o. Profeſſor des Kirchenrechts und bayr. Verwaltungsrecht am Kgl. Lyceum zu Regensburg. 8°. (XVI u. 198 S.) Main Kirchheim, 1900. Preis *M.* 2.80.

Was der Herr Verfaſſer ſollte und wollte, hat er in vorliegendem Kommenta zur päpſtlichen Konſtitution Officiorum ac munerum geleiſtet. Es war da bei der Zahl der ſchon vorhandenen guten Kommentare dieſer Art nicht gera leicht. Man kann es aber der neuen Erklärung der kirchlichen Büchergeſetze nac rühmen, daß ſie, obgleich in Wirklichkeit „mehr hiſtoriſch-kanoniſtiſch gehalten' dennoch weiten Kreiſen, für welche die genannten Geſetze beſondere Bedeutun haben, als ſehr nützlich ſich empfehlen läßt. Jedenfalls wird das Werk da beitragen, der bedauernswerten Unkenntnis vieler Gebildeten in dieſem Zwei der kirchlichen Geſetzgebung abzuhelfen.

Wohlthuend berührt es, daß der ganze Kommentar in der Feder d Verfaſſers wie von ſelbſt zu einer Apologie der Büchergeſetze wird. Und di gelingt, ohne daß der Kommentator der „Freiheit der Wiſſenſchaft" zu na träte oder anderſeits einer laxen Erklärungsweiſe huldigte. Er hält ſich in d goldenen Mitte und iſt darum doch nicht im Gefolge irgend eines der ſch früher erſchienenen Kommentare. Überall zeigt es ſich, daß er ſelbſtändig gen iſt, ſeine eigenen Wege zu gehen, und dort, wo er die Anſicht eines ande Erklärers zu der ſeinigen macht, thut er es mit ſeinen Gründen; wo er ei ſolche verwirft und eine entgegengeſetzte aufſtellt, geſchieht es in ſo maßvol Weiſe und mit ſo guten Gründen, daß er ſich damit auch beim Gegner wenigſte Gehör verſchafft.

Die Einleitung des Buches enthält auf rund 50 Seiten mehr, als d Überſchrift beſagt. Sie giebt nämlich in klarer, durchſichtiger Faſſung die allgemein Geſichtspunkte, von denen aus die in Frage kommenden Geſetze interpretiert werd müſſen. Dementſprechend verbreitet ſich der Verfaſſer, nachdem das Wiſſenswe aus der Geſchichte und Vorgeſchichte der Bücherdekrete beigebracht, ausführlich

über Zweck und Rechtskraft dieſer Geſetze ſowie über das Verhältnis der allgemeinen Regeln zu dem eigentlichen Index der verbotenen Bücher. Klar und bündig redet hier der deutſche Fachmann der allgemeinen Geltung und ſtrengen Verbindlichkeit der Decreta generalia ſowohl als des Catalogus librorum prohibitorum das Wort, ſo wie die päpſtliche Konſtitution es deutlich verlangt und eine ſpätere Entſcheidung der Indexkongregation es noch beſonders für England betonte. Nicht ſo ſehr in Deutſchland als vielmehr eben in England wollte man ja bisher auf alle mögliche Weiſe ſich dieſer Verbindlichkeit zu entziehen ſuchen. Es wird das in Zukunft ſchwerlich noch angehen. Bei dieſer Auseinanderſetzung wird denn auch — ſehr zeitgemäß — der den Dekreten der Indexkongregation ſchuldige Gehorſam klar definiert und nach beiden Seiten richtig begrenzt.

In den beiden folgenden Paragraphen werden alsdann die Beziehungen des Gewohnheits- und Naturrechtes zur neuen Büchergeſetzgebung erörtert und feſtgeſtellt. Der letzte Paragraph bringt ſchließlich noch einige allgemeinere, für die Interpretation der Büchergeſetze maßgebende Regeln, wie ſie ſich naturgemäß ergeben erſtens aus dem Charakter der Büchergeſetzgebung überhaupt und zweitens aus der veränderten, neuen Faſſung derſelben, welche ausgeſprochenermaßen eine Milderung ſein ſoll und daher auch in dieſem Geiſte der Milde will beurteilt und erklärt ſein.

Nunmehr folgt das eigentliche *corpus* des Kommentars, das entſprechend den beiden Titeln der Decreta generalia zwei ebenmäßige Teile hat, von denen der erſte das Verbot der Bücher, der zweite die Zenſur derſelben behandelt. Die Interpretation der Dekrete trifft durchweg das Richtige, und unbeſchadet der kanoniſtiſchen Genauigkeit verleugnet der Verfaſſer jenen Geiſt der Milde nirgendwo bei ſeinen Ausführungen. Sollte einer etwas vermiſſen, es wäre vielleicht ſtellenweiſe die präziſe philoſophiſche Faſſung der Erklärung. So kann es geſchehen, daß man ſachlich mit dem Verfaſſer und ſeiner Anſicht übereinſtimmt, ſich deſſen aber infolge jenes Mangels nicht alsbald bewußt wird. Darin liegt denn auch der Grund einzelner der folgenden Bemerkungen.

I. Der Herr Verfaſſer verſteht unter den fundamenta religionis des Artikels 2 (S. 52 ff.) die Grundlagen ſowohl der natürlichen Religion als die der geoffenbarten. Es ſcheint aber, daß dieſer Wortlaut zunächſt nur die Wahrheiten erſterer Art trifft. Die Grundlagen der geoffenbarten Religion ſind genugſam geſchützt durch die übrige Faſſung des Artikels. Bücher, welche dieſe untergruben, wären jedenfalls auf die eine oder andere Weiſe in dem angezogenen Artikel verboten.

In der Überſetzung des Textes von Artikel 3 (S. 56) iſt das Wort „katholiſch“ ausgefallen, wohl nur durch Druckfehler und auch ohne Schaden anzurichten. Was aber hier nicht ganz befriedigt, iſt die Interpretation des Satzteiles: nisi constet, nihil in eis contra fidem catholicam contineri. Der Verfaſſer ſagt einmal: „Nach unſerer Anſicht drückt das nihil contra fidem catholicam continere negativ ungefähr dasſelbe aus, was das *ipsa fundamenta religionis evertere* poſitiv ſagt“; und fährt ſchließlich fort: „Darum ſind jetzt die wiſſenſchaftlichen, theologiſchen Werke der Häretiker . . . nicht mehr verboten, ſofern nur

Was die Meinungsverſchiedenheit der Autoren bei Artikel 18 in betreff der Approbation der liturgiſchen Bücher angeht, ſo kann man das Schlußreſultat unſeres Verfaſſers gegen Pennacchi ruhig unterſchreiben. Das Argument aber läßt ſich kurz folgendermaßen aufſtellen: Aus Artikel 18 erhellt, daß die authentiſche Ausgabe der liturgiſchen Bücher nur vom Apoſtoliſchen Stuhle approbiert werden kann und daß ein unveränderter Abdruck nicht dieſer päpſtlichen Gutheißung bedarf. Es beſagt dann im zweiten Titel der Artikel 44, daß alle Neuausgaben eines approbationspflichtigen Buches einer neuen Approbation bedürfen. Daß aber die liturgiſchen Bücher approbationspflichtig ſind, geht hervor aus Artikel 41 und 18. Dieſe Approbation iſt für die unveränderte Neuausgabe nicht die päpſtliche, alſo die biſchöfliche. Wenn hier Pennacchi anderer Meinung iſt, indem er den Buchſtaben des Geſetzes wohl zu ſehr betont, ſo kann man in dieſem Falle gegen ihn den Geiſt des Geſetzes anrufen, wie er ſich klar in den angeführten Artikeln und beſonders im ganzen Kapitel 7 des erſten Titels Artikel 18. 19. 20 zu erkennen giebt.

Zur Kirchengeſchichte, welche in Artikel 41 als zenſurpflichtig bezeichnet wird, rechnet Hollweck (1. Aufl.) als „ſelbſtverſtändlich kirchengeſchichtliche Monographien", auch unſer Verfaſſer „die Geſchichte einzelner kirchlicher Inſtitute und Perſonen". So ganz ſelbſtverſtändlich iſt das nun doch nicht, Pennacchi leugnet es beiſpielshalber (S. 225).

Über den Satzteil desſelben Artikels . . . ac generaliter scripta omnia, in quibus religionis et morum honestatis specialiter intersit gleiten die Autoren mit einer Überſetzung, von der noch gezeigt werden müßte, daß ſie den Sinn ganz erfaßt, etwas zu leicht hinweg. Jedenfalls wäre eine genauere Erklärung ſehr angebracht. Auch hier ſei auf Lehmkuhl (l. c. p. 819) verwieſen, der mit viel Klugheit auf das scripta omnia im Gegenſatz zu libri im erſten Teile des Artikels aufmerkſam macht und dazu, wie es ſcheint mit Recht, das *specialiter* als mit Nachdruck verſehen, gleichſam unterſtrichen, hervorhebt.

In der Frage, ob theologiſche Zeitſchriften für jedes neue Heft der Approbation bedürfen, iſt unſer Autor nun auch gnädig. Das Onus wäre ja für Zenſoren wie Redakteure ſo ſchwer, daß man es nicht ſo leichthin kommentierend auferlegen darf, es ſei denn, daß es ausdrücklich in der Konſtitution gefordert iſt. Überdies ſcheint nach Artikel 42 eher das Gegenteil vom Geſetzgeber verlangt bezw. geſtattet, da dort ja für ſolche Revuen ein genügender Erſatz geſchaffen für den Mangel der jedesmaligen biſchöflichen Approbation.

Wer trotzdem die ſtrengere Anſicht hält, muß um ſo mehr den Begriff der theologiſchen Zeitſchrift enge faſſen. In dieſem Falle wäre das Beiſpiel der „Stimmen von Maria-Laach" kaum angebracht.

Bei der Erklärung des Artikel 40 „entſpricht" dem Verfaſſer „die Prüfung eines bereits vollſtändig gedruckten Buches nicht dem Geiſte des Geſetzes, weil eine etwaige Korrektur unmöglich iſt". Das reizt zum Widerſpruch, denn hier ſcheint der „Geiſt" des Geſetzes an den „Haaren" herbeigezogen. Eine Korrektur iſt dabei ebenſo möglich wie bei der Einſendung der einzelnen Druckbogen, und der Verfaſſer will ſelber die biſchöflichen Zenſoren nicht verpflichten, durch beinahe unleſerliche Manuſkripte mühſam ſich durchzuarbeiten.

III. Zum Schluß noch einige ſporadiſche allgemeinere Bemerkungen. Auf S. 40 heißt es: „Die frühere Exkommunikation des Index, wonach das Leſen häretiſcher Bücher des Index die Exkommunikation nach ſich zog, iſt, wie wir ſpäter in Artikel 47 ſehen werden, aufgehoben." Da würde das Wort „häretiſcher", weil irre führend, wohl beſſer geſtrichen. Der Verfaſſer will auch nur ſagen, daß das Leſen eines Buches, welches auf dem Index ſteht, an und für ſich nicht die Exkommunikation als Strafe nach ſich zieht.

S. 34 wird die Gleichſtellung aller Bücher und Autoren auf dem Index verteidigt und der Anſtoß, den man daran genommen, als „teilweiſe unbegründet und ungerechtfertigt" bewieſen. Man bedenkt hierbei zu wenig, daß eine Klaſſifikation — wie ſie da gewünſcht wird — kaum möglich iſt, und wenn möglich und ausgeführt, jenen „Anſtoß" nur vermehren würde. Wie in den Decreta generalia libri obsceni ſtehen neben nicht approbierten Ausgaben der Heiligen Schrift als verbotene Bücher, ſo ſtehen auch auf dem Index, der eben iſt, was der Name ſagt, ein Regiſter, ein Katalog, die Bücher alphabetiſch geordnet nebeneinander. Kaum liegt ein Grund vor, ſich darüber aufzuregen, wofern nur die Bücher wirklich ſo ſind, daß ſie verboten werden müſſen.

Betreffs des Leſens verbotener Bücher iſt nach dem Verfaſſer (S. 44) „eine Nichtverpflichtung gerechtfertigt, wo keine Gefahr des Seelenheils und überdies ein vernünftiger Grund, eine zwingende Notwendigkeit zum Leſen eines verbotenen Buches vorliegt". Mit dem „vernünftigen Grund" iſt wohl zu wenig verlangt, ein ſolcher ſtellt ſich auch allzu leicht ein; die zwingende Notwendigkeit aber, die ſelten oder nie eintritt, iſt allzu ſtrenge. Das arithmetiſche Mittel eines vernünftigen Grundes, der zur moraliſchen Notwendigkeit wird, dürfte genügen.

Die Beiſpiele von Büchern, welche mit donec corrigatur auf den Index kamen und ſpäter freigegeben wurden, auf S. 118 ſind für die Zwecke des Verfaſſers nicht beſonders glücklich gewählt. Zudem kann man von Bellarmins bekanntem Buche kaum ſagen, daß es jemals rechtskräftig auf dem Index geſtanden; und in betreff des kopernikaniſchen Buches ſtellt A. Müller S. J. (Nikolaus Copernicus [Freiburg 1898] S. 144 f.) die Sache richtiger und vollſtändiger dar. In der editio 1758 iussu Benedicti XIV. recognita et edita findet ſich noch *Copernicus, Nicolaus.* De revolutione orb. coel. libri VI.

Was überhaupt die Gültigkeit des Index angeht, ſo iſt der Verfaſſer mit Vermeerſch eines Sinnes, indem ſie als ſicher annehmen, daß durch die Phraſe in Artikel 1: iis exceptis, qui per haec decreta generalia permittuntur, ſowie infolge von Artikel 3 und 4 jetzt bereits manche Bücher, die bislang auf dem Index ſtanden und verboten waren, freigegeben ſind. Dagegen läßt ſich wohl nichts Stichhaltiges vorbringen; doch ſcheint der eine Beweis, aus der Analogie mit den Büchern De immaculata conceptione B. Mariae Virginis genommen, hinfällig, da dieſe Bücher auf dem Index verblieben, wie es in der bekannten Deklaration ausdrücklich heißt — nicht wegen der Verteidigung der unbefleckten Empfängnis, ſondern *eo quod ob alia etiam motiva prohibita fuere.* Ganz richtig ſagt denn auch der Verfaſſer S. 29, n. 11: „Darum ſollen dieſe Werke, ſoweit ſie die unbefleckte Empfängnis verteidigen, nicht verboten ſein." Weniger

rekt dagegen heißt es S. 33: „Nach der angeführten Deklaration dürfen Bücher· : von der unbefleckten Empfängnis handeln, jetzt nach geſchehener Definition leſen werden, obſchon ſie noch auf dem Index ſtehen.“ Denn wenn jene eklaration auch ausdrücklich dieſe Werke bezeichnet als ſolche, quae ab ipso ndice] expungi debuissent, ſo ſagt ſie ebenſo klar, daß dieſelben aus den gedeuteten Gründen beibehalten werden ſollen. Dieſe Ausſtellung trifft jedoch ir das Argument, nicht das, was durch dasſelbe bewieſen werden ſollte.

Zum guten Schluſſe ſeines Werkes giebt der Verfaſſer als Anhang die deutſame Konſtitution Benedikts XIV. Sollicita ac provida ſchon deshalb, weil : nach der neuen Konſtitution Leos XIII. allein von allen früheren, auf den Index züglichen päpſtlichen Aktenſtücken in Geltung bleiben ſoll. Im übrigen iſt ſie ſonders allen Indexgörglern zum Studium ſehr zu empfehlen. Die Unterſchrift r Konſtitution ſcheint verdruckt zu ſein.

Das ausgezeichnete, reiche Sachregiſter verdoppelt den Wert des Buches.

Joſeph Hilgers S. J.

'estamentum Domini nostri Iesu Christi nunc primum edidit, latine reddidit et illustravit ***Ignatius Ephraem II. Rahmani,*** Patriarcha Antiochenus Syrorum. 4°. (LII et 231 p.) Moguntiae, sumptibus Kirchheim, 1899. Preis *M.* 25.

Studien über die älteſte Liturgie der Kirche führten Mſgr. Ignatius phräm II. Rahmani zu näherer Bekanntſchaft mit einem in ſyriſcher Sprache gefaßten kirchenrechtlichen Werk in acht Büchern, von welchen die ſechs letzten ir Bekanntes boten, die beiden erſten aber ein, wie es ſchien, bisher noch nie druckes „Teſtament unſeres Herrn“ umfaßten. Europäiſche Gelehrte: v. Funk, ickell, Duchesne, rieten zur Veröffentlichung des Schriftſtückes; in ſyriſchem ext und in lateiniſcher Überſetzung, mit gelehrter Einleitung und begleitenden iſſertationen, liegt es nunmehr in einer Ausſtattung vor, welche der Verlags- ndlung alle Ehre macht.

Bei näherer Nachforſchung entdeckte nun freilich Mſgr. Rahmani ſelbſt, daß in Fund nicht ganz und gar unbekannt ſei. Lagarde hatte im Jahre 1856 nen Auszug aus dem Teſtament nach einer Pariſer Handſchrift, M. R. James 893 einige Kapitel einer lateiniſchen Überſetzung aus einer ſolchen in Trier ver- ffentlicht. Als Ganzes aber war das Schriftſtück unbekannt, obſchon, wie eben- lls der Entdecker fand, mehrere europäiſche Büchereien dasſelbe entweder im yriſchen Text oder in äthiopiſcher und arabiſcher, aus dem Koptiſchen gefloſſener berſetzung aufbewahrten. Man kann alſo Mſgr. Rahmani nur Dank wiſſen, aß er in ſorgfältiger und gelehrter Bearbeitung das Ganze uns zugänglich emacht hat.

Unterdeſſen hat der neue Fund bereits in den weiteſten Kreiſen Aufmerk- amkeit erregt, und die brennende Frage iſt natürlich, welches Alter ihm zukomme. Der Entdecker glaubt das Teſtament in eine ſehr frühe Zeit verſetzen zu dürfen, betrachtet namentlich die in demſelben beſchriebene Liturgie als die älteſte von allen bekannten und möchte deshalb das ganze Schriftſtück dem 2. Jahrhundert

zuweisen. In der That finden sich in demselben manche Anzeichen, welche eine Entstehung in vorkonstantinischer Zeit wahrscheinlich machen könnten. Das Verbot z. B., Soldaten und Staatsbeamte in die Kirche aufzunehmen, setzt voraus, daß die Regierung noch heidnisch sei. Wenn Maßnahmen getroffen werden für den Fall, daß ein Katechumen für den Glauben den Tod erleiden soll, so kann eine solche Bestimmung nur für die Zeit der Christenverfolgungen Sinn haben. Weiterhin werden an Festen nur Epiphanie, Ostern, Pfingsten, nicht aber das im 4. Jahrhundert eingeführte Weihnachtsfest erwähnt, und ähnliche Anzeichen einer sehr frühen Zeit lassen sich noch manche anführen. Sind aber diese Züge der mit viel Gelehrsamkeit von Msgr. Rahmani verteidigten These günstig, so finden sich doch auch andere, welche nur in die nachkonstantinische Zeit hineinpassen. So wird z. B. für den Bau der Gotteshäuser eine ganz bestimmte, schon reich entwickelte Anlage vorgeschrieben; schwerlich war aber Derartiges vor Konstantin irgendwo in der Christenheit möglich. In diesem Sinne äußern sich denn auch alle ausführlicheren Besprechungen des neuen Fundes, die uns zu Gesicht gekommen sind, so die von Brucker in den Pariser Études vom 20. November 1899, Harnack in den Berliner Sitzungsberichten vom 30. November 1899, v. Funk im „Katholik" vom 1. Januar 1900 und Morin in der Revue Bénédictine vom gleichen Datum.

Mit diesen Äußerungen ist aber vorderhand nicht mehr gesagt, als daß unser Schriftstück nicht als Fund von allererster Bedeutung, etwa wie die Zwölfapostellehre oder die Philosophumena, gelten kann. Es folgt daraus noch nicht, daß es nicht von Wichtigkeit und von großer Wichtigkeit ist; es ist eben eine Urkunde zur Geschichte des Kirchenrechts von sehr hohem Alter. Die Schrift, bemerkt ein sachkundiger Beurteiler im „Katholik" a. a. O. S. 13, besitzt immerhin „noch einen sehr hohen Wert. Sie enthält eine bisher unbekannte Kirchenordnung und erweitert damit unsere Kenntnis auf einem Gebiete, das ebenso wichtig ist, als es vielfach im Dunkeln liegt". Und wenn auch ferner die Zusammenstellung des Testamentes in seiner jetzigen Form aus späteren Zeiten stammt, so können trotzdem ältere Stücke in dasselbe verarbeitet und als Überreste früherer Zeit noch erkennbar sein, und in Wirklichkeit scheint das der Fall zu sein. Morin z. B. will die Einleitung des Testamentes, eine Apokalypse über das Weltende, von dem übrigen abtrennen und dem 3. Jahrhundert zuteilen; der dort erwähnte schreckliche König des Abendlandes sei der römische Kaiser und Christenverfolger Maximin. Ähnlich urteilt Harnack, der indes in dem fraglichen König den Decius sieht. Vorsichtig faßt Morin sein Urteil in folgende Sätze zusammen: „Daß eine Menge von Einzelheiten vor dem Frieden und Triumph der Kirche unerklärlich wäre, ist, wie ich denke, unleugbar. Trotzdem müßten auch dabei die Besonderheiten der Lage, welche das Christentum in einzelnen Ländern schon vor dem 4. Jahrhundert einnahm, in Rechnung gezogen werden; um 260 erfreute es sich z. B. in Syrien, zur Zeit der Zenobia und des Paul von Samosata, einer Duldung und sogar Begünstigung, die vieles ermöglichen konnten, was anderswo in derselben Zeit schwer zu begreifen wäre. Aber wenn auch zahlreiche Anzeichen uns zwingen, wenigstens die Zusammen-

stellung des ganzen Testamentes ins 4. Jahrhundert hinabzurücken, wie viele Züge stehen nicht trotzdem neben diesen Anzeichen, welche ein hohes Alter in der Entwicklungsgeschichte der Liturgie und des Kirchenrechtes beanspruchen! Kurz, Msgr. Rahmani hat nicht völlig unrecht: wenn das Testament von den Apostolischen Konstitutionen, der ägyptischen Kirchenordnung oder den Kanones des Hippolyt abweicht, so führen uns in mehr als einem Fall diese Abweichungen in eine noch frühere Zeit, höher hinauf in die Nähe Justins und des hl. Ignatius von Antiochien."

Morin schließt mit der Betonung der Schwierigkeit, welche gerade bei Schriftstücken von der Art des vorliegenden für die Beurteilung besteht. In der That wird eine solche erst nach längeren Studien möglich sein, und wir wollen also, statt weitere Urteile anzuführen, nur versuchen, durch einige Auszüge eine ungefähre Vorstellung von der Art und Weise des neuen Fundes zu geben.

Mit unserem Testament verwandte kirchenrechtliche Schriften sind aus der Zeit bis zum 4. oder 5. christlichen Jahrhundert uns eine ganze Reihe überliefert, so z. B. die sogen. Apostolischen Konstitutionen, die Canones der Apostel, die apostolische (ägyptische) Kirchenordnung u. s. w., über deren Ursprung und genauere Altersbestimmung sehr verwickelte und schwer zu lösende Fragen bestehen. Fast alle diese Schriften treten mit hohen Ansprüchen auf; dem Inhalt nach wollen sie Anordnungen der Apostel bieten, der Form nach geben sie sich in der Regel als von Klemens von Rom oder von Hippolytus von Rom aufgezeichnet aus. Von diesen Schriftstücken unterscheidet sich das Testament unseres Herrn dadurch, daß es sich als Anordnung des Erlösers selbst bezeichnet und von den Aposteln niedergeschrieben sein will. Nachträglich wird es dann doch noch mit Klemens von Rom in Verbindung gebracht; denn die Überschrift lautet: „Testament oder Worte, welche unser Herr vor seiner Auferstehung zu seinen heiligen Aposteln sprach und welche durch Klemens von Rom, den Schüler Petri, in acht Büchern aufgezeichnet wurden."

1. Die Einleitung des Ganzen bildet ein Stück von apokalyptischem Charakter. Nachdem der auferstandene Erlöser den Aposteln erschienen und von Thomas, Matthäus und Johannes betastet worden war, fielen alle Apostel auf ihr Antlitz nieder und priesen Gott. Voll Furcht und sprachlos vor Staunen verblieben sie in dieser Stellung, bis Christus ihnen die Hand auflegte, sie ermutigte und ihnen den Heiligen Geist verhieß. Von dieser Verheißung nehmen die Apostel Anlaß, um nähere Auskunft über den Heiligen Geist zu bitten, und da Christus in seiner Antwort dessen Wirken bis zu „den kommenden bösen Tagen" berührt, so knüpfen die Jünger an diese Äußerung die Bitte, über die Vorzeichen des jüngsten Gerichtes sie zu belehren. Es folgt eine lange Antwort auf diese Frage. Zuerst, heißt es, werden Hunger, Pest, Verwirrung unter den Völkern herrschen, wie es in den Evangelien angekündigt ist. Dann stehen gottlose Fürsten auf, Feinde der Wahrheit und der Gläubigen, Mörder ihrer Brüder, Lügner, Prahler, voll Geldgier, und tragen durch ihre Heere überallhin Bedrängnis und Blutvergießen. Auch im Westen erhebt sich ein König von fremdem

Namen, ebenfalls ein Wüterich schlimmster Art, welcher in den von James herausgegebenen Bruchstücken des Testaments als Kaiser Decius (Dexius) bezeichnet wird. Dann erscheinen am Himmel allerhand Schreckgestalten, es braust in der Luft, es tost auf dem Meer, es brüllt in der Erde. Von Menschen werden Schlangen und Tiere geboren, neugeborene Kinder prophezeien Schlimmes und verlangen, daß man sie gleich töte, und anderes derart wird geschehen. Auch in der Kirche selbst treten Bischöfe auf, die voll von Lastern sind und befehlen, was den Geboten Gottes zuwider ist. Kurz, die ganze Weltordnung wird gleichsam aus den Fugen zu gehen scheinen, und dann ist nun der Zeitpunkt gekommen, da der Antichrist geboren wird. Man wird ihn leicht erkennen können, denn unser Testament beschreibt ihn genau: sein Haupt ist wie eine brennende Flamme, das rechte Auge von Blut unterlaufen, das linke von blauer Farbe und hat zwei Pupillen. Die Augenlider sind weiß, die Unterlippe groß, die rechte Hüfte schmal, die Füße breit, der Daumen platt und länglich. „Das ist die Sichel der Verwüstung." Als Länder, denen es schlimm ergehen wird, werden die Landschaften Kleinasiens der Reihe nach aufgezählt, woraus man sieht, auf welche Gegenden sich der Gesichtskreis des Verfassers beschränkt. Nach diesen Vorzeichen kommt das Gericht. Den Gerechten wird es durch ein Vorzeichen angekündigt, sie werden deshalb beständig wachen und beten, die Welt verachten und täglich ihr Kreuz auf sich nehmen. Eine Mahnung an die Apostel, eifrig für die Gläubigen zu sorgen, beschließt den einleitenden Teil.

Ist in den erwähnten Schlußworten schon angedeutet, welche Folgerungen der Verfasser aus seinen Schilderungen des Weltendes gezogen wünscht, so wird das jetzt noch weiter ausgeführt. Die Apostel bitten um weitere Vorschriften, damit sie wissen, wie die Vorsteher der Kirche beschaffen sein sollen und wie sie ihrem Amte genügen können. Auch Martha, Maria und Salome — hier wohl die Vertreter der Laien — stellen die Bitte um Belehrung, „damit wir wissen, was zu thun ist, damit unsere Seelen leben". Sie erhalten kurze Antwort, während die Antwort an die Apostel den ganzen weiteren Inhalt des „Testamentes" bildet.

Was diese Einleitung besagen will, ist klar. Sie soll die nun folgenden Anordnungen rechtfertigen; denn wenn, vielleicht in kurzem, allgemeine Unordnung zu erwarten ist, so müssen feste Vorschriften und Regeln gegeben sein, damit jeder, der guten Willens ist, wisse, woran er sich zu halten hat. Ferner soll der Hinweis auf die Schrecken des Weltendes als Beweggrund dienen, jene Vorschriften genau zu halten. Der Neue Bund ist ja eine Vorbereitung auf die zweite Ankunft Christi, wie der Alte eine Vorbereitung auf sein erstes Kommen war, und überall tönt in den christlichen Schriften der Mahnruf, bereit zu sein, weil der Richter nunmehr, im Neuen Bunde, vor der Thüre steht und jeden Augenblick kommen kann. Ob eine Täuschung des Lesers beabsichtigt ist, wenn die Beschreibung des Weltendes dem Herrn selbst in den Mund gelegt wird, oder ob dergleichen eine Form der Einkleidung ist, deren Bedeutung diejenigen ohne weiteres verstanden, für welche das Testament geschrieben wurde, wollen wir hier nicht untersuchen; möglich ist es, daß eine Fälschung beabsichtigt war, notwendig ist diese Annahme nicht.

2. Die Vorſchriften, welche unſer Teſtament dem Erlöſer in den Mund legt, beziehen ſich im erſten Buch auf die Einrichtung des Gotteshauſes, auf die Wahl, Weihe und Obliegenheiten des Biſchofs, der Prieſter und Diakonen, der Bekenner und Witwen, der Subdiakonen und Lektoren, der Asketen und charismatiſch Begnadigten. Das zweite Buch enthält Vorſchriften für die Laien. Über die Vorbereitung zur Taufe und deren Spendung wird ausführlich gehandelt, außerdem eine Reihe von Geboten oder Räten gegeben, welche das ganze chriſtliche Leben von der Aufnahme in die Kirche bis zum Begräbnis umfaſſen.

Überblickt man die Anforderungen, welche das „Teſtament“ an den Chriſten ſtellt, ſo muß man ſagen, daß ein beſonnener und ernſter, mitunter auch ſtrenger Geiſt aus ihnen ſpricht. Schon bei der Aufnahme derjenigen, die ſich zum Katechumenat melden, ſoll man mit Vorſicht vorangehen, ſie ausfragen, warum ſie ſich melden, ſich vergewiſſern, ob ſie auch früher ſchon ein anſtändiges Leben geführt haben. Wer andere zum Unterricht herzuführt — es handelt ſich hier wohl um Kinder, die zum Unterricht gebracht werden —, kann dies nur thun, wenn er ſchon nicht mehr ganz jung und der Kirche bekannt iſt. Beſonderes Mißtrauen wird dem Biſchof unverheirateten Heiden gegenüber empfohlen, er ſoll ihnen ernſte Vorhaltungen machen über die Reinheit, die das Chriſtentum verlangt. Will der Katechumen heiraten, ſo trete der Biſchof dem nicht entgegen, ſorge aber, daß er eine Chriſtin aus chriſtlicher Familie zur Frau nehme, die im ſtande ſei, ihren Mann im Glauben zu erhalten. Wünſcht ein Sklave unterrichtet zu werden, ſo frage man, ob ſein Herr damit einverſtanden iſt. Iſt der Herr ungläubig und nicht einverſtanden, ſo verſuche man zuerſt deſſen Einwilligung zu erhalten und gehe ohne dieſelbe erſt dann voran, wenn dieſe Verſuche vergeblich waren. Stellt ſich heraus, daß der Sklave nur aus Haß gegen ſeinen Herrn Chriſt werden will, ſo wird er nicht angenommen, und das Gleiche ſoll immer dann geſchehen, wenn ein chriſtlicher Herr ſeinem Sklaven ein Zeugnis verweigert. So folgen noch eine ganze Reihe von Vorſchriften, aus denen man ſieht, daß es dem Verfaſſer nicht darauf ankam, möglichſt viele, ſondern möglichſt würdige Chriſten zu haben, und daß man unſaubere Elemente fern zu halten ſuchte. Bemerkenswert unter dieſen Beſtimmungen iſt jene, welche den Soldaten und Magiſtratsperſonen den Eintritt in die Kirche wehrt.

Im gleichen Geiſte werden von den Katechumenen drei Jahre Unterricht in der chriſtlichen Lehre verlangt. Doch können ſolche, die deſſen würdig ſind, auch ſchon früher getauft werden. Bevor die Katechumenen durch die Taufe endgültig in die Kirche aufgenommen werden, ſollen ſie wiederum geprüft werden, wie ſie ſich während des Katechumenats aufgeführt haben, „ob ſie die Witwen ehrten, die Kranken beſuchten, in aller Demut und Liebe wandelten“. In der Oſternacht findet die Tauffeier ſtatt, die ausführlich beſchrieben wird. Das Glaubensbekenntnis wird erſt während der Taufe abgelegt — es iſt im weſentlichen das römiſche Taufſymbol —, jeder der drei Eintauchungen geht das Bekenntnis einer der drei göttlichen Perſonen vorher. Nach der heiligen Handlung werden die Neugetauften über die Auferſtehung des Fleiſches belehrt, vorher ſollen ſie davon kein Wort wiſſen.

Der ganze Tag des Chriſten ſoll durch Gebet geheiligt werden. Gleich bei der früheſten Dämmerung, nachdem man aufgeſtanden und die Hände gewaſchen hat, ſoll gebetet und erſt dann die Arbeit angegriffen werden; dies Gebet ſoll dann zur dritten, ſechſten, neunten Stunde, des Abends und um Mitternacht wiederholt werden. Für diejenigen, welche das jungfräuliche Leben erwählt haben, ſind dieſe Gebetszeiten Pflicht. Vor Oſtern beobachte man von Freitag morgen an das Faſten ſo ſtreng, daß bis zur Mitternacht von Samstag auf den Sonntag gar nichts genoſſen wird. In der dann folgenden Oſternacht machen ſelbſt die Kinder die Nachtwache mit. Die Lektoren, Subdiakonen und Diakonen ſollen durch die Reihen der Frauen hindurchgehen, damit unartige Knaben keinen Unfug treiben oder auch einſchlafen, „denn dieſe Nacht iſt ein Bild des Himmelreiches“. Auch beſtimmte regelmäßig wiederkehrende Faſttage werden erwähnt, es ſind wohl die allgemein in der Chriſtenheit üblichen Faſten am Mittwoch und Freitag jeder Woche. Wie ſtreng man es ſonſt nahm, ergiebt ſich aus der Mahnung: Wer kinderlos ſei, möge überflüſſigen Beſitz nicht aufhäufen, ſondern reichlich den Armen und Gefangenen mitteilen und nur zurückhalten, was ſich geziemt und genügt.

Noch ſtrenger ſind die Vorſchriften für die Geiſtlichen. Der Biſchof habe neun Gebetszeiten im Laufe von 24 Stunden einzuhalten; „wenn er aber zu jeder Stunde ohne Unterlaß Gebete für das Volk und ſich ſelbſt darbringt, ſo thut er gut“. In jeder Woche giebt es für ihn drei Faſttage. Unmittelbar nach ſeiner Weihe hat er drei Wochen zu faſten „nach der Zahl der 18 erhabenen Eingänge, welche der Eingeborene durchſchritt, als er zum Leiden kam“, und zwar in der Weiſe, daß er abends nur Brot zu ſich nimmt. Sein ganzes Leben hindurch genieße er kein Fleiſch, und Wein nur in der Meſſe oder höchſtens in der Krankheit.

3. Der erſte Teil unſeres Apokryphums enthält die ausführliche Beſchreibung des Gotteshauſes und der gottesdienſtlichen Verrichtungen. Er iſt wohl das Intereſſanteſte an unſerem Schriftſtück, bietet aber auch der Erklärung und dem Verſtändnis die meiſten Schwierigkeiten. Heben wir alſo nur einiges daraus hervor. Die kirchenrechtlichen Vorſchriften beginnen mit ausführlichen Anweiſungen für den Kirchenbau.

Das Gotteshaus ſoll drei Eingänge haben zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit. Rechts von dem Eingang an der rechten Seite ſoll ein Diakonenhaus ſein „damit die euchariſtiſchen Brote und die Opfer, welche dargebracht werden, geſehen werden können“. Das Diakonenhaus habe einen Vorhof, der von einem Säulengang umgeben iſt. Innerhalb des Vorhofes ſei die Taufkapelle, 21 Ellen lang „um die vollſtändige Zahl der Propheten vorzubilden“, und 12 Ellen breit zum Andenken an die Apoſtel. Sie habe nur einen Eingang, aber drei Ausgänge. Mit der Kirche ſoll ein Anbau für die Katechumenen und die zu Exorciſierenden ſo verbunden ſein, daß man von demſelben aus die Leſungen und Geſänge in der Kirche anhören kann. In der Kirche ſelbſt ſtehe gegen Oſten, drei Stufen erhöht, der Thron des Biſchofs und der Altar. Rechts und links von demſelben ſind die Sitze für die Prieſter. Die Kirche habe rechts und links zwei Säulengänge, zu Rechten für die Männer, zur Linken für die Frauen. Die ganze Kirche ſei erleuchtet ſowohl wegen der vorbildlichen Bedeutung als wegen der Leſungen. Ein

Vorhang von reinem Byssus sei vor dem Altar und den Sitzen der Priester und ein zweiter am Taufbrunnen. Es sei ein Ort, an welchem der Priester sitze, um mit dem Archidiakon und den Lektoren die Namen derjenigen aufzuschreiben, welche die Gaben zum Opfer darbringen, und ebenso die Namen derer, für welche sie dargebracht werden, damit während der Messe beim Memento diese Namen genannt werden. Ein wenig vor dem Altar ist der Ambo zum Verlesen der Lektionen.

In der Nähe des Gotteshauses sollen noch andere Gebäude sich befinden: die Wohnung des Bischofs, der Witwen, welche die Ehrensitze vor den andern inne haben, ferner bei der Taufkapelle die Wohnung der Priester und Diakonen. Die Diakonissinnen sollen bei der Thüre des Gotteshauses weilen, in der Nähe desselben sei ein Haus zur Aufnahme der Fremden.

Das Gotteshaus dient zum gemeinsamen Gebet der Gläubigen; der christliche Unterricht wird durch den Bischof darin erteilt und die heilige Messe gefeiert. Letzteres geschieht am Samstag, Sonntag und an den Fasttagen. Am Samstag wird das heilige Opfer mit drei Broten gefeiert zur Erinnerung an die heilige Dreieinigkeit, am Sonntag aber mit vier, wegen der vier Evangelien. Während der Messe ist der Vorhang vor dem Altar herabgelassen. Hinter demselben sitzt in der Mitte zunächst der Bischof, hinter ihm rechts und links die Priester, und zwar rechts die angeseheneren und diejenigen, welche predigen. Hinter den Priestern auf der linken Seite kommen zunächst die Witwen, hinter den Priestern dagegen, welche zur Rechten sind, stehen die Diakonen, hinter ihnen der Reihe nach die Lektoren, die Subdiakonen und zuletzt die Diakonissinnen.

Bei der Konsekration streckt der Bischof seine Hand aus über die Brote auf dem Altar, und alle Priester thun dies mit ihm, während die übrigen schweigend da stehen. Das heißt also wohl: alle Priester konsekrieren zugleich mit dem Bischof, wie es im Abendlande heute nur noch bei Spendung der Priesterweihe üblich ist. Wenn der Bischof verhindert ist, wird seine Stelle von einem Priester vertreten, sonst aber feiert der Priester nur in Gemeinschaft mit dem Bischof und allen Mitpriestern die heiligen Geheimnisse.

Bevor der Bischof oder Priester das heilige Opfer darbringt, geben sich alle den Friedenskuß, die Männer den Männern, die Frauen den Frauen. Dann, während einer feierlichen Stille, fordert der Diakon durch eine Reihe von lauten Rufen zu würdiger Teilnahme an den heiligen Geheimnissen auf: „Hinauf zum Himmel eure Herzen! Wer Haß gegen seinen Nächsten hat, versöhne sich! Wer Unglauben im Herzen hegt, bekenne! Wer den Geboten nicht unterwürfig sein will, gehe weg!“ und so folgen noch eine Reihe solcher Mahnungen. Dann beginnt der Bischof eine Art Präfation:

Bischof: „Der Herr sei mit euch!“
Volk: „Und mit deinem Geiste.“
B.: „Aufwärts die Herzen!“
B.: „Wir halten sie zum Herrn emporgerichtet.“
B.: „Laßt uns den Herrn preisen!“
B.: „Es ist würdig und gerecht.“
B.: „Das Heilige (werde gefeiert) durch Heilige!“
B.: „Im Himmel und auf Erden ohne Aufhören.“

Doch wir können unmöglich die langen Gebete alle hier abſchreiben. Wir wollen nur noch kurz bemerken, daß die Konſekrationsformel eine Schwierigkeit bietet. Sie lautet: Qui ... accipiens panem dedit discipulis suis dicens: accipite, manducate. Hoc meum est corpus, quod pro vobis confringitur in remissionem peccatorum. Quotiescunque hoc facietis, resurrectionem meam facietis. Similiter calicem vini, quod miscuit, dedit in typum sanguinis, qui effusus est pro vobis. Wahrſcheinlich ſind die letzten Worte verſtümmelt, denn die äthiopiſche Überſetzung lieſt: Similiter calicem vini, quem miscuit dicens: Hic est sanguis meus, qui effunditur pro vobis.

Wir brechen hier ab, ſo manches Schöne oder Bemerkenswerte auch noch mitzuteilen wäre. Die ſpärlichen Auszüge, die wir geben konnten, genügen einigermaßen, um einen Begriff von der neuen Entdeckung zu geben, und werden es als gerechtfertigt erſcheinen laſſen, wenn im „Katholik" a. a. O. das Urteil ausgeſprochen wird, es bleibe trotz aller Ausſtellungen „Grund genug, die Schrift mit voller Freude zu begrüßen. Dem Entdecker gebührt für die Gabe, mit der er uns beſchenkt hat, großer Dank". **C. A. Kneller** S. J.

Die ſogenannte Kirchengeſchichte des Zacharias Rhetor in deutſcher Überſetzung herausgegeben von **K. Ahrens**, Gymnaſialoberlehrer in Plön, **G. Krüger**, Profeſſor der Theologie in Gießen. (Scriptores sacri et profani, auspiciis et munificentia serenissimorum nutritorum almae matris Ienensis ediderunt seminarii philologorum Ienensis magistri et qui olim sodales fuere. Fasciculus III.) 8°. (XLV, 42* u. 417 S.) Leipzig, Teubner, 1899. Preis *M.* 10.

Zacharias Rhetor, geboren in Paläſtina zu Majuma bei Gaza, machte um 488 ſeine Studien in Alexandrien und in den folgenden Jahren in Beirut, war dann Sachwalter in Konſtantinopel, trat in den geiſtlichen Stand und wurde Metropolit von Mytilene. Obgleich Anhänger des Monophyſitismus, unterſchrieb er trotzdem die Beſchlüſſe des Konzils von 536, welches gegen den Monophyſitismus gerichtet war. Neben einigen Streitſchriften und Biographien monophyſitiſcher Größen verfaßte er auf Bitten des Eunuchen Euprazius eine geſchichtliche Schrift über die Schickſale der Kirche ſeit dem Konzil von Chalcedon, welche den Zeitraum von 450—491 umfaßt. Das griechiſche Original dieſer Schrift, das von Evagrius noch benutzt wurde, iſt verloren; einen Auszug indes in ſyriſcher Sprache beſitzen wir noch in den Büchern III—VI eines 12 Bücher umfaſſenden Sammelwerkes, welches in einer Londoner und zum Teil in einer römiſchen Handſchrift auf uns gekommen iſt. Der ſyriſche Text dieſes Sammelwerkes iſt ſeit 1870 gedruckt, die hier angezeigte Schrift macht es in deutſcher Übertragung weiteren Kreiſen zugänglich. Die beiden Herausgeber teilten ſich in ihre Arbeit in der Weiſe, daß der zuerſt genannte die Überſetzung aus dem Syriſchen, der andere die Einleitung und ſachliche Erläuterung übernahm. Beide Gelehrte haben ſich um die Erledigung ihrer Aufgabe viel Mühe gegeben und in zweifelhaften

Fällen bei tüchtigen Sprachgelehrten und Geschichtsforschern Unterstützung gesucht, so daß man in die Genauigkeit des Gebotenen wohl alles Vertrauen setzen kann.

Die Glaubwürdigkeit des Zacharias freilich wie der andern Quellen des syrischen Sammelwerkes ist an und für sich nicht groß. Es sind Tendenzschriften, die darauf ausgehen, den Monophysitismus zu verherrlichen und die Thatsachen demgemäß zu wenden verstehen. Aber trotzdem wird doch manches Thatsächliche mitgeteilt, das entweder in sich wahrscheinlich klingt oder durch anderweitige Berichte bestätigt wird und wiederum zur Bestätigung dieser beiträgt. Solcher Art ist z. B. die Charakteristik, die von dem Toleranzmann Salophakiolos, dem „Wackelhut", gegeben wird, und anderes. Ferner erfährt man manches kulturgeschichtlich Interessante. Ostern z. B. ist allgemeiner Tauftag für die Kinder (S. 24), ein neu getauftes Kind wird von den Gläubigen nach Haus begleitet (S. 35), durch drei andere Bischöfe wird die Bischofsweihe erteilt (S. 23), man erfährt den Namen von Kirchen in Beirut und anderswo (S. 35. 71 ꝛc.), findet Notizen über Timoklet, einen der ältesten christlichen Hymnendichter (S. 37), über Reliquien- und Bilderverehrung, über die Anerkennung des römischen Primates und anderes. Außerdem — und das ist wohl der Hauptwert — spiegelt sich in diesen Berichten die monophysitische Partei in ihrem ganzen Thun und Treiben. Theologische Argumentationen, die sich irgendwie mit denen eines Athanasius, Cyrill, Leo des Großen messen können, sind in den zahlreich eingestreuten Briefen monophysitischer Parteihäupter nicht zu finden. Die Hauptbeweise der monophysitischen Gelehrten sind ein paar Väterstellen, von denen zudem sehr viele einfach gefälscht sind. Außerdem wird Wert gelegt auf Anekdötchen über das Konzil von Chalcedon und Papst Leo, der nur für Geld seinen Tomos erlassen hat (S. 4), auf Wunder, die zu Gunsten der Einnaturenlehren vorgekommen sein sollen (S. 14. 69). Dioskorus und andere Sektenhäupter werden als Märtyrer verherrlicht, die Gegner weidlich heruntergesetzt und von vornherein als Nestorianer behandelt. Mit sichtlicher Freude berichtet Zacharias Histörchen wie jenes, daß ein monophysitischer Mönch zum Patriarchen Juvenal von Jerusalem sich eingeschlichen unter dem Vorgeben, von ihm den Segen zu erbitten, und ihm dann zum Spott ein Gefäß mit Asche über den Kopf ausgegossen habe (S. 15). Bemerkenswert für die Geschichte des Dreikapitelstreites ist es, wenn schon bei Zacharias als eine der Hauptbeschwerden gegen die Versammlung von Chalcedon erscheint, daß Theodoret und Ibas auf ihr hätten eine Rolle spielen dürfen. Auch auf den bekannten 28. Kanon des genannten Konzils ist unser Autor schlecht zu sprechen: nicht zwar aus Vorliebe für Rom, gegen welches er wenig Zuneigung verrät, freilich ohne das tief einschneidende Eingreifen Roms in die Verhältnisse des Ostens ganz zudecken zu können. Vielmehr ist es die Vorliebe für Alexandrien, den bisherigen zweiten Bischofssitz der Christenheit, die ihn auffallend oft (z. B. S. 27. 36. 65) auf diese Bestimmung zurückkommen und Konstantinopels Ansprüche als unrechtmäßige bezeichnen läßt.

Somit ist auch die Übersetzung der sogen. Kirchengeschichte des Zacharias in ihrer Art eine erfreuliche Gabe. Der Historiker wird den Herausgebern Dank wissen, daß sie dies bisher von wenigen gekannte Werk allgemeinerer Benutzung

zugänglich machten, und ſo viele Mühe und Sorgfalt aufwandten, um allen billigen Anſprüchen an eine derartige Ausgabe zu genügen. **C. A. Kneller** S. J.

L'Évêque de Metz. Vie de Mgr Dupont des Loges 1804—1886. Par l'abbé ***Felix Klein,*** Professeur à l'Institut Catholique de Paris. I^r^. 8^0^ écu. (XII et 500 p. avec portrait.) Paris, Poussielgue, 1899. Preis *Fr.* 5.

Eine Lebensgeſchichte des vorletzten Biſchofs von Metz, des hervorragendſten Vertreters der alten franzöſiſchen Traditionen und Erinnerungen im Reichsland, konnte kaum in günſtigerem Augenblick ans Licht treten, als da der von ihm ſelbſt noch gewählte Nachfolger ihm auch im Tode gefolgt war und die große Öffentlichkeit in Deutſchland wie in Frankreich der Neubeſetzung des Metzer Stuhles mit Spannung entgegenſah. Der Verfaſſer iſt kein Unbekannter. Von ihm iſt die Überſetzung und erfolgreiche Anempfehlung des Elliotſchen „Leben des P. Hecker" ausgegangen, und in den Kämpfen um den „Amerikanismus" iſt ſein Name viel genannt worden. Er ſelbſt rühmt ſich, bereits der Lobredner eines Kardinal Lavigerie und eines Erzbiſchof Ireland geweſen zu ſein. Er hält daher auch eine beſondere Erklärung darüber für geboten, wie es habe geſchehen können, daß einer derer, „die über alles ihre Zeit und das Jahrhundert lieben, in welches Gott zur Arbeit ſie geſetzt", zum Geſchichtſchreiber eines Biſchofs werde, welcher in einem Grade wie wenig andere grundſätzlich am Alten feſtgehalten habe. Des Rätſels Löſung mag zum Teil darin liegen, daß Dupont des Loges von Jugend auf bis zum Ende ein perſönlicher Freund, in weittragenden Fragen auch ein Verbündeter Biſchof Dupanloups geweſen iſt, für deſſen Andenken Abbé Klein eine ſo hohe Bewunderung an den Tag zu legen nicht müde wird. Unter allen Umſtänden iſt es erfreulich, daß der Abbé das Werk auf ſich genommen hat. Ein Kirchenfürſt von ſolcher Geiſteshoheit wie der bretoniſche Adelsſproß auf dem Biſchofsſtuhle des hl. Klemens verdiente es, daß eine ſo ſtilgewandte und glänzende Feder zuerſt ſeine Annalen ſchrieb.

Paul Georg Maria du Pont des Loges war zu Rennes am 11. November 1804 geboren aus hohem einheimiſchem Adel. Seit zwei Jahrhunderten hatten ſeine Vorfahren ihren Sitz im Parlamente der Bretagne. Sein Vater, wohlangeſehen unter den treuen Paladinen des Königtums, war ſeit Beginn der Reſtauration einer der erſten Großwürdenträger der Provinz; beim Sturze der älteren bourboniſchen Linie 1830 legte er Amt und Würde nieder. Paul, von Kindheit an zart und ſchwächlich, machte ſeine erſten Studien im biſchöflichen Knabenſeminar zu Rennes. Noch nicht 16 Jahre alt (1820), hatte er das Zeugnis der Reife mit Ehren ſich erworben. Das fromme Kind, der neunte unter elf Geſchwiſtern, entſchied ſich für den geiſtlichen Stand. Über ſieben Jahre, vom Herbſt 1821 bis Januar 1829, verbrachte er im Seminar von St. Sulpice zu Paris, das damals auf ſeiner Höhe ſtand und unter Lehrern und Schülern eine Auswahl der glänzendſten Geiſter des chriſtlichen Frankreich zählte. Am 20. Dezember 1828 wurde er zu Paris zum Prieſter geweiht und übernahm die Stelle eines Vikars bei Saint-Sauveur zu Rennes, die ihm geſtattete, im Kreiſe ſeiner Familie zu leben, während er im Dienſte der Kirche wie der chriſtlichen Charitas ſeinen Eifer er-

probte. Im Oktober 1834 nahm er von der Hand ſeines Biſchofs die mehrmals zurückgewieſene Würde eines Ehrenkanonikus an. Schon in den nächſten Jahren ſchwebten Verhandlungen über ſeine Berufung zum Koadjutor des Biſchofs von Quimper mit dem Rechte der Nachfolge. Statt deſſen folgte er im Oktober 1840 dem Rufe des neu ernannten Biſchofs von Orleans, des nachmaligen Kardinalerzbiſchofs Morlot von Paris, welcher ihn als Generalvikar an ſeiner Seite zu haben wünſchte. Es war eine gute Schule. Morlot war ein Mann von Beſonnenheit und Erfahrung, wie zum Regieren geboren; er ſchenkte ihm großes Zutrauen und gewährte ihm Einblick in alles; die Verwaltung der Diözeſe Orleans war an Dornen und Schmerzen reich. Seit Beginn des Jahres 1842 kam die Erhebung des jungen Generalvikars auf einen der Biſchofsſitze der Monarchie wieder ernſtlich in Frage; er ſträubte ſich nach allen Kräften. Mit Rückſicht auf ſeine zarte Geſundheit wählte man den Poſten, der als einer der leichteſten galt; am 25. Juli 1842 war ſeine Ernennung zum Biſchof von Metz geſichert. Am 27. Januar 1843, im gleichen Konſiſtorium wie der neu ernannte Erzbiſchof von Damiette i. p. i. Joachim Pecci, wurde er präkoniſiert; am 5. März fand zu Paris ſeine Biſchofsweihe ſtatt; er zählte noch nicht 39 Jahre.

Am ſpäten Abend des 16. März 1843 traf Dupont des Loges inkognito in ſeiner Biſchofsſtadt ein, um folgenden Tages in ſeiner Kathedrale feierlich inthroniſiert zu werden. Die beiden Generalvikare, welche während der letzten Jahre faſt unabhängig die Diözeſe regiert hatten, behielt er ruhig bei, nahm aber ſofort mit großer Selbſtändigkeit die Verwaltung in die Hand. Als Hauptaufgabe ſeines Epiſkopates betrachtete er es vom erſten Eintritt in die Diözeſe an, den tief eingeriſſenen Schäden der Entheiligung des Sonntags und der Vernachläſſigung der Oſterpflicht entgegenzuarbeiten. Es gewährte ihm großen Troſt, gegen Ende ſeiner langen Wirkſamkeit in Bezug auf dieſe Angelpunkte des chriſtlichen Lebens namhafte Beſſerung feſtſtellen zu können. Mit Rückſicht auf den Klerus fand er die Übung der jährlichen Diözeſanſynode und der Prieſterexercitien bereits vor. Er berief für die Leitung des Seminars die Sulpizianer, errichtete, vom Seminar getrennt, eine eigene philoſophiſche Lehranſtalt und erbaute außerhalb der Stadt ein prächtiges Knabenkonvikt. Ein Werk von weitgreifender Bedeutung war die Einführung des „ewigen Gebetes“. Da den Tagen der Ausſetzung des heiligſten Sakramentes ſtets eine geiſtige Erneuerung vorausgehen ſollte, ſo war damit den Gemeinden die Wohlthat öfterer Volksmiſſionen geſichert. Außerordentlichen Aufſchwung erlebten in der Diözeſe das Werk der Glaubensverbreitung und die Sammlung des Petrospfennigs. Die religiöſen Orden ohne Unterſchied der Benennung fanden an dem frommen Oberhirten einen väterlichen Gönner und einen eifrigen Förderer der ihrem Ordenszwecke entſprechenden Thätigkeit. Die Veranſtaltungen der Charitas blieben dabei ſein eigentliches Lieblingsfeld; er hatte für ſie ſtets bereitwilliges Verſtändnis und königliche Freigebigkeit. Beſondere Aufmerkſamkeit verdient unter ihnen das Haus für Aufnahme und moraliſche Hebung der aus den Gefängniſſen entlaſſenen Sträflinge (p. 226).

Als Legitimiſt vom reinſten Waſſer ſtand der Biſchof ſchon dem Bürgerkönigtume kühl gegenüber; noch ſtolzer und feſter wurde dieſe Haltung gegen Louis Napoleon. Dupont des Loges war unter allen Prälaten Frankreichs der erſte, der deſſen ränkevolle italieniſche Politik durchſchaute, und die Zornesblitze eines kaiſerlichen Kultusminiſters ſchreckten ihn nicht davor zurück, dies auch offen zu erkennen zu geben. Schon 1856 hatte ſich zur Taufe des kaiſerlichen Prinzen der geſamte

franzöſiſche Epiſkopat in Paris eingefunden; nur zwei waren weggeblieben: Biſchof du Dreux-Brézé von Moulins und Dupont des Loges von Metz. Trotzdem aber gab es der ernſteren Reibungen mit der Regierung nicht viele, und wenn ſie kamen, wurden ſie mit franzöſiſcher Feinheit und Höflichkeit raſch vorübergeführt. Die Regierung bedurfte des guten Einvernehmens mit der Kirche. Es iſt ein merkwürdiger Unterſchied hier gegenüber den Brutalitäten, welche in den Kirchenkonflikten der verſchiedenen deutſchen Staaten in dieſem Jahrhundert ſich haben breit machen können.

Der vornehme Prälat mit ſeiner ernſten Frömmigkeit und ſtrengen Zurückhaltung war bei all ſeinen perſönlichen Vorzügen dem Volke nie recht nahe gekommen. Er ſelbſt war ſtets nur darauf bedacht geweſen, bei Volk und Klerus ſich „in Reſpekt“ zu erhalten; denn „ohne Reſpekt“, meinte er, „kann man nicht wirken“. War es doch noch auf dem Todesbette ſeine größte Sorge, er möchte durch die vorübergehenden Trübungen ſeiner Geiſtesthätigkeit, welche infolge von Schwäche und Schlafloſigkeit ihn eine Zeitlang befielen, der biſchöflichen Grandezza etwas vergeben. Es war ihm kein leichter Troſt, als dieſe Zuſtände aufhörten, und er dankte Gott mit aller Inbrunſt dafür „Es war nicht wegen meiner armen Perſon, daß ich dieſe Furcht hegte,“ meinte er dazu, „nein, für mich nehme ich gern alle Verdemütigungen an, die ich verdiene und die es Gott gefallen wird, mir zu ſenden. Aber ich fürchtete für die Ehre der Kirche, die mich unter die Zahl ihrer Diener aufzunehmen ſich gewürdigt hat. Mit der Gnade Gottes war ich ſtets darauf bedacht, daß mein Leben ein biſchöfliches ſei. Ich flehe ihn an, daß nun auch die Art meines Sterbens würdig ſei eines Biſchofs.“

Indes hatte doch der Ruf ſeiner Tugend und Wohlthätigkeit und die reiche, freie Entfaltung, welche das kirchliche Leben unter ihm fand, ihm unmerklich, aber immer mehr die allgemeine Verehrung gewonnen. Auf ſeinen Namenstag, das Feſt des hl. Paulus, den 30. Juni 1868, beging man in der Stadt Metz wie in der ganzen Diözeſe die Feier ſeines 25jährigen Biſchofsjubiläums mit einer Großartigkeit und Begeiſterung, welche die ganze Kirche Frankreichs erfreute, ihn ſelbſt aber überraſchte und überwältigte.

Es waren die letzten glücklichen Tage ſeines Epiſkopates. Auf dem Vatikaniſchen Konzil gehörte er — und zwar im bewußten Gegenſatze zu dem Klerus ſeiner Diözeſe — zur näheren Gefolgſchaft Dupanloups. Nach Monaten ſchweren Kampfes kaum zurückgekehrt, ſah er ſich eingeſchloſſen in einer belagerten Stadt, ſein biſchöfliches Palais mit Verwundeten angefüllt. Es kam die Kapitulation und damit die deutſche Herrſchaft. Dupont des Loges fuhr ruhig fort, als Biſchof ſeine Pflicht zu thun, und hielt auch ſeinen Klerus zu ernſter Pflichterfüllung an. Er ſelbſt vermied ſorgfältig alles, was die neuen Machthaber reizen oder verletzen konnte; das gleiche verlangte er auch von ſeinem Klerus. Kleinliche Chikanen blieben ihm trotzdem nicht erſpart; er trug ſie mit vornehmer Reſignation. Wo aber kirchliche Grundſätze in Frage kamen, ſtellte er unerſchütterliche Feſtigkeit entgegen. Allen Agitationen hielt er ſich fern; daß er aber im Herzen durch und durch Franzoſe ſei und es auch bleiben wolle, deſſen hatte er kein Hehl.

Der edle Stolz ſeiner Haltung war der Troſt für ſein unglückliches Volk. Von dieſem Zeitpunkt an wandte die franzöſiſch geſinnte Bevölkerung eine ſchwärmeriſche, faſt leidenſchaftliche Verehrung ihm zu. Im ganzen Reichslande war hinfort für ſie kein Name ſo gefeiert und ſo geheiligt als der ſeine. Auch von den [redacted] wurde ihm Ehre erwieſen, angefangen vom Gouverneur der Stadt bis

hinauf zum deutschen Kronprinzen und zum Kaiser. Manches bei diesen Höflichkeiten mochte dem Sproß des alten legitimistischen Adels gelten, aber 30 Jahre einer gesegneten bischöflichen Verwaltung und 70 Jahre eines Lebens des Gebetes, der Tugend und der Wohlthätigkeit gaben auch dem katholischen Bischof einen Anspruch auf Rücksicht und Ehrfurcht. Mit der hohen kirchlichen Würde nötigte der fest geprägte Charakter Achtung ab. Manche Vertreter des Deutschtums aus dem Norden lernten an ihm zuerst ahnen, was ein katholischer Bischof sei.

Herr v. Möller als Oberpräsident ließ sich dadurch freilich nicht zurückhalten, 1875 auf gesuchten Vorwand hin den bischöflichen Fastenhirtenbrief zu unterdrücken. Die Schullehrer wurden beauftragt, ihre Pfarrer zu überwachen, ob sie etwa trotzdem das Hirtenwort ihres Bischofs verkünden würden. Weit größere Pein hat sieben Jahre später die Freundschaft des Herrn v. Manteuffel dem 80jährigen Greise angethan. Er überraschte ihn mit dem verfänglichen kaiserlichen Geschenke des Kronenordens II. Klasse mit dem Stern.

Doch der Freundschaft dieses wahren Staatsmannes verdankte Dupont des Loges dafür auch den letzten großen Trost seines Lebens: einen Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge nach seiner eigenen Wahl. Nachdem Korum in Straßburg abgelehnt hatte, wurde am 13. Mai 1881 François Louis Fleck als Bischof präkonisiert, derselbe, dessen Ernennung zum Generalvikar einige Jahre zuvor Herr v. Möller nicht hatte bestätigen wollen.

Bischof Dupont des Loges von Metz nahm 1874, als Elsaß-Lothringen zum erstenmal Vertreter in den Deutschen Reichstag sandte, ein Mandat für denselben an. In den alten Parlamentsräumen der Leipziger Straße erschien er „en grand costume d'évêque français". Doch war er nur erschienen, um der Protesterklärung gegen die deutsche Besitznahme des Reichslandes beizuwohnen. Er hatte zur ausdrücklichen Bedingung gestellt, daß er in keiner andern Weise von seinem Mandate würde Gebrauch zu machen haben. So fremd er sonst Deutschland und deutschem Leben gegenüberstand, pflegte er doch freundliche Beziehungen zur deutschen Nachbardiözese Trier. Während des Kulturkampfes spendete er an den Grenzorten für zahlreiche Gemeinden aus dem Trierischen die heilige Firmung. Der neu ernannte Bischof von Trier besaß sein hohes persönliches Vertrauen und fand sich wiederholt an seiner Seite, zum letztenmal am 25. August 1886, um im hohen Dome in Gegenwart der entseelten Leiche den letzten Trauergruß ihm nachzurufen. Nach dreimonatlichem schweren Leiden war der greise Bischof in die himmlische Heimat eingegangen, am 18. August 1886.

Eine bischöfliche Laufbahn, so lang und an Wechsel so reich, bot für den Biographen ein einladendes Feld; mächtigere Anziehung noch bot die Eigenart der Persönlichkeit: der Stolz des alten Römers mit der Milde des Kirchenvaters, der starre Kopf des Bretonen mit der Feinheit des vornehmen Franzosen. Eine solche Charakterfigur verlangte einen Mann von Geschmack, um ihre Umrisse zu zeichnen. Man darf sagen, daß es an einem solchen nicht gefehlt hat. Zweifellos ist diese Lebensbeschreibung ein lehrreiches und schönes Buch geworden. Das schließt nicht aus, daß es nicht noch etwas mehr als dies hätte werden können, und daß auch ein so interessantes Buch wie das vorliegende der Beurteilung verschiedene Seiten bietet.

Das Buch ist zunächst für Frankreich und die Franzosen geschrieben; es will in dem Bischof von Metz vor allem den unbeugsamen Patrioten feiern, „die

in Metz zurückgebliebene Seele Frankreichs", ein „hell leuchtendes patriotisches Symbol", „die Personifikation des Patriotismus". Eine fesselnde Schilderung der Kriegsereignisse des Jahres 1870 bildet den Glanzpunkt der ganzen Darstellung; sie füllt den achten Teil des Bandes. In diesen Ereignissen tritt der Bischof jedoch völlig zurück; ganz gelegentlich wird daran erinnert, wie er trauert, betet und die Lazarette besucht. Etwas bedeutsamer für die Würdigung dieses Episkopates wären des Bischofs Beziehungen zum Heiligen Stuhle gewesen, seine vier Romreisen, seine Stellung auf dem Vaticanum. Aber mit allgemeinen kurzen Andeutungen geht der Biograph darüber hinweg, alles auf 20 Seiten, kaum einem Dritteil des Raumes, welcher den Kriegsvorgängen von 1870 gewidmet ist. Wie die Beziehungen des jungen Vikars zu de Lamennais und seiner Schule, so wird die Gefolgschaft, welche der Bischof während des allgemeinen Konzils seinem Freunde Dupanloup leistet, nur mit einigen Worten obenhin gestreift. Wieviel wertvoller für den Kirchenhistoriker wäre eine Aufhellung der Taktik Dupanloups in Rom gewesen, als eine Aufzählung der Fehler, welche Bazaine in Metz soll begangen haben!

Allein der Schwerpunkt des Werkes liegt einmal für Abbé Klein nicht auf dem kirchenhistorischen Gebiete. Dupont des Loges hat ein Alter von 82 Jahren erreicht; 44 Jahre hat er als Bischof regiert unter den wechselvollsten äußeren Verhältnissen und nicht ohne mächtigen Einfluß auf den Episkopat Frankreichs im großen. Jedoch die ersten 28 Jahre dieses Episkopates sind auf 200 Seiten kurz zusammengedrängt; sie bilden die Vorbereitung. Der eigentliche Gegenstand der Verherrlichung ist die ablehnende Haltung des Bischofs gegen die deutsche Herrschaft. Die 16 Jahre von der deutschen Invasion bis zu des Bischofs Tod nehmen die volle Hälfte des Werkes in Anspruch, und doch sind sie an Thaten und Ereignissen arm.

Dabei sei anerkannt, daß alle patriotische Wärme den Verfasser nicht leicht zu Ungerechtigkeiten gegen das Deutschtum verleitet. Daß er zuweilen die kriegerische Überlegenheit der deutschen Truppen etwas abzuschwächen sucht, daß er bei den Verhandlungen über die Kapitulation von Metz hochstehenden deutschen Persönlichkeiten, mehr als er beweisen kann, unredliche Machinationen insinuiert, darf man im gegebenen Zusammenhang nicht allzu schwer anrechnen. Sonst, wo der Verfasser Übles sagen muß, thut er es kurz und mit Zurückhaltung. Kein Katholik und kein wahrhaft liberaler Mann in Deutschland könnte das kleinliche Chikanierſystem v. Möllers, des Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen, knapper behandeln und gelinder charakterisieren, als wie es der Verfasser thut. Die moralische Wertung, welche Abbé Klein einem großen Teile des in den ersten Jahren nach der Okkupation im Reichslande zusammenströmenden Deutschtums angedeihen läßt, erreicht bei weitem nicht die Wirklichkeit. In den „Lebenserinnerungen" eines in jener ersten Zeit zu Metz in hoher Stellung thätigen Gerichtsbeamten (Karl Schorn II, 216) findet sich dieselbe traurige Wahrheit in unvergleichlich deutlicheren und derberen Strichen wiedergegeben. Selbst die Mißgriffe des Kulturkampfes werden mit einer Art von Schonung nur eben gestreift und durch wiederholte Konfrontierung mit den wahnwitzigen Ausschreitungen des Antikleri-

kalismus im „katholiſchen“ Frankreich nicht wenig abgemildert. Die „Aufmerkſamkeit“, mit welcher ein preußiſcher General, v. Schwerin, es für geeignet hielt, den 80jährigen katholiſchen Biſchof zur Einweihung der neuen proteſtantiſchen Garniſonskirche einzuladen, und die vorgebliche Argloſigkeit, mit welcher gleich anfangs General v. Zaſtrow an den Kirchenfürſten das Anſinnen richtete, ein Mitbenutzungsrecht ſeiner Kathedrale den Proteſtanten einzuräumen, würde ein mit den konfeſſionellen Verhältniſſen Preußens näher vertrauter Biograph ſchwerlich ſo nachſichtig entſchuldigt haben.

Vom alten Kaiſer Wilhelm wie vom Kronprinzen Friedrich iſt ſtets nur mit Achtung und nicht ohne einen leiſe durchleuchtenden Schimmer von ſympathiſcher Anerkennung die Rede; eine Anzahl hoher deutſcher Offiziere und Beamter erſcheinen im ehrenvollſten Lichte. Das Andenken des Statthalters Feldmarſchall v. Manteuffel wird mit großer Wärme gefeiert. Die perſönlichen Beziehungen des Biſchofs zu Manteuffel gehören jedenfalls zu dem Intereſſanteſten, was das Werk bietet. Sie würden wahrhaft wohlthuend ſein, dürfte man bei dem trefflichen Statthalter den Diplomaten und Politiker für einen Augenblick außer acht laſſen.

Über die kirchlichen Verhältniſſe Frankreichs wird man dagegen in dem Werke nur ſpärliche Aufklärung finden. Wer die dortigen Verhältniſſe um die Mitte dieſes Jahrhunderts bereits genauer kennt und die verſchiedenen im Epiſkopate ſich kreuzenden Strömungen einigermaßen überblickt, wird vielleicht hie und da einen Wink oder eine Andeutung erhaſchen. „Indiskretion“ wird man dem Verfaſſer, der über ein ſehr reiches und intereſſantes Material verfügt haben muß, ſicherlich nicht vorwerfen können. Nicht beſſer wird der Leſer orientiert über die kirchlichen Zuſtände der Diözeſe Metz. Sie wird im allgemeinen geſchildert als vor 1870 in ſchönſter Blüte ſtehend und der Klerus in der trefflichſten Zucht. Näheres erfährt man nicht; nur hier und dort eine Schwierigkeit mit einem einzelnen Geiſtlichen und die zwei großen Sorgen des Biſchofs um Sonntagsheiligung und Oſterbeicht! Die wichtigſten Neuſchöpfungen des Biſchofs, die unter ihm entſtandenen Ordensniederlaſſungen und charitativen Werke aus der ganzen Zeit ſeiner Verwaltung, werden in zwei Kapiteln kurz aneinandergereiht, in drei weiteren Kapiteln die kleinen Reibungen und Begegnungen des Biſchofs mit den verſchiedenen franzöſiſchen Regierungen: das iſt eigentlich die ganze „Geſchichte“ ſeiner Diözeſanverwaltung.

Für die Maſſe der Leſer, die weit weniger eigentliche Belehrung als Reiz für die Neugierde und Erregung des Gefühles zu ſuchen pflegt, gewährt dies freilich große Vorteile. Man kann ſich manches Rankenwerk ſtiliſtiſcher Zierarbeit geſtatten, der Band wird doch einen mäßigen Umfang nicht überſchreiten. Die Eintönigkeit einer in feſtem Geleiſe ſich fortbewegenden biſchöflichen Verwaltung wird nirgends ermüdend empfunden; nirgends bedarf es einer längeren Belehrung oder Klarlegung verwickelter Verhältniſſe. Die einzelnen Vorkommniſſe, die eine pikante Seite zu bieten ſcheinen, werden, loſe aneinandergereiht, nach der zeitlichen Aufeinanderfolge berichtet. Der Biograph braucht nur in ſeiner gewandten Weiſe zu erzählen, um faſt ſicher auch zu unterhalten und zu feſſeln.

In der That folgt man gewöhnlich dem Verfaſſer gern; nur ganz zuweilen ſtört einmal eine Wendung durch etwas allzu grell modernes Kolorit. So iſt die

Beſchreibung der väterlichen Autorität (p. 5) nichts Geringeres als eine totale Fälſchung des Autoritätsbegriffes und eine pädagogiſche Ketzerei. Mißdeutbar iſt die Scheidung der zwei großen Berufe, die Gott in der Welt ausgeteilt haben ſoll (p. 21): den einen, das Gegebene feſtzuhalten, den andern, dieſes Gegebene den wechſelnden Bedürfniſſen der Menſchheit anzupaſſen. Die einen hätten von Gott die Aufgabe, dem Geiſte des Fortſchrittes den Weg zu bahnen, die andern, den Geiſt der Tradition aufrecht zu erhalten. Es wäre ſchlimm, wenn man wirklich unſere Biſchöfe in zwei ſolche Kategorien ſcheiden müßte. Jeder pflichttreue Prieſter weiß ſich an Tradition und Kanones gebunden, und jeder ſeeleneifrige Prieſter weiß dabei den Anforderungen der Zeit gebührend Rechnung zu tragen. Auch der ſchöne Satz, der p. 313 gegen den Frankfurter Frieden ausgeſpielt wird, von „der verletzten Würde der Autonomie von Kreaturen, welche es Gott gefallen habe, mit Freiheit begabt zu ſchaffen", hat etwas ſtark den haut-goût der heutigen republikaniſchen Phraſeologie.

Doch ſolche gelegentlichen hochmodernen Abirrungen weiß der Verfaſſer reichlich durch die Treue zu ſühnen, mit welcher er manches inhaltreiche Wort ſeines Helden buchſtäblich wiedergiebt. Es muß ihn manchmal ſchwer genug angekommen ſein.

Unter dem 17. Februar 1848 ſchreibt z. B. der Biſchof von Metz an den damaligen Generalvikar von Chartres, Mſgr. Pie, den ſpäteren großen Kardinal von Poitiers:

„Wie mich, gleich Ihnen, alles, was um uns vorgeht, mit banger Unruhe erfüllt für die Kirche und die geſamte ſoziale Ordnung! Nicht ſo ſehr die augenblickliche Erregung der Völker iſt es, was mich ſchreckt, als vielmehr der Wirrwarr der Ideen. Wie Anno 1789 ſo laſſen auch heute manche wohlgeſinnte Geiſter durch die neuen Ideen ſich verführen, durch die trugerfüllten Hoffnungen einer großartigen Zukunft ſich locken. Zumal ſtaune ich über die Macht, welche drei übel verſtandene Worte bei uns ausüben: Freiheit — Fortſchritt — Errungenſchaften von 1789 und 1830.... Kurz, ich muß geſtehen, der Gedanke an die Zukunft ſtimmt mich traurig, und es thut mir wohl, daß Sie mir von Ihren Hoffnungen ſprechen. Über die Gegenwart weiß ich mich mit Ihnen einig; nicht ſo ganz über die Zukunft. Die Anarchie der Geiſter und die Verwirrung im Denken ſetzen mich in Schrecken. Ich erzittere wahrhaft bei dem Gedanken, daß es einmal gelingen möchte, dem Ehrgeize der Diener der Kirche zu ſchmeicheln und ſo einen Klerus heranzuziehen, welcher ganz ‚auf der Höhe der modernen Geſellſchaft' ſteht.... Doch vielleicht wird Gott der Herr — mit einem Hauche alles hinwegblaſen."

Auffallend iſt das Unvermögen des ſonſt eines weiten Blickes nicht ermangelnden Verfaſſers, in die wirkliche politiſche Situation der Elſaß-Lothringer ſich hineinzudenken. Die Bedeutung der Wahlkandidatur des Abbé Jacques 1884 ſcheint er nicht ausreichend zu würdigen, noch weniger das unglückliche Auftreten der Abgeordneten aus Elſaß-Lothringen bei ihrer Proteſt-Aktion im Reichstage, 18. Februar 1874. Es iſt dies um ſo beklagenswerter, da ihn das zu ungerechten Vorwürfen gegen den hochverdienten Biſchof Räß von Straßburg verleitet hat. Der Biſchof von Metz hat damals durch die Annahme jenes Mandates, das er an erſter Stelle den radikalen und kirchenfeindlichen Parteien der Stadt und des

Wahlkreiſes verdankte, und durch die Beteiligung an einer ſo zweckloſen Demonſtration den größten politiſchen Mißgriff ſeines Lebens begangen, während der greiſe Biſchof von Straßburg durch ſein ſchlagfertiges und beſonnenes Auftreten eine Pflicht gegen die Katholiken von Elſaß-Lothringen erfüllte und im Siedepunkte des Kulturkampfes dem katholiſchen Zentrum große Pein und Schwierigkeit erſpart hat. Abbé Klein ſcheint aber die wirkliche Tragweite der Worte des Straßburger Biſchofs nicht richtig zu erfaſſen. Hermann v. Mallinckrodt, zwei Monate vor ſeinem Tode, ſchrieb am nächſten Tage nach jener Sitzung erleichtert an einen andern nahe befreundeten Parlamentarier: „Die geſtrige Elſäſſer Komödie ſpielte ſich für uns ganz günſtig ab.“ Das eine Wort drückt alles aus. Teilnehmendere und verſtändnisvollere Freunde als Mallinckrodt hat Elſaß-Lothringen damals im Deutſchen Reichstage nicht gehabt. Er aber und das ganze Zentrum wußten Biſchof Räß nur freudigen Dank.

Auch an andern Stellen wird man ſich der Empfindung kaum erwehren können, daß der greiſe Straßburger Biſchof mit einer gewiſſen Voreingenommenheit herabgeſetzt werde. Es geſchieht in allgemeinen Andeutungen, die ſich nicht kontrollieren laſſen. Daß der geiſtesfriſche alte Mann es nicht eilig damit hatte, ſich einen Koadjutor an die Seite geben zu laſſen, hat er mit manchen andern und hervorragenden Biſchöfen der Chriſtenheit gemein. Er mag noch beſondere Gründe dafür gehabt haben. Leicht verſtändlich, wenn durch die Folgen ſeines hohen Alters ſchließlich doch die Verwaltung der Diözeſe litt. So etwas hätte man offen ſagen können. Allein nationaler Chauvinismus ſollte nicht ungerecht machen gegen einen Biſchof, der um das Elſaß und um die ganze Kirche ſo hohes und unleugbares Verdienſt ſich erworben hat.

Durch nichts mehr wird ein Biograph ſeine Leſer in die Verfaſſung bringen, ſeinen Helden nach Wahrheit und Billigkeit zu beurteilen, als wenn er ſelbſt im Urteil über die Nebenfiguren ſeines Geſchichtsbildes die ſtrengſte Gerechtigkeit walten läßt. Hätte Abbé Klein durch nationale Gefühle ſich verleiten laſſen, eine ſo ehrwürdige Geſtalt wie die des Biſchofs Räß ungerecht zu beurteilen, welche Bürgſchaft könnte der Leſer finden, daß nicht auch zu der Charakterzeichnung des Biſchofs Dupont des Loges nationale Erregtheit die Farben geliefert, der Chauvinismus dieſelbe durch ſeine elektriſchen Strahlen erſt zum Lichtbilde verklärt habe?

Otto Pfülf S. J.

Priestertums, Kern und Stern des priesterlichen Lebens. Sie bildet daher mit Recht den hohen Einheitspunkt, um welchen sich die trefflichen, von heiligem Ernst durchwehten Erörterungen und Mahnungen des Verfassers bewegen. Wohl selten ist diese großmütige Hingabe einer Priesterseele an Gott schöner zum Ausdruck gekommen als in dem bekannten Gebetlein des hl. Ignatius von Loyola: Suscipe, Domine (Nimm hin, o Herr, meine ganze Freiheit u. s. w.). Dies Gebetlein ist denn auch der Einschlag, in welchen der hochwürdigste Verfasser seine Gedanken paraphrasierend einwebt, und der Rahmen, in welchen die vier Abschnitte: 1. Hingabe an Gott im allgemeinen, 2. Hingabe an Gott den Vater, 3. an Jesus Christus, 4. an den Heiligen Geist, sich jedesmal einfügen. Die Ausführungen, in die bekannte edle, schöne, durchsichtige Sprache Eggers gekleidet, zeigen ebensosehr den tiefen Denker als den erfahrenen Geistesmann. Manche Abschnitte, wie z. B. die Unterscheidung der fünf Stufen der Hingabe (S. 19 ff.), die, wie das Büchlein überhaupt, sich eng an die Ideen des Exercitienbuches anschließen, sind meisterhaft. Mit Recht beklagt der Verfasser in der sehr lesenswerten Einleitung, daß die Oberflächlichkeit, der Leichtsinn und die Verweichlichung unseres Zeitgeistes nicht wenig auch das kirchlich-religiöse Leben und die ascetische Litteratur beeinflusse. Demgegenüber sind solche solide, echt deutsch gedachte und empfundene Schriften doppelt zu begrüßen und den ausländischen Importwaren entschieden vorzuziehen.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchives und vieler anderer Archive bearbeitet von Dr. Ludwig Pastor, o. Prof. der Geschichte an der Universität zu Innsbruck. Dritter Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance von der Wahl Innocenz' VIII. bis zum Tode Julius' II. Dritte und vierte, vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. gr. 8°. (LXX u. 954 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 12; geb. *M.* 14.

Es war ein unschätzbarer Dienst, welchen Pastor der Wissenschaft geleistet hat, indem er aus einem Chaos von alten und neuen Auffassungen, gedruckten und ungedruckten Quellenberichten und nicht mehr zu überblickenden Einzelforschungen über die traurigste, aber fesselndste Periode des Papsttums eine auf festen Grundlagen ruhende, der Höhe der heutigen Anforderungen entsprechende Geschichte schuf. Sein mit immenser Gelehrsamkeit aufgebautes Werk hat eine geschickte Veranlagung und eine gewandt sich einschmeichelnde Darstellung auch weiteren Kreisen anziehend gemacht. Daß nun auch der umfangreiche dritte Band in dritter und vierter Auflage erscheinen mußte, ist das untrüglichste Zeugnis für einen bei solchen Werken in unsern Tagen ganz außerordentlichen Erfolg. Durch diese wiederholten Neuauflagen gewinnt die gigantische Leistung noch immer an Bedeutung, indem es so ermöglicht wird, stets weiter zu ergänzen und das Werk auf der vollen Höhe zu halten. Die Bereicherung, welche dieser Band erfahren hat, ist eine sehr namhafte; zum großen Teil bezieht sie sich auf das Verhältnis der drei hier behandelten Pontifikate zum Gelehrten- und Litteratentum. Auch die Quintessenz der neuern Savonarola-Kontroversen hat Aufnahme gefunden, wenngleich das Wesentliche der ursprünglichen Darstellung einer Veränderung nicht bedurfte. Recht bemerkenswert sind die zwei im Anhang neu hinzugefügten Stücke von Originaltexten. Das letzte derselben, der Bibliotheca Rossiana entnommen, stimmt zwar inhaltlich mit dem auch bei Schelhorn, Amoenitates p. 358 aus Hoffmann abgedruckten Bruchstück des Graffischen Diariums, ist aber in seiner Fassung ungleich markanter.

Fra Girolamo Savonarola. A Biographical Study based on contemporary documents. By Herbert Lucas of the Soc. of Jesus. 8°. (XXXII et 474 p.) London, Sands a. Co., 1899. Preis 7 *Sh.* 6 *d.*

Angeregt durch die neueren, im Anschluß an Pastors Papstgeschichte mit so viel Hitze geführten Kontroversen hat der Verfasser das gesamte historische Material zur Beurteilung Savonarolas in einem Bande zusammengedrängt und mit großem Fleiße nicht nur die italienische und englische, sondern auch die neueste deutsche Litteratur sich dienstbar gemacht. Die wichtigeren Momente im Leben des unglücklichen Propheten von Florenz sind in eigenen Dissertationen abgehandelt, aber chronologisch so aneinandergereiht, daß das Ganze eine Biographie ersetzen kann. Von Anfang bis zu Ende legt der Verfasser für Savonarola nicht nur die äußerste Schonung, sondern einen hohen Grad von Verehrung an den Tag, nimmt von dessen Gegnern gerne das Schlimmste an, sucht ihn bald zu entschuldigen, bald zu verteidigen und folgt am liebsten seinen Lobrednern. Über einen der ersten dieser Gewährsmänner, Villari, hat jedoch Pastor (Papstgeschichte III [3. Aufl.], 424) das Nötige gesagt; über Burlamachi, den Lucas p. XII als eine wichtige Quelle hinstellt und unzähligemal zu Hilfe nimmt, hat kein Geringerer als A. v. Reumont 1886 (Histor. Jahrb. VII, 626) geurteilt: „Die Unechtheit ... wird gegenwärtig allgemein zugegeben, und es handelt sich nur um die Frage, ob das Ganze des Buches eine spätere Fiktion, oder ob eine ursprüngliche Schrift zum Zweck der Tendenzen, die sich im Kloster San Marco kundgaben, interpoliert worden ist." Trotz alledem geht auch aus der Darstellung des Verfassers unleugbar hervor, daß Savonarola bei allem Eifern für das Gute den eigenen großen Fehlern zum Opfer gefallen ist. Maß und Besonnenheit, Gehorsam und Demut gehen ihm mehr noch ab als praktische Lebensweisheit. Er war ein erfolgreicher Eiferer für Frömmigkeit und Sittenstrenge, aber er war weder ein Heiliger noch ein Märtyrer. Der Verfasser glaubt den Nachweis erbracht zu haben, daß selbst Prozeß und Hinrichtung nach den Rechtsanschauungen und bestehenden Gesetzesbestimmungen jener Zeit als ungerecht nicht bezeichnet werden können.

Die Geschichte der Kirche Christi, dem katholischen Volke dargestellt von Johann Ibach, päpstlicher Geh. Kammerherr, Dekan in Villmar. Mit einem Titelbilde in Lichtdruck, 64 ganzseitigen Illustrationen und mehreren Vignetten. Lex.-8°. (1020 S.) Einsiedeln, Benziger, 1899. Preis geb. *M.* 9.

Gott in der Geschichte erkennen zu lassen, nachzuweisen, wie seine Hand die Menschheit und ihre Geschicke leitet, wie unter allen äußeren Wechselfällen sein Reich auf Erden von einem geistigen Siege zum andern weiterschreitet, das ist Zweck und Inhalt dieses Buches. Der Stoff ist in der Weise verteilt, daß auf die vorchristliche Zeit wie auf die moderne Ära je 130 Seiten fallen, während die übrige Geschichte der Kirche in drei größeren Hauptabschnitten abgehandelt wird: von Christus bis Konstantin 250 S., von Konstantin bis Luthers Auflehnung 280 S., von der geistigen Revolution bis zur politischen 220 S. Das Buch ist ganz und gar für das katholische Volk geschrieben, aus den Werken unserer großen katholischen Historiker geschöpft und von warmem katholischen Hauche durchweht. Es ist ein prächtiges Volksbuch, der Belehrung dienend wie der Erbauung, und ist mit vielen hübschen und gut ausgewählten Bildern geziert.

Fénelon. Par le P. Louis Boutié de la Compagnie de Jésus. 8°. (VIII et 334 p.) Paris, Retaux, 1900. Preis *Fr.* 5.

Von einem deutschen Protestanten Richard Mahrenholtz erschien 1896 ein Lebensbild Fenelons zu dem ausgesprochenen Zwecke, die in neuester Zeit gegen das Andenken des großen Bischofs gerichteten Beschuldigungen auf Grund sorgfältiger Quellenvergleichung nachzuprüfen. Der gleichen „wichtigen und lohnenden Aufgabe" hat sich vier Jahre später, ohne die Arbeit von Mahrenholtz zu kennen, ein französischer Jesuit unterzogen. Es sind zum Teil die gleichen Angriffe, um die es sich handelt, zum Teil dieselben Quellen und im wesentlichen das gleiche Resultat. Dem ersten Buch (La vie), das in fünf Kapiteln (17 Abschnitten) ungefähr mit der Schrift von Mahrenholtz sich deckt, läßt aber P. Boutié noch ein zweites Buch folgen (L'homme et l'écrivain), welches Fenelon auch als Schriftsteller u. s. w. gerecht zu werden sucht. Inhaltlich hat das Buch schon deshalb vor dem deutschen vieles voraus. Die litterarischen Vorzüge Fenelons, seine Stellung in der Philosophie und Theologie, seine Art der Seelenleitung wußte der gelehrte französische Priester ganz anders zu würdigen. Auch sind es zahlreichere und mannigfaltigere Kritiker Fenelons, gegen welche er Front macht, und das Quellenmaterial, das er sich dienstbar gemacht, ist weit bedeutender. In manchem hat dagegen Mahrenholtz den richtigeren Geschmack bewährt. Boutié hat polemischen Auseinandersetzungen in seinem Texte zu viel Raum gewährt. Bei der Kontroverse zwischen Fenelon und Bossuet scheint er zu viel darauf bedacht, nach Art eines Beichtvaters die Fehler von beiden Seiten aufzuzählen und abzuwägen. Eine psychologische Entwicklung wäre vorzuziehen gewesen. Indes erklärt sich dieses aus dem Zwecke, den Boutié sich vorgesetzt hatte. Das Buch ist auch so ein höchst lesenswertes. Fenelon ist ein so wunderbar reicher Geist, ein so bezaubernd liebenswürdiger Charakter, dabei so exemplarisch als Priester und Prälat, daß ein auf ernster Quellenforschung ruhendes Lebensbild von ihm nicht anders als anziehend und lehrreich sein kann.

Die englischen Martyrer unter Heinrich VIII. und Elisabeth (1535 bis 1583). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Joseph Spillmann S. J. Erster Theil: Die Blutzeugen unter Heinrich VIII. Zweiter Theil: Die Blutzeugen unter Elisabeth. Zweite, theilweise umgearbeitete und ergänzte Auflage. Mit dem Porträt des sel. Johannes Fisher nach einer Zeichnung Holbeins. 8°. (XXIV, 262 u. XIV, 440 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 6; geb. *M.* 7.80.

Die 1886 erfolgte Seligsprechung von 54 Blutzeugen aus der Zeit der Kirchenverfolgung in England hat P. Spillmann schon 1887 veranlaßt, in mehreren Ergänzungsheften zu den Stimmen aus Maria-Laach die Geschichte ihres heldenmütigen Kampfes zu schreiben. Seitdem sind 1895 neun weitere jener Blutzeugen von der Kirche auf den Altar erhoben worden, und hat die geschichtliche Forschung gerade über jene Periode vieles neu an den Tag gebracht. Dies bestimmte den Verfasser, seine gleich beim ersten Hervortreten ungemein günstig aufgenommene Schrift mit zahlreichen wertvollen Bereicherungen umgearbeitet ein zweites Mal erscheinen zu lassen. Die vortreffliche Anlage ist beibehalten; die Bilder der Tugenden, Kämpfe und Leiden der einzelnen Blutzeugen sind in den geschichtlichen Rahmen der Zeitereignisse einverwoben. Das gesamte gedruckte Material mit Einschluß der neuesten Einzelforschungen ist mit Fleiß und Verständnis herangezogen. Hat sich doch der Ver-

faſſer, wie mehrere andere ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten genügend darthun, ſchon ſeit länger als zwei Jahrzehnten mit Vorliebe dem Studium dieſer Periode engliſcher Geſchichte zugewendet. Die umfaſſende Einzelkenntnis hat Durchſichtigkeit und Geſchmack der Darſtellung nicht beeinträchtigt. Spillmann verleugnet ſich auch hier bei rein hiſtoriſcher Berichterſtattung nicht als der ausgezeichnete Erzähler, als den man auf andern Gebieten ihn kennt. Alles dies zuſammen macht das Buch zu einer außerordentlich anregenden und erhebenden Lektüre, wie man jung und alt eine beſſere kaum in die Hand wünſchen kann. Gegen Schaudermären von der „Inquiſition" bietet die ſchlichte, überall wohlverbürgte Geſchichtserzählung ein heilſames Gegenmittel; ſie könnte ein ſolches auch bieten gegen die Zaghaftigkeit im Bekenntnis des katholiſchen Glaubens.

St. Bonifatius. Deutſchlands ruhmreicher Apoſtel und großer Lehrer, der erfolgreiche Förderer deutſcher Einheit. Von Hubert Schmetz. Mit biſchöfl. Druckbewilligung. 8°. (175 S.) Einſiedeln, Benziger, 1899. Preis *M.* 1.60.

Das Büchlein iſt „dem Bonifatiusverein zu ſeinem fünfzigjährigen Beſtehen gewidmet" und bringt demgemäß im Schlußkapitel S. 171—175 einen kurzen Rückblick auf die Entſtehung und Entwicklung des Vereins. Der Verfaſſer hält, was er im Vorwort verſpricht, zwar keine neue Forſchungsreſultate, aber „eine anregende, ſinnvolle Zuſammenſtellung und Verarbeitung des vorhandenen Quellenſtoffes" zu bringen. Das Material iſt gut durchdacht und gruppiert, der geſchichtliche Hintergrund und die geographiſche Bühne deutlich gezeichnet, Leben und Charakter des Helden mit ſichtlicher Wärme herausgearbeitet. Zahlreiche eingeſtreute Citate aus dem bekannten Epos „Bonifatius" von L. A. Hoppenſack beleben die Erzählung und Schilderung. Die Schrift iſt wirklich recht lesbar und darum beſſer geeignet, in weiteren Kreiſen das Bild des Apoſtels der Deutſchen in lebendige Erinnerung zu bringen als die größeren, aber für den Durchſchnittsleſer zu gelehrten Biographien von G. Pfahler (St. Bonifaz und ſeine Zeit. Regensburg 1880), von F. J. v. Buß (Winfried Bonifatius. Graz 1880), J. H. Reinerding (Der hl. Bonifatius als Apoſtel der Deutſchen. Würzburg 1855) und andere, die der Verfaſſer ſelbſt citiert. Indem wir dem Gebotenen unſere volle Anerkennung zollen, müſſen wir doch das Bedauern ausſprechen, daß es uns an einer größeren wirklich populären Darſtellung des deutſchen Apoſtels, einem reich illuſtrierten Volksbuch im eigentlichen Sinne des Wortes, immer noch fehlt. Vielleicht daß der rührige Vorſtand des Bonifatiusvereins die Anregung zu einem ſolchen Unternehmen in Erwägung zieht.

Illuſtrierte Kinderlegende. Bilder aus dem Leben der Heiligen, den lieben Kindern zur Nachahmung dargeſtellt von Th. Berthold. Mit 12 farbigen Einſchaltbildern nach Originalkompoſitionen von Fr. Kunz. Mit Druckbewilligung des hochw. Biſchofs von Chur. 12°. (247 S.) Einſiedeln, Benziger, 1899. Preis *M.* 1.50.

Ein wirklich herziges Büchlein, das ſich als Preis für die kleineren Zöglinge unſerer Penſionate und überhaupt als hübſches Geſchenk für brave Kinder vorzüglich eignet. Neben dem göttlichen Kinde, Maria und Joſeph ſind 29 Heilige, 11 Mädchen, 18 Knaben, als Jugendvorbilder behandelt. Die Erzählung iſt friſch, edel, leicht verſtändlich und durchaus frei von aller tändelnden Spielerei, die manche mit dem kindlichen Tone verwechſeln. Die Nutzanwendungen ſchließen ſich ungezwungen an

die biographischen Daten an, sind treffend, praktisch und echt pädagogisch. Ganz besonderes Lob verdienen auch die Illustrationen, die, nach dem Grundsatze „Der Jugend ist nur das Beste gut" von Künstlerhand gezeichnet, hübsch koloriert, einen wahren Schmuck des Büchleins ausmachen. Einige sind wirklich allerliebst. Über einzelne Kleinigkeiten, die wir etwa anders gewünscht, wollen wir nicht rechten. Vielleicht hätte gelegentlich bemerkt werden können, daß manches Erzählte weniger auf eigentlicher Geschichte als auf frommer Legende gründet. Bei St. Aloysius hätten auch jene Züge aus der ersten Jugendzeit berührt werden sollen, die ihn als ein frisches, lebhaftes Menschenkind kennzeichnen. Anderes, wie z. B. der Avezettel in der Hand des kleinen hl. Thomas von Aquin (die Legende berichtet ja verschieden), wäre unseres Erachtens besser weggefallen.

Geschichte der St. Kajetans-Hofkirche, der Theatiner und des Königl. Hof- und Kollegiatstiftes in München. Von Jos. Koegel, Königl. Geistl. Rat, Hofstiftskanonikus und Königl. Gymnasialprofessor. Mit einem Titelbild in Lichtdruck und zwölf Abbildungen im Text. gr. 8°. (XIV u. 352 S.) München, Herder & Co., 1899. Preis *M.* 5; geb. *M.* 6.80.

Die Einführung der Theatiner in München 1661 stand in engem Zusammenhang mit den verschiedenen damals in der kurfürstlichen Familie vorhandenen und auch für andere Gebiete nicht unwirksamen Strömungen; die Auflösung der Genossenschaft 140 Jahre später bildet in der Kette der Klosteraufhebungen unter Max Joseph I. ein immerhin bemerkenswertes Glied; ihren Reihen gehörten die Sprossen zahlreicher bayrischer Adelsgeschlechter an; ihre Kirche ist noch jetzt eines der namhaftesten Gotteshäuser in der bayrischen Hauptstadt; das an derselben jetzt waltende Stiftskapitel und die dort gepflegten Bruderschaften sind nicht ganz belanglos für das Münchener kirchliche Leben. Eine solche „Geschichte" mußte daher nicht nur für die Münchener Lokalforschung und das Gebiet der heimischen Kunst, sondern für die Kenntnis der kirchlichen Vergangenheit Bayerns überhaupt manches Wissenswerte zu Tage fördern. Mit großer Liebe und vielem Fleiß ist der Stoff der Hauptsache nach aus den Beständen der Archive genommen worden. Er ist gut zusammengeordnet und der Band mit Druck und Bildwerk vornehm ausgestattet. Eine abschließende Würdigung von Personen und Verhältnissen darf natürlich nicht erwartet werden. Die unmotiviert herbeigezogenen, auf die Nachtseiten des Hoflebens hindeutenden Anmerkungen S. 71 und 128 wären gerne entbehrt worden. Wenn sich für die etwas panegyrische Behandlung Döllingers der Hinweis auf das Werk Dr. Friedrichs etwa noch erklären läßt, so hätte doch ein Lebensumriß des Caraffa-Papstes S. 81 nicht ausdrücklich auf eine jedes Verständnisses für katholisches Leben so völlig entbehrende Darstellung sich stützen sollen wie die Dr. Gotheins.

La Faculté de Théologie de Paris et ses Docteurs les plus célèbres. Par l'abbé P. Feret, docteur en Théologie ..., curé de Saint-Maurice de Paris. Époque moderne. Tome premier: XVIe siècle. Phases historiques. gr. 8°. (VIII et 462 p.) Paris, Picard, 1900.

Dem reichhaltigen vierbändigen Werke über die Pariser theologische Fakultät im Mittelalter (vgl. diese Zeitschrift Bd. LI, S. 206; Bd. LIV, S. 99) läßt der hochw. Verfasser nun auch eine Fortsetzung folgen, welche die neuere Zeit umfassen soll.

Daß hier den „Phases historiques", d. h. dem Organismus und der Kollektivthätigkeit der Fakultät, während des einzigen 16. Jahrhunderts ein ganzer Band eingeräumt werden mußte, läßt schon erkennen, daß nicht nur in dieser Periode die Quellen reichlicher fließen, sondern auch der Gegenstand überall an aktuellem Interesse gewinnt. Obenan steht der Kampf gegen die auch in Frankreich eindringende religiöse Neuerung, das vergebliche aber zähe Ringen nach der Freiheit der Bischofswahlen, die Stellung der Fakultät zu dem aufblühenden Studium der biblischen Sprachen, die wechselvollen Kämpfe zwischen Gallikanismus und Ultramontanismus. Schon die Entwicklung der von der Sorbonne ausgehenden Bücherverbote und der „Verzeichnisse der verbotenen Bücher" macht den Band wertvoll; zu einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten, wie Kajetan, Erasmus, Bajus, Joh. Ferus, bringt er bemerkenswerte Notizen. Mehr oder minder neue Gesichtspunkte kommen zur Geltung in Bezug auf die Stellung der Fakultät zur Ehescheidung Heinrichs VIII., der geplanten Disputation mit Melanchthon, der Hinneigung der alten Fakultät zu den ultramontanen Auffassungen und ihre Doktrin über die Absetzbarkeit der Könige. Für die Geschichte der Ablaßpredigt verdient die Entscheidung der Fakultät von 1518 Beachtung (p. 91 s.); für die thomistisch-molinistische Kontroverse in der Gnadenlehre ist die von der Fakultät 1542 gegebene Distinktion (p. 404) nicht ohne Bedeutung. Bei so vielen und schwierigen Gebieten, welche in diesem Bande gestreift werden, mag man nicht selten die Angaben unvollständig und zuweilen auch ein Urteil nicht annehmbar finden. Aber sicher kann das Werk, welches außer einer oft schwer zugänglichen gedruckten Litteratur auch handschriftliches Material fleißig herbeizieht, vielen die allererspießlichsten Dienste leisten. Die Behandlung und Auffassungsweise des hochw. Verfassers zeugt von weitem Blick, Unabhängigkeit des Urteils und klaren und festen Grundsätzen.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Dritter Band: Die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und der Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555. Siebzehnte und achtzehnte, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von Ludwig Pastor. gr. 8°. (XLVIII u. 832 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 8; geb. *M.* 9.40.

Die Namen von Verfasser und Herausgeber und die Zahl der Auflagen sagen hier allein schon mehr, als die nachdrücklichste Empfehlung es vermöchte. Für den zu früh verstorbenen großen Geschichtschreiber erscheint es wie ein besonderer Lohn, daß das Werk seines Lebens, dank einer so sorglichen wie kundigen Inswerksetzung der Neu-Auflagen, mit dem Stande der Wissenschaft stets auf gleicher Stufe gehalten wird. Um so mehr fällt dies ins Gewicht bei diesem Bande, welcher den Höhepunkt der religiös-politischen Verwicklungen des 16. Jahrhunderts (vom Ende des Bauernkriegs bis zum Abschluß des Augsburger Religionsfriedens) umfaßt und von allen Bänden des Janssenschen Werkes am meisten zur Lektüre lockt. Überall hat der Herausgeber die neuesten Forschungen berücksichtigt. Auch zur Frage von Luthers Lebensende hat er Stellung genommen, und es war ein entschieden richtiger Schritt, daß hier vor allem auf ein sachverständiges ärztliches Gutachten Bezug genommen worden ist. Die Resultate bei Janssen-Pastor stimmen hier vollständig mit der schon in dieser Zeitschrift (Bd. LIV, S. 473 f.) dargelegten Auffassung.

A General History of the Christian Era. For Catholic Colleges and Reading Circles, and for Self-Instruction. Vol. III: The Social Revolution. By A. Guggenberger S. J., Professor of History at Canisius College, Buffalo, N. Y. gr. 8°. (432 p.) St. Louis, Mo., Herder, 1899. Preis geb. *M.* 6.

Es ist ungewöhnlich, aber nicht unvorteilhaft, daß dieses neue Handbuch der Weltgeschichte mit dem Schlußbande ans Licht zu treten beginnt, welcher von 1700 bis in die neuesten Zeiten führt. Bildet doch die sachkundige Behandlung der neueren Entwicklung Amerikas einen seiner Glanzpunkte. Die Ausstattung des Bandes mit einer großen Anzahl von Übersichtstabellen, geographischen Karten, Verzeichnissen einschlägiger Litteratur und mit passend wechselndem Drucksatz zeigt den erfahrenen Schulmann, aber die Einteilung der Perioden und die Anordnung des Stoffes verraten dabei einen ganz selbständigen, aller Pedanterie abholden, vielumfassenden Geist. Mit Sicherheit und oft mit wahrer Kunst wird der Inhalt um historische Hauptpunkte gruppiert. So bildet das Schulbuch zu einer auch bei weiterer Geistesentwicklung noch vorhaltenden einfachen und männlichen Geschichtsauffassung heran und wird zugleich zum interessanten Lesebuch. Bei einem aus dem praktischen Schulunterrichte herausgewachsenen und zunächst für die Praxis der Schule zugeschnittenen Lehrbuche wird man selten eine gleiche Frische und Unmittelbarkeit der Erzählung finden. Wenn dem Titel zufolge die Geschichte des Altertums im Plane des Werkes nicht einbegriffen ist, so geschieht dies vielleicht mit Rücksicht auf Anstalten, wo es derselben nicht bedarf, vorzüglich aber deshalb, weil hier eine Auswahl von Handbüchern schon vorliegt, welche ohne Schaden gebraucht werden können.

Universität und Technische Hochschule. Rede, gehalten bei der akademischen Preisvertheilung an der Universität Tübingen den 6. November 1899 von dem derzeitigen Rektor Professor Dr. P. Schanz. 8°. (36 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1899. Preis 60 *Pf.*

Einen an Geist und Wissen hochstehenden Mann über ein großes Problem des Kulturlebens sich aussprechen zu hören, gewährt stets Anregung. Die Rede mit den beigegebenen Verweisungen enthält vortreffliche Bemerkungen und Fingerzeige. Man folgt der klaren, ruhigen, sachgemäßen Entwicklung mit Vergnügen; auch dem Ergebnis wird man beipflichten müssen.

Geschichte der Stadt Paderborn. Von W. Richter, Oberlehrer am Gymnasium zu Paderborn. I. Bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Mit Urkunden und Statuten, bearbeitet von Carl Spancken. 8°. (XXIII u. 192 S. Anhang CLXV S.) Paderborn, Junfermann, 1899. Preis *M.* 4.50; geb. *M.* 5.25.

Nicht nur für die Vergangenheit der Stadt Paderborn, sondern für die ganze Verfassungs- und Kulturgeschichte des Landes Westfalen ist vorliegendes Werk in hohem Maße lehrreich. Über Verhältnisse des städtischen Lebens, in die es sonst nur schwer ist, Einblick zu gewinnen, ist hier in knappen Umrissen ungemein vieles zusammengetragen. Überall verrät sich der geübte, fleißige Lokalforscher, der Vergangenheit und Gegenwart, kirchliche, bauliche, politische, ökonomische Entwicklung jeden Augenblick in ihrem inneren Zusammenhange schaut. Es ist denn auch vor-

züglich die allmähliche Ausgestaltung der Verfassung und Verwaltung des städtischen Gemeinwesens, was das Auge gefesselt hält. Vieles in diesen Erörterungen ist recht gediegen und verleiht, auch neben der trefflichen Urkundensammlung, der gelehrten Arbeit bleibenden Wert. Gerade um deswillen, als bei einem Werke, das geeignet ist, seine Bedeutung auch in der Zukunft zu behaupten, hätte man die eine oder andere polemische Bemerkung lieber unterdrückt und die subjektive Beurteilung von Personen und Verhältnissen zuweilen mit mehr Zurückhaltung formuliert gesehen. Im übrigen liegt eine echt wissenschaftliche Stadtgeschichte und eine treffliche Leistung vor. Man kann nur wünschen, daß sie die baldige Vollendung und auch die verdiente Anerkennung finden möge.

Prinz Eugen von Savoyen. Unter Zugrundelegung von A. Arneth bearbeitet von Franz Keym. Dritte, neuerdings durchgearbeitete Auflage. [Sammlung historischer Bildnisse.] 12°. (VI u. 248 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 2; geb. *M.* 2.40.

Es ist zu begrüßen, daß eine Schrift wie diese zum drittenmal ihren Rundgang antreten kann. Ein Lieblingsheld der Jugend in seiner an Wechsel und Glanz so reichen Siegeslaufbahn wird da aufs fesselndste geschildert, und die Charaktereigenschaften, die an ihm hervorstrahlen: Uneigennützigkeit, Männlichkeit, edle Ritterlichkeit, können nur erhebend wirken. Die Schrift bietet eine treffliche Lektüre für die männliche Jugend.

Dr. Paulus Leopold Haffner, Bischof von Mainz (1829—1899). Sein Leben und Wirken. Eine Gedenkschrift. 8°. (48 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis 50 *Pf.*

Die kleine Lebensskizze, schon wenige Tage nach dem Hinscheiden des verewigten Bischofs ans Licht gegeben, überrascht gleichwohl durch ihre abgerundete Darstellung wie durch den Reichtum ihres Gehaltes. Auszüge aus Briefen und Reden Dr. Haffners geben ihr einen Wert über den einer Gelegenheitsschrift oder Augenblicksbroschüre hinaus. Das Bild vom Werden und Wirken des Verewigten hat etwas Erhebendes, zur Nachahmung Spornendes. Das war wirklich ein reiches und wohlausgefülltes Leben. Lange vor der Erhebung zur bischöflichen Würde war die Persönlichkeit Dr. Haffners von Bedeutung gewesen für das katholische Deutschland im großen. Dies recht zur Geltung gebracht zu haben, ist ein Hauptverdienst der vorliegenden Schrift. Sie hat dabei nicht versäumt, neben dem feinen, sprühenden Geiste auch dem liebenswürdig gemütvollen Wesen, dem harmlos heitern Sinn und der ungewöhnlichen Herzensgüte des Verewigten gerecht zu werden.

Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Bernhard Duhr S. J. Dritte, umgearbeitete Auflage. 1.—9. Lieferung. 8°. (VIII u. 902 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis jeder Lieferung 80 *Pf.*

Die Daseinsberechtigung dieses Werkes, das in dieser Zeitschrift Bd. XLIV, S. 501 bereits eingehender gewürdigt wurde, liegt zu Tage und ist anerkannt; seine vorzügliche Brauchbarkeit hat der Erfolg bewiesen. Die massenhaften Mißverständnisse und Unwahrheiten, für welche eine sachliche Klärung geboten wird, rühren nicht allein von Streitpastoren des Evangelischen Bundes her; auch sehr namhafte Historiker haben zur Verbreitung derselben beigetragen. Finden sich doch selbst angesehene katholische Kirchenhistoriker der neueren Zeit, denen hier eine

Richtigstellung gewidmet werden mußte. Die neue Auflage ist äußerlich um 70 Seiten verstärkt; sie kommt einer völligen Neubearbeitung gleich. Eine stattliche Reihe neuer Punkte ist in den Bereich der Untersuchungen gezogen. Während weniger Wichtiges der früheren Auflage in einigen Sätzen oder in Anmerkungen zusammengedrängt wurde, sind für die Hauptfragen die inzwischen zu Tage getretenen Entgegnungen berücksichtigt und ausgedehnte weitere archivalische Forschungen zu Hilfe genommen worden. Auch ganz neu auftauchenden Anklagen und Fabeln bis in die letzten Tage hinein ist Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die Gründlichkeit und Umsicht ebenso wie die Vielseitigkeit des Verfassers kommen dabei noch imponierender zur Geltung, als dies schon in der ersten Auflage der Fall gewesen; das gleiche gilt von der Würde des Tones. Das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt ist so ungemein reichhaltig, daß es nicht leicht in einer Frage, welche den Jesuitenorden berührt, im Stiche lassen wird. Wer nur das fleißige Register recht zu benutzen weiß, wird hier ein für die Verteidigung der katholischen Sache überaus wichtiges Nachschlagewerk bald erkennen und über viele schwierige Punkte reichlich Belehrung finden.

Unter uns gesagt. Von Georg von Oertzen. 16°. (VIII u. 192 S.) Wien, Pest, Leipzig, Hartleben, 1899. Preis brosch. *M.* 2.

Liebhabern der modernen Aphorismenlitteratur, insofern sie wirklich auch selbstdenkend genießen, können wir das obige Büchlein als sehr anregend nur bestens empfehlen. Die Sentenz scheint so recht eine bevorzugte Litteraturgattung des ausgehenden Jahrhunderts zu sein. Sie trägt ganz den Charakter unserer hastenden, auf das Wesentliche und Knappe drängenden Zeit. Wer liest Abhandlungen, Gedankenentwicklungen? Der Leitartikel des Leibblattes ist das Höchste, wozu man sich erschwingt. Das Wort der Situation, das Bonmot, wenn es den Nagel auf den Kopf trifft, macht die Runde in der Gesellschaft. In den Witzblättern ist die Ecke der „Gedankenspäne" nicht die unbeliebteste. Und wer möchte leugnen, daß oft in zwei oder drei Zeilen eines Aphorismus mehr Weisheit steckt als in seitenlangen Erörterungen? Wenigstens treffendere und darum wirksamere. Es wäre jedenfalls lehrreich, eine Litterargeschichte des Aphorismus zu studieren, um das Steigen und Fallen des Quintessenzbarometers mit der sonstigen Kultur in Vergleich zu stellen. Etwas Hyperkultur würde sich schon als notwendig ergeben. Freilich ein guter Spruch begegnet nicht so häufig wie Spatzen im Weizen. Wenn unter zehn ein allseits guter, so mögen Verfasser und Leser zufrieden sein. Das aber trifft bei von Oertzen zu. In fünf Hauptgruppen (Was einem alles in den Sinn kommt — In Frauennähe — Wie man zu sagen pflegt — Allerlei anderes — Zu Hause), die wieder teilweise in Unterabteilungen zerfallen, bringt er eine staunenswerte Menge von oft überraschenden, meist geistreichen, ernsten oder heitern, richtigen, zweifelhaften und falschen Gedanken über so ziemlich alles, was einen modernen Menschengeist beschäftigen kann, von der Religion bis hinab zum Fahrrad; besonders auch über die Frauenbewegung, die er auf falschen Bahnen sieht. Bald kleidet er diese Gedanken in Prosa, bald in Verse; ganze Abteilungen sind in einer Art Terzine, zwei Abschnitte sogar in Ritornellen geschrieben. Im allgemeinen schmiegt sich die Form eng an den Gedanken, die Spitze tritt deutlich hervor, oder wo sie sich suchen läßt, liegt gerade in diesem Suchen ein Reiz; manchmal scheint indes die Sprache zu einer scharfen Prägung noch nicht feinkörnig genug. Es fehlt ihr an knapper Schlichtheit. Kein Wunder, wenn bisweilen der

Leser gegen den Spruch auch Widerspruch erheben wird; besonders in den Fällen, wo religiöse Dinge in Frage kommen, z. B. wenn es heißt: „Religion will Eintracht nur, nicht Einheit“ u. s. w. Der Epigrammatiker meint es immer sehr wohl, er hat nur einen falschen Standpunkt. Die Leichenverbrennung hat mit der Auferstehung der Toten gar nichts zu thun — aber trotzdem hat man ein Recht, sie zu bekämpfen u. s. w. Aber noch einmal: wer sich, durch glückliche Prägung verleitet, nicht auch das Falschgeld als vollwichtiges Geld in die Hand drücken läßt, d. h. wer selbstdenkend zu lesen versteht, wird das Büchlein mit Nutzen und Genuß studieren.

***Aus dem Herzen gesungen.** Gedichte von M. Pia Desaga O. S. D. 12°. (362 S.) Freiburg, in Kommission der Litterarischen Anstalt, 1899. Preis brosch. *M.* 2.80.

In M. Pia Desaga haben wir es mit einer Sängerin zu thun, die im eigentlichsten Sinne des Wortes ein frühreifes Kind gewesen ist. Das erste Gedicht dieser Sammlung ist ein Dank- und Liebeserguß der Dreizehnjährigen nach ihrer ersten heiligen Kommunion und stammt aus dem Jahre 1865. (Pia Desaga wurde geboren zu Altbreisach 1852 und trat schon sehr früh in das Benediktinerinnenkloster Zoffingen zu Konstanz.) Während sie sich hier in einer sehr flüssigen, lange Übung und musikalisches Gehör voraussetzenden Sprache in Ideen ergeht, die ihr nicht gerade eigen zu sein brauchen, bringt gleich das folgende Jahr neben andern Gedichten zwei Nummern, die niemand von einer Vierzehnjährigen erwarten sollte, eine Ode: „Dem Ursprung und Schöpfer der Kunst“, und ein musikalisches Charakterbild: „Beethoven“, die beide wohl von außen angeregt sein und auf fremden Gedanken fußen dürften, die aber durchaus eine selbständige Aufnahme und Behandlung verraten. Mit dem Eintritt ins Kloster schloß sich die junge Dichterin dann eng an die alte poetische Schule ihrer dichtenden Mitschwestern des Mittelalters, jene zarten geistlichen Minnedichterinnen aus dem Predigerorden, die besonders in Süddeutschland und der Schweiz blühten. Bei verwandten frommen Seelen werden deshalb auch ihre eigenen frommen Lieder anklingen, ihre Legenden erbauen, ihre Betrachtungen anregen. Für Leute, die mehr das litterarische Interesse zum Lesen treibt, scheint uns in diesen Gedichten etwas zu wenig Individuelles, Charakteristisches zu liegen. Fast alles ohne Ausnahme ist schön gedacht, sinnig betrachtet und in schöner, glatter, wohllautender und auch poetischer Sprache ausgedrückt, aber es fesselt und packt nur selten durch einen individuellen Klang, einen eigentlichen Herzensschrei. Wie wir aus der begeisterten Vorrede ersehen, ist die Dichterin auch sehr musikalisch. Vielleicht macht sich dies in den Gedichten etwas dadurch bemerkbar, daß sie mehr zum Ohr als zur Phantasie sprechen, daß sie mehr in zarten Tönen verschwimmen, als sich zu festen Gestalten verdichten. Wo die Dichterin uns ein scharf umrissenes Erlebnis mitzuteilen hat, z. B. „Vor den Thoren des Fegfeuers“, da spricht sie zu Herzen; wo sie natürlich plaudert, wie in den schwäbischen Gelegenheitsversen, da hören wir sie sehr gern. Die Programmpoesie dagegen, z. B. „Der Rosenkranz“ oder „Die Lauretanische Litanei“ oder „Die kirchlichen Feste in Liedern“, vermag trotz ihrer mehrfachen großen Vorzüge nicht zu fesseln. Die Legenden sind meist anmutig erzählt, die Gelegenheitsgedichte zweckentsprechend und geschickt. Bei mehr Konzentration hätte die Dichterin unzweifelhaft Bedeutenderes und Dauernderes geleistet. Immerhin erhebt sich das Büchlein weit über das litterarische Niveau der sogen. religiösen Dichtung, von der wir in letzter Zeit heimgesucht wurden. Kunstliebenden frommen Seelen sei es bestens empfohlen.

tendes Leiden. Von François Coppée, Mitglied der französischen Akademie. Autorisierte Übersetzung von Bernhard Meyer. Mit Porträt des Verfassers in Lichtdruck. 12°. (XX u. 248 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 3; geb. in Leinw. *M.* 4.

„La bonne souffrance", wie das Buch französisch heißt, ist kein Roman, rn, wenn man will, eine „Bekehrungsschrift". Wie wenig aber eine solche weilig zu sein braucht, beweist die Thatsache, daß die vorliegende Schrift in kreich binnen Jahresfrist 75 Auflagen erlebte. Geläutert durch ein Jahr der n, ist François Coppée, einer der vierzig Unsterblichen, zur praktischen Aus- g der katholischen Religion zurückgekehrt und schildert nun in einer Reihe liebst geschriebener Feuilletons den Weg, den sein Herz von Ostern 1897 bis rn 1898 zurücklegte. „Glocken und Syringen", womit die Reihe dieser fein geführten Stimmungsbilder anhebt, zeigen uns noch den leichtfertigen, ja frivolen ter, welcher von der christlichen Bedeutung des Osterfestes keine Ahnung hat. dem Schlußaccorde „Bekenntnisse und Beichte" aber hat er den Weg zum Frieden r Seele nicht nur selbst zurückgelegt, sondern wird zum Apostel, der alle nden auffordert, denselben Pfad des Heils zu beschreiten. Man braucht aber t zu fürchten, der beliebte Schriftsteller sei in diesen Blättern ein trockener chet oder ein Predigerbruder geworden; er ist und bleibt der echte, feinfühlige ter, obschon er diesmal nicht in Versen zu uns spricht. Coppée ist übrigens t der erste, der aus der Zahl der berühmtesten französischen Schriftsteller in gster Zeit offen zur Ausübung der Religion zurückkehrte. Brunetière, der Heraus- r der Revue des Deux Mondes, Huysmans, der gefeierte Romanschreiber, und Dichter Paul Verlaine gingen ihm voran. Mögen noch viele folgen! — Die tsche Übersetzung verdient alles Lob; auch die kurze litterarische Studie über ppée, welche dieselbe einleitet, ist sehr dankenswert.

e kleine Herzogin. Von Zenaïde Fleuriot. Frei aus dem Französi- schen übersetzt von M. Hoffmann. Zweite, verbesserte Auflage. Mit vielen Bildern. gr. 8°. (VI u. 252 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis brosch. *M.* 3; eleg. geb. *M.* 5.

„Die kleine Herzogin" ist und bleibt eine der schönsten Geschichten für junge ädchen, welche die beliebte französische Erzählerin verfaßt hat. Die Übersetzung st sich wie ein deutsches Buch, die Charaktere natürlich bleiben echt französisch. e neue Ausgabe mit ihrer schönen Ausstattung und ihrem reichen Bilderschmuck gnet sich als Geschenk für heranwachsende Töchter besserer Familien.

m Wichtelborn. Neue Märchen von Angelika Harten. Mit 8 Farben- druck-Vollbildern und vielen Illustrationen von Prof. Jos. Kiener. 8°. (197 S.) Köln, Bachem, 1899. Preis geb. *M.* 4.

Der vorliegende reich ausgestattete Band enthält zwölf Märchen, von denen ige als ganz vortrefflich, keines als unbedeutend bezeichnet zu werden verdient. ie Verfasserin hat ein unbestreitbares Talent gerade für diese Art Litteratur, die ist wohl viele Dilettanten, aber sehr wenig berufene Künstler aufweist. Ihr steht ne reiche, lebendige Phantasie, eine große Kenntnis des Naturlebens, besonders r Pflanzenwelt, eine schöne, leichtbewegliche Sprache und jenes andere Etwas zu ebote, das man Poesie nennt. Wer so etwas schreiben kann wie „Das Märchen m Gottesgnadenkraut", der hat die sagenhafte blaue Blume im deutschen Märchen-

walde gesehen und vom Wichtelborn getrunken. Darum versteht er nun die Vogelsprache und kennt aller Kräutlein geheimste Namen und Kräfte, darum sieht er die Erdmännlein unter dem Farnwedel und die Elfen auf der Waldwiese, darum weiß er, wann eine alte Frau eine Hexe und wann sie ein Mütterlein ist, und kennt die Wege und Stege in den Berggängen ebensowohl als zwischen Wolken und Sternen. Hebt er dann an zu erzählen, so rauschen die Wälder, bauen sich Brücken aus Sonnenstrahlen, glitzern die Edelsteine der Tiefe und beeilen sich die Waldtierlein vom plumpen Bär bis zur Unke, ihm hold und gewärtig zu sein. Und er weiß zu reden in der Sprache der Druden und Nornen, in alten Stabreimen und kräftigen Zaubersegen, kurz, wir hören dann Märchen wie das „Gottesgnadenkraut" und „Der Zauberwald" und „Vom Hirtenbüblein" u. s. w., die uns wie echte Volksmärchen anmuten, besonders gleich das erste. Liest man nun das zweite: „Prinzessin Hochmut", so ist man freudig überrascht, einen ganz andern Ton zu hören; der treuen, echt epischen Einfalt des ersten gegenüber macht sich hier eine lebendige Heiterkeit und ein geistreicher Humor geltend, den freilich der Erwachsene mehr als das Kind auskosten wird, wie denn überhaupt diese Märchen, die wohl in erster Linie für die Kleinen bestimmt sind, nur von den Großen in manchen Feinheiten gutmütiger Satire voll gewürdigt werden können. Ein dritter Grundton der Hartenschen Märchendichtung wird in dem dritten Stück: „Die Schwanenjungfrau", glücklich angeschlagen, kommt aber in einem der folgenden: „Das Märchen vom verachteten Mütterlein", zu noch prächtigerer Entwicklung. Es ist dies das religiöse Element, das sich ohne Aufdringlichkeit und ohne Profanation mit dem unverfälschten Märchentone verbindet. Der religiösen Stimmung, die besonders dieses letztgenannte Märchen weckt, wird kaum ein Leser so leicht sich entziehen können. So herrscht in den zwölf Erzählungen eine wohlthuende Abwechslung nicht bloß im Gegenstande, sondern auch in der Vortragsweise. Der genauere Beobachter wird außerdem mit Freuden herausfinden, daß sie nicht bloß für die Phantasie der Kleinen geschrieben sind, sondern daß alle ein ethisches Samenkörnlein enthalten, das sich ohne jedes Moralisieren fast unbewußt in das Herz senkt und seinerzeit aufgehen wird. Jede Art von Treue hat hier ihr Preislied, nicht zuletzt die echt deutsche Treue der Dienstmagd (11). So können wir denn diese „neuen Märchen" nach ihrem poetisch-pädagogischen Inhalte wie nach ihrer künstlerischen Form nur bestens empfehlen, zumal der Text durch zahlreiche, meist gelungene Illustrationen des bekannten Märchenzeichners Professor Kiener trefflich unterstützt wird.

Schloß Kunterbunt und seine Bewohner. Von Vicomtesse de Pitray, geb. Gräfin Ségur. Nach dem Französischen von Philipp Laicus. Zweite Auflage. Mit Holzschnitten. 8°. (VIII u. 282 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis brosch. *M.* 1.80; geb. *M.* 2.

Die hübsche Erzählung erschien bei der ersten Auflage unter dem Titel „Schloß de la Taudière" und wurde seinerzeit in diesen Blättern (Bd. XXVI, S. 103) bereits empfohlen. Die neue Auflage hat in ihrem äußeren Erscheinen noch gewonnen.

Das verlorene Paradies. Ein Märchen von J. Quinke. 12°. (146 S.) Regensburg, Nat. Verlagsanstalt, 1900. Preis *M.* 1.20; geb. *M.* 1.80.

Das Paradies der Kindheit, der Unschuld geht Hilarius verloren. Umsonst sucht er seinen Frieden und sein Glück im „Thale des Müßiggangs", „der Genuß-

sucht", „der Habsucht", „des Hochmutes", „der Glaubenslosigkeit", „der Freiheit und Gleichheit", bis er sich endlich, hart am Rande des Verderbens angekommen, von seinem guten Engel auf den Weg der Buße zurückführen läßt. Das Büchlein, das wir freilich eher eine Allegorie als ein Märchen nennen würden, bietet namentlich jugendlichen Lesern manches beherzigenswerte, warnende Wort.

Beim Pfarrach in Bertsham. Bilder aus Tirol von Friedrich Pesendorfer. 12°. (191 S.) Linz-Urfahr, Kath. Preßverein, 1899. Preis brosch. *fl.* 1; geb. *fl.* 1.25.

Das Büchlein ist mit hübschen Illustrationen versehen und schildert in populärer, oft urwüchsiger, mit vielen Tiroler Provinzialismen durchsetzter Sprache eine Sommerfrische hoch oben in den Tiroler Bergen beim Pfarrach (Pfarrer) von Bertsham. Manche der launig erzählten Züge aus dem Volksleben haben kulturgeschichtlichen Wert; auch für Naturschönheit zeigt der Verfasser viel Sinn und Verständnis.

Die Fremden. Ein Kulturbild von Karl Domaning. Zweite Auflage. Mit Zeichnungen von Albert Stolz. 12°. (270 S.) Stuttgart, Roth, 1900. Preis brosch. *M.* 3.80; geb. *M.* 5.

Wir freuen uns, dieses hübsche Buch, das wir bei seinem ersten Erscheinen begrüßten (Bd. LV, S. 580), so bald und mit so hübschen Bildern geziert unsern Lesern abermals anzeigen zu können.

Die Amerikanerin. Roman von Melati von Java. Autorisirte Übersetzung von J. Olandus. 12°. (288 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 3; geb. *M.* 4.

Die Titelheldin wird aus Liebe zu ihrem Kinde zur Verbrecherin, nachdem sie beim plötzlichen Tode ihres Mannes aus Trotz gegen Gott dem katholischen Glauben entsagte. In dieser Bosheit bleibt sie während des Jahrzehnts, das die Erzählung umspannt, verhärtet und endet in Wahnsinn. Versöhnend wirkt das edle Benehmen ihres Knaben, der, seiner Erziehung zum Trotz, den Weg zur Kirche findet und das von seiner Mutter verübte Unrecht, sobald er es erkennt, nach Kräften gutmacht. Vortrefflich ist „Antoinette" gezeichnet. Man sollte meinen, das Beispiel dieser beiden edeln Menschen müßte bessernd auf „die Amerikanerin" wirken; auch künstlerisch wäre eine solche Umwandlung dieses stolzen und kalten Charakters zu wünschen. Doch auch so wird man der Erzählung, trotz einiger Schwächen in der Anlage, mit Spannung folgen und das Buch nicht ohne Nutzen und Befriedigung aus der Hand legen. Die Übersetzung ist gut besorgt.

Ein Jünger Ahasvers. Roman von Carl Landsteiner. 8°. (258 S.) Regensburg, Nat. Verlagsanstalt, 1900. Preis *M.* 2.40; geb. *M.* 3.40.

Der Roman bietet das treue Spiegelbild so manches modernen Menschen, wenigstens solange der Unglückliche auf dem Wege des Verderbens wandelt. Der Held leidet frühzeitig Schiffbruch am Glauben zuerst an die Kirche, dann an jede Offenbarung überhaupt, an die Geistigkeit der Seele und schließlich sogar an einen persönlichen Gott. Er ist nun ein Träger der modernen Weltanschauung Nietzsches und fühlt sich „jenseits von gut und böse". Aber er hat auch den Frieden und die Ruhe seiner Seele verloren und ist dadurch „ein Jünger Ahasvers" geworden, der ruhelos wandern muß, weil er die Wahrheit von sich gestoßen hat.

Umsonst sucht er sein Glück in den niederen und höheren Genüssen der modernen Hauptstadt. Er kommt folgerichtig bis an den Rand des Selbstmords. Noch einmal rafft er sich auf und sucht sein Glück auf Reisen in weiter Ferne. Bis dahin ist das Buch vortrefflich; namentlich die Charaktere verdienen alles Lob. Auch die Szene bei dem Menschenfeind in den Bergen ist sehr gelungen. In der Folge aber tritt die Schilderung der Reise durch das Heilige Land, an dessen Stätten der Held wieder beten lernt und so schließlich den Glauben und mit ihm den Seelenfrieden wieder findet, wohl zu sehr in den Vordergrund, und der Roman nimmt fast den Charakter einer Reisebeschreibung an. Trotzdem glauben wir getrost dem Verfasser versichern zu können, daß es ihm, wie er in seinem Vorworte wünscht, gelungen ist, ein Werk zu schaffen, „das ernste und denkende Leser zufriedenstellt, das der katholischen Litteratur zur Ehre gereicht und das auch Gegner mit Nutzen lesen können".

Miscellen.

Über den Geburtsort des hl. Hieronymus bestanden seiner Zeit nicht weniger hitzige Streitigkeiten als im Altertum über die Heimat Homers, oder wenn dieser Vergleich dem Leser vielleicht allzu abgenutzt vorkommt, noch vor ein paar Jahrzehnten über die Nationalität des Kopernikus. Zwar nennt der heilige Kirchenlehrer ausdrücklich seinen Geburtsort mit Namen; es ist Stridon an der Grenze von Pannonien und Dalmatien. Aber wo liegt oder wo lag Stridon? Hieronymus sagt, es sei von den Goten zerstört worden und „einstens" Grenzort der genannten Provinzen gewesen. Aber das ist verzweifelt wenig für neugierige Frager, und so versetzten denn die einen Stridon nach Strigovo in Ungarn zwischen Drau und Mur, die andern gingen einige Breitegrade südlicher nach dem gleichnamigen Ort in Dalmatien, andere hielten die goldene Mitte zwischen beiden Orten inne und blieben bei Sdrinja südlich von Triest, andere wieder entschieden sich noch anders.

Über neuere Forschungen und Entdeckungen in dieser Frage berichten nach einem Aufsatz von Bulić die Analekta der Bollandisten im Heft vom 10. Oktober 1899. Danach hat der unermüdliche Eifer, mit dem man in unserer Zeit jede alte Inschrift aufsucht, abschreibt, veröffentlicht, und wäre sie scheinbar noch so unbedeutend und unverständlich, auch diese alte Streitsache der Entscheidung zum mindesten bedeutend näher gebracht. Möge der Leser, der sich für die Sache interessiert, auf einer Karte von Bosnien etwa unter dem 44. Breitegrad nahe der Westgrenze des Landes das Städtchen Glamoč (Glamotsch) aufsuchen. Im Jahre 1882 veröffentlichte der Inschriftenkenner Alačević den Rest einer Inschrift, die an der Straße von Grahovo nach dem genannten Ort aufgefunden worden war und folgendermaßen lautete:

IVOEX**AIVSAILA
VIOVAIFPIOCONS
IAVIIO**PPOELM
ΓIVIS*VIEPSALV
IAIASEISIPIDO
VEVSESOEIEPM
IVAVII.

Kopfschüttelnd wird wahrscheinlich der Leser dieses Ungetüm von einer sinnlosen Buchstabensuppe betrachten, dann aber auch dem Scharfsinn des Herausgebers alle Anerkennung zollen, der diesen scheinbar wüsten Wirrwarr entzifferte.

IVDEX dATUS A FLAVIO VALERIO CONSTANTIO [v. c.] P(raeside) P(rovinciae) DELM(atiae) FINES INTER SALVIATAS ET STRIDONENSES DETERMINAVIT.

Der Stein war von seinem ersten Entdecker nicht verstanden worden, und da die Buchstaben sehr abgegriffen waren, so las er O für D, I für T oder F, V für N u. dgl.

Die Bedeutung des Steines ist klar: es war ein Grenzstein zwischen dem Gebiet des lange gesuchten Stridon und Salviä. Aber gleich wieder eine neue Frage: Wo lag Salviä? Eine Inschrift, die zu Glamoč gefunden wurde, scheint hier wiederum zu Hilfe zu kommen. Sie lautet: Dis manibus. Aelius Capito decurio municipio Salvio, natus Starue, qui vixit annis XLV. Victor filius ipsius patri karissimo bene merenti posuit. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag Salviä dort, wo diese Inschrift gefunden wurde, also bei Glamoč. Dann aber muß Stridon bei Grahovo liegen, denn auf der Straße zwischen den beiden Orten wurde der Grenzstein der Gemeinden Stridon und Salviä gefunden.

Völlig sicher ist die neue Lösung der alten Streitfrage nicht. Denn einmal hat man Einwürfe gegen die Echtheit des erwähnten Meilensteines erhoben, die sich indes, wie es scheint, lösen lassen, und ferner kann die Lage von Salviä einstweilen nur mit Wahrscheinlichkeit bestimmt werden. Indes der Fund eines alten Steines mit einigen Buchstaben darauf wird vielleicht die einstweilen vorläufige Entscheidung zu einer unumstößlichen machen.

Aus einem alten Predigtbuch. Aus einem Haufen von Büchern erregt eines unsere Aufmerksamkeit, und wir ziehen es hervor, um es näher anzuschauen. Es ist ein Oktavband, in Schweinsleder gebunden, mit gotischen Lettern gedruckt, laut Unterschrift aus einer Pariser Presse hervorgegangen am 4. Dezember 1523. Wen es nach dem Buch gelüstet, braucht auch nach dem Verkäufer nicht lange zu fragen: „Zu haben", heißt es auf dem Titelblatt, „im Haus des Claudius Chevallon in der Jakobsstraße unter der Goldenen Sonne und gegenüber dem Kolleg von Cambrai beim Bild des hl. Christophorus." Sehen wir uns das leere Blatt vor dem Titel auch noch an, das in kräftiger Schrift ein paar Bemerkungen trägt. „Dem Sibrandus Zasius gehöre ich und seinen Freunden. Kostete 4 Schilling(?) a. 1591 am 13. März," heißt es auf der Vorderseite des

Blattes. Auf der Rückseite aber hat der gute Zasius nach der Lektüre des Buches ihm eine günstige Rezension geschrieben in den beiden Versen:

O Guilielme Pepin! Fereris per climata mundi;
Nemo non novit scripta probare tua.
(dat. a. 1592. 28 januarii.)

Armer Chevallon! Trotz deiner genauen Angaben sucht schon längst kein Käufer mehr das Haus unter der Goldenen Sonne beim hl. Christophorus, ebensowenig wie vom dienstfertigen Zasius ein Freund noch Bücher entleiht oder Wilhelmus Pepin noch in irgend einem der vielen Himmelsstriche gelesen wird. Alles vergangen und vergessen, des Buchhändlers emsiger Geschäftseifer wie des Schriftstellers mühsame Gedankenarbeit. Und doch war Pepin, ein Dominikaner des Klosters zu Evreux († 1533), seiner Zeit als reformeifriger Prediger und Schriftsteller sehr angesehen, wie die zahlreichen Auflagen seiner Schriften beweisen.

Doch wenn wir dachten, gar niemand mehr lese den Pepin, so sollten wir uns bald selber Lügen strafen. Aus Neugier begannen wir in dem Buche zu blättern und hatten bald einen ziemlichen Teil desselben auch gelesen. Es enthält Entwürfe zu Fastenpredigten, Erläuterungen der bezüglichen Episteln und Evangelien. Im allgemeinen sind dieselben ganz in der Art gehalten, wie zu Ausgang des Mittelalters gelehrte Theologen zum Besten minder gelehrter Geistlichen derartige Entwürfe zu gestalten pflegten. Die vorgetragene Lehre ist gründlich, die Form etwas hölzern. Jedes der kirchlichen Lesestücke wird nacheinander nach dem wörtlichen, allegorischen, moralischen Sinn genau durchgenommen, und daran knüpfen sich dann eine Menge von Fragen, Zweifeln u. s. w., die der Reihe nach behandelt werden. Alle Übersicht müßte dabei verloren gehen, wäre nicht zu Anfang jeder Predigt genau die Einteilung angegeben.

Doch in einem Punkt unterscheidet sich unser Schriftsteller von andern Zeitgenossen. Während manche derselben sich ganz auf die Erklärung der Heilslehre beschränken und sich dabei derart im Allgemeinen halten, daß man nicht sieht, in welchem Jahrhundert sie schrieben, geht Pepin oft auf zeitgenössische Verhältnisse ein, tadelt die Mißbräuche seiner Zeit, nimmt seine Vergleiche von Dingen des gewöhnlichen Lebens her und bietet uns manche recht interessante Notizen. So handelt er z. B. in einer der Predigten von den kirchlichen Zeremonien des Karfreitags und will klar machen, warum alles niederkniee, nachdem im Evangelium die Worte gesungen sind: „und er neigte sein Haupt und starb". „Führe hier", so leitet er den Prediger an, „ein Beispiel an, hergenommen vom Leichenbegängnis der französischen Könige. Wenn man daran ist, die Leiche der Erde zu überantworten, so wird von den Beamten des königlichen Hofes, die dastehen mit weißen Stäben in der Hand, dreimal ausgerufen: ‚Karl von Valois' oder ‚Ludwig' u. s. w.; nur dieser Name und weiter kein Wort. Und bei jedem dieser Ausrufe werfen sich alle insgesamt auf den Boden nieder samt ihren Stäben und Standarten. Und das macht einen Eindruck, daß bei diesen jammervollen Rufen und dem Niederfallen selbst eiserne Herzen bis zu Thränen können gerührt werden. Warum also sollten wir nicht das Andenken an den Tod und das Begräbnis des Königs der Könige, unseres Herrn Jesu Christi, mit Weinen und Klagen

feiern und dabei so weit gehen, daß wir uns auf den Boden niederwerfen?" (Evangelienerklärung fol. 245, col. 3.) Auch sonst weiß er vom französischen Hof manches zu erzählen. Wo er von der Unsicherheit der Hofgunst redet, bringt er folgendes Beispiel: „Zu unseren Zeiten, in unserem Königreich Frankreich hier haben wir unter Ludwig XI. erlebt, wie ein schlauer Mensch aus der untersten Hefe des Volkes, Daniel mit Namen, solche Gunst beim König genoß, daß er mit den ersten Großen des Landes wie mit seinesgleichen es aufnehmen konnte Fast niemand, und wäre er auch noch so hoch gestanden oder von königlichem Blut gewesen, konnte zum Zimmer des Königs Zutritt erhalten als durch ihn, so daß er beim König einführte, wen er wollte, und wen er wollte, zurückwies. Als aber der genannte König den Weg alles Fleisches gegangen war, wurde nicht lange nachher ebenderselbe Daniel zu Paris an der öffentlichen Richtstätte schmählich gehängt (affixus est)" (Epistelerklärung 36, 1). Von Ludwig XII., „der den Weg alles Fleisches betreten hat", und zwar, wie man aus dieser Bemerkung schließen möchte, wohl zu derselben Zeit, als Pepin sie niederschrieb, wird der Ausspruch berichtet: „Wenn ich wüßte, daß mein Hut mein Geheimnis kännte, so würfe ich ihn ins Feuer." Mehr als einmal habe Ludwig so geredet, und Pepin lobt den Ausspruch (Ev. 160, 2). Was er von Karl VIII. zu erzählen weiß, ist namentlich deshalb bemerkenswert, weil es zeigt, daß unser Prediger den Hofkreisen nicht fern stand. Der genannte König, heißt es, sei in jungen Jahren sehr vertraut mit dem Vicedominus von Chartres umgegangen, und die beiden hätten sich das Versprechen gegeben, wer von ihnen zuerst sterbe, solle dem andern Nachricht von seinem Schicksal in der andern Welt geben. Einige Jahre also nach diesem Versprechen sei Karl VIII. ziemlich plötzlich zu Amiens gestorben, und zwar in der Nacht vor Palmsonntag, ungefähr um 11 Uhr. Und in derselben Stunde noch habe er dem genannten Vicomte sich gezeigt, zwar ohne ein Wort zu sagen, aber mit heiterem und lächelndem Angesicht. Und doch sei der genannte Freund eine starke Tagereise weit von Amiens entfernt gewesen auf seinem Schlosse La Ferte Bernard, gelegen bei Verneuil. Sofort habe darauf der genannte Graf seine Gattin geweckt und ihr gesagt, der König sei tot; ein Bote aber, der in der Nacht noch nach Amiens gesandt wurde, habe die Wahrheit dieser Vorahnung bestätigt. „Dies alles", schließt Pepin, „habe ich vernommen aus dem Munde der edeln Frau, der Gattin des Herrn von Chartres" (Ev. 180, 4). Doch von Hofgeschichten haben wir jetzt genug erzählt; wir berichten, was wir gedruckt fanden, und stellen dem verständigen Leser das Urteil anheim.

Unter den sonstigen Notizen, die für die Bildungs- und Sittengeschichte bemerkenswert sind, betreffen die meisten natürlich das kirchliche Leben des ausgehenden Mittelalters. Die kirchliche Farbe der Fastenzeit war damals die weiße, welche in der Passionszeit der roten weichen mußte (Ep. 2, 2; 83, 1). Die österliche Kommunion empfing man am Ostertag selbst, nur aus besonderen Gründen galt es als erlaubt, sie auf Gründonnerstag oder Karsamstag zu verlegen (Ep. 119, 3). Nach der Firmung trugen die gefirmten Kinder noch drei Tage eine weiße Binde um die Stirn, ähnlich wie in der alten Kirche die

Täuflinge noch eine Woche das weiße Taufkleid nicht ablegten (Ep. 139, 3). Als am meisten verehrte Heilige werden Nikolaus, Claudius, Mathurinus, Genovefa und Barbara aufgeführt (Ep. 77, 2). Zu Paris vor dem Feste des hl. Dionys, zu Chartres vor Mariä Geburt, und, soviel Pepin weiß, auch zu Le Mans vor dem Fest des hl. Julian wird der Gottesdienst in der Nacht abgehalten, also ähnlich, wie es später noch in der Weihnachtsnacht geübt wurde. Unser Prediger wünscht indes der Mißbräuche halber diese Vigilfeierlichkeiten abgestellt zu sehen (Ep. 126, 3).

Auch über das profane Leben erfahren wir manches. Gleich zu Anfang seiner Epistelerklärung zeigt Pepin, wie man sein Gewissen reinigen könne, indem man geistigerweise alles das thue, was die Wäscherinnen an der Seine mit der schmutzigen Wäsche vornehmen, und er zählt dann die betreffenden Handgriffe auf. Wer nach Rom pilgern will, braucht nicht alles Reisegeld bar in der Tasche mitzuschleppen. Er kann es in Paris an der Bank einzahlen und gegen eine Verschreibung in Florenz oder Rom wieder in Empfang nehmen (Ev. 7, 4). Bei Gastmählern ist es Sitte, zuerst eine scharfe Speise zu reichen (Ep. 131, 1). Vieles erfahren wir über die Kleidung und Eitelkeit der Frauen. Er tadelt ihre hohen Schuhe (altas pantouflas. Ep. 115, 3), die ausgeschnittenen Kleider (vestes à la grant gorre. Ep. 99, 4). In vierfacher Weise, setzt er ihnen auseinander, kann man sündigen durch Kleiderpracht. Erstens, indem man zu kostbares Tuch zum Kleid oder auch für die Aufschlitzungen oder die Fütterung (duplicatura) des Kleides nimmt. „Denn es ist sehr ungeziemend, einen Leib, der doch verwest, mit so kostbarem Gewand zu schmücken, daß viele Arme davon leben könnten. Wende das an auf die Kleider, die mit Seide oder Samt gefüttert sind, wenigstens an den Ärmeln (wo man das Futter sieht), während im Rücken das Futter gewöhnliches Tuch ist, ein Umstand, der klar zeigt, daß all das nur des eiteln Gepränges wegen geschieht. Zweitens durch die Menge und Verschiedenheit der Kleidung, wie z. B. die eiteln Frauen thun, welche je nach den Festen die Kleider ändern, die beim Aufstehen aus dem Bett die Magd rufen und sagen: Bring mir das Kleid für den Sonntag, oder das für die niederen Feste, oder die mittleren oder die höchsten Feste, wie sie sich ausdrücken. Drittens kann man sündigen durch Sonderbarkeit in Schnitt und Form der Kleider. Die Ärmel an den Kleidern der Frauen sind z. B. bald so eng, daß kaum mit dem Arm hindurchzukommen ist, bald so weit, daß sie fast auf die Erde herabreichen. Mach auch eine Bemerkung über ihre Kopfbedeckung, die mitunter so eng ist, daß kaum die Ohren bedeckt sind. Da ist es denn kein Wunder, wenn solch eitle Frauen im Alter voll sind von Kopf- und Zahnschmerz, Katarrh u. dgl." Eine vierte Sünde endlich ist das eitle weltliche Prangen mit den Kleidern. Zu Hause tragen solche Frauen sich einfach, wollen sie aber sich öffentlich zeigen, so sind sie geschmückt wie die Kirche am Festtag (Ev. 89, 4). Ja sie erscheinen noch kostbarer geziert als der Altar selbst. „Denn oft haben sie Kleider von Scharlach, Seide und Samt, wo der Priester eine schlechte Kasel anhat, geflickt und verschossen vor Alter. Und oft tragen sie goldene und silberne Ketten, Ringe mit Edelsteinen an den Fingern, trinken kostbaren Wein aus prächtigen, mitunter vergoldeten

Gefäßen (in coupis et taceis insignibus), wo der Priester vor ihnen steht und mit einem Kelch von Zinn Messe liest" (Ep. 72, 1).

Damit sind wir nun auf die Schilderung der Mißbräuche gekommen, gegen welche sich Pepin oft und scharf ausspricht und mitunter wohl auch seine Ansprüche an die Zuhörer etwas hoch spannt. Man muß es ihm lassen, er gehört nicht zu denen, die er „stumme Hunde" nennt, weil sie im geheimen zwar sagen: Wie gut wäre es, wenn der König, Fürst, Abt, Bischof auf dieses und jenes aufmerksam gemacht würde! wenn es aber darauf ankommt, vorsichtig schweigen und deshalb an den Höfen willkommen sind (sunt beneventi in curiis talium magnatum. Ep. 192, 1). Alle Stände, vom höchsten bis zum niedrigsten, erhalten von ihm ihre Vorhaltungen. Die Fürsten, „mit Respekt zu vermelden", sind wortbrüchig (Ep. 37, 4), sie bedrücken die armen Bauern und Winzer derart mit Steuern, daß diese gezwungen sind, die Heimat zu verlassen, und ihr Brot von Thür zu Thür betteln müssen (Ep. 93, 4). Die Reichen gehen grausam mit den Dienstboten um, legen ihnen boshafter- und ungerechterweise Veruntreuungen zur Last, um ihnen den Lohn entziehen zu können, oder stoßen sie bei Erkrankungsfällen unbarmherzig aus dem Hause (Ep. 98, 3. Ep. 10, 1). Die Richter sind streng gegen arme Leute; die großen Herren aber, die grossos millordos, lassen sie durchschlüpfen (Ep. 125, 4). Und so erhalten Kaufleute und Käufer, die sich um die Wette zu betrügen suchen, Ärzte und Advokaten, Eltern und Kinder alle ihren Tadel ausgeteilt. Der Löwenanteil daran aber fällt dem Klerus zu, von dem uns Pepin ein dunkles Bild entwirft. Da tritt uns entgegen der hohe Prälat, der sich um seine Herde nicht kümmert und auch nicht im stande dazu ist, da er nichts gelernt hat und von der Heiligen Schrift nichts kennt. Höchstens beschäftigt er sich mitunter mit den Büchern der Könige, d. h. dem Kartenspiel (Ep. 112, 1). Da sind weiter die Kanoniker, die nur in den Chor kommen, wenn es reiche Spenden giebt; Pepin vergleicht sie den Fledermäusen oder Eulen, denn auch diese kämen in die Kirche nur, um das Öl aus der ewigen Lampe zu trinken (Ep. 39, 4). Die Besitzer reicher Pfründen sieht man nicht oft die heilige Messe lesen, sie seien nicht, hört man sie sagen, wie die Bauernhähne, die zu jeder Stunde der Nacht krähten (Ep. 98, 3). Gegen die vornehmen Herren sind die niederen Kleriker wie der arme Lazarus. Von ihren Pfründen müssen sie Abgaben entrichten, „daß sie kaum Brot zum Essen und als Trank oft nur Wasser haben. Von dem Zustand ihrer Kleider will ich schweigen; es sieht jeder, daß sie meist elend sind und gegen die Würde des geistlichen Standes" (Ep. 105, 1). Lange Jahre müssen sie dienen mit dem ganz geringen Gehalt, den man auf französisch le broust nennt, und endlich bekommen sie doch nicht mehr als eine schmale Pfründe (Ep. 91, 3).

Doch wir wollen diese Nachtseiten nicht noch weiter ausmalen, sie sind ohnehin oft genug grau in grau und schwarz in schwarz gezeichnet worden. Wichtiger ist es uns, das Urteil eines Mannes wie Pepin über die Ursachen des Niedergangs zu erfahren. Sie liegen nach ihm in dem Einfluß der weltlichen Fürsten auf die Besetzung der höheren Stellen. Bei der Erklärung der Lamentationen in der Karwoche sagt er, auch über die Kirche müsse man trauern

wegen ihrer Verlassenheit, wegen ihrer Gefangenschaft und Knechtschaft un
ihrer Beraubung. Uber die „Gefangenschaft und merkwürdige Knechtsch
Kirche spricht er sich folgendermaßen aus: „Während die Kirche die ‚He
Provinzen' (Klagel. 1, 1) sein sollte, und es an ihr wäre, den Köni
Fürsten Weisungen zu erteilen, wird sie denselben heute in gewisser Weis
würfig und zinspflichtig gemacht, wie das offenbar ist mit Rücksicht
Fürsten, welche in der Kirche Christi nach ihrem Belieben Prälaten
wollen, nämlich Bischöfe, Äbte u. s. w., und das gegen die allgemei
stimmungen des Rechtes. Daher kommt es, daß wir sehr viele Prälat
müssen, die ohne Wissenschaft sind und mehr für das Kriegshandwer
als für das Hirtenamt. Man erzählt von Ludwig XI., König von Fr
er habe den bejahrten und wissenschaftlich bewährten Bischof von Chartres
warum doch die jetzigen Bischöfe keine Wunder thäten wie ihre Vorgänger.
er zur Antwort gegeben haben: ‚Allerchristlichster König, solange der Heil
die Bischöfe in der Kirche einsetzte, thaten sie Wunder, denn er erwä
solche, die tauglich waren. Ihr aber und solche, die wie Ihr sind, setzet
Bischöfen ein, die euch tauglich scheinen, vor Gott aber ganz und ga
für die Kirche sind. Deshalb thun sie auch keine Wunder" (Ep. 252, 1
solchen Bischöfen und Äbten ist es dann nicht zu verwundern, wenn
liebsten an den Höfen sich herumtreiben, um eine öffentliche Anstellung,
Würden oder neue Pfründen zu erlangen, aber Pfründen, wie Pepin
absichtigtem Doppelsinn sagt, „nicht des hl. Dominikus, sondern des h
diktus". Und um zu ihrem Ziele zu gelangen, gaben sie sich zu Dien
die dem Kleriker nicht anstanden. „Ich will ein Lügner heißen, wenn
am Hofe Ludwigs XII. einen Bischof gesehen habe, der den Titel eine
lichen Falkners führte. Und er erhielt auch einen bestimmten Gehalt mit
auf dieses Amt. Und mit Recht, wenn man so sagen darf, denn er war
die Falken zu füttern, als die Bibliothek zu besuchen, wie wir es mit
Augen gesehen haben, und viel eiliger und lieber ging er zu den Vö
zur Kirche" (Ep. 38, 1). Wenn es unter den höheren Klerikern derartig
sind die Unordnungen bei ihren Untergebenen fast selbstverständlich.

Daß übrigens auch in der damaligen Zeit nicht alles Schatten und
heit war, geht mitunter selbst aus den härtesten Tadelreden unseres A
hervor. „In Wahrheit," sagt er am Montag nach Passionssonntag, „die
Verbrechen und fast unzählbaren Übelthaten, welche heute überall zügel
straflos in den großen Städten begangen werden, schreien danach, d
Städte völlig zerstört würden wie Sodoma und Gomorrha mit samt ih
wohnern. Doch woher kommt es, daß es nicht so geschieht? Gewiß da
dem Zorne und der Gerechtigkeit Gottes die Verdienste weniger guter
und Frauen, die Gott fürchten, gleichsam Widerstand leisten. Mit Rech
also heute die weltlich Gesinnten mit Isaias sagen: Wenn nicht der
Heerscharen noch einen Samen uns übriggelassen hätte, nämlich vo
Ordensleuten und Klerikern und wenigen guten Laien, so wären wir wie
geworden" (Ep. 88, 2). Namentlich im niedrigen Volke sind die we

suchen, welche die Gebote Gottes halten (Ep. 97, 1). „Wir sehen heute diejenigen, welche weniger besitzen und kaum satt Brot zu essen haben, bereitwilliger zu Werken der Frömmigkeit als die Reichen . . . denn sehr viele (plerique) sparen es sich am Munde ab, um den Kirchen und frommen Stiftungen etwas geben zu können" (Ep. 46, 2).

Ein Zeichen, daß noch lebendige Religiosität im Volke zu finden war, ist auch die im ganzen strenge Beobachtung der Fastenzeit. „Was der Teufel im Laufe des ganzen Jahres gewinnt, indem er die armen Menschen zu fast unzählbaren Sünden anlockt, das verliert er fast alles wieder in der Fastenzeit. Denn in dieser heiligen Zeit pflegen auch die größten Sünder (sceleratissimi homines) von vielen Sünden sich zu enthalten und hier und da einige gute Werke zu thun, sei es, indem sie fasten oder Almosen geben oder beten oder dergleichen" (Ep. 14, 2). Und anderswo sagt er wiederum von der Fastenzeit: „Viele thun dann aufrichtige Buße und legen eine reumütige Beichte ab. Viele fasten, viele geben Almosen an Arme und fromme Stiftungen, und so ähnlich in andern frommen Werken" (Ep. 67, 3). Auch das Fastengebot wird im allgemeinen beobachtet. Pepin sagt zwar, wenige hielten die richtige Weise dabei inne, aber die Fehler, die er tadelt, sind so gar bedeutend nicht (Ep. 6, 2). Unbesonnene Frauen gehen sogar so weit, daß sie versuchen, von Gründonnerstag bis Ostern gar keine Speise zu sich zu nehmen. Allein dieses Fasten, das man auf französisch la triolée nennt, wird von Pepin scharf gerügt, denn es sei eine Versuchung Gottes und also sehr schwere Sünde. „Und deshalb ist diese Gewohnheit zu verwerfen und eine schwere Buße solch unvernünftigen Frauenzimmern aufzulegen, damit sie in Zukunft davon ablassen" (Ep. 22, 4). Auch die Predigten in der Fastenzeit werden im allgemeinen stark besucht, obschon mit der Zeit der Eifer etwas nachläßt (Ep. 8, 2; 22, 3). Das beste Zeugnis dafür sind wieder die Rügen, welche unser Prediger auszuteilen hat. Er klagt nämlich über viele Advokaten und Beamte, „welche sich solche Sorgen machen mit den Geschäften dieser Welt, seien es nun ihre eigenen oder fremde, daß sie häufig in der Fastenzeit weder Predigt hören noch Messe außer am Sonntag. Deshalb wäre es gut, daß an Orten, an welchen tägliche Predigten in der Fastenzeit stattfinden, die Advokaten ins Gerichtsgebäude nicht eingelassen würden vor dem Ende der Predigt. Denn so geschieht es in den meisten (in plerisque) bedeutenden und berühmten Städten und besonders im Pariser Parlament [Obergerichtshof]" (Ep. 8, 4). Außer den Advokaten bekommen auch noch andere einen Tadel. Einige nämlich benutzen die Zeit, welche durch den Ausfall der Abendmahlzeit gewonnen wird, um ihre Rechnungsbücher nachzuschlagen, und wenn sie dort finden, daß jemand ihnen noch etwas schuldig ist, so schicken sie am andern Morgen zu ihm und lassen ohne Barmherzigkeit die Schuld eintreiben. Das sei ein Mißbrauch, wenn die Not nicht schnelles Eintreiben der Schulden fordere. Die Zeit der wegfallenden Abendmahlzeit sollte man zum Gebet benutzen (Ep. 8, 3). Auch einige Beispiele von tüchtigen und eifrigen Priestern werden von unserem Dominikaner erwähnt. So lobt er sehr den Prior des Dominikanerklosters zu Rouen, Guido mit Namen, dessen erbaulichen Tod er ausführlich berichtet (Ep. 72, 1), und erzählt von

einem Priester in Cambrai, der eine Jugendsünde durch ein beständiges hartes Büßerleben sühnte (Ep. 137, 1). Auch unsern Pepin selbst mit seinem apostolischen Eifer dürfen wir gewiß unter die Beweise dafür rechnen, daß nicht nur Trauriges und Tadelnswertes aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters zu verzeichnen ist.

Immerhin waren die sittlichen Zustände recht beklagenswert. Wie eine Prophezeiung klingt es, wenn unser Prediger, von dem Strafgericht der Sündflut redend, einmal ausruft: „Und in Wirklichkeit ist heute nachgerade alles Fleisch verderbt, d. h. fast jeder Mensch auf Erden. Und deshalb haben wir allen Grund, sehr in Furcht zu sein vor jener schrecklichen Sündflut, d. h. vor dem Ende der Welt, welche, wie ich nicht zweifle, in Bälde über die Erde kommen wird durch das Feuer des Weltbrandes" (Ep. 48, 4).

Das Feuer des Weltbrandes ist nun freilich nicht gekommen, wohl aber eine Sündflut anderer Art hereingebrochen, und wir werden noch lange warten, bis die Taube mit dem Ölzweig endlich erscheint.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

August Reichensperger[1].

Der Name August Reichenspergers ist für immer mit dem schönsten d großartigsten Denkmal deutscher Baukunst verknüpft, dem Dom zu ln, für dessen Fortbau, Vollendung und würdige Ausstattung er über) Jahre unermüdlich gewirkt hat. Nicht weniger wird sein Andenken rch eine Menge anderer Kirchen- und Profanbauten verewigt, zu deren richtung oder würdiger Wiederherstellung er Anregung und Rat ge-ben. In nicht geringerem Maße ist sein Andenken nahezu mit allen estrebungen verwoben, welche seit 60 Jahren in Deutschland gemacht orden sind, um den Katholiken volle politische Freiheit zu erkämpfen. ie Gebrüder Reichensperger waren schon die hervorragendsten Vorkämpfer r Katholiken, ihres guten Rechtes und ihrer Freiheit in dem Frankfurter arlament; in ihnen verehrt die heutige Zentrumspartei ihre Begründer nd nebst Mallinckrodt und Windthorst ihre glänzendsten Vertreter in der eit des Kulturkampfes. August hat mit den Gaben eines glänzenden edners auch jene eines gewandten Publizisten verbunden, und durch die ründung des Borromäusvereins wie durch seine Schriften und seinen usgedehnten Briefwechsel die katholische Litteratur in fruchtbarster Weise efördert.

Fast unbegreiflich erscheint es, wie der unermüdlich thätige Mann eben den parlamentarischen Strapazen, neben den Forderungen, die sein ichteramt an ihn stellte, neben seinen unausgesetzten Kunststudien, neben mer nicht minder vielseitigen Vereinsthätigkeit noch Zeit fand, in Tage-üchern, kürzeren Aufzeichnungen und in einer überaus reichhaltigen, fast

[1] August Reichensperger 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken uf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung eines ungedruckten Nachlasses dargestellt von Ludwig Pastor. Mit einer Helio-ravüre und drei Lichtdrucken. 2 Bände. gr. 8°. (XLII u. 1102 S.) Freiburg, Herder. *M.* 20; geb. in Leinwand *M.* 24.

internationalen Korrespondenz, wie in ungezählten Beiträgen zur Tagespublizistik von eigener Hand ein biographisches Material zu hinterlassen, das fast allein schon einen Mann hätte vollauf beschäftigen können. Mit Freude dürfen es die deutschen Katholiken begrüßen, daß dieses Material in die Hände eines ihrer tüchtigsten Historiker gelangt ist, der, mit August Reichensperger selbst persönlich bekannt und befreundet, gewissermaßen die lebendige Überlieferung dazu besaß, es gelegentlich aus eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen ergänzen, vor allem aber richtig auffassen, liebevoll durchdringen, übersichtlich gruppieren und lebensvoll verbinden konnte, mit einer Kenntnis und Beherrschung der einschlägigen Zeitgeschichte, welche ebensosehr den kritischen und objektiven Forscher, als dessen festen, katholischen Standpunkt dokumentiert. Versuchen wir, das farbenreiche, lebendige Bild in einige Hauptumrisse zusammenzudrängen. Wenn sie dasselbe auch nicht zu ersetzen vermögen, so mögen sie doch manchen den hochverdienten Mann in Erinnerung bringen und dazu anregen, ihn in seinen eigenen Aufzeichnungen, Bekenntnissen und Schriften näher kennen zu lernen.

1.

August Reichensperger wurde am 20. März 1808 zu Koblenz geboren, zwei Jahre vor seinem Bruder Peter, vor seinem Freunde Montalembert und vor Papst Leo XIII., ein Jahr vor Gladstone, vier Jahre vor Windthorst, sieben vor Bismarck, mit welchem er zuerst 1850 im Erfurter „Krüppelparlament" zusammentraf, während ihn mit Windthorst erst der Reichstag von 1870 zusammenführte.

Der Vater, Franz Joseph, ein tüchtiger Jurist, war, als August geboren wurde — merkwürdig genug —, Generalsekretär an der Präfektur des Rhein- und Moseldepartements, für alle Arbeiten die rechte Hand des in Koblenz residierenden napoleonischen Präfekten, und als ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, selbst als Präfekt in Belgien in Aussicht genommen, und so hing es an einem Haar, daß der künftige Vorkämpfer deutscher Kunst und Volksfreiheit Franzose geworden wäre. Der frühe Tod des Vaters (schon 1812) trat dazwischen. Die bedrängte Witwe, eine geborene Knoodt, welche nur die kümmerliche Pension von 500 Frs. erhielt, zog sich zu ihren Eltern nach Boppard zurück. In dem freundlichen Familienkreis verlebte August schöne, selige Kinderjahre, deren Weihnachtserinnerungen ihn bis ins Greisenalter begleitete. Es herrschte hier echt katholische Gesinnung in gemütlichem Verein mit rheinischem

Frohsinn. Zwei Großonkel Augusts hatten noch als Jesuiten am Kollegium zu Koblenz doziert; der eine, Wilhelm Knoodt, sein Pathe, starb erst 1816 als Kanonikus zu Limburg in gesegnetem Andenken. Der Großvater, August Knoodt, früher kurtrierischer Amtsverwalter auf Schloß Daun in der Eifel, überlebte ihn noch um ein Jahr. Während der Kriegsläufte hatte das großelterliche Haus wiederholt französische Generale zu Gast, unter ihnen auch Bernadotte, den späteren König von Schweden. Mit den andern Kindern ziemlich streng gehalten, hielt sich August leidlich brav, wenn er im Springen und Rennen auch etwas wild that und sich zweimal den Arm brach. Schon damals zeigte er Sinn für deutsche Bauweise und Kunst, von der sich in Boppard viele schöne Erzeugnisse erhalten hatten. Der Rhein aber mit seinen Weinbergen und Wäldern, Hügeln und Burgen senkte sich mit unbesieglichem Zauber in sein Gemüt. Nur am Lernen fand der Wildfang wenig Geschmack, und als man ihn deshalb 1823 nach Köln that, zu Pfarrer Ditges an der Kupfergasse, geriet er völlig aus Rand und Band und brannte im Frühling 1825 sogar nach Koblenz durch. Erst in Bonn, wo er nun untergebracht wurde, gelang es einigen Lehrern, ihn ordentlich ans Studieren zu bringen, so daß er im Frühjahr 1827 das Gymnasium mit einem guten Zeugnis verlassen konnte.

Nach des Vaters Beispiel wandte er sich dem Studium der Rechte zu, erst in Bonn (1827/28), dann in Heidelberg (1828/29) und endlich in Berlin (1829/30). Ohne gerade seine Fachstudien zu vernachlässigen, teilte er mit seinem Freunde Alfred Reumont die Vorliebe für Schöngeisterei, las eifrig Goethe, Herder, Tasso, Young, Walter Scott, Rousseau, am meisten Jean Paul und Byron, welcher immer einer seiner Lieblinge blieb. Obwohl er nicht förmlich Korpsstudent ward, kam er doch zu Bonn in nähere Beziehung zur „Westphalia“ und damit, wie er sich selbst ausdrückt, in „eine schlimme Gesellschaft“; als er sich das Geld, das er einem Freunde geliehen, zurückerbat, ward er zum Duell gefordert, trug eine schwere Wunde an der Schulter davon und verdarb sich damit die ganzen Ferien. Der Freigeisterei verfiel er in solchem Grade, daß er nicht nur bei dem „Pfaffenknecht“ Walter kein Kirchenrecht hören wollte, sondern auch Sonntags keine Kirche mehr besuchte und alle religiösen Pflichten verabsäumte. Er staunte förmlich, als der protestantische Rechtslehrer Zachariä in Heidelberg von der Bedeutsamkeit der katholischen Kirche sprach und allen, die Diplomaten werden wollten, das Studium des

katholischen Kirchenrechts anempfahl. Auch hier schloß er sich aber wieder an Freunde an, die nichts weniger als religiös waren; die romantische Natur- und Kunstschwärmerei, welche sie vereinigte, entbehrte des tieferen Untergrundes. Den poetischen Reiz, welchen Heidelberg mit seinem Schloß, seinem grünen Neckar und der herrlichen Landschaft auf ihn ausübte, vermißte er in Berlin sehr. Obwohl er auch hier vor den schlimmsten Auswüchsen des Studententreibens bewahrt blieb, fand er vorläufig den Glauben seiner Kindheit nicht wieder. Da ihn das prosaisch-chaotische Stadttreiben anwiderte, ward ihm ganz abscheulich zu Mute. Übereifriges Studieren und schlechte Kost setzten seiner Gesundheit zu; krankhafte Einbildungen, besonders daß er bald an der Schwindsucht sterben werde, verschlimmerten das Übel. Ohne festen inneren Halt verfiel er einer melancholischen Selbstquälerei und drückender Schwermut, aus der ihn auch sein Lieblingsschriftsteller Jean Paul mit seinem ganzen phantastischen Witzfeuerwerk nicht zu befreien vermochte.

Er studierte indes verzweifelt weiter und konnte im Oktober 1830 seine Stelle als Auskultator am Oberlandesgericht in Münster antreten. Seine Stimmung besserte sich hier ein wenig, weit mehr indes, als er in gleicher Stellung schon im folgenden Mai nach Koblenz übersiedeln konnte, wo er sich zum Referendarexamen vorbereitete. Am 7. Dezember 1832 zum Referendar ernannt, begann er im folgenden Jahre seine Praxis. Er atmete nun einigermaßen wieder auf. Die melancholischen Grillen begannen sich zu verziehen, aber das volle Gleichgewicht der Seele, den inneren Frieden, fand er nicht.

„Was gäbe ich darum," schrieb er am Vorabend des 1. Mai 1833, „wenn ich jetzt den schönen Kinderglauben haben könnte an einen allwaltenden Vater, der das alles so in seiner unendlichen Güte geleitet und gelächelt hätte über meine trotzigen Gebärden, mein Fluchen, Stampfen und Höhnen, und ich jetzt zermalmt vor ihn hinsinken könnte und Abbitte thun und danken aus vollem, übervollem Herzen! Aber dieser Genuß ist wegphilosophiert, diese anthropomorphistischen, beglückenden Ideen halten nicht Stich vor dem Seziermesser und der Lupe des Verstandes. Es giebt ein Unendliches, Unbegreifliches; wie es ist, in welchem Verhältnis wir zu demselben stehen, ob wir eine Äußerung der Gottheit, ein abgerissenes Glied derselben, ein flüchtiger Gedanke u. s. w. sind, darüber denke ich heute so, morgen so. Aber das darf ich wohl sagen, selten oder nie mit selbstsüchtigen Absichten, es ist mir um Wahrheit zu thun, aber auch um

hts als Wahrheit; die glänzendsten Illusionen wiegen mir die schlichteste ahrheit nicht auf. Ich forsche, so gut es geht, und habe im ganzen gutes Gewissen."

Um sich noch weiter auszubilden, erwirkte sich der junge Referendar eits im Sommer 1833 Urlaub und trat eine Reise nach Paris und rdfrankreich an, von welcher er erst Ende Oktober über Belgien wieder mkehrte. Das nächste Jahr hindurch bereitete er sich zum Assessor-men vor, und ward, nachdem er dasselbe wohl bestanden, im August 35 zum Landgerichtsassessor in Koblenz ernannt. Die französische Reise eiterte nicht nur den Kreis seiner Kenntnisse, sondern übte auch auf ie politische Richtung einen günstigen Einfluß aus. „Paris war für ch eine zweite Universität, die Hochschule der neuen Tendenzen, der fort-reitenden Kräfte, indes ich auf der deutschen Universität besonders die ıvitierenden zu erkennen hatte. Jedenfalls hat Paris einen großen Ein-ß auf mich ausgeübt; ich weiß jetzt weit besser, was ich will, wohin will, und was ich vermag. . . . Meine politischen Meinungen haben) sehr entschieden und konsolidiert. Ich bin ebenso entschieden für den mäßigten, allmählich fortschreitenden Liberalismus, wie ich gegen diesen evolutionsschwindel, diesen ewigen Drang nach Neuerung und Umwälzung ıgenommen bin. Arbeit und Wissen müssen immer die Grundlage des taates sein; aber ich glaube, daß unbedingte Preßfreiheit der Sache r Mäßigung im allgemeinen mehr nützt als schadet. Einer übertobt n andern; wenn sie nichts Neues schaffen dürfen, so gehen sie um so ftiger ans Projektieren und schreiben sich so allmählich ins Abgeschmackte nd Lächerliche."

2.

In religiöser Hinsicht führte auch die Pariser Reise keine Wendung rbei. Eine solche brachte erst die Verhaftung des Kölner Erzbischofs lemens August am 20. November 1837. Durch diesen Gewaltakt war ıgleich die Sache des Rechts, der Freiheit und der Religion aufs ärgste rletzt. Das tiefe Rechtsgefühl wie die Freiheitsliebe des edeln jungen annes bäumte sich dawider auf. Nicht minder tief ging ihm aber das ort des ehrwürdigen Kirchenfürsten zu Herzen: „Es geschieht Gewalt, elobt sei Jesus Christus!" Dieser Gruß rüttelte auch sein religiöses efühl auf. Die hochmütigen Philosopheme, mit welchen er den Glauben einer Kindheit eingelullt, zerstoben. Der Glaube und mit ihm Friede

und Freudigkeit kehrten in sein Herz zurück. Es liegen über diese merkwürdige Umwandlung leider keine Aufzeichnungen vor; aber besser als alle Worte spricht die Thatsache, daß Reichensperger vom Dezember an sich den kirchlich gesinnten Katholiken anschloß, religiöse und theologische Bücher las, den Umgang mit tüchtigen Geistlichen suchte und sich, auch auf die Gefahr, sich seine Beamtenlaufbahn zu verderben, in die vorderste Reihe derjenigen stellte, welche die Rechte und Freiheiten der vergewaltigten Kirche verteidigten. Von Byronschem Weltschmerz ist bei ihm fürder nicht mehr die Rede. Sein ganzes Wesen bezeugt die vollste innere Harmonie. In der Kirche hat er seine Einheit und Kraft, seine Geistesfreudigkeit und unzerstörbare Jugendfrische wieder gefunden. Begeistert verteidigte er den gefangenen Erzbischof in der „Neuen Würzburger Zeitung" und suchte auch anderwärts den Truggespinsten der antikirchlichen Presse entgegenzuwirken. Sein geistiger Führer wurde fortan Joseph Görres, mit seinem „Athanasius", seinen übrigen zündenden Schriften, aus denen er zeitlebens Anregung und Nahrung schöpfte, und deren Vernachlässigung von seiten des katholischen Publikums er aufs tiefste bedauerte. „Seine Schriften", klagt er noch in einem seiner letzten Briefe (6. Mai 1895), „läßt man im Dunkel verschwinden, obgleich unsere meisten sogen. Klassiker wahre Knirpse im Vergleich mit denselben sind."

Auf einer italienischen Reise, welche Reichensperger im Oktober 1839 antrat, im Juni des folgenden Jahres beendigte, trat er in Paris mit Guido Görres, in München mit dessen großem Vater in persönlichen Verkehr, worüber jedoch keine eingehenden Aufzeichnungen vorliegen. Dagegen liegt über die Reise selbst ein mit vielen Skizzen versehenes Tagebuch vor, das über seine Eindrücke, Beobachtungen und Urteile reichliche Auskunft giebt. Einzelne ausführlichere Stellen, besonders über Rom, den Papst, die römischen Kirchen und Paläste, den römischen Karneval, enthalten treffliche Verbesserungen zu Goethes noch immer übertrieben geschätzter Reisebeschreibung und lassen es bedauern, daß Reichensperger die meist rasch gemachten Notizen nicht zu einem eingehenderen Werke ausgestaltet hat. Ein ebenso scharfer als weiter Blick, eine geistige Unabhängigkeit, die sich von keinem alten noch neuen Heidentum blenden läßt, eine warme Begeisterung für alles wahrhaft Schöne giebt seinen Urteilen nicht geringen Wert. Er hat Vorzüge wie Schwächen der Antike wie der Renaissance besser durchschaut, als manche vielgepriesenen sogen. Autoritäten. Über Rom bemerkt er unter anderem:

„Die blendenden Hallen der Peterskirche, die feierlichen Basiliken mit ihren still erhabenen Mosaikbildern und die endlosen Räume des Vatikans mit ihrem Statuengewimmel können sich noch ganz füglich neben dem Kolosseum, Pantheon und den Thermen sehen lassen, und alles trägt noch heute wie früher den Stempel der großartigsten Universalität, die nur in einer höheren oder vielmehr der höchsten geistigen Sphäre sich bewegt. Diese Universalität, die von so wenigen, wie mir scheint, erkannt und erwogen wird, charakterisiert gerade vorzugsweise das heutige Rom und spiegelt sich fast in allen großen Anordnungen, Anlagen, Festen und Gebräuchen ab. — Auf der Treppe des Vatikans, welche zu den Gemächern des Papstes führt, steht unter einem Bilde die Inschrift: Petre, Petre, quare dubitasti? — Ich bin überzeugt, der Nachfolger Petri zweifelt nicht mehr; in unerschütterlichem Vertrauen auf die Worte des Herrn streckt er seine Hand über die seiner Obhut vertraute Erde hin, und es mag ihm wohl mehr als einmal ein Lächeln ablocken, wenn ein bellender Widersacher in irgend einem dunkeln Winkel die Faust ballt und mit einem Vernichtungskrieg droht."

„Ganz einzig ist die geräuschlose, großartige Weltregierung, die von Rom ausgeht."

„Wie oft habe ich hier an das stets schlagfertige Heer von Gemeinplätzen gedacht, die den Obskurantismus des Vatikans, die Ränke der Jesuiten, das Verderbnis, den Hohn und die Stumpfheit der niederen Klassen, das Heer von Mönchen, Bettlern und Gaunern mit der vollen Indignation eines gebildeten Nordeuropäers brandmarken. Erkundigt man sich hier nach dem Ruf der hohen Geistlichkeit, so erfährt man von allen Parteien, daß kein Makel daran klebt, — nach den Jesuiten und ihrem Treiben, so erhält man zur Antwort, daß diese ehrwürdigen Väter im Verein mit Gelehrten von europäischem Rufe das Collegium Romanum zu einer Musterschule erhoben hätten und zugleich mit den Franziskanern zur Zeit der Cholera die Schutzengel Roms gewesen seien; — was die Bettler betrifft, so ist es zwar wahr, daß man öfter als bequem ist daran erinnert wird, daß es neben dem Luxus auch noch Armut und Elend in Masse giebt; dafür begegnet man aber auch nie einem Betrunkenen oder einer entmenschten Branntweinphysiognomie, wie sie unser Norden in allen Spielarten aufzuweisen hat."

3.

Bald nach seiner Rückkehr aus Italien begann sich Reichensperger jenem Werk zu widmen, das über fünfzig Jahre den Mittelpunkt seiner

vielseitigen Studien, Bestrebungen und Arbeiten bilden sollte: der Vollendung des Kölner Domes. Trotz der vielfachen Anregungen, welche von Wallraff, Boisserée, Friedrich von Schlegel und Joseph von Görres ausgegangen, war das erhabene Bauwerk noch immer ein riesiger Torso, zu dessen Ausbau das entzweite, zerrissene Deutschland nicht mehr die erforderliche Lebenskraft zu haben schien. Traurig starrte der Krahn auf den ruinenhaften Pfeilermassen über die Rheinufer in die weiten Lande hinaus. Von Berlin aus wurde die Gründung eines Dombauvereins vorgeschlagen; aber solange der erzbischöfliche Thron im Dome leer stand, mußte vielen der Vorschlag fast wie eine Ironie erscheinen und konnte treue Katholiken nur mit Mißtrauen erfüllen. Reichensperger hatte sich schon in früheren Jugendjahren für den Dom begeistert; das Studium gotischer Kirchen in Deutschland wie in Nordfrankreich hatte diese Begeisterung genährt; auch auf der Wanderfahrt durch Italien begleitete ihn die Erinnerung an Köln, und angesichts von St. Peter in Rom rief er aus: „Hätte man doch solche Kräfte auf einen Kölner Dom verwandt! Eine katholische Kirche im Geiste des Kölner Domes wäre nie von Luther erstürmt worden." Tief schmerzte es ihn darum, als eine nach Köln zusammengerufene Versammlung hervorragender Katholiken sich über die Baufrage nicht einigen konnte und alle Hoffnung auf die Vollendung des Domes zu zerrinnen drohte.

Nach einer schlaflosen Nacht beschloß er, alles aufzubieten, um das Mißtrauen der katholischen Rheinländer zu beseitigen und sie für die Gründung eines Dombauvereins zu gewinnen. So schrieb er denn die kleine Abhandlung: „Einige Worte über den Dombau zu Köln, von einem Rheinländer an seine Landsleute gerichtet." In zündenden Worten, die an den markigen Stil Joseph v. Görres' erinnern, setzte er (auf 35 Seiten) die Bedeutung des großartigen Bauwerks auseinander, forderte zu dankbarer Annahme der preußischen Vorschläge auf, gemahnte zu begeisterter, opferwilliger Mitwirkung und legte praktische Winke vor, um die große Aufgabe zu lösen.

„So mögen denn", schloß er, „recht viele zusammenwirken, um das erhabenste Denkmal unserer Religion und Geschichte zu erhalten und zu vollenden und dadurch zugleich auch der Kunst einen mächtigen Damm zu bauen gegen die von allen Seiten her drohende Überschwemmung der Flachheit und Gemeinheit. Und von oben werde dem Werke Gedeihen, uns aber der Wille und die Kraft zu teil, immer mehr die kühnen und idealen Tendenzen zu würdigen und die hohen Eigenschaften uns anzueignen, deren

Gepräge ihm die Vorväter aufgedrückt haben: Ausdauer, festes Zusammenhalten, Resignation, wahre Frömmigkeit, vor allem aber mutvolles Vertrauen auf Gott."

Die mit dem Feuer eines Jünglings, mit der Kraft und Besonnenheit eines Mannes geschriebenen Worte fanden weithin Widerhall, um so lichter, als der hochherzige König Friedrich Wilhelm IV. die Hand zum Frieden mit der Kirche bot und selbst für den Dombau gleich 10 000 Thaler bewilligte.

Die Rheinländer wollten nun auch nicht mehr zurückbleiben. Unter eifrigster Bethätigung Reichenspergers bildete sich im Sommer 1841 der erste Dombauverein in Koblenz. Bald darauf ward er als Assessor am Appellhof nach Köln versetzt, schon am 2. Oktober zum Landgerichtsrat daselbst ernannt. Wenn er auch seine Verlobung und Trauung mit Fräulein Klementine, Tochter des Notars Simon zu Koblenz, in dieser seiner Vaterstadt feierte, so ward Köln doch fürder — mit Ausnahme einiger Jahre (Mai 1844 bis Juni 1848), die er in Trier zubrachte — seine bleibende Heimstätte. Noch vor seiner Hochzeit tagte am 11. Februar 1842 im großen Saale des Gürzenich die erste Generalversammlung des Dombauvereins, welche den Koadjutor Bischof von Geissel zum Ehrenpräsidenten, Heinr. v. Wittgenstein zum Präsidenten erkor und Aug. Reichensperger als Ausschußmitglied beauftragte, den ersten Aufruf an die Dombaufreunde zu richten. Im Juli ward auf seinen Vorschlag das „Domblatt" ins Leben gerufen, dem er fürder seine beste freie Zeit und eine unermüdliche Sorge widmete. Bei der feierlichen Grundsteinlegung des Südportals am 4. September hatte er die Ehre, dem König Friedrich Wilhelm IV. und den ihn umgebenden Großen die Grundsteinlegungsurkunde zur Vollziehung derselben zu unterbreiten. Der König wie die meisten Festteilnehmer waren von der großen religiösen Bedeutung dieses Aktes tief ergriffen. Das Fest leitete für die preußischen Katholiken eine bessere, freundlichere Zeit ein. Für Reichensperger blieb es eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens.

Mit dem „Domblatt" lud er sich eine nicht geringe Arbeits- und Sorgenlast auf; denn wo die freiwillige Mitarbeiterschaft anderer nicht ausreichte, mußte er mit eigenen Aufsätzen eintreten. Das war indes nicht bloß ein Sporn zu weiteren, ausgedehnteren Kunststudien, sondern verlieh auch seinen Dombaubestrebungen einen umfassenderen Gesichtskreis, welcher der Entwicklung der deutschen Kunst zu hohem Vorteil gereichte.

„Der Hauptzweck des Dombaues", schrieb er damals schon in einem seiner Beiträge, „kann unmöglich darauf hingehen, ein vereinzeltes Kunstdenkmal, als eine Art Kuriosum, bloß für sich fertigzustellen, um demnächst alle Fäden wieder abzureißen; es würde dann das Unternehmen, soweit es die Grenzen der Restauration überschreitet, meines Erachtens nur ein Krankheitssymptom mehr in unserem Kunstorganismus sein. Vielmehr soll der Dombau vor allem einen Impuls zu einer wahrhaft lebendigen, in unserem vaterländischen Boden wurzelnden Kunstübung geben; er soll sozusagen der Krystallisationspunkt sein, an welchen alle verwandten Bestrebungen anschließen; er soll gewissermaßen alle seine andern so lange verstoßenen und verwahrlosten Geschwister unter seine Flügel nehmen, er soll, mit einem Worte, eine neue Ära in der Baukunst begründen, die frische, kräftige, einheitliche That an die Stelle der lahmen Bücherweisheit und der aufgedunsenen Vielwisserei setzen, endlich die Architektur, insonderheit die kirchliche, gegenüber den andern Künsten in den ihr gebührenden Rang wieder einsetzen helfen."

Das ist das weitausschauende, wahrhaft großartige Programm, das Reichensperger bei seiner weiteren praktischen wie schriftstellerischen Thätigkeit leitete, für das er mit jugendlicher Begeisterung wie mit zäher, unverdrossener Thatkraft Propaganda machte und dem er bis zum Tode treu geblieben ist. Er hatte auch die Freude, es in großem Umfange verwirklicht zu sehen. Durch seine Freunde V. Statz und Fr. Schmidt wurden förmliche Bauhütten ins Leben gerufen; schon nach fünfzehn Jahren hatte der erstere ein halbes Hundert gotischer Kirchen gebaut. Geschmack und Begeisterung für die gotische Baukunst verbreitete sich von Diözese zu Diözese über ganz Deutschland hin. Im Anschluß daran erwachte auch die kirchliche Malerei, Skulptur und Kleinkunst zu neuem, frischem Leben. Auch die Profankunst trat in den Kreis der Bewegung, die, trotz aller Anfechtung und Bekämpfung, sich immer weiter ausbreitete und in Frankreich wie in Holland und England eine mächtige Bundesgenossenschaft fand.

Im Mai 1844 war Reichensperger als Landgerichtsrat nach Trier versetzt. Das hinderte ihn jedoch nicht, das „Domblatt" nach wie vor mit reichlichen Beiträgen zu versehen. Der Jahrgang 1844 zählt nicht weniger als 13 Beiträge von ihm, der folgende zwar nur 4, aber 1846 wieder 6. Die „Völkerwanderung" des katholischen Deutschlands zum heiligen Rock erfüllte ihn mit neuem Eifer für das große religiöse Ziel, das seinen Kunstbestrebungen zu Grunde lag. Eingehender legte er seine Kunstansichten in

zwei Aufsätzen dar, welche für Dieringers Zeitschrift bestimmt waren und noch 1845 als eigene Schrift erschienen: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart."

Während seine Bestrebungen in Deutschland auf mannigfachen Widerspruch stießen, fand er das freundlichste Entgegenkommen bei den Kunstarchäologen Frankreichs, besonders bei de Caumont, dem Präsidenten der Archäologischen Gesellschaft, deren Versammlung er 1845 in Lille beiwohnte und die im folgenden Jahre in Trier tagte. Die Ferien des Jahres 1846 benutzte er zu einem Ausflug nach England. In London ward er mit dem Architekten Gilbert Scott und Barry, dem Erbauer des neuen Parlamentsgebäudes, bekannt und durch deren Leistungen zu neuem Eifer für die Gotik angespornt. Er traf hier auch mit seinem Freunde v. Reumont und dem französischen Kunstforscher Didron zusammen. Bischof Wiseman, damals noch Vorsteher des Kollegs von Oscott, empfahl ihn an Lord Shrewsbury, den damaligen Führer der englischen Katholiken. Von London aus besuchte er Windsor, Oxford, „die mittelalterlichste Stadt der Welt", Birmingham, Salisbury, Worcester, Portsmouth und die Insel Wight. Was er in Deutschland erst mühevoll erstrebte, fand er in England schon vielfach verwirklicht und kehrte darum mit den freudigsten Eindrücken nach Trier zurück.

„Meine Erwartungen", schrieb er an Steinle, „sind weit übertroffen worden. Namentlich fand ich das religiöse Leben und Streben unter den englischen Katholiken ebenso erhebend an sich als beschämend für uns Deutsche. Fast gemahnt es einen, als ob die Zeiten der ersten Blüte des Christentums wieder angebrochen seien. So energisch, so opfermutig und einmütig arbeitet die vor einigen Jahren noch unscheinbare Minorität auf das erhabene Ziel los, die britische Insel wieder zur Insel der Heiligen zu machen. Den Mittelpunkt dieses Lebens bildet wohl das Marienkollegium zu Oscott bei Birmingham, an dessen Spitze der ebenso gelehrte als fromme und umsichtige Bischof Wiseman steht.... Zugleich habe ich in England wieder den Satz aufs glänzendste bewahrheitet gefunden, daß die religiöse Kunst, namentlich die Architektur, der Reflex des religiösen Lebens ist. In einem Monat, vom 15. August bis 15. September dieses Jahres, sind nicht weniger als sechs neue katholische Kirchen eingeweiht worden, welche sämtlich im gotischen Stil gebaut sind, wie denn überhaupt der Afterklassizismus dort in vollem Rückzug ist. Pugin[1], gleichfalls ein Kon-

[1] Es ist vorher von Newman die Rede.

vertit, hat in dieser Beziehung das Unglaublichste geleistet; nicht bloß hat er zwischen vierzig und fünfzig Kirchen nebst dazugehörigen Schul-, Pfarr- und zum Teil auch Klostergebäuden aufgerichtet, sondern durch seine Schriften und Zeichnungen allerwärts das Leben angefacht und genährt, so daß fast kein Gefäß, ja keine Stickerei zum gottesdienstlichen Gebrauch angefertigt wird, wozu er nicht die Zeichnung geliefert hätte. ... In Birmingham, Nottingham, Derby, London, an welchen Orten ich mich einige Zeit aufhielt, ist ein trefflicher Klerus, der nur von freiwilligen Gaben seine Existenz fristet, in freudigster, segensreichster Thätigkeit."

In den protestantischen Kreisen Englands fand er seine Bestrebungen für gotische Kunst in nicht geringem Maße praktisch wie schriftstellerisch durch die Ecclesiological Society vertreten. Zu seiner nicht geringen Befriedigung begann sich auch im deutschen Klerus nach und nach Interesse für die alte Kunst und ihre Leistungen zu regen. Besonders war es der damalige Generalvikar von Trier, Joh. Georg Müller (der spätere Bischof von Münster), der die noch vorhandenen älteren Kunstschätze durch praktische Maßregeln gegen geschmacklose und stillose Restaurationswut zu schützen suchte.

4.

Inzwischen hatte Reichensperger der katholischen Sache bereits andere Dienste geleistet, welche nicht geringer anzuschlagen sind, als seine Bemühungen um den Kölner Dom und um die Kunst überhaupt. Seit Friedrich Leopold v. Stolberg und Friedrich v. Schlegel zur Kirche zurückgekehrt waren, fehlte es nicht an Namen, welche die Katholiken auf dem Gebiete der Litteratur ehrenvoll vertraten. Man braucht nur an Brentano, Görres, Eichendorff zu erinnern. Im „Katholik" und in den „Historisch-politischen Blättern" besaßen sie zwei vortrefflich redigierte Zeitschriften. Die protestantische Übermacht drängte indes alles Katholische zurück, und schon Görres, Räß und Clemens Brentano wurden durch diesen Notstand auf verschiedene Pläne geführt, guten, katholischen Schriften eine größere Verbreitung zu sichern. Was sie planten, hat der rührige Eifer Reichenspergers verwirklicht durch die Gründung des „Vereins vom hl. Karl Borromäus zur Verbreitung guter Bücher".

Den ersten Anstoß dazu gab ein Gespräch mit seinem Freunde Frhr. v. Thimus im Jahre 1843. Sie unterhielten sich über die damaligen Zustände auf dem Gebiete der Presse und Litteratur.

„Wir kamen überein," erzählt Reichensperger, „daß dieselben für die tholiken sehr bedenklicher, ihren Glauben, ja überhaupt die gute Sitte rohender Art seien. Die katholischen Schriftsteller und Verleger bildeten : fast verschwindende Minorität im Vergleich zu den nichtkatholischen. griffe aller Art der Tagespresse auf die Kirche und deren Einrichtungen :ben demnach durchweg unerwidert. Mangelte es doch sogar an katho-ɔen Kalendern, so daß ein in Berlin von einem gewissen Glasbrenner nichts weniger als katholischem Geist verfaßter in unserem Rheinlande h unter den Katholiken vorzugsweise Abnehmer fand. Besonders be-klich sah es aus um den Lesestoff, womit die Leihbibliotheken das Pub-ım versahen. In dem Durcheinander traten auf die Sinnlichkeit speku-ende Romane besonders hervor. Belehrendes oder gar Erbauliches, rhaupt gesunde Geistesnahrung war von da nicht oder doch nur sehr snahmsweise zu beziehen. Daß es dringend not thue, Wandel zu ɪffen, lag auf der Hand. Auch die Frage, in welcher Art solches ge-ehen könne, war im allgemeinen nicht schwer zu beantworten. Es han-te sich darum, die Produktion guter Schriften zu beleben, den Verfassern ɔ Verlegern solcher Schriften durch Förderung des Absatzes derselben Hilfe zu kommen, Anforderungen, welchen das nunmehr geltende Vereins-ıtut in seinen Grundzügen entspricht."

Nachdem im März 1844 die ersten Besprechungen und Anwerbungen ıttgefunden, konnten schon am 20. März die Statuten des neugegründeten ereins festgestellt werden, zu dessen Patron man den hl. Karl Borromäus :tor. Gerade ein Jahr später erhielt der Verein die staatliche Genehmigung nd bei der Wahl des Vorstandes, welche Erzbischof Geissel am 28. Mai 1845 ollzog, ward auch August Reichensperger zu dessen Mitglied ernannt.

Schon nach fünf Jahren zählte der Verein 12000 Mitglieder und eilnehmer in 264 Zweigvereinen; im Todesjahr des Gründers (1895) ar er auf 20380 Mitglieder, 40930 Teilnehmer in 1709 Ortsvereinen ngewachsen. Während seines fünzigjährigen Bestandes hat der Verein ute Bücher im Wert von mehr als 10 Millionen Mark (zum Ladenpreis erechnet) verbreitet.

Zu diesem großartigen Erfolge hat aber Reichensperger in nicht ge-ingem Maße beigetragen, indem er sich pünktlich zweimal des Jahres an en Vorstandssitzungen beteiligte, das Unternehmen unermüdlich mit Rat nd That unterstützte, es in den schwierigsten Zeiten aufrecht erhielt und n Förderung desselben einen feurigen, nie erlahmenden Eifer entfaltete.

Das größte Gewicht legte er aber auch auf die Tagespresse. „Was nützen uns alle die gelehrten Bücher, die die Masse des Volkes nicht liest und nicht lesen kann, wenn tagtäglich auf allen Wirtstischen und Bierbänken dem Bürgersmann die Irreligiosität, ja die Gottesleugnung tropfenweise eingetrichtert wird, wie solches die hiesige Zeitung systematisch gethan hat?" So schrieb er 1844 mit Bezug auf die „Trierer Zeitung" von Trier aus an Steinle. Seinen angestrengten Bemühungen gelang es, die Eigentümer der „Koblenzer Zeitung" zu vermögen, „von dem Baalsdienste sich loszusagen und wieder auf das wahre Evangelium zu schwören". Auf Zureden des Bischofs Arnoldi, der bitter über das Daniederliegen der katholischen Presse klagte, ward er, obwohl bereits vom „Domblatt" und andern Sorgen in Anspruch genommen, selbst Mitarbeiter der neuen „Luxemburger Zeitung" und führte in ihr einen energischen Kampf gegen die „Trierer Zeitung", deren Redakteur, ein protestantischer „Aufklärich" von der allerflachsten Sorte, die Kirche, besonders während der Trierer Wallfahrt, mit stetem „Bellen und Geifern" verfolgte.

Sein Wirken war auch hier von reichem Erfolg gekrönt. In der Trierer Bevölkerung regte sich wieder neues katholisches Leben. Es wurde eine Bruderschaft zur Unterstützung und Bildung der ärmeren Klassen gegründet. Eine Petition mit 70 Unterschriften bat den Oberpräsidenten um Aufhebung des Verbots der „Historisch-politischen Blätter". Die „atheistisch-kommunistische Trierer Zeitung" verlor in Trier selbst die Hälfte ihrer Abonnenten. Die Katholiken traten bei den Wahlen kompakt für ihre Interessen ein. „Die Rongesche Infamie und was drum und dran ist, hat nicht wenig zu alledem mitgewirkt, wie denn überhaupt das Treiben dieses Gesindels so recht dazu geeignet ist, auch dem Blödsichtigsten die Augen zu öffnen und den Schläfern das ‚Wachet und betet!' in die Ohren zu rufen."

Zwischen seinen Gerichtssitzungen, Familiengeschäften, Kunststudien und Studienreisen, Vereinssorgen aller Art, Kriminalexkursionen und Zeitungsfehden verfolgte der lebhafte Politiker mit höchstem Interesse die politischen Bewegungen der Jahre 1846 und 1847, die sich immer mehr zum allgemeinen Revolutionssturm zusammenballten: „Das Erwachen des badischen Volkes, die Vorgänge in England, das tête à tête des Kaiserpapstes mit dem Apostelpapste und gar erst das evangelisch-lutherisch-calvinische Konzil deutscher Nation in Berlin" — — dann „die neuesten Ereignisse im Kanton Bern und die Aussichten, welche durch den Sieg der Mordbrenner und der ‚Meuchelmörder des Schlafs' der ‚liberalen

Schweiz' sich eröffnen" — die Thronrede Friedrich Wilhelms IV. bei Eröffnung des vereinigten Landtags am 11. April 1847 — und nun erst der bayrische Skandal! — die Niederlage des Sonderbunds, das Auftreten Giobertis, in welchem er mit richtigem Blick alsbald einen neuen Lamennais erkannte. Tief ergriff ihn, wie seinen Freund v. Thimus der Tod des alten Görres. Und nun brach vollends die Revolution in Paris aus. „Wie ein Bergsturz ist das Pariser Ereignis in die Geschichte gefallen, und es ist noch nicht zu übersehen, was es alles verschüttet hat, geschweige denn, was auf der neuen Oberfläche wachsen wird! ‚Betet für die Völker!' sagte der alte Görres auf dem Totenbette, sein Seherauge in die Zukunft richtend. Und wahrlich, man hat Grund zu beten, wenn man nur dazu kommen könnte vor Aufregung und Staunen, vor Hoffen und Fürchten!"

So schwierig sich die Aufgabe des Publizisten in diesem Gewirre gestaltete, so setzte Reichensperger doch nicht nur seine publizistische Thätigkeit mit opferwilliger Hingebung fort; hauptsächlich auf seine Veranlassung beschloß der Borromäusverein am 11. April 1848 die Gründung eines größeren politischen Blattes, der „Rheinischen Volkshalle", das ihre Interessen eingreifender zur Geltung bringen sollte. Dabei leitete Reichensperger die Hoffnung, daß „möglicherweise das große Imbroglio der Kirche und dem Christentume Vorschub leisten könne, indem einesteils der Polizeistaat auf die Dauer der bedenklichste Vormund beider ist und andernteils das Christentum allein noch einen inneren Halt darbietet, wenn alle andern Stützen wanken und weichen."

Durch seine Kunstbestrebungen wie durch seine publizistische Thätigkeit weithin zu Ruf und Ansehen gelangt, wurde er im Mai 1848 von dem Kreise Euskirchen-Bergheim-Köln als Abgeordneter ins Frankfurter Parlament gewählt, vom Kreis Bernkastel als Abgeordneter, vom Kreise Kochem und vom Landkreise Aachen als Stellvertreter in die preußische Nationalversammlung, während der Kreis Kempen-Geldern seinen Bruder Peter als Abgeordneten in letztere Versammlung absandte.

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Gedanken über die Vorbildung der Priester in Seminaren und auf Universitäten.

Die Universitäten sind eine herrliche Frucht des katholischen Mittelalters. Universitas litterarum — eine erhabene Idee! Zum großartigen Dom soll sich die gesamte Wissenschaft aufbauen. Den Grundriß bildet eine gesunde Philosophie. Von ihr gehen wie Strahlen aus die übrigen natürlichen, insbesondere die Natur-Wissenschaften. Über sie erhebt sich die Offenbarung und erweitert in der Theologie unsern Gesichtskreis in Regionen, zu welchen die bloß natürliche Forschung nie hätte dringen können.

So erblicken wir das Gebäude der Wissenschaften in vollendeter Einheit. In diesen geistigen Bau soll die studierende Jugend eingeführt werden. Dem einzelnen ist es jedoch unmöglich, alle Zweige des Wissens gründlich zu durchdringen. Er muß sein eigentliches Studium auf ein oder anderes Gebiet des Wissens beschränken. Da aber zeigt sich die Gefahr der Einseitigkeit. Dieser Gefahr stellt sich schützend entgegen der Begriff unserer Universitas litterarum. Die Studierenden der verschiedenen Fakultäten treten miteinander in Verkehr und tauschen ihre Gedanken aus. Der Naturforscher zeigt dem Theologen die herrlichsten Beispiele göttlicher Weisheit in der Natur. Der Theologe hinwiederum schützt den Naturforscher und den Philosophen vor den Irrwegen einer falschen Philosophie. Der Historiker schafft dem Theologen neues Material für seine theologischen Beweise. Der Theologe hinwiederum bietet dem Historiker den gewaltigen Rahmen des weltgeschichtlichen Dramas, welchen die göttliche Vorsehung ausgespannt hat, und in welchen das Detail der einzelnen Völkergeschichten sich eingliedert. Kurz, rein ideell genommen, müßten die Vertreter der verschiedenen Fakultäten ein und derselben Hochschule vielfach anregend und fördernd auf einander einwirken. Es wäre dies jedenfalls dann in hohem Grade der Fall, wenn die Geister, welche bei dem Wettkampf der Meinungen auf den verschiedenen Gebieten des Wissens mehr zentrifugal arbeiten, doch wieder geeint würden durch ein und dieselbe christliche Weltauffassung. Aber auch so sind die Universitäten mit der immer bedeutenden Anzahl geistig hervorragender und fachmännisch gebildeter Männer, mit ihren reichen Büchereien, mit den ungeheuern materiellen Mitteln, die ihnen der Staatssäckel zur Verfügung stellt, die Zentren des wissenschaftlichen

Lebens und der großen wissenschaftlichen Unternehmungen und repräsentieren, wie man bezeichnend gesagt hat, den Großverschleiß der Wissenschaft durch den Staat, mit welchem Private die Konkurrenz um so schwerer werden aushalten können, als ihnen nicht nur keinerlei Unterstützung von seiten der Machthaber winkt, sondern kaum noch eine Spur von Freiheit verblieben ist.

Diese Erwägungen vorausgesetzt, wollen die folgenden Gedanken zu einer rein sachlichen Würdigung einer Frage beitragen, die in jüngster Zeit die Gemüter vielfach beschäftigt hat. Es ist die Frage:

Welche Bildungsstätten sind für den katholischen Klerus die geeignetsten: die staatlichen Universitäten oder die kirchlichen Seminare?

Diese Frage hat eine dreifache Beziehung: 1. eine wissenschaftliche; 2. eine soziale; 3. eine ethische.

1. Welch hohen Wert die Kirche auf eine möglichst vollkommene wissenschaftliche Ausbildung ihres Klerus zu allen Zeiten gelegt hat, dürfte so ziemlich allgemein bekannt sein und bedarf eines besondern Nachweises nicht. Es sei beispielshalber an dieser Stelle nur auf die herrlichen Rundschreiben, welche der gegenwärtig regierende Papst über diesen Gegenstand an die Christenheit gerichtet hat, hingewiesen. Noch in jüngster Zeit, am 8. September 1899, richtete der greise Oberhirte die beachtenswertesten Mahnungen an den Episkopat Frankreichs, Mahnungen, die, weil in dieser oder jener Form schon an die Bischöfe der gesamten christlichen Welt erlassen, nicht allein für die französische Kirche Gültigkeit haben. Von den höheren Studien der künftigen Priester sprechend, betont das Schreiben vor allem die absolute Notwendigkeit einer gründlichen philosophischen Durchbildung, die mindestens zwei Jahre in Anspruch nehmen solle und wobei die Normen, welche in der Encyklika Aeterni Patris vom 4. August 1879 niedergelegt seien, befolgt werden müßten. Sodann geht der Papst zu den eigentlich theologischen Studien über und wiederholt die Lobsprüche, womit schon frühere Päpste gerade die scholastische Theologie ausgezeichnet hätten. Dogmatik, Moraltheologie, Exegese, Kirchengeschichte, kanonisches Recht werden der Reihe nach auf das eindringlichste empfohlen. Wer so, wie der Heilige Vater es wünscht und vorschreibt, seine Theologie gemacht hat, kann getrost ins praktische Leben hinaustreten: er ist mit einer guten, wahrhaft soliden theologischen Bildung ausgestattet, die ihn nie und nirgends im Stiche lassen wird. Freilich ein Theologe in

des Wortes vollster Bedeutung, ein Fachmann in irgend einem Zweige der theologischen Disziplinen, ist er nicht. Die Erreichung dieses Zieles kann aber unmöglich die Aufgabe eines drei- oder vierjährigen Kursus sein, mag er nun in einem Seminar oder auf einer Universität gegeben werden. Dazu bedarf es jedenfalls noch langer, mühevoller Arbeit, sei es an einer Hochschule oder durch selbständige Weiterbildung. Nicht alle sind zu Professoren und noch weniger zu Kirchenvätern geboren. Allein darüber kann unter Katholiken nur eine Meinung sein, daß es heilige Pflicht eines jeden Priesters ist, sich eine tüchtige philosophische und theologische Bildung anzueignen, weil er sonst die Obliegenheiten seines erhabenen Berufes unmöglich wahrnehmen kann, wie es sich gebührt. Nur darüber kann man also verschiedener Ansicht sein, ob dieses Ziel sicherer und besser in einem bischöflichen Priesterseminar oder an einer der heutigen deutschen Universitäten zu erreichen ist.

Wir möchten die Frage durch folgende Unterscheidung beantworten: Kann man uns eine Universität bieten, welche ganz von christlichem, von katholischem Geiste beherrscht wird, dann wird der Einfluß der Studierenden anderer Fakultäten auf den angehenden Theologen ein günstiger sein. Kann man das nicht, ist vielmehr der vorherrschende Geist ein atheistischer, ein ungläubiger oder doch ein unkatholischer, so wird, was die Wissenschaft angeht, der junge Theologe besser von den Universitäten ferngehalten und in gesonderten Seminaren ausgebildet.

Da jedoch begegnet uns der landläufige Einwurf: Man muß auch seine Gegner kennen lernen; man darf sich nicht allzu einseitig absondern! Wir antworten: Schickt man wohl einen Rekruten in den Krieg, ehe derselbe genügend ausgebildet ist? Zuvor möge er seine Waffen gebrauchen lernen, und dann erst sende man ihn in den Kampf. So möge auch der angehende Theologe erst gründlich die scholastische Philosophie und Theologie der Kirche studiert haben, ehe man ihn in nähere Berührung kommen läßt mit den Irrwegen der modernen ungläubigen Philosophie und der materialistischen Naturforschung. Thatsache ist, daß verschiedene Häresien, welche während des 19. Jahrhunderts in Deutschland auftauchten, von Universitäten ausgingen; wir erinnern nur an den Hermesianismus und den Altkatholizismus, welcher ja an den Universitäten zu Bonn, Breslau und München seine hauptsächlichsten Vertreter besaß. Thatsache ist ferner, daß man im Kulturkampf die katholische Kirche besonders dadurch zu ruinieren glaubte, daß man die bischöflichen Seminare schloß und

die Theologen nötigen wollte, ihre Ausbildung an deutschen Universitäten zu suchen. Dort sollte ihnen namentlich sogenannte „allgemeine Bildung" eingeimpft werden, etwa durch Vorlesungen über Philosophie, Litteratur und Geschichte.

Es ist uns erinnerlich, wie damals Alban Stolz, obgleich selbst Universitätsprofessor, in seiner humoristischen Weise einen Widerruf veröffentlichte: er habe sich früher in einer seiner Schriften gegen die Seminare ausgesprochen; diese Äußerung nehme er jetzt feierlich zurück; denn nachdem er gesehen, daß die kulturkämpfende Regierung gegen die Seminare vorgehe, habe er sich überzeugt, daß dieselben etwas sehr Gutes sein müßten.

Es wurde ja damals von seiten des preußischen Kultusministeriums alles aufgeboten, um die Heranbildung des katholischen Klerus zu verstaatlichen. Die bischöflichen Knabenkonvikte sollten verwandelt werden in Gymnasialalumnate, welche dem vom Staate ernannten Gymnasialdirektor unterständen, und die spätere theologische Ausbildung hätte man nur allzugern auch dem Staate untergeordnet. Geheimräte reisten umher, um eine Diözese nach der andern für derartige Pläne zu gewinnen. Daß diese Pläne nicht zur Wirklichkeit wurden, verdanken wir hauptsächlich der bekannten Schrift von Irenäus Themistor, deren segensvolle Tragweite unseres Erachtens noch längst nicht hinreichend gewürdigt ist. Mußte doch der Kultusminister selbst öffentlich erklären, daß eine gewisse pseudonyme Broschüre (er meinte den Themistor) seine Zirkel gestört habe.

Die vorstehende Erwägung betrifft hauptsächlich die Doktrin. Indes auch hinsichtlich der Methode zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den Seminaren und den Universitäten, wie diese gegenwärtig in Deutschland sind. Wenn ein Student die Universität bezieht, so bietet sich kein Mentor, welcher ihm den einzuschlagenden Studiengang angäbe. Wohl sieht er am schwarzen Brett eine Menge Vorlesungen angezeigt. Welche aber soll er für sich wählen? Gesetzt, mit dem Rate älterer Kommilitonen wählt er die richtigen aus. Aber wie liegen jetzt seine Vorlesungen? Eine wird etwa von 8—9 morgens gelesen, eine andere von 11—12, eine dritte von 5—6 nachmittags u. s. w. So wird die Zeit in bunter Weise zerstückelt. Das fordert ja die akademische Freiheit!

Ganz anders in den Seminaren. Ein fester Studiengang ist vorgeschrieben. Die Vorlesungen sind nach einheitlichem Plane auf den Tag verteilt. Man mag deshalb das Seminar eine „Zwangsanstalt" nennen. Die wissenschaftliche Ausbildung aber wird auf dem Wege dieses

Zu Gunsten der Universitäten läßt sich endlich bemerken, daß ihre Professoren aus Staatsmitteln einen höheren Gehalt zu beziehen pflegen als die Professoren der kirchlichen Seminare; daß ferner die Bibliotheken an den Universitäten besser besorgt werden als die an den kirchlichen Anstalten. Das ist richtig! Aber auch hier ließe sich abhelfen, indem der Staat gleich gut für die kirchlichen Seminare sorgte wie für die evangelischen Fakultäten an der Universität. Einstweilen geschieht das unseres Wissens nicht. Wollte man aber diese pekuniären Vorteile dadurch erkaufen, daß man die kirchliche Freiheit opferte und dem Staat die Auswahl der theologischen Professoren überließe, so würde man vielleicht dieselben traurigen Erfahrungen machen wie zur Zeit der altkatholischen Bewegung. Nur zu leicht würde der Staat Professoren auswählen, welche bei einem Konflikt, wie wir ihn im Kulturkampf erlebt haben, auf seiten des Staates und nicht auf seiten der Kirche ständen. Und auch abgesehen von solchen Konflikten würde der, etwa protestantische, Kultusminister bei Auswahl der Professoren der katholischen Theologie schwerlich die gleiche Sachkenntnis und das gleich warme Interesse haben wie der Bischof.

Nach alledem müssen wir, was die Doktrin angeht, den kirchlichen Seminaren vor den staatlichen Universitäten, wie sie thatsächlich in Deutschland jetzt sind, entschieden den Vorzug geben.

2. Ein fernerer Gesichtspunkt betrifft die soziale Seite unserer Frage, und zwar nach einer dreifachen Richtung: erstens, so sagt man, soll die Universität bessere gesellige Formen ausbilden als das Seminar; zweitens soll sie bewirken, daß der Klerus sich nicht kastenmäßig abschließt, daß vielmehr der spätere Seelsorger Fühlung behält mit den gleichalterigen Juristen, Medizinern, u. s. w.; drittens, daß er mehr Lebenserfahrung gewinnt.

Diesen Erwägungen wollen wir eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, obgleich es uns scheinen möchte, daß man sie vielfach überschätzt.

Was zunächst die feineren geselligen Formen anlangt, so bemerken wir, daß die Studierenden der Universitäten und der Seminare die gleichen Vorbedingungen mitbringen: was der junge Mann an feinerem Schliff und geselligen Formen, sei es in der Familie, sei es am Gymnasium, erlangt hat, bringt er ebensogut mit in das Seminar wie auf die Universität. Es fragt sich also nur: wie wird jetzt weiter gebaut?

An der Universität pflegt sich der Umgang des Studenten nur zu leicht auf seine Mitstudenten zu beschränken, besonders auf den Verkehr mit

denselben im Wirtshaus. Der Verkehr mit den Professoren oder deren Familien oder auch mit andern Familien bildet eine Ausnahme. Für den „feineren Schliff" und die „feineren geselligen Formen" ist er also in der Hauptsache angewiesen auf seine Mitstudenten, welche diese Eigenschaften ebensoviel oder ebensowenig besitzen werden wie er.

Was nun die Seminare anlangt, so findet sich in ihnen dieser Verkehr mit den Altersgenossen ebensogut wie auf den Universitäten. Dagegen tritt ein anderes Bildungsmittel hinzu: der persönliche Verkehr mit den Leitern der Anstalt, welche unter dem gleichen Dache mit den jungen Leuten zu wohnen pflegen und welche die beste Gelegenheit haben, auch hinsichtlich der geselligen Formen erziehlich auf die Studierenden einzuwirken.

Das Ergebnis wird sein, daß die Zöglinge des Seminars vielleicht ein schüchterneres, eingezogeneres Wesen bewahren, daß dagegen die Zöglinge der Universität einen freieren studentischen oder gar burschikosen Ton annehmen. Was von beiden sich für den späteren katholischen Priester besser eignet, möge der Leser beurteilen. Er möge aber bei dieser Beurteilung katholische Anschauungen zu Grunde legen und nicht protestantische. Zwischen beiden ist ja ein wesentlicher Unterschied. Als es sich um die gesetzliche Regelung der Militärpflicht des Klerus handelte, ward in Berlin anerkannt, daß die wahre Parität darin bestehe, eine jede Konfession nach ihren eigenen Grundsätzen zu behandeln. Demgemäß wurden die katholischen Geistlichen von der Militärpflicht befreit, die protestantischen nicht.

Wir stellten hier einen Gegensatz auf zwischen der Universitätsbildung und der Seminarbildung der katholischen Geistlichen, und zwar hinsichtlich der Aneignung feinerer geselliger Formen. Selbstverständlich hatten wir dabei jene Universitätsbildung vor Augen, welche die Regel bildet. Diese besteht darin, daß der Student sich in der Universitätsstadt irgend eine Wohnung mietet, seinen Mittagstisch dagegen und sein Abendessen etwa in einem Wirtshause sucht. Ist aber, wie z. B. in Bonn, Innsbruck und anderswo, ein Konvikt mit einer gemeinsamen Hausordnung eingerichtet, so fällt der dortige Aufenthalt in dieser Hinsicht mehr unter den Begriff einer Seminarerziehung als unter den einer Universitätsbildung. Und wenn ein solches Konvikt gut geleitet wird, so können wir nicht absehen, weshalb die jungen Leute sich freilich nicht den Schliff eines Lieutenants oder das burschikose Auftreten eines Korpsstudenten, wohl aber das für einen katholischen Priester sich geziemende bescheidenere Auftreten aneignen

sollten, einen Priester, dessen Aufgabe es ist, die Stelle des göttlichen Heilandes am Altare zu vertreten.

Hinsichtlich der sozialen Seite der Sache behauptet man ferner: es sei ein Vorteil der Universitätsbildung, daß der spätere Geistliche Fühlung behalte mit den gleichalterigen Juristen, Medizinern u. s. w. Diese Fühlung aber gehe verloren, wenn der Klerus in Seminaren erzogen werde.

Wir fragen: Wo soll diese Fühlung an den Universitäten aufrecht erhalten werden? In den Vorlesungen? Aber der Jurist hört ja seine juristischen und der Theologe seine theologischen Vorlesungen! So wird denn für jene Fühlung wohl meist nur das Wirtshaus den gemeinsamen Boden abgeben, und ob dieses gerade der geeignete Boden ist für den angehenden katholischen Geistlichen, möchten wir bezweifeln.

Sollte übrigens die Universität in dieser Hinsicht auch einige Vorteile bieten, so fragt sich, ob dieselben nicht überwogen werden durch entgegenstehende Nachteile auf andern Gebieten. Und selbst, was unser Gebiet anlangt, so fragt sich, ob die Juristen, Mediziner u. s. w. nicht später unbefangener in den Beichtstuhl eines Priesters gehen, welcher ihnen bisher fern stand, als zu einem, mit welchem sie auf der Universität hinter dem Bierkrug saßen; ob sie nicht mit mehr Erbauung die Predigten des ersteren hören, als die des letzteren.

Verwandt mit dem Vorstehenden ist der fernere Gedanke: durch die katholischen Fakultäten bewahre der Katholizismus noch einen kleinen Rest jener öffentlichen Stellung, welche er früher einnahm. Diese Stellung dürfe nicht preisgegeben, müsse vielmehr nach Kräften zurückerobert werden.

Auch dieser Gedanke hat eine gewisse Berechtigung. Ihm steht aber ein anderer, vielleicht ebenso berechtigter Gedanke gegenüber: durch eine katholische Fakultät an einer modernen deutschen Universität gliedert man sich einer konfessionslosen Lehranstalt ein. Denn konfessionslos sind nun einmal unsere modernen Universitäten als Ganzes, mögen sie auch stiftungsgemäß katholisch sein; thatsächlich sind sie konfessionslos, sowohl was die Lehrkräfte als was die Zuhörer angeht. Und zur Förderung des katholischen Geistes dient es doch auch nicht gerade, wenn sich die katholisch-theologische Fakultät neben einer evangelischen Schwesterfakultät erblickt.

Wir kommen zu der größeren Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, welche das Studentenleben im Gegensatz zum Leben im Seminar verleihen soll. Auch in dieser Beziehung mag die Universität einiges

voraus haben. Doch übersehe man nicht, daß sowohl Menschenkenntnis wie Lebenserfahrung dem angehenden Priester in reichster Fülle geboten werden, sobald er das Seminar verläßt und unter der Leitung eines erfahrenen Pfarrers seine Thätigkeit als Kaplan beginnt. Schwerlich giebt es einen Stand, welchem die innersten Falten der menschlichen Herzen so offen liegen wie dem Stand des katholischen Priesters. Und nicht bloß die Sünden und Tugenden werden demselben enthüllt, sondern gar oft auch die häuslichen und wirtschaftlichen Verhältnisse bis ins kleinste hinein; denn das katholische Volk weiß es zu schätzen, daß es auf den klugen Rat und die liebevollste, väterliche Teilnahme seines Seelsorgers in allen Lagen und Verhältnissen zählen kann.

Unwillkürlich drängt sich uns hier ein Vergleich auf zwischen der Vorbildung der Geistlichen in Seminaren und der Vorbildung der Offiziere in Kadettenhäusern. Man wirft den Seminaren vor, daß sie die angehenden Geistlichen zu sehr der übrigen Welt entfremden, ihnen einen spezifisch klerikalen Typus aufdrücken. Aber wird nicht den Kadetten in noch früherem Alter ein spezifisch militärischer Charakter aufgeprägt? Und weshalb soll der priesterliche Charakter nicht ebensogut sein eigentümliches Wesen ausprägen wie der militärische? Die Welterfahrung aber kann der Priester als Kaplan ebensogut erhalten wie der bisherige Kadett, wenn er Lieutenant wird.

3. Von der sozialen Seite unserer Frage wenden wir uns zur ascetischen oder ethischen.

Der entscheidende Punkt für das verschiedene Wirken der Universität und des Seminars liegt in der Frage: Welche Bildungsstätte bietet die sicherste Bürgschaft für die Heranbildung eines glaubenstreuen und sittenreinen Klerus, für Heranbildung von Priestern des Neuen Bundes, von welchen das Wort des Erlösers gilt: „Sie sind nicht von der Welt, wie auch ich nicht von der Welt bin“ (Joh. 17, 16)? Es mag jemand noch soviel Gelehrsamkeit besitzen, noch soviel weltlichen Schliff, noch soviel Welterfahrung und Menschenkenntnis; er mag noch soviel Fühlung haben mit der sogenannten ersten Gesellschaft: ein würdiger Priester Gottes ist er nicht, wenn er nicht den Geist des Gebetes besitzt, den Geist der Vereinigung mit Gott. Dieser Geist aber, das möchten wir glauben, wird sicherer und vollkommener erworben in der Stille des Seminars als in dem studentischen Treiben an unsern modernen Universitäten.

In den Seminaren ist der häufige Empfang der Sakramente selbstverständlich. Daher zeigt sich kein schroffer Übergang, wenn der neugeweihte

Priester den göttlichen Heiland täglich in der heiligen Kommunion empfangen soll. Bildet dieser häufige Empfang auch die Regel bei den Studierenden unserer Universitäten?

In den Seminaren ist der tägliche Besuch der heiligen Messe gleichfalls selbstverständlich. Ist er es auch auf den Universitäten?

In den Seminaren gewöhnt man sich, täglich vor der heiligen Messe mindestens eine halbe Stunde dem inneren Gebet, der Betrachtung zu widmen. Der Stoff der Betrachtung wird abends zuvor durch den Vortrag eines erfahrenen Seelenführers oder auch durch Lesung eines Betrachtungsbuches geboten.

Was geschieht statt dessen auf der Universität? Selbstverständlich haben wir auch hier wieder Studenten vor Augen, die nach gewöhnlicher Studentenart leben, nicht solche, welche einem Konvikt angehören; denn derartige Konvikte rechnen wir, wie gesagt, zu den Seminaren. — Wie viele Studierende also werden jeden Morgen ihre Betrachtung machen? Wie viele werden abends den Stoff zu derselben vorbereiten? Wie viele werden überhaupt den Abend in ihrer Wohnung zubringen, sich frühzeitig schlafen legen und andern Morgens früh wieder aufstehen? Manche werden sicher sich gewöhnen, den Abend beim Bierschoppen zuzubringen, spät schlafen zu gehen und andern Morgens lange im Bett zu bleiben. Nun denke man sich einen jungen Kaplan, welcher derartige Gewohnheiten von der Universität mitbringt. Würde er nicht versucht sein, die Gesellschaft eines Wirtshauses aufzusuchen? Wohl erinnert er sich der kirchlichen Bestimmung, welche Geistlichen den Besuch eines Wirtshauses untersagt, abgesehen natürlich von Reisen und sonstigen außerordentlichen Gelegenheiten. Doch der junge Herr könnte versucht sein, sich das Gewissen zurecht zu legen. Er hält diese Bestimmungen etwa für veraltet, da ja die Disziplinarbestimmungen der Kirche einen Wandel nicht ausschlössen; er könnte sich also über dieselben hinwegsetzen und seine Abendunterhaltungen, statt im Gebet oder im Studium, in der Gesellschaft des Wirtshauses suchen. Spät käme er dann heim. Aber am andern Morgen um 7 Uhr müßte er die heilige Messe lesen. Eine halbe Stunde vorher wacht er auf, kleidet sich rasch an und läuft zur Messe. Von einer Betrachtung ist natürlich keine Rede; nicht vor der Messe, aber auch nicht nach der Messe; denn bald nach derselben muß er Schule halten, empfängt Besuche u. s. w. Derart verläuft der ganze Tag, ohne daß an eine ernste Sammlung, an eine innere Vereinigung mit Gott zu denken wäre. Der Geist des Gebetes leidet voll-

ständig Schiffbruch, und es würde in einem solchen Falle noch gut gehen, wenn die Sache nicht mit einem offenen Priester-Skandal endete. Wenn derartige Fälle in Wirklichkeit, Gott sei Dank, eine große Ausnahme bilden, so ist das wohl mehr auf Rechnung des warmen Katholizismus zu schreiben, welchen manche junge Leute aus ihrer Familie mitbringen, als auf Rechnung der Universitätsbildung. Es ist ferner dem Umstande zuzuschreiben, daß es theologische Konvikte an den Universitäten giebt, so daß es bald eine Ausnahme bildet, wenn jemand zum Priester geweiht wird, welcher an Universitäten das eigentliche Studentenleben mitgemacht hat.

Man wendet endlich ein, der Priesterberuf würde besser geprüft an den Universitäten als in den Seminaren. Wir möchten entgegnen: Die körperliche Gesundheit eines Menschen wird am besten geprüft, wenn man ihm schlechte Nahrung verabreicht, ihn unter freiem Himmel kampieren läßt, ihn zu den Typhuskranken schickt u. s. w. Ja freilich! Wer alles das durchmacht, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu leiden, dessen Gesundheit muß wahrlich eine eiserne sein. Und wer einige Jahre hindurch das moderne Universitätsleben durchlebt, ohne an seinem Priesterberuf Schaden zu leiden, der muß einen eisernen Beruf haben. Aber folgt denn, falls beim Universitätsleben manche den Priesterberuf aufgeben, daß diese keinen Priesterberuf hatten? Oder folgt, falls manche ihre körperliche Gesundheit durch schlechte Nahrung oder durch Ansteckung einbüßen, daß diese zuvor keine ordentliche Gesundheit besaßen?

Man darf übrigens nicht glauben, daß die Bedenken, welche in jüngster Zeit gegen die Seminarbildung erhoben werden, völlig neu seien. Schon der hl. Karl Borromäus, welcher zuerst in Gemäßheit mit den Beschlüssen des Trienter Konzils für Knaben und Jünglinge, die sich dem Priesterstande widmen wollten, mustergültige Erziehungsanstalten eröffnete, hatte mit ähnlichen Vorurteilen einer irregeleiteten öffentlichen Meinung zu kämpfen, wie sie neuerdings gegen die wiedererrichteten tridentinischen Seminare vorgebracht wurden. Sein Biograph Dr. Dieringer, damals Professor der Theologie an der Universität Bonn, berichtet über die Schwierigkeiten, welche der heilige Erzbischof von Mailand bei diesem eminent apostolischen Werke zu überwinden hatte, und bemerkt wörtlich[1]:

„Wie das häufig zu geschehen pflegt, erfreuten sich diese Anstalten zuerst keines großen Beifalles. Die mit ihrem Urteile allzeit Fertigen

[1] Der heilige Karl Borromäus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit (Köln 1846) S. 367 ff.

sprachen die Befürchtung aus, es möchte durch solche Erziehung die Selbständigkeit der jungen Männer zerdrückt, ein mönchisches Wesen denselben eingeimpft, sie dem wirklichen Leben zu sehr entfremdet werden. Glücklicherweise wurden sie durch den Erfolg eines Bessern belehrt, und der Zudrang wurde so bedeutend, daß angesehene und wohlhabende Eltern sich glücklich schätzten, ihre Söhne mit den Kindern der Armen unter die gleiche Leitung stellen zu dürfen. Allerdings nämlich wurde in diesen Anstalten eine gewisse Selbständigkeit zerdrückt, jene nämlich der jugendlichen Verirrungen und Ausschweifungen, welche nur zu leicht aufsproßt und gedeiht, wenn der Jüngling einer vernünftigen Aufsicht und Leitung entbehrt, dagegen die andere Selbständigkeit aus allen Kräften gepflegt und gefördert, daß der junge Mann seine Aufgabe begreifen und mit aller Entschiedenheit sich der Lösung derselben unterziehen und mit dem wissenschaftlichen Streben eine entsprechende Gesittung verbinden soll. Auch ein mönchisches Wesen wurde den Zöglingen mitgeteilt, wenn anders ein Priester dessen schuldig ist, welcher mit der Wissenschaft die Frömmigkeit verbindet und seinen Worten durch sein Beispiel Nachdruck verschafft. Viele der vortrefflichsten Zöglinge dieser Anstalten haben sich auch, nachdem sie Priester geworden, in die klösterlichen Vereine aufnehmen lassen und haben wesentlich durch ihr musterhaftes Betragen die Verbesserung derselben erleichtert.... Auch dem wirklichen Leben wurden die Zöglinge teilweise entfremdet, indem sie vor den Verkehrtheiten behütet, aber auch mit allen Waffen des Charakters und der Wissenschaft zur Bekämpfung und Austilgung derselben ausgerüstet wurden. Insbesondere wurde sehr darauf gesehen, daß sich die Zöglinge des großen Seminars frühzeitig zu befähigen suchten, von dem Schatze ihrer Kenntnisse durch das lebendige Wort Gebrauch zu machen. Zu diesem Behufe mußte das Erlernte in der Form von Disputationen nach allen Seiten durchgesprochen und immer über Tisch ein Vortrag gehalten werden. Der Heilige hatte sich in seiner römischen Akademie zu emsig mit schriftlichen Ausarbeitungen und mündlichen Vorträgen befaßt, als daß er die Zöglinge des Priesterstandes von diesen so wichtigen Übungen hätte entbinden wollen. Es war dem Erzbischofe, der ohnehin alljährlich zweimal volle vierzehn Tage auf die Visitation des großen Seminars verwendete und sich häufig persönlich über den Stand der Verhältnisse unterrichtete, immer ein besonderes Vergnügen, fremde Bischöfe in diese Pflanzschule zu führen und sie darin (auf eigene Rechnung) zu bewirten. Er

hoffte durch den Anblick der musterhaften Ordnung und der gesamten Einrichtung dieselben weit mehr für die Gründung ähnlicher Anstalten gewinnen zu können als durch die beredteste Auseinandersetzung der Vorteile, welche dem kirchlichen Leben daraus erwachsen. Da er über die Aufnahme in diese Bildungsanstalten sich ausschließlich die Entscheidung vorbehalten hatte, da er ferner über Aufführung und Fortschritte der Einzelnen sich gewissenhafte und sorgfältig ausgearbeitete Berichte vorlegen ließ und zudem mit den Zöglingen häufig in persönliche Berührung kam, so gewann er in kurzer Zeit eine vollständige Kenntnis der Namen und Charaktere des geistlichen Nachwuchses und konnte bei Anstellung der neu geweihten Priester für jeden den geeigneten Posten ausmitteln. Dies war namentlich für die kalten Gebirgsgegenden, welche bis daher als Straforte betrachtet und geflohen worden waren, von großer Wichtigkeit, indem sie jetzt durch kräftige eingeborne Priester den übrigen Teilen des Sprengels gleichgestellt werden konnten."

Die Vorteile einer richtig geleiteten Seminarerziehung sind in der That so groß, die etwaigen Schattenseiten derselben so geringfügig, daß sich die erleuchtetsten Kirchenfürsten bis auf unsere Tage herab mehr als einmal zu ihren Gunsten ausgesprochen haben. Hören wir nur, wie energisch noch in neuerer Zeit fast der gesamte deutsche und österreichische Episkopat für die Notwendigkeit der Priesterseminare eingetreten ist.

In einer Eingabe des österreichischen Episkopates vom 15. Januar 1849 an ein „Hohes K. K. Ministerium des Innern" heißt es: „Da Eifer und Berufstreue für die Seelsorger nicht minder notwendig sind als entsprechende Kenntnisse, so ist es eine heilige Pflicht der Bischöfe, nicht nur für den wissenschaftlichen Unterricht der Priesterstandskandidaten zu sorgen, sondern dieselben auch zu wahrer Frömmigkeit und lebendigem Eifer für das Heil der Seelen heranzubilden. Dies geschieht in den Seminarien, deren Errichtung das Konzilium von Trient angeordnet hat, und die von den Bischöfen nach Vorschrift der Kirchengesetze zu leiten sind. Soll der Zweck erreicht werden, so ist es unerläßlich, daß die Kandidaten der Theologie in der Regel ihre ganze Studienzeit im Seminarium zubringen."

In demselben Sinne hatten sich schon am 17. Dezember 1848 die versammelten Bischöfe der Kirchenprovinz von Görz ausgesprochen: die katholische Kirche könne der Klerikalseminarien nicht entbehren. „Sollen die Priesterstandskandidaten ihrem heiligen Berufe einst wirklich entsprechen, so müssen sie nicht nur durch eine gediegene wissenschaftliche Bildung in

ihrem heiligen Glauben derart befestigt werden, daß sie im stande sein werden, die ihrer geistlichen Obsorge einst Anvertrauten gegen alle Angriffe des Irr- und Unglaubens zu sichern und jeder falschen Lehre nachdrücklich zu begegnen, sondern sie müssen auch ganz vorzüglich in all jenen Tugenden erstarken, die dem geistlichen Stande eigen sein sollen. Starke Tugend findet sich aber nicht ohne lange Übung; daher müssen Jünglinge, die sich dem Priesterstande widmen wollen, durch längere Zeit der Welt, ihren bösen Beispielen und Verführungskünsten thunlichst entrückt werden, damit sie im vertrauten und ungestörten Umgange mit Gott das Glück und die Segnungen der Tugend kosten und einsehen lernen, daß ein Gott ergebenes Herz der köstlichste Schatz des Menschen auf Erden ist." Daher müsse die Kirche, heißt es weiter, darauf bestehen, daß die vorhandenen Klerikalseminarien fürder erhalten und die Priesteramtskandidaten „insgesamt während der Dauer aller theologischen Lehrkurse" daselbst erzogen würden.

Sehr lesenswert ist auch heute noch die ganze Denkschrift, welche die vom 1. bis 20. Oktober 1850 zu Freising versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns an den König richteten. Für unsern Gegenstand kommt namentlich Abschnitt III in Betracht, worin die bayrischen Kirchenfürsten die Ausführung des Art. V des Konkordates verlangen zu müssen erklärten, d. h. die Errichtung und ausreichende Dotierung der für das Wohlergehen der katholischen Kirche so notwendigen Klerikalseminare und die freie Anstellung der notwendigen Lehrkräfte. Wie die bayrischen Bischöfe, so erklärte auch der gesamte Episkopat der oberrheinischen Kirchenprovinz unter dem 5. Februar 1851 den respektiven Regierungen, daß ein einjähriger oder zweijähriger Aufenthalt in einem Priesterseminar für die ascetische Ausbildung der Priesteramtskandidaten keineswegs ausreiche und daß sie durchaus auf Errichtung von Seminaren, „wie das Tridentinum sie wolle", dringen müßten. — Wie die Kirche über die Notwendigkeit der Klerikalseminare denkt, kann überhaupt nicht zweifelhaft sein. Die Aussprüche der Päpste, die Satzungen der Konzilien, auch der Synoden der Kirchen Österreichs und Deutschlands, die immer wiederkehrenden Forderungen des Episkopates auf Errichtung von Pflanzschulen des Priesterstandes nach dem Geiste des Tridentinums, die ungeheuern Opfer, die von Priestern und Laien zur Erreichung dieses Zweckes in allen Ländern und zu allen Zeiten gebracht werden, sowie die Natur der Sache selbst bezeugen es zu laut, daß die berufensten Organe der Kirche auf die ihr ausschließlich zustehende Erziehung der künftigen Diener des Altares und

somit auf die Priesterseminare weder Verzicht leisten wollen noch dürfen. Die Pflicht der Erhaltung und Förderung der Seminare schließt aber auch die andere Pflicht in sich, die sittliche und geistige Ausbildung der künftigen Priester nur in die Hand solcher zu legen, die in jeder Hinsicht die Gewähr bieten, daß sie Priester, die ihrer hohen Aufgabe gewachsen sind, heranbilden werden. Wie dieses Ziel unter den gegebenen Verhältnissen am vollkommensten zu erreichen ist, ob mit oder ohne Beihilfe der Universitäten, darüber haben nur die kirchlichen Oberen zu entscheiden.

Wir wollen unsere Abrechnung schließen.

Seminare sind gut und Universitäten sind gut, vorausgesetzt, daß daselbst die theologischen Disziplinen im Geiste und nach den Vorschriften der Kirche gegeben werden. Wenn der Kirche die volle Garantie gewährleistet wäre, daß ihre Rechte in Bezug auf die Heranbildung des Klerus immer und überall respektiert und ihre Satzungen betreffs der theologischen Studien, wie sie Leo XIII. der Mitwelt vorzuhalten nicht müde wird, auf das gewissenhafteste beobachtet würden, könnte es ihr an sich gleichgültig sein, ob die künftigen Diener des Altars hier oder dort ihre wissenschaftliche Ausbildung erhielten. Auf diese Weise erklärt es sich, daß die Päpste beide Arten von Lehranstalten mit gleicher Liebe auszeichneten und förderten. Die konkreten Zeit-, Orts- und Personenverhältnisse waren es, welche bald die eine bald die andere empfehlenswerter erscheinen ließen. Hierüber zu entscheiden, ist in erster Linie Sache der zuständigen Bischöfe im Einverständnis mit dem Oberhaupt der Kirche. Ist dies der Standpunkt der Kirche in Bezug auf die Ausbildung des Geistes ihrer Kleriker, so scheint dagegen ihr Standpunkt ein anderer zu sein in Bezug auf die Ausbildung des Herzens. Für die ascetische Schulung sind die Seminare die Regel, während das freiere Universitätsleben höchstens als Ausnahme geduldet wird.

Noch einmal! Universitäten können gut sein und Seminare können für die Ausbildung des katholischen Klerus gut sein; denn sehr viel hängt davon ab, wie die einen oder die andern im einzelnen Falle geleitet werden. Was aber die prinzipielle Frage angeht, so scheint uns, daß über folgende Punkte unter Katholiken keine Meinungsverschiedenheit herrschen sollte:

1. Es ist wünschenswerter, daß die Lehrer der Theologie von der Kirche ausgewählt werden, wie das meist an den Seminaren geschieht, als daß die weltliche Macht sie ernennt. Denn zu den kirchlichen Oberen und nicht zum Staate hat Christus gesprochen: „Gehet und lehret alle Völker."

2. Es ist wünschenswerter, daß die Studien nach einem festen Plane geregelt werden, wie das in Seminaren zu geschehen pflegt, als daß sie mit geringerer Planmäßigkeit und Ordnung erfolgen.

3. Es ist wünschenswerter, daß die Vorbildung des katholischen Priesters in der Abgeschiedenheit eines Seminars oder Konvikts stattfindet, als daß sie in dem studentischen Treiben unserer modernen Universitäten erfolgt.

Gewiß haben die Universitäten uns viele treffliche Priester geliefert, und Fälle wie der oben geschilderte mögen, Gott sei Dank, eine seltene Ausnahme bilden. Das ist aber der Fall, nicht wegen des Universitätslebens, sondern trotz desselben. Der Schreiber dieser Zeilen darf sich wohl für kompetent halten, über diesen Punkt wie überhaupt über unsern ganzen Gegenstand zu urteilen. Denn er hat beide Teile, sowohl Universität wie Seminar, aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Er war acht Jahre Jurist, teils auf Universitäten teils in juristischer Praxis; er war zwölf Jahre in kirchlichen Seminaren, teils als Zuhörer teils als Dozent; er hat später mehr als 17 Jahre, besonders in ascetischer Hinsicht, enge Fühlung gehabt mit zahlreichen Priestern. Auf Grund dieser seiner Erfahrungen muß derselbe den Seminaren entschieden den Vorzug geben vor den deutschen Universitäten, wie sie thatsächlich sind.

Wenn im 16. Jahrhundert der katholische Klerus in Deutschland sehr verwildert war, so daß der weitgreifende Glaubensabfall durch diese Verwilderung ermöglicht wurde, so lag die Schuld großenteils an den Zuständen auf den damaligen Universitäten. Daher war es eine Hauptaufgabe des Trienter Konzils, jener Verwilderung zu steuern. Dies geschah hauptsächlich, indem das Konzil es den Bischöfen zur Pflicht machte, Seminare zu errichten, in welchen der Nachwuchs des Klerus eine bessere Vorbildung für seinen heiligen Stand erhielte als auf den Universitäten (vgl. Conc. Trid. Sess. 23, cap. 18 de ref.).

Die Gründe, welche das Konzil zu dieser Bestimmung veranlaßten, sind auch für die Gegenwart nicht gänzlich beseitigt. Daher hat auch neuerdings das letzte Kölner Provinzial-Konzil sich energisch für die Erziehung des Klerus in Seminaren ausgesprochen. Außerdem aber hat sich die Kirche wiederholt gegen konfessionslose Lehranstalten erklärt. Die staatlichen Universitäten der Gegenwart sind nun aber, wie erwähnt, sehr allgemein konfessionslos.

L. v. Hammerstein S. J.

Die Karolinen.

(Schluß.)

In den Zentral-Karolinen erscheint namentlich auf den Ruk- und Mortlock-Inseln das polynesische Element ganz ausgeprägt. Indessen ist es doch nicht das durchgreifende. Die Bewohner von Ponape und auch ihre allseitigen Nachbarn haben viele Rassenmerkmale gemein mit den Malaien der Philippinen und des Sulu-Archipels, mit den Dajaks auf Borneo und den wilden Bergstämmen von Formosa. Im Südwesten von Ponape findet man am Ufer des Palangflusses auch Negroiden, und durchweg sind einzelne Individuen zu sehen, die bei ein wenig hellerer Hautfarbe für Bewohner von Samoa oder Tahiti gelten könnten. Wahrscheinlich ist von Nordwesten her auch die Rasse der Mongolen nach den Karolinen gekommen. Es mag das geschehen sein, indem Handelsboote und Seeräuberschiffe bald von der Meeresströmung gepackt, bald vom Sturme gejagt, freiwillig und gezwungen von Japan und Südchina aus nach dem fernen Osten segelten.

Wir finden z. B. in japanischer Überlieferung den Hafen von Nagasaki als einen Handelsplatz erwähnt, von dem Expeditionen nach den Südinseln vom Jahre 800 n. Chr. an ausgegangen und auch stetig weiter unternommen sein sollen, bis der Kaiser To Kogun Sama sie um 1580 verbot. Wir können uns auch erinnern, daß 1600 Manila von chinesischen und japanischen Seeräubern angegriffen und daß auch die Holländer von Koxinga aus Formosa vertrieben worden sind. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erfolgte eine Art Massenwanderung von den Ladronen über die Inseln Uluthi, Uleai und Lamotrek nach den Zentral-Karolinen.

Spuren dieses Zuges finden wir bis heute in einem bis zu den Mortlocks-Inseln reichenden Marianendialekt. So nennen nach Christian die Bewohner der Marianen den Hund galago, die von Mortlock kolak; die Kleidung magagu, die von Mortlock mangaku; den Häuptling magas oder makau, die von Mortlock makal.

Sehr scharf ist auf Ponape und in seiner Nachbarschaft die kräftige Rasse der Melanesier ausgeprägt. Neben den Zügen des Gesichtes beweist dieses auch der Klang der Worte. Wir finden eine große Anzahl unzweifelhaft polynesischer Worte, die, von dem barschen Melanesier gesprochen, die vokalreiche, sanfte Färbung verloren haben. Hier hat, um mit Christian zu sprechen, der haarige, rauhe Esau seinen sanften Bruder und Rivalen aus dem Felde geschlagen, und der einschmeichelnde polynesische Dialekt wird von den Melanesiern auf Ponape gerade so mißhandelt, wie etwa die lateinischen oder französisch-normannischen Worte von einem echten Engländer gequetscht werden.

Bei dem angedeuteten Hin- und Herfluten der Völkerstämme in der Südsee braucht man sich also über die Vielgestaltigkeit und Vielsprachigkeit der Karoliner nicht zu verwundern. Interessant bleibt dabei, wie z. B. die Ponapeer selbst ihre Herkunft sich denken.

Zuerst, sagen sie, lebten bei uns die Zwerge. Dann kam eine Art Halbgötter, Heroen, Riesen, von denen zwei, Olosipa und Olosopa, die großen Bauten der Ostküste aufgetürmt haben. Darauf machten die Kannibalen auf einer großen Kriegsflotte von Süden her einen Überfall, erschlugen die Riesen, schafften die guten Gesetze ab und stürzten das Land zurück in einen Zustand unmenschlicher Barbarei.

Im allgemeinen zeigt der Karoliner einen guten Durchschnittscharakter. Hat er dem Europäer gegenüber erst das dem Wilden stets eigentümliche Mißtrauen zurücktreten lassen, so erweist er sich gerne als höflichen Gastfreund, ja auch als einen treuen, zuvorkommenden Kameraden. Anderseits kann er auch dem wirklichen oder vermeintlichen Feinde gegenüber ein großartiges Talent für Lüge, Betrug und auch für Grausamkeit entfalten. Fühlt er sich verletzt, so verfällt er leicht in die bei der melanesischen Rasse so fürchterlichen Anfälle einer wahnsinnigen Wut, in der ihm ein Menschenleben keinen Deut mehr wert erscheint. Erreicht er sein Opfer nicht gleich, so kann der Wilde auch warten, harrt in Geduld, bis ein günstiger Moment für die Rache kommt, und holt dann das Versäumte um so gründlicher nach.

Die vernünftige Menschennatur kann allerdings auch in den karolinischen Ehrenhändeln nicht ganz unterdrückt werden. Der Wilde ist nicht unversöhnlich. Er preist sogar Vergeben und Vergessen als eine königliche That. Freilich glaubt er gegebenen Falles, daß ihm diese königliche That seine moralischen Mittel nicht erlauben, so daß wie anderswo, so auch auf den Karolinen zwischen der besseren Einsicht und dem mannhaften Wollen oft ein tiefer Abgrund sich öffnet.

Kommt es aber zu einer Versöhnung, so geschieht dieselbe mit einer gewissen Feierlichkeit. Der Beleidiger bietet ein Geschenk an, bringt eine Entschuldigung vor oder leistet eigentliche Abbitte. Darauf nimmt der Beleidigte ein Stück Zuckerrohr freundlich entgegen, und damit ist die Sache erledigt.

Der Karoliner ist ein erfahrener Fischer und Seefahrer, ein geschickter Handwerker, namentlich im Bau des Bootes, auf seinen Wasserfahrten etwas Astronom und für Krankheitsfälle auch medizinischer Botaniker, ein minderwertiger Gärtner und Bauer, dafür aber ein um so entschiedenerer Krieger.

Die Lebenshaltung der Insulaner ist einfach und rauh. Sie kümmern sich bei ihren Ausflügen wenig um Regen, Sturm oder Sonnenschein. Die Männer tragen gewöhnlich einen langen, dichten Gürtel, die Frauen einen Rock aus Pflanzenfasern. Teilweise sieht man auch schon verirrte Bruchstücke europäischer Kleidung, welche jedoch ihrem Besitzer nicht immer gefahrlos sind. Da man die Kleider, auch wenn sie vom Regen durchweicht sind, nicht auszieht, so kommen bei durchnäßten Röcken und Westen schwere Erkältungen mit ihren Folgen leichter vor als bei den einfachen Gürteln aus Kokosnußfasern.

Die Nahrung verschaffen sich die Karoliner ohne viele Anstrengung aus der sie umgebenden Natur. Das Meer liefert Fische, Schildkröten, Muscheln, Krebsarten. In Feld und Wald finden sich Bananen, Taroknollen, Brotfrucht, Kokosnüsse. Schweine werden gerne verzehrt, und Hunde sind, namentlich auf Ponape, eine Delikatesse. Leider ist an Stelle der Kokosmilch, des Palmweins

und des bekannten Kawagetränkes mannigfach der europäische Schnaps in seiner elendesten Fuselvarietät getreten.

Die Frauen haben die Hausarbeit zu verrichten. Sie holen das Wasser herbei, richten den Ofen zurecht und unterhalten das Feuer. Sie fertigen die Gürtel, die Matten und die Büschel an, welche das Dach decken müssen. Sie wissen auch aus Fisch- und Kokosöl alle jene Pomaden herzustellen, mit denen die weibliche Jugend und auch stutzerhafte Karoliner der Mutter Natur um die Wette ein schöneres Aussehen ablocken wollen. Wenn nötig, helfen die Frauen auch beim Fischfang und begleiten furchtlos den Mann in die offene Feldschlacht.

Meistens begnügt man sich mit einer Frau. Vielweiberei erlauben sich nur die Häuptlinge. Innerhalb der engeren Blutsverwandtschaft darf nicht geheiratet werden. Der Bräutigam dient im Hause seines künftigen Schwiegervaters, wie Jakob bei Laban für seine Auserwählte gedient hat. Die Zeremonien des Ehevertrages schließen damit, daß die junge Frau im Hause der Schwiegermutter Platz nimmt, dort mit Kokosöl auf dem Rücken und an den Schultern tüchtig eingerieben und schließlich mit Blumen bekränzt wird. Leider ist das eheliche Band ziemlich locker und wird mit Zustimmung schon des einen Teiles als gelöst betrachtet. Der Kindersegen ist deshalb spärlich. Daher erklärt sich auch die große Bereitwilligkeit, Kinder anzunehmen.

Männer wie Frauen tättowieren Arme und Beine, nicht aber, wie z. B. die Bewohner der Marquesas-Inseln es thun, das Gesicht. Die jungen Leute zeigen ihre Mannhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen, indem sie sich tiefe Messerschnitte beibringen und an Brust und Armen ordentliche Löcher in das lebendige Fleisch brennen.

Die Toten werden mit viel Zeremoniell und möglichst großem Pomp — wir wollen einmal sagen — begraben. Es bestehen nämlich in der Bestattungsweise der Mikronesier große Unterschiede, von denen sich ein Teil auf die auch im Tode festgehaltenen Rangunterschiede gründet. In Radek werden die Leichen gewöhnlicher Leute ins Meer geworfen, die der Häuptlinge aber in sitzender Stellung mit Stricken zusammengeschnürt und in Steinumwallungen begraben. Auf Yap werden die Toten nie in der Nähe des Meeres, die Leichen der Bergbewohner wo möglich hoch auf den Hügeln beigesetzt. Mannbare Leute kommen sitzend, mit angezogenen Knieen, Kinder und junge Leute liegend ins Grab. Erd- und Meerbegräbnis vereinigt sich auf Kusaie. Dort werden nach erfolgter Verwesung die Knochen ausgegraben, gereinigt und dann in ein Bündel geschnürt ins Meer versenkt. Der Name des Verstorbenen wird nicht weiter geführt, überhaupt nicht mehr gerne ausgesprochen — ein echt melanesischer Zug. Daher fehlen hier die bei den Polyneſiern vielfach sorgfältig geführten und hoch hinaufreichenden Stammtafeln.

Im sozialen Leben der Karoliner begegnen uns eine Menge bei den Inselvölkern des Stillen Ozeans mehr oder weniger allgemein angenommener Gewohnheiten.

Durch das Tscharawi oder Tabu werden Grundstücke, Häuser, Gebrauchsgegenstände, manchmal auch Personen als heilig dem gewöhnlichen Tagesgebrauch

entzogen und für unverletzlich erklärt. Die Tabugesetze sind ohne Zweifel religiösen Ursprungs und sind nicht zuerst zu politischen Zwecken ersonnen, wenn auch später vielfach dazu mißbraucht worden. Die starken Fesseln, welche das Tabu auflegt, haben bei einem Leben wilder Zügellosigkeit sicher auch sehr viel Gutes zur Folge gehabt.

Zu den heiligen Gebräuchen gehört auch die Beschneidung, welche allgemein noch den Grundzug einer Art Weihe beibehalten hat.

Bei Ratsversammlungen wird unter Beobachtung eines umständlichen Zeremonielles der Kawatrank bereitet und rundgereicht.

Vereine, welche teils durch Verwandtschaft teils durch wirtschaftliche Interessen sich bilden, teils auch unsern Geheimbünden gleichen, üben im öffentlichen Leben der Karoliner einen bedeutenden Einfluß.

Da man die Übel des Krieges wohl kennt, so wird vor demselben ein großer diplomatischer Apparat, namentlich von dem schwächeren Teil, entfaltet. Botschaften eilen hin und her. Man sucht Fürsprecher und Bundesgenossen zu gewinnen, welche hinwieder der Gegner durch höhere Geschenke sich zurückzuerobern versucht. Krieg und Schlacht erinnern ganz an die homerischen Zeiten. In feierlicher Gesandtschaft wird die Kriegserklärung überbracht, der Tag und der Platz des blutigen oder vielfach unblutigen Zusammentreffens wird bekannt gegeben. Vor dem Kampfe wird durch eine großartige Prahlhanserei noch einmal die Herausforderung an den Feind gerichtet. „Siehe diese Keule; noch ist sie rein. Gleich wird dein Blut sie färben" u. s. w. Unter gewaltigem Johlen und Heulen geht dann die Schlägerei vor sich. Pfeil und Bogen fehlen gewöhnlich. Die gebräuchlichsten Waffen sind neben Speer und Lanze die Schleuder und eine kurze Wurfkeule. Noch haben die eingeführten alten europäischen Schießwaffen nicht viel geschadet. Sind die Parteien mit Gewehren versehen, so läßt sich keiner von ihnen erblicken. Man knallt hinter Steinmauern her aufeinander los, bis irgend ein Krieger zufällig getroffen wird. Das ist dann der Augenblick, in welchem die treffende Partei hervorstürzt und die getroffene davonläuft. Der fliehende Feind wird selten nachdrücklich verfolgt und der besiegte nicht völlig vernichtet. Allerdings kam es auch vor, daß die Verwundeten und Gefangenen erschlagen oder als Opfer für den Kriegsgott geschlachtet wurden. Bei dieser Art von Kriegführung wurde an den Pflanzungen, soweit solche überhaupt vorhanden waren, wenig Schaden angerichtet.

Die Karoliner erweisen sich der Autorität gegenüber als gehorsame Unterthanen. Allgemein begegnen sie ihren Häuptlingen mit Ehrfurcht. Wie in Polynesien und im Malaiischen Archipel gebraucht man bei der Ansprache an die Häuptlinge eigens gebildete Worte. Noch genauer wird diese sprachliche Auswahl dem Könige gegenüber beobachtet, welcher mit ehrfurchtsvollem Schrecken betrachtet und nicht anders als im pluralis maiestaticus angeredet wird. Auf Kusaie werden dem Könige die Titel der Götter beigelegt.

Wie das Haupt, so die Glieder. Das kann man auch auf den Karolinen beobachten. Ist der Häuptling ein freundlicher, gastlicher, rechtlicher Mann, so folgen ihm im großen und ganzen auch hierin seine Unterthanen. Ist er ein

Grobian oder ein Schurke, so thun seine Leute ihr möglichstes, ihrem Herrn nichts nachzugeben. Der Wilde folgt gerne seinem Führer in Recht und in Unrecht. Die Häuptlinge selbst halten alle zusammen. Beleidigt man einen, so sind alle bereit, den Kampf aufzunehmen. Die Zahl der Häuptlinge ist deshalb eine sehr große, weil jede Gemeinde sich als einen kleinen Staat betrachtet. So haben wir z. B. auf der Gruppe der Ruk-Inseln 73 solcher Staaten, und auf den Mortlock-Inseln teilt sich eine Bevölkerung von 3500 Köpfen in 16 Staaten. Doch giebt es auch Dörfer, welche sich zusammengeschlossen und eine Anzahl einflußreicher Häuptlinge an ihrer Spitze haben, an welche sich dann die kleineren Dorfvorsteher in niedrigeren Diensten, als Boten, Vermittler der „flüsternden" Ratsverhandlungen und für ähnliche Sendungen, anschließen.

Verhältnismäßig gering ist unsere Kenntnis der religiösen Anschauungen und Gebräuche bei den Karolinern.

Das polynesische Wort Atua, welches im weitesten Sinne das Geistige bezeichnet, kehrt bei den Mikronesiern als Ani oder Hani, Anut und Tautup wieder und bedeutet, ohne Zusatz gebraucht, einfachhin die Gottheit. Von dem Begriff des einen höchsten Gottes, der auch dem Wilden nicht fremd geblieben ist, führt ein langer Weg der Entartung bis zu den heutigen religiösen Wahnvorstellungen. Die Machtäußerungen der einen Gottheit haben sich in den Augen des Insulaners zu selbständigen über- oder außernatürlichen Persönlichkeiten verdichtet, die ihm nützen oder schaden können, deren Gunst er sich erwerben, deren Ungnade er abwenden muß. So ist jedes Dorf, jeder Hügel, jedes Thal, jeder Bach zu seinem Schutzgeist gekommen. So sagt Kubary von den Bewohnern der Palau-Inseln: „Sie haben eine ganze Legion von Geistern und Göttern, vor denen sie in fortwährender Furcht leben." In Donner und Blitz, im Regen und Sturm, in reicher Ernte und in der Hungersnot, bei Geburt, Krankheit und Tod sind besondere Götter thätig. Das Wort Vielgötterei paßt im ausgedehntesten Sinne auf die Religionsart der Mikronesier. Die Schöpfung der Erde und namentlich die des Menschen wird in umständlicher Sage erzählt. Klar tritt hierbei die Überzeugung von dem notwendigen Eingreifen einer außernatürlichen Macht zu Tage. Sittliches Verdienst oder Mißverdienst ist nicht unbekannt. Für die Guten öffnet sich das Paradies, während die Übelthäter in einen kalten, schwarzen Sumpf hinabzusteigen haben.

Der Dienst der Götter ist nicht ausschließlich Sache der Priester, doch nehmen dieselben eine sehr bevorzugte Stellung ein. Schon ihre Namen: der Abgesplitterte, Abgesonderte, deuten auf die Ausnahmestellung hin. In vielen Fällen steht der Priester dem Häuptlinge gleich, in manchen auch im öffentlichen Leben über demselben.

Völlige Klarheit der religiösen Verhältnisse auf den Karolinen wird wohl erst eine ebenso sorgfältige wie vorurteilslose Untersuchung in der Zukunft bringen.

Es bleibt nun noch eine überaus interessante Thatsache zu besprechen.

Auf manchen Inseln des Stillen Ozeans finden wir cyklopische Mauern, welche von den jetzigen Bewohnern sicher nicht errichtet worden, deren Erbauer aber gar nicht zu erraten sind. Wer mag diese gigantischen Basaltblöcke regel-

recht aufeinander geschichtet, und wem zu Ehren mag er dieses Riesenwerk unternommen haben?

Auch die Karolinen legen uns in ihren barbarischen Baudenkmälern solche Fragen vor, geben uns aber keinerlei Winke zu einer befriedigenden Lösung.

Wir wollen nach den Forschungen des schon genannten Herrn Christian einen Überblick über die Kunstbauten der Insel Ponape zu gewinnen suchen. An der Ostküste von Ponape sehen wir zwischen dem Riff und der Küste 50 bis 60 kleine Inselchen enge zusammenliegen. Ein Netz von Kanälen, welche aber meist kaum genug Wasser haben, um ein Kanoe flott zu halten, breitet sich dazwischen aus.

Alle diese Inselchen sind künstlich angelegt. Im rechten Winkel erheben sich aus dem Wasser der Lagune die gewaltigen Basaltmauern der Ufer. Die Basaltsäulen sind aus dem Distrikte U und von Tschokatsch hergeschleppt worden. Wir können noch die Spuren der Lastschiffe verfolgen. Rund um Ponape reihen sich nämlich auf dem Boden der Lagune die Basaltblöcke, die auf dem Transporte untergegangen sind.

Gegen die tiefe See ist die Inselgruppe durch einen mächtigen Wellenbrecher abgeschlossen. Beständig donnert die Brandung gegen die massive Basaltmauer, so daß selbst bei ruhigem Wetter eine Landung gefährlich ist.

Die Namen der Inseln sind interessant. Sie geben uns Anhaltspunkte über deren frühere Bestimmung. Nan Tuatsch bedeutet etwa „Platz der Höhe" oder auch „Platz der hohen Mauer", Nan Molutschai „Platz der brennenden Feuer", Pei Kap „Neuer Flur", Lamenkau „Tiefes blaues Wasser an der Ecke", Pan Ilel „Ort des Steuerns", Pan Katara „Ort der Verkündigung" oder „Ort der Aussendung von Königsboten".

Auf all diesen Kunstbauten, deren Areal etwa 20 qkm betragen mag, leben heute nicht über 20 Menschen. Die Wilden halten die Inseln für verzaubert, und auf manches dieser Eilande, wie z. B. auf Pei Kap, namentlich aber auf Pan Katara, will niemand auch nur einen Fuß setzen.

Die mächtigsten Ruinen finden wir auf Nan Tuatsch. Eine 2 m dicke Mauer befestigt die ganze Insel gegen die Wasser der Lagune. Nicht weit davon türmen sich in einem Rechteck, dessen Seiten etwa 60 und 40 m Länge haben, riesige Basaltsäulen bis zu 10 m Höhe empor. Durch einen weiten Thorweg kommt man in den Hofraum. Überall blickt hier dem Reisenden Zerstörung und Wildnis entgegen. Früher muß die Mauer bedeutend höher gewesen sein. In wilder Unordnung liegen die gestürzten Blöcke in Masse auf- und übereinander. Mächtige Bäume haben ihre Wurzeln zwischen die Mauerfugen getrieben, und bei jedem Windstoß seufzt und ächzt das uralte Steingefüge mit, bis der stürzende Riese auch seine Fundamente mit herunterreißen wird. Mitten im Hofe erhebt sich eine Terrasse, zu welcher man über plumpe, rohe Treppen hinaufgelangt. Auf dieser Terrasse steht eine rechteckige Mauer, deren Seiten auf 30 und 25, deren Höhe auf 5 bis 6 und deren Dicke auf 2 bis 3 m bemessen wird. Im Hofraum dieses Rechteckes findet man eine gewölbeartige Gruft, wahrscheinlich das Grab eines mächtigen Herrschers der Vorzeit.

Es ist schwierig, von den mißtrauischen Eingebornen auch nur das zu erfahren, was sie selbst noch über die merkwürdigen Ruinen wissen. Sie sagen, daß in alten Zeiten Ponape viel mehr bevölkert gewesen sei als heutzutage. Zur Zeit, als diese Steinwälle aufgerichtet worden seien, wäre das Volk unter einem mächtigen Herrscherhause geeinigt gewesen. Der letzte dieser Königsreihe hätte seinen Tod gefunden, als von Pati Air, womit vielleicht Neu-Guinea oder die Neu-Hebriden gemeint sein sollen, feindliche Stämme nach Ponape vordrangen. Dieselben kamen unter dem Kommando des gewaltigen Kriegers Itscho Kalakal. Seine wilden Horden fielen erbarmungslos über die friedlichen Ansiedler her, zerstörten auch die alten, großen Mauern, töteten deren Verteidiger oder schlachteten sie ihrem Kriegsgott als angenehmes Opfer.

Das Grabgewölbe liegt im Zentrum des ganzen Baues gerade dem großen Thorweg gegenüber. Es ist etwa $2^1/_2$ m tief. Sechs gewaltige Basaltblöcke bilden die Decke und schwere Steinplatten den Fußboden. Christian hob die Platten weg und grub den Boden auf. Er fand eine große Anzahl Fischangeln aus Perlmutter, 5 feingeschnitzte und 30 flache Muschelringe. Die meisten derselben hatten einen so kleinen Durchmesser, daß sie für Arm- oder Fußschmuck nicht geeignet gewesen und wahrscheinlich zu einer Kette aneinander gereiht getragen worden sind. Ferner entdeckte der Forscher eine große Zahl rötlicher runder Muscheln, die, kunstvoll auf ein Gewebe genäht, die Häuptlingsgürtel bilden, die bis heute noch auf Ponape von außerordentlichem Werte und großer Bedeutung sind. Der Hauptpreis der Ausgrabung waren aber zwölf alte Muscheläxte, von denen einige weiß und stark wie polierter Marmor, scharf geschliffen und mit erstaunlicher Feinheit aus den Riesenmuscheln herausgearbeitet sind. Offenbar sind es seltene Prunkstücke, welche hier gefunden wurden.

An den Küsten sowie in der Nähe des königlichen Palastes der Insel Lele trifft der Reisende ebenfalls alte Riesenmauern. Vielleicht sind es Überreste eines starken Festungssystems, die Arbeit des eingebornen Volkes, welches unter dem Befehl eines intelligenten Herrschers, oder auch das Werk einer unterjochten Nation, die unter der Zuchtrute des Eroberers die Steine schleppen mußte.

Das Rechteck von Pot Falat, d. h. der „hohen Mauer", auf Lele mißt 65 zu 36 m. Die Ringmauer ist wahrscheinlich mehr als 3 m dick gewesen und erreicht noch stellenweise eine Höhe von über 10 m. Es ist staunenswert, wie die Wilden Basaltblöcke von 3 m Länge, 2 m Breite und 1 m Dicke zu einer regelrechten Mauer auftürmen konnten. Christian konnte auf Lele keine Ausgrabungen unternehmen, da ihm die Zeit mangelte. Die Insulaner selbst würden wohl nichts dagegen eingewendet haben, da sie vor dem alten Gemäuer im Gegensatz zu Ponape keine besondere Ehrfurcht oder Scheu äußern.

Im Anschluß an die Riesenmauern wollen wir noch das Riesengeld, welches namentlich auf der Insel Yap gilt, erwähnen. Dort werden nämlich bestimmte Steinsorten, die von den Palau-Inseln geholt und ähnlich wie unsere Mühlsteine hergerichtet sind, als Geld gebraucht. Der Durchmesser eines solchen Wertstückes wechselt von einigen Dezimetern bis zu etwa 4 m. Wer also eine bedeutende Summe zu zahlen hatte, mußte sich schon mit einem Dutzend Zugochsen und

einem soliden Wagen auf den Weg machen. Doch sind diese Geldsorten mehr ein Schaustück als eine wirkliche Tauschmünze. Auf den Palau-Inseln sind stets etwa 100 Steinarbeiter, welche die Häuptlinge von Yap auswählen, beschäftigt, das große Geld aus den Steinbrüchen zu gewinnen. Stücke von 60 Zentner Gewicht sind nicht so selten; ein solches Kleinod soll beinahe 4 m Durchmesser gehabt und 100 Zentner schwer gewesen sein. Es ist nun geradezu geheimnisvoll, wie solche Kolosse 400 km über das offene Meer nach Yap gebracht worden sind. Die kleinen Kanoes dürften doch solchen Lasten, auch wenn sie zahlreich zusammengekoppelt werden, kaum, namentlich nicht auf dem hohen Meere, gewachsen sein. Hatte man früher größere Schiffe? Wer hat sie erbaut, und warum weiß man davon nichts mehr? Solche und Dutzende ähnlicher Fragen kann man sich im Stillen Ozean nur zu häufig stellen, ohne daß auf eine befriedigende Antwort Aussicht vorhanden wäre. Für die gewöhnlichen Tageszwecke werden auf Yap die aufgereihten Schalen der Perlmuschel benutzt. Vielfach sind in den letzten Jahrzehnten auch getrocknete Kokosnußkerne an Zahlungsstatt angenommen worden. Wenn auch bis heute europäische Münzsorten in den Augen der Karoliner keine Gnade gefunden haben, so wird jetzt nach der deutschen Besitzergreifung der goldene und silberne Mammon ohne Zweifel bald den Sieg über die alten Mühlsteine und die Muschelstränge davontragen.

Welchen Wert haben nun die Karolinen als Produktions- und Handelsgebiet?

Zuviel dürfen wir uns wohl nicht versprechen. Zunächst ist schon die Ausdehnung des anbaufähigen Bodens eine ziemlich begrenzte. Dann sind die tropischen Erzeugnisse der Inseln auch von anderswoher und wo möglich billiger zu haben. Hat doch die flaue Nachfrage, z. B. selbst in dem fruchtbaren Kamerun, viele kleinere Unternehmungen der letzten Zeit als unrentabel erwiesen. Ferner wird die Einwohnerzahl des Archipels immer eine verhältnismäßig geringe bleiben müssen, womit dann auch dem Warenaustausch seine Grenzen gezogen sind. Bis jetzt liegt der Handel fast ausschließlich, rund 80 %, in den Händen der Jaluit-Gesellschaft in Hamburg. Diese Gesellschaft ist eine Vereinigung der Firmen „Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln“ und „Hernsheim & Co.“ für den Bereich der Karolinen, Palau-, Marschall- und Gilbert-Inseln mit der Hauptstation Jabor auf Jaluit im Marschall-Archipel. In den Rest des Handelsverkehrs teilen sich eine amerikanische Firma aus San Francisco, die von Kusaie aus arbeitet, und ein japanisches Handelshaus, das aber keine große Bedeutung hat. Die Geschäfte einer spanischen Firma sind seit Einstellung der spanischen Dampferverbindung zwischen Manila und den Karolinen so gut als aufgegeben zu betrachten.

Auf dem ganzen Gebiete finden sich 40 Handelsstationen der Jaluit-Gesellschaft, 1 amerikanische, 2 spanische und 5 japanische Niederlassungen.

Von den Marianen wird Alkohol aus Kokosnüssen nach dem Süden, Kampfer nach Japan und Hongkong verschifft.

Die Karolinen lieferten jährlich 1500 Tonnen Kopra und kleine Mengen von Elfenbeinnüssen, Perlschalen, Schildpatt und Trepang. Der Trepang, welcher wohl vielen unserer Leser unbekannt sein dürfte, ist eine, namentlich

bei den Chineſen, ſehr beliebte Delikateſſe. Der Trepang wird aus einem Meertiere gewonnen, welches zu den ſogen. Seewalzen oder Meergurken gehört. Dieſe Seewalzen liegen, wie Brehm erzählt, „wie unappetitliche Würſte ohne Lebenszeichen auf dem Sande und zwiſchen den Steinen“. Mit eingezogenen Mundfühlern bleiben ſie ſogar während der Ebbe liegen. Ihre lederartige, rötliche oder braune Haut ſchützt die Tiere vor der Austrocknung. Ihre Nahrung gewinnt die Seewalze aus dem Korallenſand, wovon ein etwa $^1/_8$ m langes Individuum täglich $^2/_5$ Pfund verzehrt. 15 bis 16 ſolcher Tiere verarbeiten während eines Jahres etwa 18 Kubikfuß Sand.

Der Fang und die Zubereitung der Seewalzen iſt von dem Reiſenden Semper auf den Palau-Inſeln lange Zeit hindurch beobachtet worden. Die erbeuteten Exemplare werden in großen Schalen unter ſtetem Begießen mit heißem Waſſer gedämpft, dann an der Sonne getrocknet, bis alles Seewaſſer verſchwunden iſt. Dann werden ſie geräuchert und verpackt. Chineſiſche Kenner unterſcheiden 30 verſchiedene Qualitäten. Der Gewinn kann nach Umſtänden ein bedeutender ſein. Ein Amerikaner ſoll bei fünf Trepang-Expeditionen, die ihm 10 337 Dollars koſteten, einen Reingewinn von beinahe 68 000 Dollars erzielt haben.

Wenn nun die Karolinen auch keinen großen Produktions- und Handelswert darſtellen, ſo dürfte doch ihr politiſcher Wert von Bedeutung ſein. Die Entwicklung der europäiſchen Kulturvölker hat es mit ſich gebracht, daß beinahe die ganze Erdoberfläche verteilt iſt.

Als Intereſſenſphäre, als Pachtgebiet, als Kohlenſtation hat ſich jede größere Macht bei der Teilung ein Stück der fernen Weltteile ſchon im voraus zu ſichern geſucht. Zunächſt hat ſchon der reine Beſitz des Landes politiſchen Wert. Es zeigt ſich die erſtarkte, innerlich gefeſtigte Großmacht, die auch über die Meere hinaus ihre Anſprüche erhebt. So ſehen wir z. B. ſeit Jahren die Franzoſen um die Herrſchaft in der menſchenarmen Sahara der Tuareg zwiſchen Algerien und der Gebirgsoaſe von Air ringen; wir ſehen, wie Rußland durch die Wüſte von Turan eine ſtrategiſche Bahn gelegt hat; wir ſehen, wie England ſich um eine einſame, unbewohnte Klippe im Archipel von Hawaii bemüht hat, um daran ſein Kabel Vancouver-Auſtralien zu landen. Infolge der Aufteilung der fremden Erdteile durch die europäiſchen Großmächte hat, man möchte ſagen, jeder Quadratfuß Erde als Beſitz oder als Durchgangs- und Verkehrspunkt eine Bedeutung gewonnen, an die vor nicht zu vielen Jahren niemand gedacht hat.

Von dieſem Standpunkt aus betrachtet ſind die Karolinen nicht zu unterſchätzen.

Zunächſt runden ſie den deutſchen Beſitz in der Südſee zu einem gewaltigen Rechteck ab. Der Flächeninhalt der dortigen deutſchen Schutzgebiete beträgt rund 253 000 qkm. Man wird ſich davon leichter eine Vorſtellung machen können, wenn man ſich erinnert, daß z. B. das Herzogtum Sachſen-Koburg und Gotha 1958 qkm umfaßt. Der deutſche Anteil hat, wie ſchon bemerkt, von Süden nach Norden eine Ausdehnung, welche dem Wege von Trieſt nach dem Nordkap entſpricht. Die gerade Linie von der Oſt- nach der Weſtgrenze beträgt nicht ganz die doppelte Entfernung von Eydtkuhnen nach Düſſeldorf. Dadurch hat

sich das Deutsche Reich inmitten des Stillen Ozeans einen gewaltig ausgedehnten Besitz, damit aber auch eine noch ausgedehntere Interessensphäre erworben.

Betrachtet man die Lage der Karolinen, so kann man den Gedanken nicht abweisen, daß bei den künftigen Verwicklungen in China und auf den Philippinen, sowie inmitten der ständig wachsenden Bedeutung der andern Pacific-Staaten dieser neuen Erwerbung des Deutschen Reiches ein großer politischer Wert innewohnt.

Joseph Schwarz S. J.

Religiöse Bilder für das katholische Volk.

Bereits im XXXIII. Bande dieser Zeitschrift wurde in einem Artikel hingewiesen auf die Bedeutung und Notwendigkeit kleiner Heiligenbilder, auf die Gefahren und Mißstände, welche bei deren Anfertigung nur zu leicht zu Tage treten. In den letzten Jahren ist in Inhalt und Ausführung solcher Bilder ein bedeutender Aufschwung zu bemerken gewesen. Daß die Stufe künstlerischer Vollkommenheit erreicht sei, wird trotzdem niemand zu behaupten wagen. Ein Rückblick auf die Entstehung dieser kleinen, unscheinbaren, für das Volk bestimmten Kunstwerke dürfte klarstellen, worauf es ankommt, und wie man am sichersten das hohe Ziel erreicht, für billigen Preis die Großen und Kleinen mit Bildchen zu beschenken, die das Auge erfreuen, den Verstand beschäftigen und das Herz veredeln, die des Gebers und des Beschenkten würdig sind.

Wenige wissen, daß wir die Entwicklung des Holzschnittes und Kupferstiches hauptsächlich dem Verlangen nach billigen Heiligenbildchen verdanken. Der erste datierte Holzschnitt ist ein kleines Bild des hl. Christophorus, das der gelehrte Heineken um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Bibliothek der Kartause Buxheim bei Memmingen fand. Das Bild war in den Deckel einer 1417 entstandenen Handschrift aufgeklebt. Es findet sich jetzt in der berühmten Spencerschen Sammlung zu Birmingham und trägt in lateinischer Sprache die Unterschrift: „An welchem Tage du des Christophorus Bild angesehen hast, an dem wirst du eines bösen Todes nicht sterben. 1423.“ [1] Wie man beim Eingange

[1] Cristofori faciem die quacunque videris †: Illa nempe die morte mala non morieris †. Millesimo CCCC° XX° tertio.

der Kirchen eine riesengroße Statue des hl. Christophorus aufstellte, damit jeder mit Andacht zu ihr aufblicken möge mit der vertrauensvollen Bitte, für diesen Tag vor einem plötzlichen, unvorbereiteten Tode bewahrt zu werden, so sollte sein Bildchen in diesem ältesten Holzschnitt an die Wand einer Wohnstube befestigt werden und zum Gebet um einen guten Tod veranlassen. Derartige Gebete gehörten im 15. Jahrhundert zu den am meisten verbreiteten. Das beweisen nicht nur die zahlreichen Bilder des hl. Christophorus, des Patrons eines guten Todes, sondern auch die damals so beliebten Sterbebüchlein und der zweite Teil des „Gegrüßet seist du, Maria" mit seiner Bitte um Hilfe „in der Stunde unseres Todes", der gegen Ende dieses Jahrhunderts allgemein zu werden begann. Veranlaßt und befördert wurden solche Bitten durch öfteres Auftreten heftiger, pestartiger Krankheiten, die ein rasches, unvorhergesehenes Ende brachten.

Der älteste deutsche Kupferstich, dessen Entstehung durch eine Jahreszahl beglaubigt ist, kam 1881 aus der Sammlung Renouvier ins Kupferstichkabinett zu Berlin. Es ist ein Blatt einer aus sieben Bildern bestehenden Darstellung der Leidensgeschichte Christi, zeigt dessen Geißelung und trägt die Jahreszahl 1446. Das kleine Bildchen entstand wohl am Niederrhein und ist gleich den andern Blättern dieser Folge für das Volk bestimmt. Darum betont es die Grausamkeit der Henker und die äußeren Leiden des Herrn in drastischer und packender Weise. Dank einem wertvollen von W. L. Schreiber veröffentlichten Buche[1] ist es leicht, zu erkennen, daß fast alle Holzschnitte und Kupferstiche des 15. Jahrhunderts das waren, was wir heute als „Heiligenbildchen" bezeichnen. Die weitaus größte Zahl dieser Erzeugnisse des 15. Jahrhunderts bietet die Gestalten Christi, seiner Mutter und seiner Heiligen in Einzelfiguren, in Thätigkeit oder in Gruppen. In verhältnismäßig wenigen finden wir die Reliquienschätze von Aachen, Trier, Augsburg u. s. w., Kalenderbilder, Mißgeburten, Karikaturen, Liebesgeschichten und dergleichen Dinge, die das Volk interessieren. Beachtenswert ist, daß manche Dinge, die uns modern erscheinen, schon damals gäng und gäbe waren. So wird auf einer Anzahl dieser Bildchen das Jesuskind dargestellt, auf einem Kissen oder auf einem Kalender sitzend, eine Blume oder einen Vogel haltend und mit der Inschrift:

[1] Manuel de l'amateur de la Gravure sur bois et sur métal au 15e siècle. Berlin, Cohn, 1891. Erschienen sind Bd. I—III.

„Ein gut seliges Jahr“ [1]. „Fil iar, iar un(d) e lange lebin.“ „Vil güter Jaur.“

„Ich haiß Ih(esu)s das ist war:
Un gib mich uch zu aim gute Jar.
Und wer mich Im hertzen lieb haut,
Dem gib ich mich an sin leste(n) nat.“

Auf einem Neujahrskärtchen des Jahres 1498 umgeben Engel das Jesuskind und liest man:

„Eyn nye vrolich salich iaer
Gleite und got allen gaer.“

Ein anderes zeigt ein Schiff, worin die Gottesmutter sitzt und Jesus als Kind mit der Rechten das Steuer führt, mit der Linken aber auf ein Schriftband zeigt, das sagt:

„Zuch uff den segel, wir sind am land
und bringen gut ior maniger hand.“

Ein Engel sitzt hinter dem Kinde und bläst in die Trompete, ein anderer klettert oben an dem Mast hinauf, um das Segel einzuziehen. Unten steht die Inschrift:

„Von alexandrien kom ich har gefarn
Und bringte vil gut ior, die wil ich nit sparn.
Ich will sie gebe' umb kleines gelt;
rechtu(n) und got liep han ich da mit wol v(er)gelt.“

Unter einem um 1490 in Schwaben gedruckten Veronikabilde von 130 × 122 mm Größe ist ein frommes Gebet gedruckt:

„Griest siestu hailiges antlit unsers behalters.
In be(n) da schinet die gestalt des götlichen glanczes.
Gedruket in ein schne wisses biechlin
Un gegebe(n) veronice czu ainem zaichen der liebe.
Griest siestu geczierd der welte ain spiegel der hailigen.
Den da begerend czu schowen die hymelsche(n) gaiste.
Reinige uns von alle(n) sinde(n).
Und sieg uns zu der selige(n) gesellschafft.
Griest siestu unser glori in disem hertten hinsliessenden und schwachem leben.
Fier uns czu dem vatterland o du selige figure.
Zu sehend des woneuglich antlit cristi unsers herren.
Bis uns ain sichere hilff ain siesse erkiesong trost und ain schirme.
Das uns nit schade(n) mug die beschwerong unser sünde.
Sondern das wir niessend die ewige ruo. Amen.

[1] Schreiber I, 219 f. Vgl. Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts. Herausgegeben von Paul Heitz. Mit 43 Abbildungen in Originalgröße. Straßburg, Heitz, 1891.

So fil sind gegeben tag applas und karen diesem gebet, das ich sy hie nit kund wol begriffen." [1]

In einem Bildchen steht das Jesuskind fischend am Wasser, in einem zweiten schläft es auf einem Kissen liegend, in einem dritten schlägt es mit einem Hammer an eine Glocke, indem es spricht:

„Ich ste unnd klopffe. Ich stee un(d) leut."

In der Mitte dieses Bildes sieht man Maria und Johannes neben dem Gekreuzigten, unten aber die Legende:

„Wer nit ain gantz tagzeit sprechen wöll, der sprech ein Pater noster, so die glock schlecht und gedenck an das leyden Christi und sprech: O Herr Jhesu christe mach unns tailhafftig des verdienstes deines fruchtbaren leidens, das du in diser stund gelitten hast. Amen. Gedruckt zu Augsburg bei sant Ursulen closter am Lech" (vor 1480).

Häufig sind Bilder des heiligsten Herzens [2], des Rosenkranzes und der damals am meisten verehrten Heiligen.

Noch Dürer fertigte viele seiner herrlichen Holzschnitte, Kupferstiche und Radierungen zum Vertrieb unter dem Volke. Er ließ sie auf Jahrmärkten, bei Festen und Wallfahrten durch seine Frau feilbieten. Gute Drucke seiner Blätter sind darum so selten, weil sie von ärmeren Leuten gekauft und als Zimmerschmuck verbraucht wurden [3]. Schon vor seiner Zeit hatten große Künstler ähnlich verfahren. So der oberdeutsche Kupferstecher, welcher 1466 für die Wallfahrer nach Einsiedeln ein schönes Bild der „Engelweihe" der dortigen Kirche stach. Obwohl er uns mehr als 400 verschiedene Blätter hinterlassen hat, kennen wir nur die Anfangsbuchstaben seines Namens: E. S. Seinen Ruhm überstrahlte derjenige des gegen 1450 zu Kolmar gebornen Martin Schongauer. Ihm folgten Michael Wohlgemuth mit seinem Stiefsohne Wilhelm Pleydenwurff und seinem Schüler Albrecht Dürer. Diese großen Meister vervollkommneten nun aber die Technik so sehr, daß die Farben, womit die älteren Holzschnitte und Kupferstiche versehen wurden, als unnötig, ja als nachteilig wegfallen mußten. Die minder geschickten „Briefmaler", so nannte man die Männer, die uns jene Bilder druckten, hatten fast nur Umrißzeichnungen

[1] Eine Auswahl ähnlicher Gebete bei Pearson, Die Fronika. Straßburg 1887.

[2] Schreiber I, 227; II, 212 f.; III, 87. 263.

[3] A. v. Eye, Leben Dürers (Nördlingen 1869) S. 325. 412 f. 479. 519. C. v. Lützow, Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes (Berlin, Grote, 1891) S. 101.

ben, welche erst durch die Farbe wirksam wurden. Die großen Künstler ten dagegen durch ihre Strichelung und Schattierung Farben und ffe so glücklich nach, modellierten ihre Gestalten schon durch ihre Zeich- g so sehr, daß Bemalung sie nicht mehr verschönern oder deutlicher hen konnte. Ihre Blätter wurden aber darum teurer, auch weniger tig, weniger einfach und populär. Sie erhoben sich zum Range von nstwerken und füllten mehr und mehr die Mappen der Liebhaber, statt Behausung der Armen auszustatten. Die Reformation schadete den igenbildchen dann weiter, indem sie den Markt mit Karikaturen über- te, an vielen Orten die Anfertigung heiliger Bilder in Verruf brachte mit dem Wohlstand den Geschmack verringerte. Die tüchtigeren Holz- eider und Kupferstecher traten in den Dienst reicher Unternehmer und en diesen, zahlreiche illustrierte Bücher herauszugeben, die ihrem Talent n weiteren Spielraum boten und besseren Gewinn in Aussicht stellten. ingere Kräfte blieben thätig für die Händler, die nicht unterließen, nach vor auf Jahrmärkten dem katholischen Volk Heiligenbilder anzubieten. er sind nur wenige aus dem 15. bis 19. Jahrhundert erhalten geblieben. h ist es dem Schreiber gelungen, allmählich eine Anzahl zu sammeln, sich in ältere Bücher verloren hatten und so gerettet wurden. Sie zeigen, man einerseits zähe an früheren Vorbildern festhielt, anderseits die Bilder, nit illustrierte Bücher ausgestattet wurden, auch einzeln verkaufte. Die nalung blieb vielfach in Anwendung, weil das Volk die Farben liebte. bst manche gute kleine Kupferstiche kamen nicht ohne rote oder blaue und ne Übermalung in den Handel. Eine eigenartige Industrie entwickelte im vorigen Jahrhundert in Warendorf. Sie überbot alles, was fran- sche „Spitzenbildchen" leisten, bei weitem. Das Material, womit man t arbeitete, war feines Pergament. Es wurde in der Mitte in Wasser- ben mit dem Brustbilde eines Heiligen bemalt, dann aber rings um s Bild in der feinsten, filigranartigen Musterung ausgeschnitten. Den nd behandelte man häufig wie eine feine, wellenförmig endende Spitze. ie Größe dieser mühselig mit der Hand ausgeschnittenen Erzeugnisse eines wundernswerten Fleißes beginnt mit 4 × 6 cm und steigt bis auf 5 × 25 cm. Sie sollen in einem Kloster entstanden sein und finden sich Westfalen so zahlreich, daß sie in großen Massen gefertigt werden mußten[1].

[1] Abbildung einer Anzahl solcher Bildchen bei Nordhoff, Die Kunst- nd Geschichts-Denkmäler des Kreises Warendorf (Münster, Coppenrath, 1886), afel zu S. 41.

In andern Orten hat man sich diese schwierige Arbeit erleichtert und die Kanten oder Muster solcher Bildchen nicht mit dem Messer ausgeschnitten, sondern nur durch Nadelstiche angedeutet, wodurch viel einfachere und billigere Ware entstand. Unsere Sammlung zeigt, daß bis in unsere Zeit in vielen Frauenklöstern die Heiligenbildchen, welche verteilt wurden, mit der Hand gemalt worden sind, und zwar im Stil der Zeit und entsprechend der ascetischen oder mystischen Richtung der betreffenden Häuser. Wahre Muster eines hochgebildeten Geschmackes und einer durch strenge Schulung zur Meisterschaft erhobenen Technik sind die bis vor einem Jahrzehnt in den Häusern der Genossenschaft vom heiligen Kinde Jesu hergestellten Bilder. Sie dürfen sich den besten Miniaturen des Mittelalters an die Seite stellen.

Die italienischen, spanischen und französischen Heiligenbildchen, die auf Spitzen verzichten und Farben verwenden, sind wie unsere deutschen Bildchen durch die Chromolithographie entstanden, jedoch einerseits reicher und energischer in der Farbe, anderseits etwas anders stilisiert, weit moderner, den Gemälden ihres Landes und ihrer Zeit enger verwandt. Es zeigt sich darin, daß der Mensch in allen seinen Erzeugnissen auch gegen seinen Willen von der Art der Lichteffekte seiner Gegend, von der Gestaltung ihrer Bewohner und ihrer Landschaft abhängt. Sie kopiert er unbewußt doch immer wieder. Sehr interessant sind die russischen Heiligenbildchen. Der Güte des Herrn Dr. Vogt verdanke ich eine Anzahl derselben in allen Formaten, von klein Oktav bis groß Folio. Sie sind wie unsere alten Holzschnitte behandelt, mit leichten Farben getönt und stehen in Stil und Zeichnungen alten byzantinischen Gemälden oder Miniaturen des 12. Jahrhunderts sehr nahe.

Bei uns sah es im Anfange dieses Jahrhunderts schlimm aus. Der kirchliche Sinn war durch die Revolution vergewaltigt. Die wenigen Bildchen jener Zeit sind armselige Erzeugnisse, ohne Kraft und Saft, in liederlicher Technik hervorgebracht. In den vierziger Jahren begann sich in Frankreich die Sache insofern zu bessern, als man besser geschulte Kräfte zur Anfertigung herbeizog. Aber die Spitzen wurden zu einer Hauptsache und der Inhalt oder Gegenstand war süßlich. Das Kölner „Organ für christliche Kunst" schrieb 1862 (XII, 129):

„Als eine wahre Kalamität ist es zu bezeichnen, daß die französischen Spitzenbildchen mit ihren sinnlich süßen Darstellungen, mit ihren geistreich sein sollenden Allegorien, mit ihren leichtfertigen Tändeleien in den höchsten Glaubensgeheimnissen

unserem deutschen Publikum so viel Vorliebe abzugewinnen wußten. Wo ist da gesunde Frömmigkeit, wo eine großartige, ernste Auffassung? Es sind Salon-Madonnen, Salon-Heilige, — ein ganzer Himmel voll Parfümerie!

„Von deutschen Fabriken bringen wohl die Gebrüder Benziger die meisten Bildchen in den Handel; in denselben herrscht zum Teil noch der üppigste Zopf des vorigen Jahrhunderts. Die Wohlfeilheit ist ihr ganzer Vorzug. Die Stahlstiche von Mayer in Nürnberg sind charakterlos, aber meist sauber gearbeitet. Die Münchener Fabriken sind in ihren Produkten durchgängig katholisch und brachten frühzeitig farbige Bilder von frömmerer Auffassung, doch fehlt es an Frische. Vieles ist lahm und breit."

Seit jene Worte geschrieben wurden, hat sich vieles zum Besseren gewendet. „Der Verein zur Verbreitung religiöser Bilder" in Düsseldorf erzielte rasch die schönsten Erfolge; seine Erzeugnisse fanden selbst in Paris Anerkennung und Absatz. Er machte nicht nur die Gemälde der neuen Schule, eines Deger, Müller, Ittenbach, Steinle u. a., sondern auch die besten, echt religiösen Werke älterer Maler zum Gemeingut fast der ganzen katholischen Welt[1]. Technik und Ausstattung waren meisterhaft. Aber ein Übelstand trat doch hindernd in den Weg. Der feine Kupferdruck konnte nur eine Farbe bieten; er entbehrte der kräftigen, ebenso einfachen als festen Sprache, an die unser Volk gewohnt ist. Bald entstanden dem Düsseldorfer Verein Mitbewerber in Frankfurt a. M. und in Köln. Der „Martin Schön-Verein" in der zuerst genannten Stadt bot nur Reproduktionen nach Werken des Meisters, dessen Namen er trug. Seine farbigen Bilder waren schön und preiswürdig. So sehr jedoch die Kraft der Zeichnung und die Farbe anzogen, diese alten Bilder wollten in ihrer für das 15. Jahrhundert geschaffenen Form dem deutschen Publikum des 19. nicht gefallen. Sie waren von Archäologen in den Vordergrund gestellt und fanden fast nur bei begeisterten Vertretern der mittelalterlichen Kunst, nicht aber im Volke Abnehmer. Auch die Versuche des Vereins vom heiligen Grabe, in kleinerer Form, die sich einem Gebetbuch anpaßt, ältere Vorbilder in freierer Form in Farbendruck nachzuahmen, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Der Druck ließ zu wünschen übrig; die Preise blieben ziemlich hoch.

Die Belgische Gesellschaft des hl. Lukas, die in planmäßiger Schulung eine Reihe von Künstlern groß zog, welche auf allen Gebieten kirchlicher Kunst stilgerechte Meisterwerke lieferten, fand in opferwilligen Verlegern nachdrückliche Unterstützung. Die Heiligenbilder der großen Geschäfte van

[1] Vgl. Organ XII (1862), 130; XVII (1867), 40 f.

de Wyvere-Petit zu Bruges-Lille und der Société de Saint Augustin, Desclée, de Brouwer et Cie. zu Lille entsprechen den übrigen Leistungen der großen Vereinigung christlicher Maler, Bildhauer und Architekten in Belgien. Sie sind in einem einfachen gotischen Stil gehalten, der strenge Formen, klare Linien und moderne Korrektheit der Technik miteinander zu verbinden sucht, zuweilen aber etwas leer und schablonenhaft erscheint.

In Deutschland versuchte man nach dem Eingehen des Martin Schön-Vereins verschiedene andere Wege. Das Schönste hat uns unstreitig Wien geliefert. Die Miniaturen des großen Missale von Reiß und die farbigen Holzschnitte von Knöpfler sind in jeder Hinsicht tadellos, ja das sagt zu wenig, sie sind alles Lobes wert, aber für das Volk, für die Schulkinder zu schön und zu teuer. Pustet hat in Wien einige Serien farbiger Heiligenbilder herstellen lassen, die noch preiswürdiger und vornehmer sind. Sie bieten das Allerbeste, was man im Fache der Heiligenbilder sehen kann. Aber eben darum konnten sie keinen Massenabsatz im Volke finden. Sehr gute Sachen derselben Art sind die Erzeugnisse des „Verlags des katholischen Waisenhilfsvereins in Wien", in neuester Zeit die zu Wien hergestellten, von Florenz aus vertriebenen Engel des Fra Angelico und andere Bilder derselben Art.

Für die Massenverbreitung arbeiteten dagegen besonders Benziger in Einsiedeln, Kühlen in M.-Gladbach und Poellath in Schrobenhausen. Letzterer hatte im Jahre 1887 einen Vorrat von 20 Millionen Bilder auf Lager und ließ nicht nur bei Kühlen, sondern auch bei Bauer in Höchst manches anfertigen. Während die besseren Wiener Bilder Farbenholzschnitte, darum teurer und feiner sind, liefern jene drei großen Firmen nur Farbendrucke, die mit Steinen hergestellt sind. Die klare, feste, einfache Konturzeichnung der Holzschnitte klingt freilich in den besseren Bildern noch durch, aber die koloristische Behandlung, wie sie auch in der modernen Malerei herrscht, gewann die Oberhand. Einflußreich war in dieser Hinsicht eine von Opbacher zu München begonnene Konkurrenz. Er gab auf Glanzpapier Brustbilder der Heiligen, die natürlich ausdrucksvollere Züge zeigten und modern gehalten waren. Daß man besonders in reicheren Mädchenpensionaten mit Eifer nach solchen Bildchen greifen werde, ließ sich erwarten. Von den übrigen Verlegern wurden sie nachgeahmt, ohne daß die Feinheit der Technik und die Güte der Zeichnung, die den Münchener Künstlern Ehre machten, durchgehends erreicht wurden. Sie führten einesteils einen richtigen Gedanken aus, steigerten anderseits das,

was wir als Erbfehler unserer modernen Bilderfabrikation ansehen, aufs höchste. Gut war, daß der enge Raum eines den Gebetbüchern unserer Zeit notwendigerweise angepaßten Bildchens berücksichtigt wurde. Statt ganzer Figuren und Gruppen sogar mit ornamentaler oder architektonischer Umrahmung erhalten wir nur ein Brustbild. Das Gesicht wird so groß, daß es Ausdruck erhalten kann, die Umrahmung aber stört nicht den Gesamteindruck. Wie oft ist in andern Bildchen diese Umrahmung ebenso stillos als anspruchsvoll! Das kommt zum großen Teil daher, daß unsern deutschen Bilderfabrikanten als Ideal vorschwebt, eine Miniatur oder ein kleines Gemälde zu liefern. Sie wollen mit der Maschine die Leistungen einer geschulten Künstlerhand nachahmen und ins Tausendfache vermehren. Die Lithographie ist leider bis jetzt eine reproduzierende Kunst gewesen. Wir besitzen darum noch keinen Meister, der den lithographischen Farbendruck in seiner Eigenart vollkommen begriff und künstlerisch ausbildete. Müßte denn nicht wie bei einem stilgerechten Holzschnitt oder Kupferstich auch die Natur der Platte, womit gedruckt wurde, vollkommen gewahrt bleiben, darf sie vertuscht werden? Strixner hat in seiner Herausgabe der Boisserée-schen Bilder in der Münchener Galerie freilich in vortrefflicher Weise den lithographischen Stein behandelt und die rechte Methode gelehrt. Er fand aber wenige Nachahmer.

Einen sehr wichtigen Versuch zur Reform der Heiligenbilder unternimmt soeben zu Wien die Leo-Gesellschaft. Ein Wagnis ist es, weil viel Geld, viel Kraft in das Unternehmen gesteckt werden muß, und weil neue Wege in einer seit vielen Jahren von leistungsfähigen Firmen betretenen Bahn nicht leicht zum erwünschten Ziele führen. Das wird durch zwei Umstände um so schwieriger. Erstens haben die alten bewährten Verleger ihre feste Kundschaft, die durch gewandte Reisende festgehalten wird; zweitens besitzen sie eine große Erfahrung, wodurch sie fast mit statistischer Genauigkeit berechnen können, was das liebe Publikum will, schön findet, kauft und gut bezahlt. Man muß in einem Bilderladen, einer Devotionalienhandlung zugesehen haben, wie Bilder ausgesucht und beurteilt werden. Ein großer Fabrikant mag noch so sehr für christliche Kunst, selbst für die Kunst des Mittelalters und ihre heutige Reproduktion begeistert, zu Opfern bereit sein, er bleibt aber Geschäftsmann, muß seinen Konkurrenten gegenüber und um seine Fabrik oder Kunstanstalt in Gang zu halten, für den Absatz sorgen, also dem Geschmack der Abnehmer sich wenigstens in einer Anzahl der Erzeugnisse anbequemen. Kunst geht nach Brot, und das

Kunsthandwerk hängt weit mehr als Idealisten und Schwärmer glauben vom Geschmack kauffähiger Besteller ab. Somit werden wir immer mit der Thatsache rechnen müssen, daß das, was heute gemacht und massenhaft verkauft wird, dem Geschmacke der Zeit paßt. Daß man ihn bilden, ihn veredeln soll, ist zweifellos. Je mehr er gehoben wird, desto besser werden unsere Bildchen. Geschmack und Bildchen sind eben Dinge, die sich gegenseitig beeinflussen. Je nach ihrem Geschmack kaufen die Leute, meist sind es nicht Männer, wenn man von der Geistlichkeit absieht, die angebotenen Bildchen; diese Bildchen aber sollen auch den Geschmack wenigstens allmählich heben. Ihn zu heben, einem geläuterten Geschmack entgegenzukommen mit vollkommeneren Gaben, ist das edle Bestreben der österreichischen Leo-Gesellschaft bei Herausgabe ihrer „klassischen Andachtsbilder". Ihr Programm sagt:

„Es sollen nur Bilder von hohem, allgemein anerkanntem Kunstwerte zur Veröffentlichung gelangen, welche zugleich inhaltlich geeignet sind, den religiösen Sinn des katholischen Volkes zu heben und seine Vorstellungsweise zu läutern, formell aber dem Stilgefühle unserer Zeit nicht widersprechen. Unter diesen Voraussetzungen werden (da es sich um ein Unternehmen handelt, welches den Katholiken aller Nationen zu gute kommen mag) die Kunstleistungen aller Völker und soweit thunlich aller Zeiten Berücksichtigung finden."

Hervorgehoben wird, daß im Vorrat „nur zum allergeringsten Teile allgemein bekannte Bilder enthalten sind, daß vielmehr ein Großteil überhaupt noch nie veröffentlicht worden war und endlich die weitaus größte Zahl aus solchen besteht, welche bisher dem Laien unbekannt und selbst dem Fachmanne schwer erreichbar waren".

Es „wird die Reproduktion derselben in der best erreichbaren Weise erfolgen — es sollen die modernen Errungenschaften auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste in ihrer Vollendung in den Dienst der Religion gestellt werden. Gemälde des k. k. Hofmuseums sind zumeist in Lichtdruck nachgebildet; andere Bilder wurden mit Zuhilfenahme der Photographie durch Steindruck vervielfältigt; auch der Kupferstich mußte herangezogen werden. Bei weitem die meisten Bilder sind jedoch durch Zinkographie oder Autotypie auf dem Wege des Buchdrucks hergestellt, mit welcher Aufgabe zwei Weltfirmen ersten Ranges: die Hof-Kunstanstalt Angerer & Göschl und die Druckerei Friedrich Jasper betraut worden sind. Alles in allem genommen, darf man behaupten, daß die vielgerühmte Kunst der Wiener Vervielfältigungsanstalten sich in unserem Werke auf der vollen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit gezeigt hat, nicht zuletzt auch nach der Seite hin, daß wir in der Lage sein werden, die einzelnen Bilder zu mäßigen Preisen abzulassen.

Hinsichtlich der Ausstattung ist weiter zu bemerken, daß wir, um dem allgemein herrschenden Geschmack entgegenzukommen, für nötig erachtet haben, jedes Blatt ohne Ausnahme irgendwie, sei es auch nur mit einem Tone, zu illuminieren. Für das Kolorit der altdeutschen Kupferstiche und Holzschnitte haben Dürer und andere zeitgenössische Meister das Vorbild gegeben; in andern Fällen trat eine

farbige Umrahmung hinzu, die sich regelmäßig an klassische Muster, wie besonders an französische Miniaturen des 15. Jahrhunderts, anschließt."

Ein Hauptziel ist „Hebung des ästhetischen Sinnes im Volke. Wie viele Tausende mag es geben, die nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben ein wahrhaft schönes Bild ihr eigen nannten! Und nun tritt der Bilderschatz der Leo-Gesellschaft gleich einem wandernden Museum an sie heran, bringt in die tiefsten Thäler, in die entlegensten Ortschaften, und die Allerärmsten werden nun in der Lage sein, sich in den Besitz von unerreicht treuen Nachdrücken eines Rafael, eines Dürer, eines Führich zu setzen, und sie werden vielleicht gerade durch den Gegensatz dessen, was sie bisher von religiösen Darstellungen gewohnt waren, sich an dem Besitz des Schönen mehr und mehr erfreuen, ja sich allmählich an das Schöne gewöhnen, wofür sie von Hause aus empfänglich sind, das ihnen bisher nur vorenthalten worden war.

Und ist es endlich zu kühn, zu glauben, daß dieser Fortschritt — wie man einen derartigen Umschwung wohl mit dem vollsten Rechte nennen darf — selbst nicht ohne günstigen Einfluß bleiben werde auf die künftige Richtung wenigstens der religiösen Kunst? Die wahre Kunst wurzelt im Volke, und ihr wird, was zur Hebung des Schönheitssinnes im Volke geschieht, früher oder später zu gute kommen."

Das sind schöne Grundsätze, Bestrebungen und Hoffnungen. Eine Musterung der vorliegenden Bilder legt beredtes Zeugnis ab für den Eifer und die Vielseitigkeit der Förderer und Leiter des Werkes. Die Verschiedenheit der Reproduktionsarten bietet großen Wechsel, die uns vorgeführten Meisterwerke sind vortrefflich. Einige Bilder sind auf glattes Papier, andere auf gekörntes oder geripptes gedruckt. Das mit Dornen gekrönte Antlitz Christi, ein Meisterwerk Dürers, ist so gedruckt, als wenn es auf Leinwand stände, erinnert also daran, daß der große Mann viele einfache, bemalte „Tüchlein" verkaufte. Die Vorlage zum frommen Bilde der heiligsten Dreifaltigkeit (der thronende Vater hält die hinsinkende Leiche des Sohnes in den Armen, um sie der Christenheit zu zeigen) ist dem Antipendium des berühmten Burgundischen Meßornates im kunsthistorischen Museum zu Wien entnommen. Die Reproduktion macht den Eindruck einer feinen Stickerei auf gewebtem Goldgrund. Sehr beachtenswert sind manche mit leichten Farben getönte Zeichnungen. Darin ist das System befolgt, welches Seitz in einer Reihe kleiner Heiligenbilder befolgte, die bei Herder erschienen[1]. Es knüpft an die alten kolorierten Holzschnitte an, betont die Kontur, füllt und hebt sie mit Farbe. Die in Quart (215 × 165 mm) gehaltenen Bilder der Herzen Jesu und Mariä haben den großen Vorteil, wirklich gedruckte Bilder zu sein und zu scheinen, die Art ihrer Entstehung nicht zu verleugnen und als kleine Kunstwerke ihrer Art sich zu präsentieren.

[1] Vgl. diese Zeitschrift 42 (1892), 233.

Wenn unsere Kritik sich nun erlaubt, auch ein Wort beizufügen, so geschieht es, um auf Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die dem Unternehmen nicht erspart werden können. Dürers Holzschnitte und Kupferstiche mit Farbe, ja mit Gold zu versehen, ist ein gefährliches Unternehmen. Der große Meister hat durch die hohe Vollkommenheit seiner Technik, durch seine Schattierung und Modellierung die Farbe älterer Holzschnitte ja überflüssig gemacht. Wird nicht das herrliche Blatt „Der hl. Hubertus" dadurch geschädigt, daß man ihm gekörntes Papier untergelegt und für die Waffen des Ritters und das Geweih des Hirsches Gold aufgelegt hat? Gemälde nicht einfach mit Grau oder Schwarz auf Weiß wiederzugeben, sondern im Tone nachzuhelfen, ist vortrefflich. Aber nur nicht zu viel mattes, körniges Gold, nur keine Umrahmung, die zum Stil und zur Zeit des Mittelstückes kaum paßt. Dann aber kommt zuletzt die Hauptsache mit der Frage: „Ist jedes Kunstwerk, das bei Gebildeten aller Nationen und Zeiten der Bewunderung sicher ist, in einer Reproduktion auch für das Volk als Andachtsbild, für deutsche Kinder des 20. Jahrhunderts als Zeichen des Fleißes verwertbar?" Die Frage wird in ihrer Allgemeinheit ohne weiteres von jedem mit „Nein" beantwortet werden. Hinsichtlich der einzelnen Bilder aber wird je nach den Umständen Verständigung leichter oder schwerer zu erzielen sein. Ein Bild, in dem der hl. Nikolaus von Bari die Familie eines Stifters der Gottesmutter empfiehlt, dürfte doch zu individuell sein, um volkstümlich zu werden. Dürers Madonnen werden unsere Zeitgenossen vielfach zu handgreiflich erinnern an deutsche Frauen und Verhältnisse, wie sie in Nürnberg vor dreihundert Jahren waren. Jedenfalls wird das Komitee sehr interessante Beobachtungen machen können, wenn es nach einigen Jahren berechnet, wie viele tausend Exemplare von jedem einzelnen Bilde abgingen. Das wird uns einen neuen Maßstab bieten zur Beurteilung des Geschmackes, des Willens und der Bereitwilligkeit der Masse der Käufer. Diese erste „Emission" soll gleichsam das Terrain sondieren. Sie gleicht zahlreichen, weit vorgeschobenen Posten, die Fühlung suchen mit der andern Armee. Mag auch nicht jedes einzelne Bild Erfolg erringen, es bleibt doch ein Teil des groß angelegten Planes, eines [illegible] Unternehmens, das bis dahin in seiner Art seinesgleichen nicht hatte. Unser dringender Wunsch geht darum dahin, Geistliche und Lehrer möchten das Unternehmen unterstützen helfen, damit an diesen ersten Proben reiche Erfahrungen gesammelt und mittelst derselben der rechte Weg klar gestellt werde.

Die große Kunstanstalt von B. Kühlen in M.-Gladbach, die wohl im Fache der Heiligenbildchen obenan steht, hat durch eine Reihe von Veröffentlichungen in letzter Zeit bewiesen, mit welchem Ernst und Eifer ihr Leiter und Besitzer der echten christkatholischen Kunst zu dienen gewillt ist. Seine Rosa mystica ist eine treffliche Leistung. Ihre sechzehn von Bernhard Kraus gezeichneten Blätter schildern in richtigen, energischen Zügen nach Art der Holzschnitte des ausgehenden 16. Jahrhunderts die Geheimnisse des Rosenkranzes[1]. Wertvoll sind die beiden von Commans gezeichneten, dem Franziskanerorden gewidmeten Werke[2]. In dem ersteren hat der erfahrene Meister zwölf Heilige des Ordens in großer Gestalt gegeben. Dieselben Zeichnungen von 19 × 33 cm sind dann auf $14^1/_2 \times 25$ und auf $10 \times 17^1/_2$ cm verkleinert worden. Jedes der großen Blätter kostet 20 *Pf.*, jedes der kleineren 12 resp. 6 *Pf.* Die Mappen mit je 12 Bildern kosten *M.* 2.50, 1.50 und 75 *Pf.*, leider noch immer etwas viel, wenn eine Massenverbreitung erfolgen soll. Sehr erfreulich ist das erste Blatt: S. Bonaventura, Doctor Seraphicus. Der Heilige sitzt lehrend neben seinem Pulte. Die edle Konturzeichnung aber ist mit einigen leichten Farben reinlich und harmonisch gefüllt. Das ist ein Blatt, wie wir es für unser Volk wünschen, einfach, vornehm und doch anspruchslos. Das zweite Werk Commans' hat bedeutend gewonnen, weil Kühlen, in dessen Verlag es überging, eine zweite Tonplatte über die Blätter gehen ließ, wodurch sie nun aufgehöhte Lichter haben und weit mehr Leben zeigen. Schreiber meint seit langer Zeit, in diesem System klar gezeichneter Bilder mit wenigen lebhaften Farben lägen die Keime zu einem rechten Fortschritt. Das zur Vollendung ausgereifte, ebenso schöne als stilvolle, billige und wirksame Heiligenbildchen der Zukunft müsse durch Pflege und Weiterentwicklung dieses Systems gewonnen werden. Die beiden v. Oer-Serien mit je 6 Darstellungen (Größe $7 \times 12^1/_2$ pro 100 *M.* 2.40, $5^1/_2 \times 19$ pro 100 *M.* 1.60) reproduzieren Gemälde der bekannten Malerin. Sie betonen die Konturen, sind trotz ihrer vielen Farben und obwohl auf einzelnen Blättchen viele Figürchen sich drängen, recht rein gedruckt, ansprechend und wirklich billig. Wer sich darin ergiebt, daß in den Heiligenbildern den Miniaturen eine Konkurrenz gemacht, auf minimalem Raum ein farbiges Gemälde mit der Maschine reproduziert wird, der muß solchen

[1] Vgl. diese Zeitschrift 56 (1899), 236.
[2] Vgl. a. a. O. 40 (1891), 487; 49 (1895), 334.

Leistungen mit voller Anerkennung entgegenkommen. Sie bieten den Käufern das, was diese heute nun einmal suchen, und zwar so, daß echte Kunst, Ernst und Belehrung in ihren wesentlichen Rechten nicht beeinträchtigt werden. In der Art belgischer Bildchen, aber tiefer und energischer hinsichtlich der Farbe, ist die neue Serie 1070 mit Darstellungen des Herrn, seiner Mutter und der lateinischen Kirchenväter. Fünf Bildchen einer neuen Serie 1003 erinnern doch sehr an Kleinsche Zeichnung und Wiener Art. Der Farbenholzschnitt ist in glücklicher Art in lithographischen Farbendruck umgewandelt und ein billiges Resultat erzielt.

Ein weiter Weg führt von den ältesten Heiligenbildchen im einfachen Holzschnitt und Kupferstich mit dünner Farbengebung bis zu solchen Leistungen auf Glanzpapier mit zehn, zwölf und noch mehr glänzenden Farben, mit Gold in den Nimben und Hintergründen. Vierhundert Jahre liegen dazwischen. Wir sind anspruchsvoller. Die Fortschritte der Technik wagen jedem Anspruch Genüge zu leisten. Lassen wir uns nur nicht zu weit hinreißen durch das, was den Sinnen schmeichelt. Vergessen wir nie, daß im christlichen Kunstwerk, besonders in dem für unser Volk bestimmten, die Idee, der Inhalt die Oberhand behalten muß, daß unsere Dogmen Ernst, daß unsere Sittenlehre unausgesetzt Enthaltsamkeit und Mäßigung predigen. Auch abgesehen vom erziehlichen Zwecke, dem Heiligenbildchen doch dienen sollen, gilt selbst vom rein künstlerischen Standpunkt die Regel, man solle besonders in Dingen, die für das Volk bestimmt sind, mit geringen Mitteln Großes erstreben. Nur wer das Sinnenfällige auf das Nötigste beschränkt, ist ein großer Künstler. Kleine Geister suchen durch Reichtum und Pracht die edeln Formen der Schönheit zu ergänzen, deren Mangel durch Nebendinge scheinbar zu ersetzen. Unserem Volk, unsern Kindern ziemt das Beste in einfacher Form, auch wenn es sich nur um kleine Heiligenbildchen handelt.

Steph. Beissel S. J.

J. K. Huysmans und seine „Kathedrale“.

„Was halten denn Sie von dem so hochgepriesenen Buch des jetzt auch in Deutschland wiederholt von Freund und Feind auf den Leuchter gehobenen Huysmans? Ich weiß wirklich nicht, was ich aus dieser ‚Kathedrale‘ machen soll — eine Kirche, ein Museum oder eine Zwingburg.“

Wie diesem Freunde wird es noch manchem Leser des Werkes ergangen sein, der es auf die Lobpreisungen der verschiedensten Blätter hin als eine epochemachende Schöpfung des modernen katholischen Genius in Frankreich genießen wollte. Wie mancher wird über die ersten 50—100 Seiten überhaupt nicht hinausgekommen sein und das Buch schließend gedacht haben: Nun, wenn das die moderne Litteratur sein soll — ich danke, kurzweilig ist sie jedenfalls nicht.

Das Befremden des nicht eingeweihten Lesers dieser eigentümlichen Schöpfung hat einen Hauptgrund darin, daß er sie mit dem Erwarten öffnet, einen Roman oder wenigstens so etwas wie eine Erzählung im hergebrachten Sinne in Händen zu haben. So liest er denn Seite um Seite, kämpft sich durch Sturm und Regen und Finsternis vor bis in die Kathedrale, kniet erschöpft mit dem Helden vor dem alten Gnadenbild nieder, und in Erwartung, daß „die Mutter aufwache“, studiert er mit ihm die Lichteffekte der ersten Dämmerung in den hohen bunten Fenstern und ruft sich mit ihm die Geschichte der Erscheinungen von La Salette und Lourdes sowie die späteren Schicksale dieser Gnadenorte ins Gedächtnis; er vergleicht Lasserres minderwertige Prosa mit dem glänzenden, fürchterlich auflagereichen Stil Zolas und merkt unterdessen, daß das Lichtspiel in den Fenstern lebhafter und der Zuzug frommer Beterinnen lebendiger wird. Durch 40 Seiten hat er sich so glücklich hindurchgelesen und lebt der Hoffnung, nun müsse sich endlich doch irgend etwas anspinnen, was dem Faden einer Erzählung gleichen könnte. Natürlich sieht er sich immer und immer wieder in dieser Hoffnung getäuscht; denn die Reflexionen über Archäologie und vieles andere heben auch in der Krypta wieder an, in die der Held sich nach dem ersten Kapitel hinabbegiebt. Eine tief religiöse Beschreibung oder vielmehr Betrachtung der Zeremonien der heiligen Messe (92—99) wird den Leser erbauen, aber er wird es Erbauung zur Unzeit nennen.

Für den Eingeweihten giebt es solche Enttäuschungen nicht. Denn wer Huysmans und seine letzten Werke kennt, weiß, daß der Dichter eben keine Romane oder Erzählungen schreiben will, daß er bereits seit seinem A rebours (1884) aufgehört hat, so ausgetretene Pfade zu wandeln, wie dies auch der allermodernste Roman doch thut, wenn er irgend eine Handlung zum Gegenstand hat. In A rebours heißt es zur Charakteristik der Art, es sei eine Schilderung „ohne Hinblick auf Reform oder Satire, ohne Bedürfnis eines künstlich hergerichteten Schlusses, eine Geschichte ohne Intrigue und Handlung“. Es sind lose aneinandergereihte, meist durch eine Persönlichkeit wohl oder übel zusammengehaltene Blätter,

in denen der Verfasser bald den Künstler bald den Gelehrten bald den Moralisten u. s. w. hervorkehrt, wie es ihm eben paßt. Das „ohne Hinblick auf Reform" darf nicht zu sehr gepreßt werden; Huysmans mag wollen oder nicht, er sagt doch seine Meinung nur deshalb so entschieden, daß man sie höre und in Betracht ziehe. Außerdem muß bei der „Kathedrale" berücksichtigt werden, daß sie kein für sich allein dastehendes Buch ist. Sie bildet den dritten Teil eines noch nicht fertigen Ganzen; sie übernimmt aus den vorhergehenden Bänden den Helden in einer gewissen Geistesverfassung und entläßt ihn nach einigen inneren, nicht abgeschlossenen Kämpfen zu einer neuen Lebensstation, auf der er vielleicht endlich den Frieden findet. 1891 erschien der erste Teil dieses großartig angelegten autobiographischen Seelengemäldes unter dem Titel Là-bas, der uns einen Modernen im letzten Stadium der Verirrung und dem ersten noch irrenden Tasten zum Ausgang schildert. Der Held ist Durtal, „der Typus einer Geistesstimmung des modernen Frankreichs, die nicht wenige und nicht die Schlechtesten der Nation ergriffen hat.

„In Là-bas, wo er uns zuerst entgegentritt, ist er noch nicht viel mehr, als ein begabter junger Schriftsteller, der, im ganzen genommen, das sittenlose Leben seiner Genossen gelebt hat. Wenn er sich davon abgewendet hat, so ist das weniger ein positiver Willensakt denn eine Erschlaffung aus Übersättigung. Dennoch ist er nicht am Ende seines Lebensinteresses angekommen. Er schreibt die Biographie eines gewissen Gilles de Rais, und stückweise, wie es entsteht, wird das Manuskript dem Leser mitgeteilt. Als Motto vor dieser Biographie könnte das Platensche Wort stehen: ‚Abgründe giebt es im Gemüte, die tiefer als die Hölle sind.' In diese Abgründe — daher Là-bas — versenkt sich Durtal und zwar nicht nur, soweit er sich über sie aus den Dokumenten über seinen unheimlichen Ritter aus der Zeit Karls VII. unterrichten kann, sondern auch im wirklichen Leben. Denn im modernen Paris giebt es Anhänger des Katholizismus à rebours, des Satanismus, jener seltsamen Geistesrichtung, die Gott und alles Heilige in der furchtbarsten Weise lästert, aber nicht aus Unglauben, sondern weil sie eben an einen Gott glaubt. Was man in diesem Buche über den Satanismus und seinen Dienst, die schwarze Messe, lesen kann, geht weit über alles hinaus, was sich die Phantasie eines Durchschnittsmenschen zu ersinnen vermag, und trägt schon darum den Stempel der Wahrscheinlichkeit. [?] Durtal geht in diesem graufigen Hexensabbat nicht unter. Er bewahrt stets die kühle Ruhe des unbeteiligten Beobachters. Nachdem er aber so die Erde und die Hölle durchwandert hat, ist man nicht erstaunt, in dem nächsten Buch ihn nach dem Himmel ‚unterwegs' zu finden." [1]

Dieses Buch trägt darum den Titel En route. Durtal sucht den Frieden in der Kirche und zwar in erster Linie dort, wo er nach poetischen Ideen am ehesten zu finden ist. Er zieht sich aus dem litterarischen Getriebe der Weltstadt zurück und bringt einige Zeit in einem Trappistenkloster zu, wo er mit großem Trost das Leben der Mönche teilt. Aber er ist trotz seines Hanges zur Betrachtung und Absonderung keine Natur für La Trappe, und so findet er auf die Dauer nicht das Gesuchte. Er kehrt nach Paris zu seinem Freund und

[1] Vgl. „Liter. Echo" I, 1208.

Seelenführer zurück und lebt in der Nähe eines stillen Gnadenbildes, N. D. de l'âtre, nur seinen Studien und seiner Seele. Zu Anfang der „Kathedrale“, dem dritten Bande dieser religiösen Entdeckungsreise, finden wir Durtal schon seit einigen Wochen in Chartres.

„Seit er von La Trappe nach Paris zurückgekehrt war, lebte er in einem schrecklichen Zustand geistlicher Anämie. Die Seele hütete das Zimmer, stand kaum auf, dehnte sich auf einer Chaiselongue, schläferte hin in der Lauheit einer Entkräftung, welche das Geplapper des ganz mündlichen Gebetes noch mehr einlullte, eines Gebetes, das sich abwickelte wie eine aus dem Geschick gebrachte Maschine, deren Feder von selbst läuft und sich, ohne daß man daran rührt, im Leeren bewegt. Einigemal freilich gelangte er aus Empörung dazu, sich zusammenzunehmen, das in Unordnung geratene Uhrwerk seiner Bitten anzuhalten, und er versuchte dann sich zu erforschen, sich aus einiger Höhe selbstzubeschauen, mit einem Blicke die verschwommenen Perspektiven seines Wesens zu umfassen. Und vor den im Nebel verlorenen Wohnungen seiner Seele dachte er an eine seltsame Verschmelzung der Offenbarungen der hl. Theresia und der Erzählungen Edgar Poes“ (40).

Und wie er so sein innerliches Elend überdenkt, kommt er zum Schluß:

„La Trappe hat mich gebrochen. Es hat mich von der Begierlichkeit befreit, aber nur um mich mit Krankheiten zu überhäufen, die ich nicht kannte, bevor ich bei ihm in Behandlung war. Es, das so demütig ist, hat mir die Eitelkeit vermehrt und den Stolz verzehnfacht; dann hat es mich ziehen lassen so schwach und müde als je; seitdem habe ich diese Schwäche nicht mehr überwinden können, noch nie habe ich der mystischen Stärkung [der heiligen Kommunion], die mir so nötig ist, wenn ich Gott nicht absterben soll, Geschmack abgewinnen können. Und zum hundertsten Male fragte er sich: Bin ich wirklich glücklicher als vor meiner Bekehrung? und mußte trotz allem — wollte er nicht lügen — diese Frage bejahen“ (44).

Um aus sich selbst klar zu werden, suchte Durtal wieder den Abbé Gevrésin auf, den er vor seiner Reise nach La Trappe kennen gelernt hatte. Dieser übernahm dann auf seine Bitte vollständig seine Seelenleitung und befahl ihm trotz seines „Unverlangens“ zu kommunizieren. Dieser Abbé Gevrésin ist eine ungemein sympathische Figur, in gewissem Sinne ein Musterpriester und Seelenführer, sanft, fest, mitleidig, voll Welt- und Menschenkenntnis und auch so gebildet, daß er dem schwer zu befriedigenden Durtal imponiert. Seine Grundsätze sind trefflich, in der Anwendung hält er sich frei von jeder Übertreibung und Übereilung; er steht dem Gebaren seines Beichtkindes mit einer geduldigen Ruhe gegenüber, sucht mehr in der alten Richtung zu erhalten, als in eine neue zu drängen, ehe er die Zeit gekommen sieht. Aus der ganzen Schilderung dieses Charakters ersieht man, daß Huysmans hier mit dankbarem Herzen porträtiert hat. Neben der Leitung dieses Geistlichen nimmt bei Durtal aber noch eine andere Leitung eine nicht unwesentliche Stelle ein: die der Köchin des Pfarrers, Madame Céleste Bavoil. Ist Gevrésin in gewissem Sinn der offizielle Fachmann in der Führung, der nach bewährten allgemein gültigen Vorschriften gleichsam spekulativ-praktisch vorangeht, so ist die Köchin die subjektive, nach eigenen Er-

fahrungen handelnde, mit ihrem aus außerordentlich hoher Mystik und dabei einem seltenen gesunden Menschenverstand eigentümlich gemischten Wesen, ihrer entschieden kurz angebundenen und doch gütigen Art für den mystisch grüblerisch angelegten Durtal wie eigens geschaffene Seelenmutter. Ob Durtal wirklich jemals ein solches Exemplar von Frau gekannt hat, mag füglich bezweifelt werden; jedenfalls aber hat er es verstanden, sie uns, bis auf einzelne Kleinigkeiten vielleicht, recht glaubhaft zu machen. Außer dem bis auf das durchscheinende Fischbein des Korsetts genau beschriebenen Äußeren der Dame, giebt uns Durtal auch die Geschichte ihrer Seele. Die Jahre ihrer Jugend hat sie auf Wallfahrten durch ganz Europa zugebracht.

„Wo immer die Jungfrau ein Heiligtum hatte, dorthin begab sie sich, ein Päckchen mit Wäsche in der einen Hand, einen Regenschirm in der andern, ein Kreuz von Weißblech auf der Brust, einen Rosenkranz am Gürtel. Laut einem Taschenbuch, in das sie jeden Morgen schrieb, hatte sie auf diese Weise 10 000 und 500 Meilen zu Fuß zurückgelegt“ (47).

Auch jetzt, wo sie durch eine wunderbare Fügung des Himmels den Haushalt des Herrn Gevrésin übernommen hat, lebt sie streng wie eine Nonne von Milch, Brot und Honig. Sie ist eine große Mystikerin, steht mit Christus und den Heiligen im innigsten Verkehr und weiß aus dem Leben der der Mystik ergebenen Heiligen und ihren Werken die schönsten Züge und Betrachtungen zu erzählen. Besonders hat sie einen Liebling, dessen Aussprüche und Beispiele sie bei jeder Gelegenheit anführt: und das ist die ehrwürdige Jeanne de Mantel, deren eigentümliches Leben uns später von Durtal, den sie ebenfalls für diese Heilige begeistert hat, ausführlich erzählt wird.

Pfarrer und Köchin wollten eines Tages nach La Salette pilgern und drängten Durtal, sich dieser Wallfahrt anzuschließen. Er that es, und seit jener Zeit war das geistige Band, das sich um diese drei Personen schlang, noch viel fester geworden. Da drohte plötzlich die Trennung. Der neue Bischof von Chartres war einer der ältesten Freunde des Abbé Gevrésin und ließ diesem keine Ruhe, ihm als Domherr in seine neue Diözese zu folgen. Nur ungern riß sich der Pfarrer von seiner stillen aber segensreichen Pariser Thätigkeit los, und er sowohl als die Haushälterin lassen nun nicht nach, auch Durtal zur Übersiedlung in die Provinzstadt zu bewegen. Madame Bavoil weiß die geistlichen Vorteile eines Aufenthaltes in der Nähe des großen Gnadenbildes U. L. Frau von Chartres auf das entschiedenste geltend zu machen. Und was Durtals Kunststudien angehe, meint Gevrésin, so könne die Stille der Provinz diesen nur günstig sein. Durtal freilich sträubt sich gegen einen solchen Wechsel — er fürchtet die Provinz, aber schließlich giebt er nach, und so ist er in Chartres, wo er einen kleinen Haushalt einrichtet, den ihm eine von Madame Bavoil ausgesuchte, geschwätzige, ungebildete Person führt, an der er ein schweres Kreuz zu tragen hat. So lebt er hier wie in Paris bald wieder ausschließlich seinem inneren Menschen und seinen Studien, die die Kunst und die Hagiographie zum Hauptgegenstand haben. Sein Verkehr beschränkt sich auf seinen geistlichen Vater, dessen Köchin und einen

jungen Kaplan, den Abbé Plomb, der ihm in seinen Forschungen über die Kathedrale behilflich ist. Auch Abbé Plomb ist eine, wie es scheint, dem Leben entnommene, sehr sympathische Figur. Schön ist er nicht mit seiner schweren Brille, und in seinen Bewegungen ist er ebenso eckig wie in seinem Benehmen befangen. Aber er braucht nur den Mund zu öffnen, um merken zu lassen, daß er ein fein gebildeter Geist ist. Was ihn für Durtal unersetzlich macht, ist sein ausgedehntes Wissen über die Kathedrale von Chartres. Was Gevrésin und Madame Bavoil ihm für die Mystik der Seele, das ist ihm Plomb für die Mystik der Kunst. Denn das muß hier ein für allemal gesagt werden: Durtals erstes und letztes Wort ist Mystik. Vom Standpunkt der Mystik wird Welt und Leben, Kunst und Wissenschaft beurteilt. Die mystischen Heiligen sind seine Heiligen, die mystischen Künstler sind seine Künstler, und wenn Paul Verlaine ihm als Dichter so hoch steht, geschieht es, weil dieser seit dem Mittelalter die ersten mystischen Verse gemacht hat. Nur einigemal und aus ganz besondern Gründen tritt einmal ein anderer Maßstab als die Mystik in Thätigkeit. Als eine Universitas artium, ein monumentaler Abriß der ganzen kirchlichen Kunst tritt für Durtal die Kathedrale von Chartres immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses; sie könnte man füglich die eigentliche Heldin des Buches nennen, in deren Betrachtung, Deutung und Lobpreisung der ganze Durtal aufzugehen scheint. Auf die Dauer aber werden die Kunstphantasien immer mehr von den bittern Wogen seiner innerlichen Schwermut und Unentschlossenheit durchbrochen. Sein Verkehr mit dem Himmel ist kein befriedigender, das Gebet ist voller Zerstreuung, ohne Andacht und ohne Trost; die Arbeit ist Stückwerk; er kommt zu nichts Ordentlichem. Alles scheint ihm etwas Provisorisches, ein ruheloses und zielloses Wandern. Nein, sagt er sich schließlich, so kann er nicht weiterleben. Er muß etwas anderes versuchen, Ort, Verkehr und Beschäftigung wechseln, und so entscheidet er sich denn, wie einst mit dem ganz beschaulichen La Trappe, so jetzt einen Versuch mit dem beschaulich-thätigen Solesmes zu machen. Mit der Abreise dorthin schließt der Band. Wir haben also wiederum auch hier bloß eine Etappe auf dem Weg zum inneren Frieden des Neubekehrten vor uns. Im Grunde sind wir auch jetzt noch immer en route, und es sollte uns wundern, wenn der neue Versuch im Benediktinerkloster wirklich der letzte wäre. Wir können uns nach der Charakteranlage Durtals ganz gut denken, wie nach dem beschaulich-thätigen Solesmes noch ein vorwiegend thätiges Erziehungshaus oder eine Missionsreise an die Reihe kommen könnte. Wir würden so aus allen religiösen Lebenskreisen und Berufsarten Stimmungsbilder und kritische An- und Aussichten empfangen. In der That, Stimmungsbilder und Kritik sind Kette und Einschlag des Huysmansschen Gewebes, auf das er dann seine Kathedrale zeichnet, welche ihm doch schließlich die Hauptsache zu sein scheint. Wenigstens füllen die Abhandlungen über sie und über noch allerlei, was mit ihr mehr oder minder zusammenhängt, den größten Teil des Buches. Wer dieses Buch selbst nicht gelesen hat, kann unmöglich auch nur ahnen, was er in demselben finden wird. Man sollte eigentlich zu leichterem Gebrauch wie bei wissenschaftlichen Werken am Schluß ein Verzeichnis der behandelten Gegenstände beifügen. Die

Stichwörter dieses Verzeichnisses würden eine kleine Encyklopädie bilden. In die eigentliche Handlung verwoben ist das Wenigste, das Meiste nur sehr lose eingeschoben und höchstens durch die Persönlichkeit des „Helden“ verbunden. Man vergißt oft förmlich, daß man ein belletristisches Buch vor sich hat, und vermeint mit einer Monographie im gelehrtesten Abhandlungsstil beschäftigt zu sein. Auf einmal wird man dann aus allen Illusionen gerissen, indem man plötzlich liest: se disait Durtal oder se remémorait Durtal oder pensa Durtal oder rumina Durtal u. s. w., wodurch man dann inne wird, der Verfasser gebe uns all sein Wissen durch die Hand eines fingierten Dritten. Hier nur einige Andeutungen über die Menge und Art der behandelten Gegenstände. Wir übergehen natürlich die Hauptteile, d. h. alles was die Kathedrale von Chartres, ihre Geschichte, Architektur, Symbolik, ihre Vorzüge vor andern Kathedralen u. s. w. betrifft. Nur auf zufällig Erwähntes sei hingedeutet.

Wollen Sie über die Stellung der Kanoniker in Frankreich Aufklärung? Lesen Sie, bitte S. 56—60; interessiert es Sie, über die falsche Art der Hagiographie aufgeklärt zu werden? Sie finden Aufschluß S. 113 f., 135 ff., 139 ff.; Sie kennen nicht die Symbolik des Weihrauchfasses? S. 131 können Sie durch Honorius von Autun belehrt werden; Sie möchten gerne das Nähere über Farbensymbolik erfahren? Schlagen Sie nach S. 187 ff. Ein Abriß der mittelalterlichen deutschen Malerei gefällig? Bitte bemühen Sie sich auf S. 361 ff. Vielleicht ziehen Sie ein Charakterbild Salomos vor? S. 340 werden Sie bedient; Sie möchten einen Küchengarten mit mystischen Pflanzen anlegen? Gut, S. 273 ff. wird Ihnen ein ausführlicher Katalog aufgestellt. Wahre und falsche Frömmigkeit möchten Sie unterscheiden lernen? Das Buch lehrt Sie S. 171 ff. wenigstens die letztere kennen. Moderne Andachtsstatuen sind Ihnen ein Greuel? Sie werden sich freuen, S. 154 eine Meinungsäußerung Durtals über denselben Gegenstand zu finden. Auch in der Kirchenmusik ist er bewandert, wie S. 155 f. zeigt. Wissen Sie, warum Katharina Emmerich eine primitive ist? Antwort S. 294 ff. Natürlich ist Fiesole Ihr Liebling und seine Krönung Marias Ihr Herzblatt; um so mehr wird die Mitteilung eines förmlichen Artikels über diesen Gegenstand nebst nachfolgendem Gespräch über den Artikel (S. 175—205) Sie entzücken. War Ihnen bisher schon der symbolische Unterschied zwischen dem romanischen und gotischen Stil klar? Nun, dann lesen Sie S. 65—70, 167 f., Sie werden finden, daß der eine das Alte, der andere das Neue Testament bedeutet; über den Ursprung des Gotischen können Sie vielleicht S. 60 ff. etwas erfahren. Die Schule von Beuron und ihr Kreuzweg ist Ihnen nicht unbekannt, und so werden Sie erfreut sein, ihnen auch hier S. 377 f. zu begegnen. Was S. 376 gegen den Maler Tissot und das Mamesche Bildwerk gesagt wird, wird Ihnen je nachdem gefallen oder zu schroff scheinen, wie Sie auch sonstige Urteile mit einigem Kopfschütteln anhören werden. Über das Meiste freilich steht mir und auch Ihnen kein Urteil zu, es sei denn, Sie wären ein Archäologe, Mystiker, Architekt und Kunsthistoriker und noch einiges andere von Fach.

Was immer indes man gegen dieses Buch von der „Kathedrale“ sagen kann, eines darf nicht gesagt werden: es fehle ihm an eingehender Kenntnis der Fachlitteratur. Sowohl über Gotik im allgemeinen als über die französischen gotischen Kirchen im besondern ist Durtal auf dem Laufenden, wie nur wenige;

die Kathedrale von Chartres und was über sie in alter und neuer Zeit geschrieben wurde, ist mit schwärmerischer Liebe durchforscht, so daß schon Stimmen laut wurden, als sei etwas zu viel fremde Wissenschaft in diese Partie des Buches geraten. Aber nicht bloß Architektur, Malerei und Bildhauerei scheinen das Fachstudium Durtals zu sein, sondern vor allem auch das mit der mittelalterlichen Kunst so eng verbundene Geistesleben der Mystiker, Symboliker und Asceten. Da finden wir neben St. Theresia und Maria Agreda die Lebensbeschreiber gottbegnadeter Jungfrauen angeführt, deren Namen kaum bekannt sind; wir hören was Durandus meint und St. Meliton sagt, was der Anonymus von Clairvaux und St. Ambrosius denken, was Katharina Emmerich behauptet und die hl. Hildegard lehrt; wir lesen die Ansicht der hl. Mechtild und die Gebete des Gaston Phoebus u. s. w. Über irgend eine symbolische Bedeutung zählten wir nicht weniger als 14 verschiedene Meinungen uns meist unbekannter mittelalterlicher Schriftsteller.

So ist denn dieses Buch vielleicht ganz lehrreich für jene, die sich für die behandelten Gegenstände interessieren; es setzt aber bereits eine gewisse Bekanntschaft mit den verschiedenen Stoffen voraus, und so engt sich doch wieder der Kreis jener ein, welche das Ganze mit der nötigen Aufmerksamkeit durchlesen werden. Daß die Lesung auch dann noch eine nicht gerade leichte und fesselnde ist, wird wohl von allen zugegeben werden, welche den Versuch gemacht haben. Selbst die autobiographischen Intermezzi sind nicht danach angethan, den Geist von den wissenschaftlichen Ausflügen zur Ruhe und Frische kommen zu lassen. Sie führen immer wieder in eine ungemütliche, schwankende, zweifelnde, drückende Geistesstimmung, wie sie Leuten eigen ist, die noch nicht die große zwingende Lebensaufgabe für sich gefunden haben und die wie Mühlsteine, die kein Getreide zu zermalmen finden, sich selbst zerreiben. Durtal selbst bezeichnet die Stimmung und den Ausdruck derselben sehr treffend als manie raisonneuse de son verbiage, qui mâche à vide (231), bis Abbé Gévrésin durch den Hinweis auf das Benediktinerkloster ihm eine substantielle pâture giebt. Manie raisonneuse und verbiage sind glückliche Ausdrücke.

Etwas lebhafteres Interesse durchblitzt die trübe Atmosphäre, wenn Durtal seinem kritischen Hange folgt und mit Unbefangenheit seiner Meinung Ausdruck giebt. Dabei wird er oft heftig, scharf — oder auch bisweilen massiv. Wenn wir an Stelle des Abbé Gévrésin oder seiner Beraterin, Madame Bavoil, gewesen wären, so hätten wir jedenfalls die Aufmerksamkeit des geistlichen Neulings Durtal auf diesen kritischen Pruritus gelenkt und ihm dessen energische Bekämpfung als vorläufige ascetische Aufgabe gestellt. Und was unterliegt nicht alles seinem kritischen — doch bleiben wir höflich und sagen: seiner kritischen Zuchtrute?

Es wird gebeten, einen Artikel über die Primitives de l'Allemagne zu schreiben. Er öffnet sein Reisetagebuch, worin er über die Bilder der verschiedenen Museen seine Eindrücke an Ort und Stelle eingetragen hat. Da ist z. B. das zusammenfassende Urteil über die Kölnische Schule. Man muß solche Stellen wie überhaupt das ganze Buch im Original lesen. Die einzelnen Ausdrücke be-

dingen nicht in letzter Linie dessen Eigentümlichkeit: A chaque page du carnet, sa surprise s'attestait en des termes plus véhéments, de la fausseté des idées acquises, des rengaines débitées depuis tant d'années sur ces peintures.

Da hat ein Schriftsteller den andern zu überbieten gesucht im Lobe dieser Schule. Auch Durtal war voreingenommen an die Bilder herangetreten ... aber jetzt noch erinnerte er sich an sein ahurissement, als er nun wirklich in dem Museum stand. Schon beim Verlassen des Zuges hatte seine Enttäuschung begonnen. In einer Nacht war er von Paris nach Köln gekommen und hatte unbedeutende Straßen durchwandert, deren Kellerlöcher Gerüche von Sauerkraut ausströmten, und war nun auf den großen Platz gelangt, der durch die Firmenschilder der Farina geschmückt ist, — er stand vor cette fameuse cathédrale; et il avait bien dû s'avouer que cette façade, que cet extérieur était un ressemelage et un leurre. Tout était retapé, tout était neuf; et cette basilique n'arborait aucune sculpture sous ses évents; elle était symétrique et bâtie au cordeau; elle offensait par ses contours secs, par ses lignes dures. Das Innere gefällt ihm etwas besser. Dort in einer Kapelle in der Nähe des Chores wurde gegen Eintrittsgeld le tableau célèbre de l'école allemande, le dombild de Stéphan Lochner ... gezeigt. Et l'ahurissement de Durtal avait alors dépassé le possible. Die auf diesen Ton gestimmte Beschreibung lese man im Buche selbst nach. Il était tout ce que l'on voulait, ce tableau, de l'art lisse et ciré, froid sous sa couleur vive; il était une oeuvre méticuleuse, adroite, mais nullement religieuse; il sentait la Décadence, le travail fignolé, le compliqué, le joli, et non le Primitif. Und nun neue Beschreibung des Hauptbildes. Von den Flügeln heißt es, es sei besser, sie nicht zu beschreiben.... Que penser d'ailleurs de cette sainte Ursule, au front renflé tel qu'un verre de ventouse ... flanquée d'autres créatures, déhanchées comme elles et trouant, avec des nez en pied de marmite, les vessies de graisse blanche qui leur servaient de face? Schlußurteil: insens mystique (361 ff.).

Nachdem Durtal auch das städtische Museum mit dem bewußten ahurissement gesehen, kommt er zu dem Schluß: que l'école de Cologne n'avait acquis le sentiment mystique qu'après avoir subi l'influence des Flandres (364). Cette école colonaise, on peut la résumer ainsi, fit Durtal: elle est l'incontinence du capiton et du satiné l'apothéose du roublard et du bouffi; et cela n'a rien à voir avec l'art mystique, proprement dit. Etwas später heißt es noch einmal les saindoux sucrés de Cologne (365), le sirop de flor des premiers peintres de Cologne! (367.)

Von der Gothaer „Messe des hl. Gregorius" meint Durtal, „aus ihren Gesichtern gehe ein Accent des Glaubens, wild und eigensinnig, hervor; c'était âpre au goût, c'était le vin bleu de la mystique. Ah! le souffle mystique ... combien le possédèrent? ruminait Durtal. En Allemagne il a surgi chez les bandits de la peinture. Und damit schließt er sein Carnet de voyage.

Aber er denkt und ruminiert weiter über die Italiener und Vlamen. Roger van der Weyden ist das Höchste. Er und Angelico sind die wirklichen Mystiker. Und Seite um Seite erhalten wir nun einen Abriß der Geschichte der Malerei bis zu dem Franziskusbilde von Zurbaran im Lyoner Museum: c'était de l'art de tortionnaire, le delirium tremens de l'ivresse divine, ici-bas (375). Über das 18. Jahrhundert gleitet er fort, ce fut une époque

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

de bedon et de bidet et, dès qu'il voulut toucher au culte, il fit d'un bénitier une cuvette (ibid.).

In der Jetztzeit — il n'y a plus rien à chercher; les Overbeck, les Ingres, les Flandrin furent de blèmes haridelles attelées à des sujets de commande pieux (ibid.).

Außer diesen dreien kennt Durtal noch Delacroix, dann scheint für ihn der Kunstkatalog des 19. Jahrhunderts, sofern religiöse Malerei in Betracht kommt, erschöpft. Dazu wird mancher, besonders in Deutschland, den Kopf schütteln. Es hat doch noch einige andere Leute gegeben, die hier hätten in Betracht kommen dürfen. Dann folgt jener Ausfall gegen James Tissot und sein bei Mame erschienenes Leben Christi. Man kann ja mit Durtal einverstanden sein über den religiösen Wert dieses mit unbeschreiblichem Tamtam eingeführten Werkes, aber man braucht doch nicht so mit allerlei dicken Wörtern um sich zu werfen wie: ces planches sont d'une platitude, d'une veulerie, d'une indigence de talent, que rien n'égale; elles sont dessinées par n'importe qui, peintes avec de la fiente, de la sauce madère du macadam!

Il n'y a donc rien, plus rien à l'actif de l'Eglise! se cria Durtal (377).

Aber doch, es giebt seit einigen Jahren einzelne Versuche malerischer Ascese — bei den Benediktinern in Beuron. Zuerst hatten sich die Mönche dem Assyrischen und Ägyptischen angeschlossen, dann das Hieratische, „in welchem sie sich als mittelmäßig erwiesen“, aufgegeben und in einem „Kreuzweg“ eine befremdliche Mischung anderer Stile angenommen.

„Die römischen Soldaten auf diesen Bildern waren traurigstimmende Feuerwehrleute aus der Schule Guérins und Davids; aber plötzlich taucht auf einigen Blättern, wo Magdalena und die heiligen Frauen erscheinen, eine jüngere Formel auf, die den steifen Gruppen Typen griechischer Frauen aus der Renaissance beimischt, die, elegant und hübsch (élégantes et jolies), ersichtlich aus den Werken der Präraphaeliten stammen und besonders den Stempel Walter Cranes tragen. Das Ideal Beurons war also eine Verkoppelung der französischen Kunst unter dem ersten Kaiserreich mit der modernen englischen Richtung. Einige dieser Blätter waren einfach lächerlich, z. B. das der IX. Station . . ., aber neben diesen schwachen und banalen Partien, neben diesen linkischen und vorausberechneten Einzelheiten, welche interessante Teile treten plötzlich aus dem Ganzen heraus! Die Veronika z. B. . . . und selbst auf den zu wenigst originalen Bildern begann diese patschige und ungefällige Zeichnung der Mönche eine fast beredte Sprache zu führen, denn es redete aus diesen Werken ein begeisterter Glaube und eine innige Andacht. . . . Dieser Kreuzweg war nach dieser Richtung ohnegleichen; die klösterliche Frömmigkeit brachte ein unerwartetes Element, behauptete die geheimnisvolle Macht, worüber sie verfügt, indem sie mit einem persönlichen Wohlgeschmack, mit einem besondern Duft ein Werk erfüllte, das ohne sie nicht einmal existiert hätte. Leider ist der Versuch ohne Ausgang geblieben: zur gegenwärtigen Stunde ist die Schule beinahe tot und bringt nur mehr schwächliche Bilder der Andächtelei (pieusarderie) hervor, die Laienbrüder fabrizieren“ (379).

Wie über die Malerei könnte über Architektur u. s. w. manche harte Kritik angeführt werden, die den temperamentvollen Kunstkenner in seiner galligsten

Laune zeigen. Kein Erfahrener wird leugnen, daß zuweilen ein Kern von Wahrheit in den Ausfällen Durtals enthalten ist. Aber bei der Unverhältnismäßigkeit der bittern Schale zu diesem süßen Kern, werden viele das Ganze von sich werfen, die Ochsen und Esel, die ganzen Banausen und halben Ketzer nur so wie Mücken lustig hin und her fliegen! Im einzelnen können wir Durtal teilweise in der Sache zustimmen; die Form scheint uns aber meistens doppelt verfehlt wegen ihrer Übertreibung und wegen ihrer Schärfe. So redet man nicht zu Freunden.

Man nehme z. B. die Stellen, in denen Durtal sich über moderne Litteratur ausläßt, Stellen, die zum Teil auch in einer bekannten Streitfrage in Deutschland angezogen wurden, wenn sie nicht sogar zur Entstehung dieser Frage das ihrige beigetragen haben.

Wie mit den Haaren herbeigezogen tritt diese litterarische Kritik gleich zu Anfang des Buches auf. Denn daß Durtal auf Drängen des Pfarrers und seiner Haushälterin nach La Salette gereist war, hat eigentlich mit dem Stoff dieses Buches, d. h. der inneren Entwicklung Durtals und dem Studium mittelalterlicher Kunst in Chartres kaum etwas zu thun. Wenn er nun doch von S. 10—25 auf Lourdes und La Salette zu reden kommt, so hat er dabei seine guten Gründe. Über die Untersuchung, warum die Madonna La Salette so bald verlassen und ihre Hauptgnadenstätte in Lourdes aufgeschlagen habe, können wir füglich hinweggehen.

In La Salette hatte „der Heiland nicht seine Zuflucht zu den Mitteln weltlicher Publizistik genommen. Nun ändert er seine Taktik, und mit Lourdes tritt die Reklame in Scene. Das ist demütigend. Jesus entschließt sich, die erbärmlichen Kunstgriffe des menschlichen Handels zu benutzen, die abstoßenden Kniffe anzuwenden, deren wir uns beim Lancieren einer Ware oder Unternehmung bedienen. Und man fragt sich, ob das nicht die härteste Lektion der Demut ist, die dem Menschen gegeben, der schärfste Vorwurf, der dem schmutzigen Amerikanertum unserer Tage ins Antlitz geworfen wurde.... In der That, die Art, wie der Erlöser es fertig bringt, die in Lourdes aufgespeicherten Gnaden bekannt zu machen, ist verblüffend.... Er erweckt einen Mann, dessen in alle Sprachen übersetztes Buch in die entlegensten Gegenden die Kunde von der Erscheinung bringt und die Wahrheit der in Lourdes gewirkten Wunder bekräftigt. Und damit dieses Werk die Massen aufwühle, mußte der für diese Unternehmung ausgewählte Schriftsteller ein geschickter Macher und zugleich ein Mensch ohne jeglichen persönlichen Stil, ohne irgend eine neue Idee sein. Es bedurfte mit einem Worte eines Menschen ohne Talent; und das begreift sich, denn hinsichtlich des Kunstverständnisses (compréhension de l'art) steht das katholische Publikum noch hundert Fuß unter dem profanen Publikum. Und unser Herr machte die Sache gut; er wählte Heinrich Lasserre."

Im Laufe der Jahre aber nahm der durchdringende Lärm (le bruit déterminé) um die Grotte ab. Er ward schwächer, wenn auch nicht in der religiösen Welt, so doch in jener viel bedeutenderen Welt der Gleichgültigen oder der Unsichern, die es zu überzeugen gilt.

Und unser Heiland denkt, es sei gut, die Aufmerksamkeit auf die Wohlthaten zurückzulenken, welche seine Mutter verteilt. Lasserre war nicht mehr das Werkzeug

um die schlecht erschöpfte Beliebtheit (vogue) von Lourdes zu verjüngen. Das Publikum war übersättigt von seinem Buch, es hatte dieses Buch unter allen Formen, in allen Mischungen eingenommen; der Zweck war erfüllt; das unumgänglich notwendige Handwerkszeug, das dieser Wunder-Registrator gewesen war, mußte zum alten Eisen wandern. Es bedurfte jetzt eines Buches, das vollständig von dem seinigen verschieden war, eines Buches, das wirken konnte auf jenes unermeßliche Publikum, das des andern Sakristanprosa nicht zu erreichen vermochte. Lourdes mußte in jene weniger leicht zu bearbeitenden aber dichteren Schichten, in ein weniger plattes und schwieriger zu befriedigendes Publikum eindringen. Es war also notwendig, daß das neue Buch von einem talentvollen Manne geschrieben werde, dessen Stil aber noch nicht hinreichend ätherisch (aérien) sei, die Leute zu verwirren. Es war auch nützlich, daß dieser Schriftsteller sehr bekannt sei und seine furchtbaren Auflagen (formidables tirages) jenen Lasserres das Gleichgewicht hielten. Nun aber gab es bloß einen Menschen in der ganzen Literatur, der diese unumgänglichen Bedingungen erfüllen konnte: Emile Zola. Man würde vergebens einen andern suchen. Er allein war geignet, mit seinem großen Ansehen (large encolure), seinem enormen Absatz und seiner mächtigen Reklame Lourdes wieder von neuem zu lancieren. Dabei lag wenig daran, daß er das Übernatürliche leugnete und sich abmühte, durch die schäbigsten Unterstellungen unerklärliche Heilungen zu erklären. Es lag wenig daran, daß er den Charcotschen medizinischen Mist knetete, um ihn bei seiner armen These als Mörtel zu verwenden. Die Hauptsache war, daß sich weithin bemerkbare Kämpfe um sein Werk erhoben, dessen 150 000 Exemplare den Namen Lourdes im ganzen Lande ausriefen ... Kurz, man kann sagen, daß Lasserre und Zola zwei nützliche Werkzeuge waren; der eine talentlos und ebendeshalb die tiefsten Schichten der Sakristane (mômiers) aufrüttelnd; der andere im Gegenteil sich Leser schaffend bei einem gebildeteren und litterarisch fähigeren Publikum ... (19 ff.).

Daß Huysmans vor Jahren mit Recht oder Unrecht einmal im Rufe stand, ein Schüler Zolas zu sein, kann doch wahrhaftig nicht erklären, daß sich Durtal zu diesen wirklich erstaunlich seltsamen Geschichtsanschauungen und zu dem für Heinrich Lasserre ungerechten Urteil erschwingt. Aber die Sache liegt tiefer. Lasserre ist nicht eigentlich der Schuldige, sondern das katholische Publikum der ganzen Welt! Nur weil dies so wenig geistreich ist, hat man im Himmel die Rücksicht gebraucht und einen talentlosen Menschen gewählt.... Das hier angeschlagene Thema kommt später erst zur ausführlichen Behandlung. Es geschieht dies bei Gelegenheit der „Gebete des Gaston Phoebus“, aus denen einige kühne — vielleicht wird mancher sagen: geschmacklose — Stellen mitgeteilt werden. Dann fährt Durtal fort:

„Herr, wenn man sich heute so materieller Vergleiche, so realistischer Ausdrücke bedienen wollte, um von deinem überanbetungswürdigen Leib zu reden, was würde das für ein Gekeife im Clan der Krämer des Tempels und in dem heiligen Bataillon der frommen Seelen geben, die im Hause aller ihre Luxusgebetstühle, ihre reservierten Plätze nahe beim Altar — wie im Theater nahe an der Rampe haben? Und Durtal dachte wieder nach über die Gedanken, die ihn überwältigten, so oft er ein klerikales Blatt oder eines jener Werke sah, die ähnlich wie mit einem Passierschein mit dem Gesundheitsattest eines Prälaten versehen sind.

„Und seine Überraschung nahm nicht ab vor dieser den Katholiken so eigentümlichen unerhörten Unwissenheit, vor ihrem instinktiven Haß gegen die Kunst, vor ihrer Furcht vor Ideen, vor ihrem Schrecken vor den treffenden Ausdrücken ...

„Warum? Denn schließlich gab es doch keine Gründe, weshalb die Gläubigen unwissender und dümmer seien als die andern. Gerade das Gegenteil sollte stattfinden. ...

„Woher dieser Zustand der Inferiorität? Und Durtal gab sich die Antwort: Es liegt am System der Erziehung, den Lehrgängen geistiger Furchtsamkeit, den Vorlesungen der Furcht, die man ihnen in einem Keller, fern der frischen Luft und dem Tageslicht hält; es hatte in der That den Anschein, als ob man die Absicht habe, die Seelen zu schwächen, indem man sie nur mit saftloser Kasernenkost (ratatouilles sans suc) und litterarischem Hühnerfleische nährte, als ob man entschlossen sei, bei den Zöglingen alle Unabhängigkeit, alle Geistesinitiative zu zerstören, indem man sie zusammenpreßte, unter derselben Walze ebnete, den Kreis der Gedanken einengte, sie in einer freiwilligen Unkenntnis der Litteratur und Kunst hielt. Alles natürlich, um die Versuchungen der verbotenen Frucht hintanzuhalten. ...

„Jedenfalls hatte diese fromme Ausbildung dahin geführt, daß einerseits der größte Teil der so erzogenen jungen Leute im späteren Weltleben dem Fleisch verfielen, anderseits eine Vollblüte der Dummheit und des Schreckens, ein Verlassen des geistigen Arbeitsfeldes, ein Aufgeben aller katholischen Kräfte, ein kampfloses Zurückweichen vor der Profanlitteratur sich bemerklich machte, die sich nun in Stellungen festsetzte, die sie nicht einmal die Mühe gehabt hatte zu erobern. Das war närrisch! Die Kirche, welche während so vieler Jahrhunderte die Kunst geschaffen und großgezogen hatte, war jetzt durch die Feigheit ihrer Söhne in eine Ecke gedrückt; die großen Bewegungen, die sich während dieses Zeitalters folgten, die Romantik, der Naturalismus, sie waren entstanden ohne sie oder gegen sie. Es hatte genügt, daß irgend ein Werk sich nicht mehr damit zufrieden gab, einfache Geschichtchen oder liebenswürdige Lügen zu erzählen, die mit dem Lohn der Tugend und der Strafe des Lasters endeten, um sofort das Schamgefühl der Kirchenschweizerei zum Schreien zu bringen. An dem Tag, wo diese so breite und geschmeidige Form der modernen Kunst, der Roman, sich an Scenen des wirklichen Lebens wagte, das Spiel der Leidenschaften bloßlegte, ein Studium der Psychologie, eine Schule der Analyse wurde, da gab's eine Retirade der Frömmlingsarmee auf der ganzen Linie. Die katholische Partei, die anscheinend besser als irgend jemand vorbereitet war, auf diesem von der Theologie lange ausgekundschafteten Felde zu kämpfen, zog sich in Unordnung zurück und begnügte sich zur Sicherung der Flucht, aus den alten mit Rädern versehenen Hakenbüchsen ihrer Truppen auf die Werke, die sie weder inspiriert noch empfangen hatte, loszuknallen.

„Um mehrere Jahrhunderte zurück, hatte sie die Entwicklung des Stils die Jahrhunderte hindurch nicht verfolgt, sie wurde zum Bauern, der kaum lesen kann, sie verstand nicht mehr die Hälfte der Worte, deren die Schriftsteller sich bedienten, sie wurde, um es mit einem Wort zu sagen, zu einem Lager von Ungebildeten; unfähig das Schlechte vom Guten zu scheiden, ballte sie in einem einzigen Verwerfungsurteil den Schmutz der Pornographen und die Werke der Kunst zusammen; kurz, sie endete damit, solche Bootshaken auszuwerfen, solche monstruösen Dummheiten zu sagen, daß sie in vollständigsten Mißkredit fiel und nicht mehr mitzählte" (303 ff.).

Offenbar redet Durtal sich hier etwas gar stark in seinen Eifer hinein. Er verliert förmlich den Überblick. „Die katholische Partei" soll in Frankreich auf litterarischem Gebiete um mehrere (also doch wenigstens drei) Jahrhunderte im Rückstand sein. Wir wissen nicht, ob Durtal die sogen. Klassiker zu den Katholiken zählt; ob er Bossuet, Fenelon, und den großen Schöpfer des französischen Prosastiles, Pascal, zu den „Profanen" rechnet; jedenfalls sollte er wissen, daß im 19. Jahrhundert von Chateaubriand angefangen bis auf Louis Veuillot (um neuere nicht zu nennen) doch einige Schriftsteller waren, die sich zur katholischen Partei rechneten und von manchen Leuten zu den besten französischen Litteraten gerechnet wurden. Man wird von de Maistre und Montalembert noch sprechen, wenn die „Modernen" längst namenlos geworden sind; Predigten sind freilich keine Romane, aber in der Litteratur zählt doch wohl auch die Beredsamkeit eines Pie, Dupanloup, Lacordaire, Ravignan, Félix, Monsabré u. s. w. mit, und kommt es auf echt französischen Stil an, so dürfte doch L. Veuillot um Haupteslänge aus der ganzen Schar seiner „profanen" Mitjournalisten hervorragen. Freilich, wenn das Ideal einer modern französischen Sprache in der „Kathedrale" zu suchen wäre, müßten alle jene Autoren beschämt zurücktreten. Sie waren noch der naiven Ansicht, daß ihr angestammter Sprachschatz reich genug sei, klar und scharf und bezeichnend das zu sagen, was sie dachten. Wir haben ein kleines Verzeichnis der ungewöhnlichen Wörter bei Durtal angefertigt und dabei nicht bloß gefunden, daß das „katholische" Französisch für all diese Wörter einen ganz genügenden Ersatz hat, sondern auch, daß sich in den weitaus meisten Fällen die rückständige „katholische Partei" in der gewiß nicht anrüchigen Gesellschaft der französischen Akademie befindet. Daß veraltete oder veralteten nachgebildete Wörter dem Stil eine neue Färbung geben, das wußten auch die katholischen Schriftsteller, sonst hätte L. Veuillot nicht gesagt: Il n'y a rien pour rajeunir les idées que de vieillir les mots. Aber alles zu seiner Zeit; echte Stilisten waren der Ansicht, das sei der litterarisch beste Stil, der am wenigsten die Aufmerksamkeit von der Sache auf sich lenke. Es sei gegen den guten Geschmack, daß der Leser alle Augenblicke vom Verfasser mit dem Ellenbogen auf ein gesuchtes Wort, eine seltene Wendung aufmerksam gemacht werde mit der Aufforderung diese Raritäten zu bewundern. Bei Durtal aber zeigt der Stil nach der rein sprachlichen Seite in sehr vielen Fällen die schillernden Farbenflecken des Dekadententums. Man hat ihm französischerseits nicht mit Unrecht vorgeworfen, da er nun einmal der französischen Litteratur angehöre, möge er auch französisch schreiben. Aber auch von der grammatischen Seite abgesehen hat die Sprache nicht immer jene künstlerische Einfachheit und Ungesuchtheit, wie sie klassischen Werken eigen ist. Es macht sich eine Scheu vor dem natürlichen Worte geltend, alles muß in Bildern und Tropen gesagt werden. Die Vergleiche sind gesucht, abgehetzt. So realistisch die Scene auf dem Vorplatz der Kathedrale gehalten ist, so gemacht ist das folgende „Interieur". Der Vergleich eines Flusses mit einer Schlange ist alt. Durtal versucht, es in seiner Weise zu verjüngen:

„Le Drac! rief Abbé Gevrésin und zeigte am Grunde des Abhangs eine [illegible] Schlange, die zwischen den Felsen wie zwischen den Zacken (crocs) eines Schwertes kolossal kroch und sich wand. Mit Augenblicken erhob sich das Reptil, warf sich auf die Felsstücke, die es im Vorübergehen bissen, und vergiftet von diesem Zahnbiß änderten sich die Wasser; sie verloren ihre Stahlfarbe, wurden im Schäumen weiß und bleichten sich in einem Kleienbad (oder soll es heißen: Tonbad? bain de son kann absolut beides bedeuten, obgleich man im letzteren Falle doch wohl sons schreiben würde). Dann beschleunigte der Drac seine Flucht, stürzte sich in die Schatten der Schluchten, verlangsamte an der Sonne auf den Kiesbetten seinen Gang und wälzte sich darauf herum; er sammelte noch seine zerstreuten Rinnchen, nahm seinen Lauf wieder auf, schuppte kleine Häutchen, die dem irisierenden Schaum kochenden Bleis glichen, ab; und noch weiter rollte er seine Ringe auseinander und verschwand, indem er eine Haut von weißem Sande abschälte und hinter sich auf dem Boden eine weiße, von Kieselsteinen narbig gemachte Epidermis zurückließ" (13).

Ob durch diese Ausführungen das Bild eines zwischen Felsen in der Tiefe dahinschießenden, in der Ebene sich verlierenden Bergstroms anschaulicher und einheitlicher, d. h. künstlerischer wird? Wir machen auf diese und ähnliche, dem Verfall einer Litteratur eigentümliche Geschmacksverirrungen nur deshalb aufmerksam, weil wir der Ansicht sind, daß eine Schule, der solche Werke — litterarisch — angehören, nicht das unbestrittene Recht hat, jemand der Rückständigkeit zu zeihen, weil er eine solche Entwicklung nicht mitmachen will. Es könnte eher ein Zeichen von Geschmack als das Gegenteil sein, so einer die guten Alten diesen Neueren vorzöge. Auch darin erblicken wir keine Todsünde „der katholischen Partei", daß sie Paul Verlaine nicht als denjenigen begrüßten, „der ihnen die einzigen mystischen Verse brachte, die seit dem Mittelalter erblüht waren" (253). Ihn wegen dieser Vergessenheit bei „der katholischen Partei" mit dem Apostel Judas (Thaddäus) in Vergleich zu bringen, ist wieder eine Durtalsche Laune. Daß Verlaine nun auch noch gerade der Statue dieses Apostels am Dom zu Chartres gleichen muß! — Wo es sich darum handelt, den Versuch zu machen, in einem Benediktinerkloster zu wohnen, möchte Durtal wohl wissen, was der Obere dazu sagen würde, wenn er auf Durtals Tisch Hugo, Baudelaire, Flaubert fände? Würde der Hochwürdige wohl einsehen, daß es vom Kunststandpunkt aus unumgänglich nötig wäre, sich in der Prosa dieser Bücher zu stählen? (360.) Wenn der P. Abt diese Notwendigkeit nun wirklich nicht einsähe? — wenn er im Gegenteil der Ansicht wäre, daß es bessere Muster des Prosastiles, sogar unter den katholischen Autoren Frankreichs gäbe? — Auf den tieferen Grund, die lächerliche Prüderie des angeblichen „katholischen Systems", welches allem Rückständigkeitselend zu Grunde liege, gehen wir nicht ein. Hier ist Halbwahres mit Ganzfalschem so gemischt und greift die Frage in so viele Verhältnisse ein, daß ein ganzes Buch nötig wäre, das Goldkörnchen aus diesem Felsmulm herauszusuchen. Den Beweis, daß „die Kirche" des Mittelalters es hierin anders hielt, daß sie der Ansicht war, man müsse die Laster vorführen und sie beschreiben, um den Ekel davor wachzurufen und Schrecken davor einzuflößen, erachten wir als von Durtal nicht erbracht. Was er aus einzelnen Ungezogenheiten von Steinmetzen herausliest, kann unmöglich als Lehre der Kirche aufgestellt werden; daß

es auch im Punkte der Derbheit und Unverhülltheit Zeitunterschiede giebt, daß auch kirchliche Schriftsteller und Künstler solchen Unterschieden unterworfen sind, darf füglich als selbstverständlich gelten. Durch das alleinige Abstreifen dessen, was Durtal als Prüderie bezeichnet, würde gewiß das vielausgeschrieene Übel der Rückständigkeit „der katholischen Partei“ nicht gehoben. Wie urteilt überhaupt Durtal selbst über das Pariser Litteratentum (ce monde des lettres)?

„Durtal lachte. Die litterarische Welt, Herr Vikar, ist es am wenigsten, was ich (hier in der Provinz) vermisse; denn ich habe sie verlassen, lange bevor ich hierher kam. Sodann, sehen Sie, ist es unmöglich, rein zu bleiben im Verkehr mit diesen Trabanten der Schreiberei. Man muß wählen zwischen ihnen und den braven Leuten; verleumden oder schweigen; denn ihre Spezialität ist's, Ihnen jede liebevolle Idee zu rauben, Sie besonders von der Freundschaft in einem Augenblicke zu heilen. ‚Bah!‘ Ja, wie die homöopathische Pharmakopöe immer noch unsaubere Stoffe braucht, wie Brühe von Asseln, Schlangengift, Maikäfersaft, Iltisabsonderung, Blatterneiter, und das alles in Milchzucker hüllt, um Anblick und Geschmack zu verbergen, so zerreibt die litterarische Welt ihrerseits, mit der Absicht sie ohne Erbrechen einnehmen zu lassen, die ekelhaftesten Dinge; das ist eine unaufhörliche Handhabung der Eifersucht des Viertels und der Logenhäuptlinge, alles aber eingekugelt in eine Falschheit des guten Tones, um den Geruch und Geschmack zu verdecken. In richtigen Gaben verabreicht, wirken diese Schmutzkörner wie Abführmittel auf die Seele, die sie fast augenblicklich von jedem Vertrauen frei machen; ich hatte diese Behandlung satt, die bei mir nur allzu guten Erfolg hatte, und ich habe mich ihr entzogen“ (115).

So könnte noch manche Stelle angeführt werden, die für den rückständigen katholischen „Sakristeilitteraten“ nicht gerade ein zwingendes Beispiel ist, sich besonders für den modernen Stil zu begeistern. Aber seien wir nicht ungerecht. Wo es Durtal einmal wirklich ans Herz greift, wo ihn die Lebensfrage mehr packt als die Geschmacksschrulle, da entstehen unter seiner Feder Seiten wirklich fesselnder Anschaulichkeit und gefühlter Wahrhaftigkeit. So wird seine Überlegung, ob er den Versuch mit einem Leben in einem Benediktinerkloster machen soll oder nicht, wohl immerdar eine Musterleistung künstlerischer Wiedergabe eines seelischen Kampfes bleiben (S. 342—352 und Fortsetzung S. 358 f.). Wie gewinnen die Schwierigkeiten Gestalt und Leben, wie werden sie dann von den Vorteilen in den Hintergrund gedrängt, wie erfindet der niedere Teil plötzlich wieder Bedenken und Gründe gegen das gefürchtete, im höheren Teil der Seele bang auftauchende Ja! Da erheben die Hemmnisse Einsprache, die ihn als Schriftsteller, als freien, ernstgebildeten, nach Lust und Liebe handelnden Mann in dem Abhängigkeitsverhältnis von einem vielleicht unlitterarischen Obern, in dem Zusammenleben mit „zu alten Jungfern gewordenen“, für jede moderne Frage abgestumpften Mitbrüdern erwarten! Aber dagegen locken wieder die Vorzüge und Schönheiten, die der Benediktinerorden gerade für ihn, den Mystiker, den glühenden Verehrer der Liturgie und der symbolischen Kunstsprache, hat! — Und so schwankt der Streit im Herzen Durtals — und im Herzen des Lesers von Seite zu Seite. Auch hier spricht schließlich die Haushälterin wieder das befreiende Wort. Sie wirft „unserem Freunde“ vor, er handle mit Gott, betrachte

die ganze Frage als ein Geschäft; das sei kein offenes ehrliches Spiel — man müsse in solchen Fällen großmütig sein: „Ich würde zu Gott sagen: Hier bin ich; brauche mich nach deinem Willen; ich gebe mich dir ohne Bedingungen, ich bitte nur um eines, hilf mir dich lieben!"

Andere Male begegnen wir litterarischen Studien nach der Natur, die in sich und für sich ebenfalls kleine Meisterwerke beschreibender Kunst, genau in der Beobachtung und glücklich in der Wiedergabe sind. Dahin rechnen wir z. B. die realistische Scene des windig-regnerischen Frühmorgens vor der Kathedrale; die Wirkung der allmählichen Dämmerung in den bunten Fenstern; die Lichtwirkungen und Stimmungsatmosphäre der Krypta und so noch so manches andere. Das ist wirklich echte und klassische moderne Kunst. Und doch müssen wir gestehen, an der Stelle, wo Durtal sie einschiebt, scheinen manche derselben störend und darum im höheren Sinne unkünstlerisch. Sie treten zu sehr selbständig hervor und lenken ab. Wenn man das Buch fertig gelesen hat, wird man sie vielleicht näher studieren und genießen wollen, solange uns aber in erster Linie der Held und seine Schicksale oder der einmal angesponnene Gedanke beschäftigen, möchte man sie am liebsten überschlagen. Sie spannen nicht künstlerisch, sondern sie reizen zur Ungeduld.

Doch genug. Nach allem vorhergehenden wird es keinem Zweifel begegnen, wenn wir „die Kathedrale" ein vom litterarischen Standpunkt aus merkwürdiges Buch nennen, das vom Roman im gewöhnlichen Sinne nichts hat, sondern die Autobiographie eines neubekehrten, noch nicht zur inneren Seelenruhe gelangten Kunstforschers darstellt, in der die Darlegung persönlicher Erlebnisse, innerer Zustände und Kämpfe nur gleichsam den bindenden Mörtel abgiebt für die eigentlichen Bausteine, d. h. die wissenschaftlichen Ausführungen und Abhandlungen, welche weitaus den breitesten Raum einnehmen. Über den größten Teil des Buches hat also die Wissenschaft ihr entscheidendes Wort zu sprechen. Ein anderes ist freilich die Frage, die sich auch der gewöhnliche Leser stellen wird: Ist das, was Durtal in seiner Begeisterung für die Mystik in Leben und Kunst beibringt, auch wirklich geeignet, den Nichtmystiker zu gewinnen? Es will uns bedünken, als könne das Leben der zwei Jungfrauen, Jeanne Matel und Mère van Valkenissen, bei Ungläubigen nur Kopfschütteln und bei Gläubigen nicht gerade Bewunderung erregen. Solche außerordentliche Zustände und Lebensführungen mögen ja für einzelne Seelen in der Absicht Gottes liegen, in ihnen aber etwas für das christliche Leben Normales suchen, halten wir für verfehlt; und was die Mystik der Kunst, richtiger den Symbolismus angeht, so kommt uns doch manches wirklich komisch vor. Von einer solchen ausspintisierten, gesuchten, widerspruchsvollen Symbolik eine Vertiefung christlichen Lebens und eine Erneuerung religiöser Kunst erwarten, könnte eben nur ein Durtal. Wir vermögen uns indes nicht zu helfen — sowohl die zwei Biographien als die Ausführungen über mittelalterliche Symbolik machten uns hie und da thatsächlich den Eindruck einer Satire....

Soviel über den sachlichen Inhalt der gelehrten Ausführungen des Buches, die wir, wie gesagt, der Fachwissenschaft zur Kritik überlassen müssen. Die Ästhetik könnte höchstens über die Form dieser Teile urteilen. Diese Form scheint

nicht immer glücklich. Wo die Abhandlung sich zum Dialog gestaltet, reden die Personen meistens wie gedruckte Bücher und sind von einer Belesenheit und Gedächtnisstärke, daß das Ganze mehr akademischen Übungen als modern realistischen Gesprächen ähnlich sieht. Natürlicher ist schon der Kunstgriff, wenn Durtal, um sich und den Leser zu belehren, sein Taschenbuch herauszieht und Reisenotizen und Büchercitate nachliest. Für das Einfügen ganzer Artikel aus einer Kunstzeitschrift möchte sich Durtal sogar auf berühmte Muster berufen dürfen, wie denn überhaupt die ganze Anlage des Buches an Vorbilder aus der deutschen klassischen Litteratur erinnert.

Der autobiographische Teil, d. h. die Weiterführung des Seelenlebens, die Versuche zu innerer Ruhe und freudigem Gleichgewicht zwischen Umgebung, Beschäftigung und Herzensbedürfnis zu gelangen, enthält manche außerordentlich glückliche Partieen. Das Nachlassen der ersten Süßigkeiten und Tröstungen, das Auftauchen von geistlichem Ekel und Kaltsinn, das Durtal persönlich eigentümliche Grübeln und Herumtasten, ohne bei einer Sache energisch zu verbleiben — plötzliches Aufwallen tiefster Gebetsquelle, der Kampf zwischen Großmut und Furcht — alles das ist sehr oft meisterhaft — und man fühlt es förmlich — nach der Natur geschildert. Besonders gilt dies von dem großen letzten Kampf, dessen wir oben bereits gedachten.

Es ist überflüssig, nachträglich zu untersuchen, wie Huysmans aus seinem letzigen Buche eine rein künstlerisch abgerundete Arbeit hätte machen können. Er hat offenbar eine solche nicht machen *wollen*. Es lag ihm nun einmal ebensoviel daran, daß wir über die Symbolik des Mittelalters auf allen Gebieten kirchlicher Kunst auf das genaueste unterrichtet würden, als daß wir uns für einen Helden und seine Schicksale erwärmten. Was für Durtal ein Lebensinteresse hat, soll es auch für den Leser haben, ohne daß vom rein ästhetischen Standpunkt aus das Objekt dieses Interesses in die nötige psychologische Wirkungssphäre auf das Subjekt gebracht sei. Und wäre es dieses auch, so würde doch die Ausführlichkeit der Behandlung in einem rein litterarischen Werk störend bleiben. Die Episode würde immer die eigentliche Geschichte erdrücken. Selbst eine eigentliche Biographie hat uns nur zu sagen, was der Held erlebt, fühlt und meint, nicht aber darzulegen, was er *weiß*. Das fällt der wissenschaftlichen Abhandlung der Ges. W. W. zu.

Huysmans' Buch von der Kathedrale ist ein Tendenzbuch nach verschiedenen Richtungen; als ein solches will es aufgefaßt und gelesen sein. Wir fürchten nur, die Gelehrten werden den Poeten ebenso überflüssig finden als die gewöhnlichen Leser sich an dem Archäologen vorbeidrücken, es sei denn, seine Manie raisonneuse mache sich in Ausdrücken Luft, die die menschliche Schwäche fast immer heimlich gern hört, solange sie auf jene gehen, die man selbst — nicht ausstehen kann.

Als ein Muster des katholischen Zukunftsromans wird Huysmans seine Kathedrale nicht ausgeben wollen. Auf den ernsten Leser, der dessen Übertreibungen aus eigenem Wissen und Erleben auf das richtige Maß zurückzuführen vermag, für den Menschenforscher und Litterarhistoriker wird das Buch immer anregend,

wenn auch nicht immer befreiend wirken. Auch sie würden statt der drückenden Kryptaluft ein paar frische Windstöße aus der Beauce, statt der kleinlich ängstlichen Detailschilderei und des wissenschaftlichen Kleinkrams einen großen mitreißenden Zug — wünschen. Für den gewöhnlichen Leser aber wird diese Kathedrale verschlossen bleiben; einzelne Ausfälle wird er vielleicht nachlesen, um mitsprechen zu können, das Ganze aber auf sich beruhen lassen.

Hoffen wir, daß im nächsten Bande Durtal mit dem gesuchten Geistesgleichgewicht auch das feine Gefühl für Kunstschönheit gefunden hat, so daß er „der katholischen Partei“ nicht mehr bloß durch übertriebene Vorwürfe, sondern mittelst einer einwurfsfreien Musterschöpfung die Bekehrung zur „Moderne“ ans Herz legt.

W. Kreiten S. J.

Rezenſionen.

e außerordentlichen Heilswege für die gefallene Menſchheit. Von Dr. **Franz Schmid**, Domcapitular und Profeſſor der Theologie. 8°. (IV u. 299 S.) Brixen, kath.-polit. Preßverein, 1899. Preis *M.* 3.60.

Eine dogmatiſche Arbeit, welche nachweiſt, daß dem allgemeinen Heilswillen ttes auch wirklich Heilswege entſprechen, welche es ſelbſt dem entlegenſten Heiden : und nach Chriſtus ermöglichen, zur Seligkeit zu gelangen, eine ſolche Arbeit gewiß anregend und gegenüber modernen falſchen Löſungsverſuchen auch ſehr tgemäß. Die früheren Arbeiten des Herrn Verfaſſers bürgen dafür, daß er in ſer Frage vollkommen zu Hauſe iſt. Wir werden denn auch nicht enttäuſcht.

Die Lehre der Väter und Theologen wird mit großer Beleſenheit herbeiogen und mit peinlicher Vorſicht verwertet, um die katholiſche Lehre feſtzuſtellen o zu erhärten, ob der oder jener Anſicht nach ein Schein von Wahrſcheinlichkeit uerkennen iſt. Dogmengeſchichtlich beſonders wertvoll iſt der Abſchnitt über aubenspredigt und Glaube im Jenſeits. Dr. Schmid verhält ſich gegen jede öglichkeit einer Bekehrung in der andern Welt vollkommen ablehnend; er urteilt r mit Suarez, es ſei nicht de fide, daß das allgemeine Geſetz, nach welchem keine Rechtfertigung im Jenſeits giebt, bei der Höllenfahrt Chriſti keine Ausnahme erfahren habe. Er wagt es auch nicht, eine etwas weiter gehende Sentenz s förmliche Ketzerei zu erklären. Danach gäbe es eine Möglichkeit der Rechtfertigung im Jenſeits für jene, welche einerſeits im ſterblichen Leben mit der ernatürlichen Heilsoffenbarung niemals in Berührung kämen und anderſeits s ans Lebensende von jeder Todſünde ſich frei gehalten hätten. Wie zu erarten ſtand, weiſt der Herr Verfaſſer auch die unhaltbare Annahme eines ewig rtdauernden Mittelortes für Erwachſene ab. Aus ſeinen Ausführungen erhellt, aß er, ſeinem früheren Standpunkt getreu, ſelbſt den ungetauften Kindern eine ollſtändige natürliche Glückſeligkeit nicht ohne weiteres zuerkennen möchte. Sehr ründlich wird die Lehre von der Notwendigkeit des übernatürlichen Glaubens zur echtfertigung gegen Gutberlet verteidigt. Mit Recht unterwirft aber Dr. Schmid ie inneren Gründe für dieſe Notwendigkeit einer eingehenden Kritik, welche mit ieſen Gründen ziemlich aufräumt. Was nun den Inhalt des Glaubens antrifft, ſo verteidigt er mit vielen großen Theologen, daß der ausdrückliche Glaube an die Geheimniſſe der Menſchwerdung und der heiligen Dreifaltigkeit

nicht abſolut notwendig iſt. Hier bieten aber unſeres Erachtens die großen Pauliniſchen Briefe weit größere Schwierigkeiten, als der Herr Verfaſſer annimmt; Schwierigkeiten, welche indes vielleicht nicht unlösbar ſind.

Zum Teil noch intereſſanter iſt der zweite Teil des Buches über die Heilswege Gottes vor und nach Chriſtus. Anregend iſt der Gedanke, daß der notwendige Heilsglaube bei allen Völkern bis auf den heutigen Tag in der Uroffenbarung eine genügende Stütze haben kann. Wenn man feſthält, daß es doch verhältnismäßig ein Minimum iſt, was von dieſer Uroffenbarung gerettet werden mußte, nämlich der Glaube an ein höchſtes Weſen und einen belohnenden und ſtrafenden Gott, ſo wird die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit der Exiſtenz einer ſolchen Tradition immerhin wachſen. Ein wirklich wiſſenſchaftliches Werk aber, welches die Thatſächlichkeit des Fortlebens eines ſolchen Wiſſens und Glaubens bewieſe, wäre erſt zu ſchreiben. Vorläufig iſt die Frage, wie Dr. Schmid zugiebt, unlösbar. Die dogmatiſche Schwierigkeit, ob denn ſolche Trümmer einer Uroffenbarung genügen, um ein ſicheres Wiſſen vom factum revelationis zu begründen, läßt ſich überwinden. Mit Recht verweiſt Dr. Schmid auf die Thatſache, daß der übernatürliche Glaubensakt bei Kindern und Irrgläubigen gewöhnlich eine höchſt mangelhafte und doch relativ genügende Unterlage hat. Gewißheit über die Thatſache der Offenbarung muß freilich ſtets da ſein.

Auch was weiterhin über die außerordentlichen Heilswege Gottes geſagt wird, iſt recht anſprechend. Es wird der Verſuch gemacht, nachzuweiſen, daß Gott auch jenen Heiden, welche durch eigene Schuld in ſchwere Verirrungen gefallen ſind, den übernatürlichen Glauben zu gelegener Zeit und namentlich in der Todesſtunde, ſelbſt, ſoweit es nötig iſt, durch außerordentliche Mittel, z. B. wunderbare innere Erleuchtung, zugänglich werden läßt. Geſchähe das nicht, ſo wäre, meint der Verfaſſer, Gott in Austeilung der durch Chriſtus erworbenen Heilsgnade in einer keineswegs zu überſehenden Richtung recht zurückhaltend.

Indes beweiſen unſeres Erachtens die Ausführungen nur, daß dieſe Kargheit in den Gnadenſpendungen einträte, wenn Gott wegen einer ſchweren Verſchuldung eines Heiden ihm die Bekehrungsgnade nicht mehr anböte; ſie beweiſen aber nicht, daß dieſe Gnade zunächſt die Gnade des Glaubens ſein müſſe. Nehmen wir an, Gott habe einem Heiden Jahr um Jahr lange Zeit eine Reihe Gnaden zur Beobachtung des Naturgeſetzes angeboten und der Heide habe ſie nie benützt; können wir da von einer Kargheit ſprechen, wenn Gott ihm nun in der Todesſtunde nicht auf wunderbare Weiſe die Thatſache der Offenbarung bekannt giebt?

Von noch größerer Bedeutung iſt ein weiterer Schluß, den Dr. Schmid ſo formuliert: „Weil Gott will, daß der Menſch gleich bei Erlangung des Vernunftgebrauches für das Jenſeits ... zu wirken beginne, ſo muß Gott dem Menſchen auch alsbald nach Erlangung des Vernunftgebrauches, und zwar im Notfalle ſelbſt durch außerordentliche Mittel und am zweckmäßigſten durch innere Erleuchtung, die Setzung eines heilskräftigen Glaubensaktes ermöglichen.“ Damit aber „den äußeren Veranſtaltungen der geoffenbarten Religion und ihren Gnadenmitteln nicht ungebührlich vorgegriffen werde, muß die letztgedachte Glaubenserleuchtung auf die zwei allernotwendigſten Glaubenspunkte beſchränkt bleiben“. Mit dem

weiten Satz ... hat der Verfaſſer die bedeutendſte dogmatiſche Schwierigkeit, welche man machen könnte, geſchickt pariert. Referent geſteht, daß er mit dieſer Anſicht ſympathiſiert, und wünſcht, daß es ſo wäre. Darüber liegt freilich der geheimnisvolle Schleier, welcher die göttliche Gnadenwahl unſern Augen entzieht, ausgebreitet. Eines kann man jedenfalls aus Dr. Schmids Auffaſſung lernen: von Gott in Güte denken. Das Werk läßt gewiß manche Schwierigkeit ungelöſt, aber es trägt viel zur Klärung der Frage bei und befriedigt Geiſt und Herz.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Zur Codification des canoniſchen Rechts. Von Dr. **Hugo Laemmer.** 8°. (XIV u. 223 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5.

Schon wiederholt iſt der Wunſch geäußert worden, die Kirche möchte ein neues Rechtsbuch ſchaffen. Verſuche zur Verwirklichung dieſes Wunſches gingen zu verſchiedenen Zeiten von Rechtskennern auf eigene Verantwortung aus und wurden auch von der zuſtändigen kirchlichen Stelle begonnen. Bis heute ſind jedoch keine derſelben zum Abſchluß gelangt. Eine Beſprechung dieſer verſchiedenen Arbeiten für eine Kodifikation bildet den Gegenſtand der Denkſchrift. Jedoch beſchränkt ſich ihr Inhalt keineswegs auf Vorſchläge und Anſätze, welche behufs einer neuen Zuſammenfaſſung des vorhandenen Rechtes gemacht wurden. Auch die Entwicklung des nachtridentiniſchen Kirchenrechts wird behandelt, und namentlich wird in ſechs Abſchnitten eine ausführliche Überſicht der Vorarbeiten geboten, welche dem Vatikanum vorangingen. Haben die disziplinaren Entwürfe auf dem vatikaniſchen Konzil auch nicht eine endgültige Erledigung finden können, ſo zeigen ſie doch Richtung und Streben des modernen kirchlichen Lebens an. Zudem ſind die bei Gelegenheit des Konzils geſtellten Anträge die Grundlage für manche geſetzgeberiſche Verfügung des Apoſtoliſchen Stuhles geworden.

Was nun die engere Frage über die Kodifikation des Kirchenrechtes anlangt, ſo giebt Laemmer eine relative Notwendigkeit und einen relativen Nutzen eines neuen kirchlichen Rechtsbuches zu, glaubt aber, daß die Schwierigkeiten einer neuen Kodifikation vielfach nicht genügend gewürdigt werden. Zwei Vorbedingungen ſeien vorerſt zu erfüllen, nämlich zunächſt eine gründliche Durcharbeitung und Sichtung des alten kirchlichen Rechtsbuches als der Unterlage des Kirchenrechts; ſodann Durchforſchung des ſpäteren Rechtes, um die jetzt geltenden Satzungen von den veralteten zu ſcheiden und dem Rechtsbuche einzugliedern. Wann eine Kodifikation des kirchlichen Rechtes unternommen werden wird und wie weit dieſelbe ſich der überkommenen Form anpaſſen wird, liegt in der Zukunft und nach Laemmers Urteil nicht in der nächſten. Mit R. v. Scherer glaubt er nämlich jenen Beruf der Zeit zu einer ſo großartigen legislatoriſchen Arbeit bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge bezweifeln zu ſollen. Mag nun das bevorſtehende Jahrhundert in Löſung der Aufgabe glücklicher ſein als das ſcheidende, auf jeden Fall darf das große Ziel nicht in Vergeſſenheit geraten. Das Intereſſe für dasſelbe neu angeregt zu haben, iſt ein Verdienſt des Verfaſſers.

Joſ. Laurentius S. J.

Der Bonifatius-Verein. Seine Geſchichte, ſeine Arbeit und ſein Arbeitsfeld 1849—1899. Feſtſchrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins. Von Dr. theol. **Ant. Ign. Kleffner**, Profeſſor der Theologie, und Dr. theol. **Fr. Wilh. Woker**, Domkapitular und Geiſtl. Rath, Mitgliedern des General-Vorſtandes des Bonifatius-Vereins. Mit den Bildniſſen der beiden erſten Präſidenten des Bonifatius-Vereins. 4°. (IV, 160 u. 336 S.) Paderborn, Bonifatius-Druckerei, 1899. Preis broſch. *M.* 7.60; geb. *M.* 10.

Glaube und Liebe wirken zuſammen, jedem echten deutſchen Katholiken vor allen andern Werken der Gemeinnützigkeit den Bonifatiusverein teuer und heilig zu machen. Am 24. Auguſt 1899 hat man in der Bonifatiusſtadt das fünfzigjährige Beſtehen dieſes Vereins feierlich begangen. Deutſchland hatte Urſache zu Feier und Dank gegen Gott. Die Gaben, welche in dieſer Zeit durch die Organe des Vereins zur Verwendung gekommen, beliefen ſich auf 33 Millionen Mark; der Orte, an welchen Kirchen und Kapellen, Pfarr-, Schul- und Waiſenhäuſer durch den Verein errichtet oder unterſtützt wurden, waren über 3000. Gegenwärtig ſind 26 Diözeſanverbände in Verbindung mit dem Zentralvorſtande thätig; andere Diözeſen ſenden wenigſtens großmütig ihre Gaben. Über 1000 Miſſionsanſtalten genießen augenblicklich die Unterſtützung des Vereins, und immer weiter noch öffnen ſich die Arme der Bedürftigkeit für die Zukunft. Das Arbeitsfeld des Vereins umfaßt nicht nur Geſamtdeutſchland, wo immer Katholiken unter einer Mehrheit Andersgläubiger zerſtreut leben, ſondern auch die verlaſſenen Katholiken jener Länder, welche zur Zeit der Gründung des Vereins als mit Deutſchland in näherer Verbindung erachtet wurden: die nordiſchen Miſſionen mit Dänemark, die ganze Schweiz, Öſterreich mit Böhmen, Ungarn, Bosnien, endlich das Großherzogtum Luxemburg. Beſſer als im „Alldeutſchen Verbande“ iſt hier zur That geworden, was im deutſchnationalen Gedanken das Berechtigte iſt. Der Bonifatiusverein iſt unter allen Verbrüderungen, die es in Deutſchland giebt, die deutſcheſte, wie unter allen religiöſen Vereinen der katholiſchſte, unter allen katholiſch-deutſchen Organiſationen heute die großartigſte.

Den Abſchluß der erſten 50 Jahre der Thätigkeit eines ſolchen Vereines auch ſchriftſtelleriſch durch einen Denkſtein zu bezeichnen, war ein Gedanke, der ſich von ſelbſt darbieten mußte. Es geſchah in dem Umfange und mit dem Aufwande der Ausſtattung, wie es der Sache würdig war. Es iſt ein glänzender Rechenſchaftsbericht geworden über die Vergangenheit und zugleich eine Art Programm für die Zukunft. Als „Feſtſchrift“ bezeichnet ſich das Werk, und will zunächſt an die hochwürdige Geiſtlichkeit ſich wenden, um deren treue Mithilfe ſich auch fernerhin zu ſichern. Doch iſt es deshalb keineswegs bloße Gelegenheitsſchrift, ſondern nimmt mit Recht den Wert eines wiſſenſchaftlichen Beitrages in Anſpruch zu einer wichtigen Seite der Kirchengeſchichte Deuſchlands im 19. Jahrhundert.

Nach Inhalt wie durch geſonderte Pagination zerfällt die Schrift in zwei voneinander völlig unabhängige Teile; der erſte befaßt ſich mit der hiſtoriſchen,

der umfangreichere zweite mit der geographiſchen und ſtatiſtiſchen Seite der Vereinsthätigkeit.

Bereits in den Jahren 1870—1871 brachten die „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ (Bd. LXVI—LXVIII) in einer Reihe von Artikeln „Streiflichter auf die Verhältniſſe der Katholiken in Norddeutſchland“; ſie waren aus der Feder eines hochverdienten und hochangeſehenen katholiſchen Mannes gefloſſen. Mit authentiſchen Zahlen und auf Grund ſichern Einblickes wieſen ſie die Größe des Notſtandes nach und die Höhe der von der katholiſchen Kirche bereits erlittenen Verluſte. Sie deuteten auch die Quellen und Urſachen der katholiſchen Hilfloſigkeit an und zeichneten die Aufgaben, die dem Bonifatiusverein zur Löſung vorgeſteckt. Die unregelmäßige Aufeinanderfolge und die Anonymität dieſer inhaltreichen Artikel einerſeits, die großen Weltereigniſſe, die in jenen Jahren alle Aufmerkſamkeit gefeſſelt hielten, anderſeits haben jenen erſchütternden Darlegungen damals viel von der wirkſamen Kraft genommen, die ſie ſonſt ſicherlich auf die Katholiken Deutſchlands ausgeübt haben würden.

Was damals in dieſen zerſprengten Artikeln nur für die Länder Norddeutſchlands geſchah, hat jetzt Domkapitular Woker für das ganze Arbeitsfeld des Bonifatiusvereins und bis hinauf zum Jahre 1898 geleiſtet. Er zeigt, wo es noch fehlt und wie vieles fehlt, aber er bietet auch Einblicke in alles, was bereits vorhanden und was durch den Bonifatiusverein bis 1898 zu ſtande gebracht worden iſt. Das hält nicht nur ein thätiges Mitgefühl wach, es weckt auch Freude und verleiht Zuverſicht, es ſchafft freudige Geber. Der gelehrte Domherr hat die ihm geſtellte Aufgabe in höchſt dankenswerter und völlig befriedigender Weiſe gelöſt. Dieſer Teil des Werkes wird eines mächtigen Eindruckes auf ſein Publikum nicht entbehren und wird auf lange Zeit hinaus ein wertvolles Hilfsmittel der Orientierung bieten. Für faſt jede Diözeſe Deutſchlands finden ſich Urteile und Einzelangaben von größtem Intereſſe. Die Diözeſe Rottenburg hat es erſt Ende 1896 zu einem eigenen Diözeſankomitee gebracht, und doch war ſie eine der erſten, die hochherzig für die Sache des Vereins ihre Opfer darbrachte (Kleffner S. 106), und kann Woker (S. 234) von ihr rühmen, daß ſie „diejenige Diaſpora Deutſchlands hat, in der den kirchlichen Bedürfniſſen am beſten Rechnung getragen iſt“. Dahingegen weiſt „die Diözeſe Bamberg das ſchlimmſte und größte Diaſporagebiet Bayerns“ auf. „Die Diaſporaverhältniſſe des Landbezirksamtes Nürnberg ſind geradezu himmelſchreiend,“ ſchreibt Woker S. 275, „hier liegen die Verhältniſſe wie in den Landgemeinden um Berlin, nur iſt hier (in Bezug auf Vorkehrungen der Abhilfe) noch alles in den Anfängen.“ Über ſo manche ſchreiende Notſtände in der bayeriſchen Pfalz, wo an nicht weniger als 27 Orten das Bedürfnis nach Kirchenbauten als „dringend“ bezeichnet wird, beruhigt der Verfaſſer mit dem ſchlechten Troſte des P. Pius Gams: „Ein Menſchenalter wird nicht im ſtande ſein, dasjenige wieder aufzurichten, was verſchiedene Menſchenalter niedergeriſſen haben.“ Luxemburg gehört vom erſten Anfang an zu den treueſten Bonifatiusdiözeſen. Das dortige Klerikalſeminar bringt ſeit 1849, da Graf Stolberg perſönlich die Seminariſten für das Werk zu erwärmen wußte, alljährlich ſeine Beiträge; ſeit 1851 werden

jährlich zwei Kirchenkollekten für den Verein gehalten, und dabei bedarf es für eigene Diaſpora faſt nichts. Bis zum Abſchluß des Geſchäftsjahres 1898 hatte die kleine Diözeſe 182 506,59 Mark an Gaben dargebracht, und nur 10 840 Mark hatte der Verein für arme luxemburgiſche Gemeinden zu verausgaben gebraucht. „Das Diözeſankomitee zu Luxemburg", rühmt Woker, „hat in uneigennützigſter Weiſe, wie kein anderes, faſt nur für fremde Diaſpora gearbeitet." Es iſt hier gerade das umgekehrte Verhältnis von der Diözeſe Speier, die bis dahin 12 000 Mark gezahlt und 352 000 Mark vom Verein an Unterſtützung erhalten hat.

Auch im erſten Teile des Werkes wird vieles geboten, was des Gedächtniſſes wert und was zu wiſſen willkommen iſt. Die Vorgänge bei der Gründung des Vereins werden erzählt, die verſchiedenen Stadien der Vorbereitung und die erſten Prüfungen, welche das Werk durchmachen mußte, auch die hohen perſönlichen Verdienſte der erſten drei Präſidenten und ihrer Helfer. Das Werk der „Einigungen" wird vorgeführt, die Gründung und Erfolge der „Akademiſchen Bonifatiusvereine" und des „Bonifatius-Sammelvereins für Waiſenhäuſer und Kommunikantenanſtalten", die Entſtehung von Bonifatius-Blatt und Bonifatius-Broſchüren, Bonifatius-Druckerei und Bonifatius-Antiquariat, endlich die Zunahme der Diözeſankomitees bis auf unſere Tage. Die Teilnehmer am Generalvorſtand und den Diözeſankomitees werden nach Stellung und Verdienſt namentlich aufgeführt. Zuletzt wird über die vom Verein während der abgelaufenen 50 Jahre entwickelte Geſamtthätigkeit ein Überblick geboten. Ein Feſtbericht über die Jubelfeier in Fulda mit dem dort vom Generalvorſtand erlaſſenen Aufrufe bildet den Schluß.

Was der Verfaſſer bringt, werden die Freunde der großen Sache in Deutſchland ihm aufrichtig Dank wiſſen. Es iſt wohl nicht im vollen Sinne eine „Geſchichte" des Bonifatiusvereins, aber es iſt ein wertvoller Beitrag, eine Materialienſammlung zur Geſchichte desſelben, ſoweit der Archivbeſtand des Vereins eine ſolche zu liefern im ſtande war. Wenn über Bemühungen und Verdienſte einzelner namhafter Perſönlichkeiten, von welchen reichliche Spuren vorhanden ſein müſſen, trotzdem nichts mitgeteilt wird, ſo beruht dies wohl auf grundſätzlichen Bedenken. Das, was hierüber die gedruckte Litteratur bereits enthält, hätte jedoch zur Illuſtrierung wie zur Aneiferung mit Vorteil herbeigezogen werden können. Überhaupt würde, wenn es ſich einmal um eine wirkliche Geſchichte des Bonifatiusvereins handeln ſollte, das hier geſammelte Material noch mancher Ergänzung fähig ſein.

Gewiß entſpricht es z. B. der Gerechtigkeit, wenn der Verdienſte Döllingers und Baltzers um das erſte Zuſtandekommen des Vereins beſonders gedacht wird. Indes darf nicht überſehen werden, daß wenigſtens ſeit Frühling 1844 dieſer Gedanke in der Luft lag und auf allen Lippen war. Seitdem der König von Preußen ſich als Protektor des Guſtav-Adolf-Vereins erklärt hatte, ſtand die Gründung eines ſolchen Vereins in ganz Deutſchland auf der Tagesordnung und wurde von einſichtigen Freunden der Kirche eifrig hin und her debattiert. Erzbiſchof v. Geiſſel ſchrieb damals, 15. April 1844, an den Nuntius (Pfülf, Kardinal v. Geiſſel I, 315): „Der Franz-Xaver-Verein zu Aachen hat ſchon an mich die

Bitte gerichtet, mich als Präſident an ſeine Spitze zu ſtellen, und hat das Statut aufgenommen, den verlaſſenen Katholiken der nördlichen Provinzen zu Hilfe zu kommen, um ihnen Pfarreien, Kirchen und Schulen zu verſchaffen. Ich werde mit Beobachtung der nötigen Vorſicht die Sache in die Hand nehmen." Infolgedeſſen hoben ſich die Jahresbeiträge zu dieſem Verein in der Kölner Erzdiözeſe faſt mit einem Schlage von 12 000 auf 18 000 Thaler. Dieſelbe mächtige Erregung des katholiſchen Gefühls rief dann im Jahre 1845 den Borromäus-Verein ins Leben. Es war nur ein natürliches Sich-weiter-auswirken dieſer Erregung, wenn nach den Märzſtürmen von 1848 beim mächtigen Aufwallen des deutſchen Nationalbewußtſeins und im Hochgefühl neu errungener kirchlicher Freiheit die Generalverſammlung der Katholiken Deutſchlands zur Gründung eines beſondern Vereins für die deutſche Diaſpora ſich erſchwang. Döllinger hat nur das Verdienſt, einen Gedanken, der viele der beſten Geiſter ergriffen und lange beſchäftigt hatte, klar und feſt vertreten zu haben, aber nicht er war es, der den Gedanken als einen ihm eigentümlichen unter die Katholiken Deutſchlands erſt hineingeworfen hat.

Die Art, wie der vom Weihbiſchof Brinkmann in Münſter gegründete Prieſterverein beſprochen wird, erſcheint von Voreingenommenheit nicht frei. Es iſt ja begreiflich, daß der Zentral-Vorſtand des eben aufkeimenden Bonifatiusvereins die Entſtehung eines ſolchen parallel laufenden Unternehmens nicht gern ſah und Kolliſionen und mannigfachen Schaden von demſelben fürchtete. Allein nachdem jetzt 50 Jahre darüber hingegangen, ſollte man freier und ruhiger darüber urteilen können. Brinkmann hatte als Propſt von St. Hedwig in Berlin die himmelſchreiende Not der Katholiken im Delegatur-Bezirk jahrelang vor Augen geſehen und hatte mit der Schwierigkeit und Mittelloſigkeit ſeiner Stellung faſt bis zur Verzweiflung gerungen. Mit gebrochener Geſundheit ins Kapitel von Münſter berufen und zum Weihbiſchof erhoben, denkt er ſeiner verlaſſenen Herde und ihrer Seelennot und wirbt nun in Prieſterkreiſen um Almoſen und Jahresbeiträge. Im Eifer der guten That, vielleicht auch in der Abſicht, ſich von jedem fremden Einſpruch frei zu halten, verabſäumt er es, mit dem bereits zu ähnlichem Zwecke beſtehenden jungen Vereine ſich ins Einvernehmen zu ſetzen. Die Not war groß genug, um auch für zwei getrennte Vereine Spielraum zu gewähren, aber es war von ſeiner Seite ein Mangel an Courtoiſie, vielleicht auch an Klugheit. Hätte man Brinkmann ruhig gewähren laſſen, ſo hätte er wahrſcheinlich Namhafteres zu ſtande gebracht und eine Vereinigung mit dem Bonifatiusverein wäre nach ſeinem Tode doch früher oder ſpäter unfehlbar erfolgt. Gewiß iſt jedoch, daß trotz der Schritte, die geſchahen, Brinkmanns Werk von Rom aus nicht mißbilligt wurde. Kardinal v. Geiſſel war ein großer Gönner des Bonifatiusvereins und pflegte über die Stimmungen in Rom ſehr gut unterrichtet zu ſein, und er hat noch unter dem 7. Dezember 1854 neben dem Bonifatiusverein auch Brinkmanns Prieſterverein ſeiner Geiſtlichkeit aufs wärmſte und nachdrücklichſte ans Herz legen laſſen (vgl. Dumont, Sammlung kirchlicher Erlaſſe für die Erzdiözeſe Köln). Wenn bei der Gründung von „Einigungen" zur Unterhaltung und Dotierung von Miſſionsſtellen in der Diaſpora während der fünfziger und ſechziger Jahre gerade die Geiſtlichkeit von Köln und Münſter ſo glänzend an der Spitze ſteht, ſo könnte dies zum Teil mit einer Nachwirkung von Brinkmanns Prieſterverein in Zuſammenhang zu bringen ſein. Auch war das Daſein dieſes Prieſtervereins keineswegs ein ſo ganz ephemeres. Bei der zweiten Diözeſankonferenz unter Biſchof v. Ketteler im April 1856 wurde noch über die Einführung dieſes Vereins in der Diözeſe Mainz verhandelt, wo derſelbe bereits einige Unterſtützung

gefunden hatte (Pfülf, Ketteler I, 188). „Reverendiſſimus rät," heißt es im Protokoll (XXIV.), „den Prieſterverein vorderhand auf ſich beruhen und die bereits eingelaufenen Gelder dafür nach ihrer Beſtimmung laufen zu laſſen."

In der Erzdiözeſe Köln beſtand der Verein noch 1869 und wies den ſchönen Jahresbeitrag von 3338 Thalern auf. In Breslau wurde er zu Beginn 1855 eingeführt und beſtand daſelbſt wenigſtens dreizehn Jahre lang; der Jahresertrag ergab durchſchnittlich 825 Thaler. (Vgl. Marx, General-Statiſtik der kathol. Vereine Deutſchlands [1871] S. 23. 36.)

Eine wirkliche Geſchichte des Bonifatiusvereins dürfte auch der außerordentlichen Verdienſte nicht vergeſſen, welche ſeit 1848 die geiſtlichen Mitglieder des Abgeordnetenhauſes in Berlin, Männer wie Eberhard, Thiſſen, Krabbe, Troſt u. ſ. w., um die Diaſpora ſich erworben haben. Alljährlich, ſolange die Seſſion dauerte, übten dieſe Männer an Sonn- und Feiertagen in der näheren und weiteren Umgebung der Hauptſtadt, oft unter den größten perſönlichen Opfern, die Seelſorge für die verlaſſenen Katholiken. Hier gewannen ſie Einblick in die furchtbare Seelennot, in die kraſſe Intoleranz, unter welcher die Katholiken ſeufzten, und in die Größe des Verluſtes, welchen hier die Kirche fortwährend erlitt. Auch nach der Heimkehr wirkten ſie dann für die verlaſſenen Glaubensbrüder. Es iſt dies, wenn auch leider viel vergeſſen, eines der ſchönſten Ruhmesblätter in der Geſchichte der einſtigen „katholiſchen Fraktion", und es hat nicht wenig dazu beigetragen, dem Bonifatiusverein die Herzen des katholiſchen Volkes zu öffnen.

Überhaupt möchte es auffallen, daß als „Bonifatius-Männer" faſt nur ſolche rühmend Erwähnung finden, welche dem Generalvorſtand oder einem Diözeſankomitee als Mitglieder angehört haben. Und doch gab es ganze und wahre Bonifatiusmänner, die mitten im Leben ſtehend dem Verein gedient haben, ohne offizielle Vereinsorgane zu ſein. Der Geiſtliche Rat Eduard Müller in der beſten Zeit ſeines Berliner Wirkens, Wilhelm Emmanuel v. Ketteler als Propſt zu Berlin wie als Biſchof von Mainz, Laien wie Graf Cajus Stolberg zu Brauna, oder Graf Stillfried-Alcantara, der Erbauer der Kirche von Buchwald, oder ein Hermann von Mallinckrodt dürften in einer Geſchichte des Bonifatiusvereins nicht ſo leicht vergeſſen werden. Statt deſſen wird ſogar hier Mallinckrodt das unbeſtreitbare Verdienſt abgeſprochen, der Gründer der erſten „Einigung" geweſen zu ſein. Biſchof Ketteler wird S. 11 irrtümlich genannt ſtatt ſeines Bruders Wilderich; dagegen wird S. 134 die Einführung des Vereins in die Mainzer Diözeſe einer Periode der Sedisvakanz zugeſchrieben in einem Zeitpunkte (12. Dezember 1850), da Ketteler ſeit ſechs Monaten Biſchof war. Seiner außergewöhnlichen Thätigkeit für den Verein und des Feuereifers, mit dem er alle Schichten der Gläubigen in ſeiner Diözeſe für denſelben zu entflammen wußte, wird weiter nicht gedacht. So finden auch die unermüdlichen perſönlichen Bemühungen eines Biſchofs Wedekin von Hildesheim, eines Melchers von Osnabrück für ihre arme Diaſpora nicht weiter Erwähnung. Selbſt von Konrad Martin hätte ſchon auf Grund ſeiner Biographie manches mehr geſagt werden können, und ſo noch über vieles andere.

Wenigſtens hinſichtlich des Grafen Stolberg aber, als des erſten Präſidenten, hätte die Anerkennung nicht übergangen werden dürfen, welche ſeinen Bemühungen von Papſt Pius IX. zu teil geworden iſt. Konrad Martin ſelbſt erzählt (Stamm 221), wie er bei ſeiner Anweſenheit in Rom eine höhere Ordensauszeichnung für den verdienten Leiter des Vereines erwirkte. Am Tage, da er dem Papſt ſeinen Dank für die Bewilligung ausſprechen wollte, kam die Nachricht von dem Tode des Grafen.

Übrigens hatte bereits zwei Jahre früher Kardinal v. Geissel in Rom das Komturkreuz des Gregoriusordens für den Grafen beantragt. Das Gesuch wurde vom Kardinal eigenhändig geschrieben und 8. Mai 1857 von ihm persönlich überreicht. Die Motivierung des Gesuches lautete:

„Der erlauchte Graf Joseph v. Stolberg zu Westheim (Diözese Paderborn) ist ein Sohn jenes jetzt verstorbenen, im ganzen katholischen Deutschland hochgefeierten Konvertiten, Grafen Leopold Stolberg. Wie der Vater, von dem er mit dem edeln Namen auch die Tugenden geerbt hat, so hat bis zur Stunde auch Graf Joseph, der Sohn, bei jeder Gelegenheit durch echt katholischen Sinn und Liebe zur Kirche sich ausgezeichnet. Insbesondere aber verdanken wir es vorzüglich seiner Bemühung, daß der sogenannte Bonifatiusverein ins Leben trat, dessen Aufgabe es ist, die in den protestantischen Gegenden Deutschlands lebenden und der priesterlichen Seelsorge entbehrenden katholischen Glaubensbrüder durch Sammlung von Geldbeiträgen in der Errichtung von Missionsstellen zu unterstützen. Schon vor einer Reihe von Jahren als Präsident an die Spitze dieses Vereins gestellt, hat er für dieses Werk seine ganze Kraft eingesetzt, und zwar mit sehr gesegnetem Erfolg. Sowohl unter dem Adel wie in den bürgerlichen Kreisen ist er aufs höchste geachtet und erfreut sich des besten Rufes als ein echter Edelmann und ein echter, der Kirche und dem heiligen Apostolischen Stuhle aufrichtig ergebener Katholik."

Daß im Hinblick auf eine künftige Geschichte des Bonifatiusvereins solche kleine Ergänzungen hier angedeutet wurden, möge dem Herrn Verfasser nur den Beweis liefern, wie sehr seine fleißige Arbeit das Interesse wachzurufen im stande ist, und welch lohnende That es war, beizeiten schon zu einer wirklichen Geschichte dieses herrlichen katholischen Liebeswerkes einen kräftigen Unterbau zu schaffen. Nach 50 weiteren Jahren wird man aus dem, was er geleistet, gute Früchte gereift haben und die Mühe seiner Arbeit ihm danken.

Otto Pfülf S. J.

Matthias Eberhard, Bischof von Trier, im Kulturkampf. Von Dr. **Ägidius Ditscheid**, Domkapitular zu Trier. 8°. (VII u. 144 S.) Trier, Paulinusdruckerei, 1900. Preis *M.* 1.20, geb. *M.* 2.

Nur allzusehr gerät bei der jüngeren Generation der Kulturkampf in Vergessenheit, obgleich noch gegenwärtig die Trümmer und Überreste desselben uns umgeben. In der monopolisierten Schule des Staates hütet man sich natürlich, der Jugend von dieser Religionsverfolgung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel zu reden. Hätten wir nicht die katholische Presse, so würde man vielleicht bald in den offiziellen Schulbüchern lesen, der Kulturkampf sei durch eine revolutionäre Auflehnung der Bischöfe gegen die Regierung hervorgerufen! Liest man doch auch in einem solchen Schulbuche, daß im 16. Jahrhundert die katholische Kirche von der evangelischen sich losgesagt habe!

Wie viele sind es von der jüngeren Bevölkerung, denen es noch lebendig vor der Seele schwebt, wie man die katholischen Bischöfe und Priester, gemeinen Verbrechern gleich, in den Kerker führte; wie man wehrlose, unschuldige Nonnen zwang, um ihres Gewissens willen ins Ausland zu gehen und Not und Elend zu dulden; wie man Sterbenden es unmöglich machte, die letzten Tröstungen

der Religion zu empfangen, und wie die verwaisten Pfarreien ihre Toten an die Grenze brachten, damit ein benachbarter Pfarrer, ohne straffällig zu werden, über die Grenze hinüber den Segen spendete! Und dennoch ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Erinnerung an den Kulturkampf bei uns Katholiken lebendig fortlebt, damit die Leiden und der Bekennermut unserer Altvordern uns in der Treue gegen die heilige Kirche bestärken, und damit wir gerüstet bleiben, um ähnlichen Kämpfen, falls sie wiederkehren sollten, mit gleicher Umsicht, Mäßigung und Entschiedenheit zu begegnen.

Mit Freuden begrüßen wir daher das vorliegende Schriftchen, welches uns eine der vielen Episoden des Kulturkampfes ins Gedächtnis ruft, nämlich jene, welche den Trierer Bischof betrifft, einen Bischof, der in den ersten Reihen des Vordertreffens stand bei Verteidigung unserer heiligen Religion. Zur Behandlung der Sache ist unser Verfasser in hohem Grade berufen; denn er kann von sich erklären: „Ich habe dem Verstorbenen während des ganzen Kampfes als Kaplan zur Seite gestanden, und was ich gesehen und gehört, steht mir noch lebendig vor der Seele, als ob es erst gestern geschehen wäre. Außerdem liegen mir nicht nur meine eigenen Aufzeichnungen aus jener Zeit vor, sondern auch das sorgfältig geführte Tagebuch des hochseligen Bischofs."

Nach der Niederwerfung der beiden katholischen Großmächte Österreich und Frankreich ward also der unselige Kulturkampf vom preußischen Staate und dem Deutschen Reiche begonnen. Der katholischen Kirche sollten, wie man sich ausdrückte, die Adern unterbunden werden, damit sie allmählich dahinsieche und sterbe. An die Stelle der christlichen Weltordnung, des Doppelgestirns von Kirche und Staat, sollte einseitig der „omnipotente" Staat treten, der „präsente" Gott eines Hegel. Alles dieses sollte auf „gesetzlichem" Wege geschehen.

Als die neuen Gesetzentwürfe bekannt wurden, äußerte Bischof Matthias: „Wenn diese Entwürfe Gesetzeskraft erhalten, dann ist es um die katholische Kirche in Preußen geschehen; es ist dann nur eine Frage der Zeit, daß sie von selber zu Grunde geht; einzelne Bestimmungen treffen das innerste Leben der Kirche."

Zu Fulda versammelten sich nun Anfang 1873 die sämtlichen preußischen Bischöfe und protestierten feierlich gegen diese rechtswidrigen Entwürfe und deren verderbenschwangern Inhalt. Einmütig gaben sie sich das Wort, treu zusammenzustehen im Kampfe gegen die kirchliche Freiheit.

Zu den Bischöfen stand in treuer Begeisterung der katholische Klerus und die katholische Laienwelt.

„Alle Dekanate," so konnte Bischof Eberhard schreiben, „alle Dekanate der großen Diözese, keines ausgenommen, die Priester in meiner nächsten Nähe und von den entlegensten Orten her, haben frei und freudig ihre Antwort wiederholt", die bei der Weihe gegebene Antwort, daß sie ihrem Bischof den Gehorsam beteuerten. So konnte dieser unterm 19. März 1873 in einem Ausschreiben an seine Geistlichkeit erklären. Er schloß mit den Worten: „Miteinander und füreinander, der Bischof, sein treuer Klerus, das gläubige Volk, durch die heiligsten Bande enge und unauflöslich verbunden, werden wir, komme was da wolle, für die Kirche einstehen, wachen und beten, wirken und leiden. Mit uns ist Gott und

Himmel, mit uns die ganze streitende Kirche Gottes auf Erden. Freudig teilen jetzt miteinander die Kämpfe, dereinst die Siegeskrone."

Die Regierung versuchte nun, die Bischöfe zur Unterwerfung unter die n. Gesetze zu vermögen. Der Regierungspräsident v. Wolff erschien beim rer Bischof, um zu vermitteln. Der Bischof erklärte:

„Persönlich suche ich gern, wenn es möglich ist, einen friedlichen Austrag; : den Prinzipien werde ich nichts vergeben. Ich weiche zurück, bis ich an eine uer komme; eine solche Mauer ist mein Gewissen. Wider mein Gewissen werde nichts thun. Mit Prinzipien läßt sich nicht markten."

Am Gewissen des Bischofs also scheiterten die Versuche zur Anerkennung Maigesetze. Man schritt zur Gewalt. Am 29. Dezember 1873 langte ein reiben der Regierung an, in welchem die Schließung des Priesterseminars ügt wurde. Dr. Ditscheid erzählt:

„Da ich bestimmt wußte, daß der Bischof dem Gesuch nicht nachkommen de, so ließ ich das Schreiben bis zum nächsten Morgen liegen, um dem Bischof Nachtruhe nicht unnötigerweise zu stören. Am andern Morgen legte ich es mit übrigen eingegangenen Schreiben vor. Es war mir selber äußerst schwer, dem chof diese Trauerbotschaft bringen zu müssen. Als das Schreiben an die Reihe ı, sagte ich mit scheinbarer Ruhe: ‚Was wir lange befürchtet haben, tritt nun . Das Seminar wird geschlossen!' Kaum hatte ich das gesagt, da änderte der chof die Farbe. Krampfhaft faßte er mit beiden Händen das Pult an. Ich , wie er mit Gewalt seine innere Bewegung niederkämpfen mußte. Es dauerte hrere Minuten, bis er sich wieder gefaßt hatte. Dann sagte er: ‚Das Seminar die Lebensquelle des Bistums.'

„Es war das einzige Mal im ganzen Kulturkampf, daß der Bischof äußerlich bewegt und erregt wurde. Bei allen ihn persönlich treffenden Schlägen (Verur- lungen, Plünderungen, Verhaftung u. s. w.) blieb er äußerlich vollständig ruhig."

Es folgten sich nun Schlag auf Schlag die weiteren Ereignisse. Der Bischof lte seiner Pflicht gemäß und kraft seines guten Rechtes Geistliche an. Die istlichen folgten, obgleich sie wußten, daß sie durch ihren Gehorsam schweren iden entgegengingen. Die Pfarrgemeinden erklärten einmütig: „Der Priester, lcher vom Bischof geschickt wird, ist unser rechtmäßiger Seelsorger und kein derer." Der Bischof wurde für diese Anstellungen von den Richtern des Staates Strafe genommen. Da er nicht freiwillig zahlte, schritt man zur Pfändung. s der Verkauf der gepfändeten Sachen zur Zahlung der hohen Strafsumme cht ausreichte, ward eine zweijährige Gefängnisstrafe gegen den Bischof verfügt. ie Diener des Staates erschienen und verhafteten den Bischof. Man wollte nselben zur Vermeidung des Aufsehens durch den Garten führen. Der Bischof er erklärte: „Ich gehe über die Straße, ich habe die Straße nicht zu fürchten ıd schäme mich auch des Ganges nicht." Man bot einen Wagen an, der ischof schlug ihn aus.

„Auf der Straße angekommen," so berichtet der Verfasser, „entstand eine cene, die nur derjenige vollständig würdigt, der sie mit angesehen hat. Der Aus- uck, mit welchem die Volksmenge ihre Teilnahme kundgab, überstieg alles, was an sich an öffentlichen Kundgebungen der Liebe und des Schmerzes vorstellen kann.

Laut auf ertönte das Jammern der vielen Hunderte von Menſchen, ſobald der Biſchof mit ſeiner Begleitung ſich ihnen nahte. Vor dem Konvikte und der Strafanſtalt war die Scene wahrhaft herzerſchütternd. Die Leute warfen ſich auf den Boden, rauften ſich in den Haaren, und man hörte ein die Seele durchſchneidendes Wehklagen. Der Biſchof ſchritt durch die Scharen, ſie ſegnend und tröſtend. ‚Seid ruhig,‘ ſprach er, ‚es wird auch wieder beſſer.‘ Der Andrang der Menge war ſo ſtark, die Maſſen ſchwollen ſo an, daß der Landrat mit ſeinem Gefangenen kaum zur Gefängnispforte gelangen konnte. Dort wandte der Biſchof ſich noch einmal um und erteilte der niederknieenden Menge den Segen. Dann öffnete ſich das Gefängnis, und der Gefängnisinſpektor nahm den Biſchof in Empfang.“

Anderthalb Jahrtauſende früher war ein anderer Biſchof von Trier, der hl. Paulinus, nach Kleinaſien in die Verbannung geſandt, weil er dem arianiſchen Kaiſer Konſtantius Widerſtand geleiſtet. Biſchof Matthias ging ins Gefängnis, weil er die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche Jeſu Chriſti nicht opfern wollte auf dem Götzenaltar des modernen omnipotenten Staates.

Die weiteren Ereigniſſe möge der Leſer in dem hochintereſſanten, mit aktenmäßiger Sorgfalt geſchriebenen Buche ſelbſt verfolgen. Wir fügen den Wunſch bei, daß auch andere, welche die unerhörten Drangſale des Kulturkampfes mit durchlebt haben, ein möglichſt konkretes Bild ihrer Leiden und Kämpfe für die Nachwelt fixieren, damit dieſe der heiligen Pflichten gegen die Kirche ſich lebendig bewußt bleibe, für deren Erfüllung im Kulturkampf Biſchöfe, Prieſter und Laien vielfach Geld und Gut, Freiheit und Geſundheit und ſelbſt das Leben hingeopfert haben!

L. v. Hammerſtein S. J.

Dr. **M. Bachs Studien und Leſefrüchte aus dem Buche der Natur.** Für jeden Gebildeten, zunächſt für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt von **Ludwig Borgas**, Oberlehrer am K. Gymnaſium zu Meppen. Erſter Band. Neunte Auflage. 8°. (306 S.) Mit 61 Abbildungen. Zweiter Band. Achte Auflage. 8°. (325 S.) Mit 106 Abbildungen. Köln, Bachem, 1899. Preis jedes Bandes *M.* 3.50; geb. *M.* 5.

Fünfunddreißig Jahre ſind nun verfloſſen ſeit dem Erſcheinen der erſten Auflage des erſten Bandes der „Studien und Leſefrüchte“ von Michael Bach. Ein Hauptverdienſt dieſes Werkes und ſeines Verfaſſers dürfte es geweſen ſein, das Intereſſe für naturgeſchichtliche Studien in den katholiſchen Leſerkreiſen Deutſchlands geweckt und ihnen zugleich die hohe Bedeutung derſelben für die chriſtliche Weltauffaſſung gezeigt zu haben. Die „Studien und Leſefrüchte“ enthalten eine Fülle intereſſanter und lehrreicher Abhandlungen aus den verſchiedenſten Zweigen der Zoologie und der Botanik und tragen dadurch weſentlich bei zur Vermehrung der naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ihrer Leſer. Sie ſind zugleich in durchaus chriſtlichem Geiſte gehalten und weiſen ihre Leſer bei der Zweckmäßigkeit der Natureinrichtungen auf die Weisheit, Macht und Güte des Schöpfers hin. In einer Zeit, wo die ungläubige Weltanſchauung des Darwinismus ihre verheerenden Wirkungen in immer weitere Kreiſe ausdehnte, mußte ein ſolches

rk doppelt segensreich sein. Wir können daher ohne Übertreibung behaupten, Michael Bachs „Studien und Lesefrüchte" sich hohe Verdienste um das istentum und die katholische Kirche in Deutschland erworben haben.

Der Zweck dieses Werkes ist in der That erreicht worden; dies beweisen zahlreichen Auflagen desselben, die auch nach des Verfassers Tode tüchtige rbeiter gefunden haben. Die beiden vorliegenden Bände, die neunte Auflage ersten und die achte des zweiten Bandes, stehen ihrem Inhalte nach auf der he der wissenschaftlichen Forschung; auch die Verlagshandlung verdient bedere Anerkennung für die Ausstattung derselben mit zahlreichen vortrefflichen bildungen, sowie für den sehr mäßigen Ladenpreis.

Wir wollen hier keine ausführliche Inhaltsangabe der beiden Bände geben, wir voraussetzen, daß die meisten unserer Leser sich dieselben selbst anschaffen den. Nur einige Bemerkungen seien hier beigefügt. Die Biologie des Mairs, der Abschnitt über die Feinde der Kartoffel, das Leuchten der Johanniswürmchen und die Biologie der Honigbiene haben uns besonders gut gefallen. letzterem sind auch bereits die neueren Forschungen von Dickel über die Fortmzung der Honigbiene berücksichtigt. Besonderes Lob verdient ferner der Abitt über die einheimischen Ameisen. Er bietet weit Besseres als z. B. die ieste (dritte) Auflage der großen Ausgabe von „Brehms Tierleben", welche in dem neunten Bande (Insekten), besonders aber in dem Abschnitte über Ameisen, als wirklich „inferior" erwiesen hat[1].

Der Abschnitt des ersten Bandes über die ausländischen Ameisen dürfte wohl eine künftige neue Auflage eine wesentliche Änderung und Bereicherung erren müssen. Allerdings ist die betreffende fachwissenschaftliche Litteratur in zahlhen Werken und Zeitschriften zerstreut und daher nicht leicht zu übersehen. Wir chten dem Bearbeiter deshalb folgende Werke besonders empfehlen: Bates, Der turforscher am Amazonenstrom; Belt, Der Naturforscher in Nicaragua; Fr. himper, Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen im tropischen Amerika; Möller, Die Pilzgärten einiger südamerikanischer Ameisen; H. v. Ihering, Die neisen von Rio Grande do Sul. Für die Beziehungen der brasilianischen Ameisen ihren Gästen könnte der erste Teil unserer „Ameisen- und Termitengäste von rasilien" (Wien und Leipzig 1895) einigen Stoff bieten.

Kleinere Notizen, die nicht so sehr für die Leser als vielmehr für den Bebeiter von Nutzen sind, übergehen wir. Es muß nur noch bemerkt werden, daß uf S. 149) eine Verwechslung zwischen dem älteren und dem jüngeren der beiden hweizerischen Naturforscher Huber vorliegt. Der blinde Bienenforscher ist Franz uber; Peter Huber, der Ameisenforscher, war sein Sohn. Der Abschnitt über n Instinkt (S. 266 ff.) dürfte für eine neue Auflage wohl einiger Klärung bedürftigen.

Für den zweiten Band wären bei der Biologie der Hummeln die vortrefflichen Beobachtungen E. Hoffers (Graz) über die Hummeln Steiermarks zu berücksichtigen, z. B. über den „Trompeter", der in den Nestern gewisser Hummelarten

[1] Vgl. die Besprechung desselben im „Biologischen Centralblatt" 1893, Nr. 6, S. 190 ff.

morgens „zur Reveille bläst". Daß der Maulwurf, wie S. 170 angegeben wird, keine Wintervorräte in seinem Bau sammle, ist irrtümlich, wie die Beobachtungen von Fr. Dahl und Ritsema Bos gezeigt haben.

Wir wünschen den beiden Bänden eine baldige neue Auflage, in welcher einige kleine Mängel, die in derartigen, so mannigfaltige Gebiete behandelnden Werken nie ganz zu vermeiden sind, ihre Verbesserung finden werden. Übrigens brauchen wir uns der vorliegenden neuen Auflage der ersten beiden Bände der „Studien und Lesefrüchte" keineswegs zu schämen. Sie sind im Gegenteil ein sprechender Beweis gegen die jüngst so oft behauptete „wissenschaftliche Inferiorität der Katholiken". Ihr Inhalt entspricht völlig den Anforderungen, die man an ein populärwissenschaftliches Werk dieser Art zu stellen berechtigt ist. Was die Ausstattung anlangt, kann die neue Auflage ebenfalls den Vergleich mit irgendwelchen ähnlichen Werken von gegnerischer Seite getrost aushalten. Die Abbildungen im Texte sind nicht bloß sehr zahlreich, sondern meist auch vortrefflich gelungen. Bessere Figuren wie z. B. jene des Totenkopfschwärmers (I. Bd., S. 253) wird man auch in der neuesten Auflage von „Brehms Tierleben" nicht finden. Daß man ferner in den katholischen Leserkreisen Interesse für Naturstudien hat, dürfte allein schon aus der Thatsache hervorgehen, daß die ersten beiden Bände es bereits bis zur neunten bezw. achten Auflage gebracht haben. Es ist uns nicht bekannt, daß ein seinem Gegenstande nach ähnliches, aber im Geiste der ungläubigen modernen Naturanschauung gehaltenes populärwissenschaftliches Werk in derselben Zeit eine ebenso große Zahl von Auflagen zu verzeichnen gehabt hätte. Zur Beleuchtung der vorgeblichen Inferiorität der Katholiken sei hier auch darauf aufmerksam gemacht, daß Fr. Schödlers „Buch der Natur", welches einen katholischen Realschullehrer zum Verfasser hatte, in 54 Jahren (seit 1846) bereits 23 Auflagen erlebt hat, deren neueste soeben in verschiedenen naturwissenschaftlichen Zeitschriften, auch von keineswegs katholisch gesinnten Rezensenten, sehr günstig besprochen worden ist. Wir erinnern ferner an die von einem katholischen Priester, Dr. Johannes Leunis, verfaßte „Synopsis der drei Naturreiche", speziell an die „Synopsis der Tierkunde". Die dritte Auflage dieses vortrefflichen zoologischen Handbuches ist von Geheimrat Dr. Hubert Ludwig, Professor der Zoologie an der Universität Bonn, gegenwärtig zweitem Vorsitzenden der Deutschen Zoologischen Gesellschaft, der ebenfalls ein Katholik ist, bearbeitet. Was die zoologische Systematik anlangt, besitzen wir nach dem Zeugnis der Professoren kein besseres und gründlicheres Handbuch für Universitätsstudenten als dieses. Warum sollen wir also fortwährend über die „Inferiorität der Katholiken" jammern, da wir doch auch so viel Erfreuliches zu berücksichtigen haben? Übertriebene Selbsterniedrigung ist ebenso verfehlt und ebenso nachteilig, wie übertriebene Selbstüberhebung es wäre. Was endlich die fachwissenschaftliche Forschung anlangt, könnten wir den Beweis dafür erbringen, daß gegenwärtig auf verschiedenen naturwissenschaftlichen Gebieten gerade katholische Autoren an der Spitze oder in den ersten Reihen der betreffenden Forscher stehen. Daß man hiervon in jenen Kreisen, welche über die Inferiorität der Katholiken so betrübt sind, gar nichts zu wissen scheint, ist allerdings beschämend; denn es

zeigt, daß man sich in jenen Kreisen nicht einmal die Mühe giebt, die wissenschaftlichen Arbeiten der eigenen Leute kennen zu lernen, während man in den gegnerischen — oder sagen wir lieber, in den wissenschaftlichen — Kreisen davon viel besser unterrichtet ist.

E. Wasmann S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Biblia sacra vulgatae editionis.... Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Mit dem Urtexte der Vulgata. Als zehnte Auflage des Allioliſchen Bibelwerkes herausgegeben von Auguſtin Arndt S. J. Mit Approbation des heiligen Apoſtoliſchen Stuhles. Erſter Band. gr. Lex.-8°. (XX u. 1332 S.) Regensburg, Rom und New York, Fr. Puſtet, 1899. Preis *M.* 5; geb. *M.* 6.50.

Dieſer erſte Band umfaßt nach der Ordnung der Vulgata die Bücher Geneſis bis Job einſchließlich. Schon deſſen äußere Erſcheinung hebt ſich vorteilhaft ab von der neunten Auflage des Allioliſchen Werkes; das Format iſt etwas größer, Druck und Papier viel beſſer und gefälliger. Dem lateiniſchen Texte der Vulgata (warum im Titel: Urtext der Vulgata?) gegenüber ſteht die deutſche Überſetzung. Dieſe iſt ſorgfältig revidiert und in vielen Fällen wirklich verbeſſert. Sie folgt treu und deutlich dem Sinne der richtig verſtandenen Vulgata und iſt im Ausdrucke gefälliger und mehr dem deutſchen Sprachgeiſte angepaßt als ihre Vorgängerin. Der Herausgeber hat, wie er im Vorworte ſagt, zur Umarbeitung des Textes zahlreiche Überſetzungen zu Rate gezogen. Was viele unangenehm überraſchen wird, iſt, daß die alten, öfters dürftigen Anmerkungen von Allioli einfach abgedruckt ſind. „Die Anmerkungen blieben einſtweilen unverändert, bis Zeit und Umſtände deren Umarbeitung geſtatten“ (Vorwort). Dieſe Umſtände zu ändern lag nicht im Machtbereich des Herausgebers. Wir ſchließen uns dem Wunſche Seiner Eminenz, des Kardinals Kopp, an, mit dem er die Empfehlung dieſer neuen Ausgabe ſchließt: „Möge das verdienſtvolle Werk recht weiten Kreiſen den unerſchöpflichen Born des geſchriebenen Wortes Gottes immer vollkommener erſchließen.“

Compendium theologiae dogmaticae specialis a P. Gottfried Noggler a Graun, Ord. Capuc. Provinc. Tyrol. Septentr. S. Theologiae Lectore exaratum. 8°. (XXVI et 884 p.) Oeniponte, Libraria catholicae Marianae societatis, 1899. Preis *M.* 12.

Eine Dogmatik in einem Bande zu ſchreiben, iſt keine leichte Aufgabe. P. Gottfried Noggler a Graun hat ſie gut gelöſt. Ein fleißiger Student kann das Buch in einem Jahr bewältigen. Der Umfang wäre leicht zu vermindern gewesen durch eine knappere Form und die Auslaſſung mancher Abſchnitte; zu letzteren möchten wir den Artikel über den Polytheismus und Dualismus (S. 12—14) [redacted]

über den Tritheismus (S. 97—99) rechnen; anderes hätte im Verhältnis zum Ganzen kürzer ausfallen dürfen, so zumal der Abschnitt über die Teufel (S. 175 bis 190), über die Heiligenverehrung (S. 362—376), über das Fegfeuer (S. 762 bis 779). Diese Änderungen hätten auch eine ausführlichere Behandlung wichtiger Fragen oder doch die Aufnahme eines Traktates über die göttlichen Tugenden ermöglicht. Die Doktrin des Herrn Verfassers ist klar und solid. Bei Kontroversfragen wählte er die für ein solches Kompendium richtigste Form; er legt die bedeutenderen Sentenzen mit Gründen und Gegengründen dar. Für jemand, der die Fragen nicht genau kennt, werden freilich manchmal die kurzen Andeutungen nicht genügen: wir denken z. B. an die Freiheit Christi (S. 314 ff.) und an die Sündlosigkeit Christi (S. 299). Da in einem kurz gefaßten Unterrichtsbuch jede Ungenauigkeit mehr auffällt, wird uns der Herr Verfasser im Interesse seines Werkes die Bitte gestatten, er möge die positiven Teile einer nochmaligen Durchsicht unterwerfen. So lassen einen z. B. die Schrift- und Väterbeweise für die Unendlichkeit Gottes recht unbefriedigt; dasselbe gilt von den patristischen Zeugnissen für die Trinität. Im Traktat über das Sechstagewerk begegnet man der Bemerkung, die Visionstheorie scheine vorauszusetzen, daß die Offenbarung im Widerspruch zur Wissenschaft stehen könne (S. 147 e). Die Note über die Spracheneinheit (S. 199 c) ist ungenau. In der These, der Episkopat sei ein Sakrament, liest man einen Ignatianischen Text ohne Beweiskraft (S. 685 b) und findet das Tridentinum als Autorität für die Siebenzahl der ordines angeführt. Dem gelehrten Herrn Verfasser wird es leicht sein, alle Traktate gleich gründlich und vollkommen zu gestalten.

Petri Cardinalis Pázmány, Archiepiscopi Strigoniensis et Primatis regni Hungariae, Theologia scholastica seu commentarii et disputationes quae supersunt in secundam Theologicae S. Thomae Aquinatis Summae et tertiam partem. Series latina. Tomus IV. E codice bibliothecae universitatis Budapestinensis, partim auctoris propria manu exarato, partim aliena manu scripto, sed ab ipso auctore multis in locis correcto et aucto ea quae spectant ad 1 et 2 II. partis recensuit et praefatus est Adalbertus Breznay, Archidioecesis Strigoniensis presbyter, Suae Sanctitatis Summi Pontificis a Cameris secretis SS. Theologiae Doctor collegiatus, regiae scientiarum universitatis Budapestinensis Rector emeritus etc. etc. gr. 4°. (XV et 815 p.) Budapestini, typis regiae scientiarum univ., 1899. Subskriptionspreis (durch das Dekanat der theol. Fakultät in Budapest) *fl.* 5; (im Buchhandel) ungefähr *fl.* 10.

Die glänzend ausgestattete Ausgabe der Werke des Kardinal Pázmány schreitet rüstig voran. In der Einleitung dieses Bandes, des vierten der lateinischen Serie, wird nochmals auf Ursachen und Wert der Edition aufmerksam gemacht. Der Kommentar behandelt das Ziel des Menschen, die Fragen über die menschlichen Akte, die Sünde, die theologischen Tugenden. Pázmány zeigt in seinen Auseinandersetzungen mit scholastischen Theologen außerordentliche Belesenheit, in seiner eigenen Lehre Schärfe und Klarheit. Trefflich ist unter anderem der Abschnitt über die Erbsünde mit Ausnahme des Kapitels über das Schicksal der ohne Taufe sterbenden Kinder, lehrreich, wenn auch nicht recht befriedigend, die Analyse des Glaubens-

altes. Überall erscheint der Verfasser als ein fein geschulter Kopf. In einer Geschichte der Scholastik darf jetzt sein Werk nicht mehr fehlen. Von kirchenrechtlichem und geschichtlichem Interesse ist auch das Parergon am Schluß: De ecclesiastica libertate circa causam Veneti interdicti anno 1606.

Christus und die Kranken. Nach den heiligen Evangelien zum Troste der Kranken zusammengestellt und erklärt von Dr. S. Waitz. Mit zwei Holzschnitt-Abbildungen aus Führichs Psalter. 8°. (295 S.) Brixen, Kathol.-polit. Preßverein, 1900. Preis brosch. *M.* 3.20; geb. *M.* 4.40.

Der Verfasser wurde sowohl durch fast zweimonatliche eigene Krankheit als durch den Anblick vieler Erkrankten in einem großen Krankenhause zu dieser trostreichen Arbeit gebracht. Die Barmherzigkeit, welche den Herrn vom Himmel führte und auf Erden leitete, die er uns anempfiehlt und deren Übung im jüngsten Gericht uns ein gnadenvolles Urteil erlangen soll, schildert er in den einzelnen Ereignissen des öffentlichen und glorreichen Lebens unseres Heilandes. Immer wieder werden Christi Wunder und Lehren benutzt zum Erweis der Liebe, Menschenfreundlichkeit und Güte unseres Heilandes. So ist das verständlich und fromm geschriebene Buch recht geeignet, seinen Zweck zu erfüllen und manche leidende Seele aufzurichten.

Grundriß der christlichen Sittenlehre mit besonderer Berücksichtigung der socialen Frage und der wichtigsten Rechtsgrundsätze über Kirche und Staat. Bearbeitet für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten von J. Jung, Religionslehrer an der Kantonsschule St. Gallen. Mit oberhirtlicher Empfehlung. 8°. (96 S.) Freiburg (Schweiz), Universitätsbuchhandlung, 1900. Preis geb. *M.* 1.

Dieser kurz, klar und belehrend abgefaßte Grundriß, eine reife Frucht vieljähriger, erfolgreicher Thätigkeit im Lehrfache, wird nicht nur Schülern, sondern auch andern, „welche sich ohne viel Zeit und Mühe die Kenntnis über die wichtigsten Grundsätze der christlichen Sittenlehre verschaffen wollen", dann auch Leitern von Arbeitsvereinen als übersichtliche Stoffsammlung zu populären Vorträgen die trefflichsten Dienste leisten. Es ist ein Leitfaden, der die bekannteren Kapitel der christlichen Moral kurz abmacht, um desto mehr Zeit zu gewinnen zur Besprechung der zeitgemäßen Fragen, auf die er die richtigen Antworten giebt mit eingehender Begründung.

La femme d'après Saint Ambroise. Par Henriette Dacier. 8°. (339 p.) Paris, Amat; Bruxelles, Schepens, 1900. Preis *Fr.* 3.50.

Im ersten Teile behandelt das Buch Zeitgenossinnen des großen Bischofs von Mailand: seine Verwandten Sotheris und Marcellina sowie Ambrosia, seine Pflegbefohlene, dann die arianische Kaiserin Justina, seine Gegnerin. Der zweite Teil hebt aus den Schriften des Kirchenlehrers die Vorschriften aus, die er gab für die Erziehung der Mädchen, für die Lebensart gottgeweihter Jungfrauen, Frauen, Mütter und Witwen. Der dritte Teil stellt zusammen, was er über biblische Frauen lehrte, sowie über die heiligen Märtyrinnen Thekla, Agnes und Pelagia. Fast immer werden die eigenen Worte des hl. Ambrosius angeführt und durch geschickte Übergänge verbunden. Einige Male, wo der Heilige über die Liebe der Mutter und über Witwen redet, erhebt das weibliche Gefühl der Verfasserin sich zu einer

leisen und natürlicherweise sehr erklärlichen Verwahrung gegen die strengen, ganz übernatürlichen Anschauungen des Kirchenvaters. Ihre Arbeit gewährt einen zuverlässigen, gründlichen Einblick in die Lebensauffassung des welterfahrenen Heiligen und stellt sie in einer auch für unser Jahrhundert sehr brauchbaren Weise vor Augen.

Der Genius der Werke des hl. Thomas und die Gottesidee. Von Martin Grabmann, Priester der Diözese Eichstätt. 8°. (43 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. Preis 80 *Pf.*

Die kleine Broschüre, ein Separatabdruck aus dem Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie (XIII. Band), zeigt in ansprechender Weise, wie die Gottesidee beim hl. Thomas den Mittelpunkt bildet, von dem aus sein Lehrsystem und seine Weltanschauung alles Licht empfängt.

Das Herz Jesu, die Gnadensonne an der Wende des Jahrhunderts. Eine Jubiläumsschrift zur Beförderung der Herz-Jesu-Andacht von Martin Hagen S. J. Mit Erlaubnis der Ordensobern und des hochw. Hrn. Generalvikars von Münster. 8°. (169 S. einschl. Titelbild.) Kevelaer, Butzon und Bercker, 1899. Preis *M.* 2.

Der Verfasser geht in seinen Belehrungen — es sind deren 21 — von den Offenbarungen aus, welche der seligen Margareta Maria Alacoque geworden, und welche der kirchlichen Herz-Jesu-Andacht den nächsten Anstoß gegeben, zeigt darauf, wie tief die Andacht in den Lehren des Glaubens begründet, und führt sodann aus, was das leibliche Herz des Heilandes sinnbildet, lehrt, verheißt, fordert. Sehr sinnig werden dabei die Bilder und Zeichen verwendet, welche in den Offenbarungen der seligen Margareta das Herz des Herrn begleiteten: Flammen, Strahlen, Dornenkrone, Kreuz, geöffnete Seitenwunde. So kommen Gnadenleben, Tugendstreben, Pflege des Gebetes zur Sprache, besonders aber des Heilandes Liebesreiz und Liebesreichtum, alles ohne schwärmerische Überschwänglichkeit, in edler Sprache, geistvoller Auffassung und einer Wärme, die aus innerer Erfahrung quillt. S. 116 heißt es, das heilige Meßopfer sei „eine zweite, sakramentale Menschwerdung"; hier sähe man wohl gern „gewissermaßen" oder ein ähnliches Wort eingeschaltet. Bei den Abläßen ist nicht vermerkt, wie deren Gewinnung während der Jubiläumszeit sich gestaltet. Wer in frommer Lesung und Erwägung dem Herzen des Erlösers näher treten will, wer über dasselbe zu predigen oder Betrachtungspunkte vorzulegen hat, wird im Kevelaerer Herz-Jesu-Buche einen sehr willkommenen Wegweiser und Berater finden.

Christliche Standesunterweisungen, beleuchtet durch heilige Vorbilder. Von P. Otto Bitschnau O. S. B. in Einsiedeln. Mit 18 Kunstbeilagen in xylogr. Farbendruck. Mit Approbation der hochw. Bischöfe von St. Gallen, Freiburg, München und Rottenburg a. N. gr. 4°. (VIII u. 604 S.) Stuttgart, Kathol. Süddeutsche Verlagshandlung (Ochs), 1898 u. 1899. In 18 Lieferungen à 50 *Pf.*

„Christliche Standesunterweisungen beleuchtet durch heilige Vorbilder", betitelt sich das Volksbuch, welches nunmehr vollständig in 18 Lieferungen in der Katholischen Süddeutschen Verlagshandlung zu Stuttgart erschienen ist. Verfasser ist der durch sein „Heiligenleben" rühmlichst bekannte P. Otto Bitschnau O. S. B. zu Einsiedeln. Auch das vorliegende Werk ist im Grunde genommen ein Leben der Heiligen, wenngleich eigener Art. Der Verfasser giebt einen christlichen Standesunterricht an der Hand von Beispielen aus dem Garten der lieben Heiligen Gottes. Um seine Unter-

weisungen anschaulicher und interessanter, anregender und belehrender, eindringlicher und wirkungsvoller zu gestalten, hat er sie an Heiligenleben angeknüpft, die ihm zur Erreichung seiner Absichten geeignet erschienen. P. Bitschnau faßt das Wort „Stand" in etwas weiterem Sinne, als man das gewöhnlich thut. Denn er behandelt nicht nur den Ehestand, den jungfräulichen Stand, den Ordensstand, Priesterstand, Militärstand u. s. w., sondern auch den Stand der Armen, der Reichen, der Zufriedenen, der Leidenden und der Sterbenden. Indessen macht eben das das Buch zu einem wirklichen Hausbuch für die christliche Familie und zu einem treuen Freund und Berater für die so mannigfaltigen Lebensverhältnisse. Die Ausstattung des Werkes, das 18 prächtige Farbendrucke zieren, ist sehr gut; sein Preis ermöglicht auch Minderbemittelten seine Anschaffung. Wir wünschen dem Buch, im Interesse des christlichen Hauses, in welchem ja in der Gegenwart mehr als je der Geist des Glaubens und des Christentums gepflegt werden muß, eine weite Verbreitung. Recht und fleißig benutzt, wird es durch die Fülle heilsamer Belehrung bei Eltern und Kindern, Verheirateten und Ledigen, Vorgesetzten und Untergebenen, in frohen und gesunden wie in trüben und kranken Tagen eine Quelle des Segens sein.

In Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Von Konrad Kümmel. 6 Bändchen.

IV. Bd.: **Ostersilder.** 12°. (VIII u. 300 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis brosch. *M.* 1.80; geb. *M.* 2.20.

Wir haben über die Vorzüglichkeit dieser Erzählungen bereits früher (Jahrgang 1899, 9. Heft, S. 433) uns ausgiebig geäußert. Die ausnahmlos günstige, ja freudige Aufnahme, die sie allenthalben gefunden, beweist, daß wir dieses wahrhaft „goldene Schatzkästlein" für das Volk richtig gewertet haben. Was ist wohl das Geheimnis, das diesen scheinbar so schlichten, einfachen Erzählungen ihre tief ergreifende Wirkung, ihren dem Herzen so wohlthuenden Einfluß verleiht? Es dürfte darin liegen, daß Kümmel es wie wenige versteht, die katholische Volksseele mit ihrem reichen inneren Leben, ihrem tiefen religiösen Empfinden, ihrer rührenden Einfalt und Glaubenstreue in konkreten Einzelzügen sichtbar und greifbar zu enthüllen. Wieviel ist nicht in jüngster Zeit über die Inferiorität des Katholizismus geredet worden! Der Vorwurf ist unverdient selbst mit Rücksicht auf jene kulturellen Leistungen, die mit Wage und Zollstab gemessen werden können. Neben diesen äußeren Großthaten und Prunkschätzen der Menschen und Völker giebt es aber noch etwas anderes, was sich freilich dem Auge des oberflächlichen Beobachters entzieht, in Wirklichkeit aber als die schönste, reifste Frucht wahrer Kultur erkannt werden muß: das unwandelbare Festhalten an den höchsten sittlichen und religiösen Gütern der Menschheit, das Leben in und aus dem Glauben an einen persönlichen Gott, der liebend sich zum Menschen herabläßt und an dessen Hand die Seele hoffend und vertrauend durch alle Kämpfe und Enttäuschungen des Lebens hindurch hinstrebt zu ihrem höchsten, einzig wahren Ziele. Welch reichen Schatz von Seelengröße und Seelenfrieden, von wahrem, sittlichem Adel erschließen uns nicht diese zumeist auf Thatsachen beruhenden Erzählungen aus dem katholischen Volksleben! Steht nicht so mancher dieser einfältig gläubigen katholischen Bauersleute, dieser demütigen, pflichttreuen, selbstlosen Dienstmägde an wahrer Kultur und Bildung turmhoch über dem „aufgeklärten", frivolen, egoistischen Weltkinde, wie der religionslose, materialistische Zeitgeist sie großzieht? So bringen diese Erzählungen zugleich einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Kulturgeschichte im besten und edelsten Sinne des Wortes.

Geschichte des deutschen Volkes vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Emil Michael S. J., Doctor der Theologie und der Philosophie, ordentlichem Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck. Zweiter Band. Religiös-sittliche Zustände, Erziehung und Unterricht während des dreizehnten Jahrhunderts. Erste bis dritte Auflage. 8°. (XXXII u. 450 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 6; geb. *M.* 8.

Das groß angelegte Werk des P. Michael (vgl. diese Zeitschrift Bd. LII, S. 573) hat mit diesem Bande eine prompte, aber auch hochwillkommene Fortsetzung erfahren. Daß dieselbe sogleich in der Stärke von drei Auflagen erscheinen mußte, ist das günstigste Vorzeichen. Der Gegenstand ist diesmal mit Vorzug dem Gebiete des kirchlichen Lebens entnommen. Der Verfasser durchgeht die verschiedenen Stufen der Hierarchie, zählt die religiösen Genossenschaften auf und weilt dann mit Liebe und Verständnis bei der Ausübung des Predigtamtes, um so dem rechten Pulsschlag des mittelalterlichen Glaubenslebens zu lauschen. Ein näheres Eingehen auf die Werke der Charitas, bei welcher die Krankenpflege die Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nimmt, giebt Anlaß, die Lichtgestalten einer hl. Elisabeth und einer hl. Hedwig recht liebenswürdig zu schildern. An die Werke der Buße knüpfen sich auf Grund eines gewissen psychologischen Zusammenhangs auch die Ausschreitungen krankhafter Gemütserregung bei ganzen Massen. Sektenwesen, Inquisition und Schule werden in besondern Abschnitten mit monographischer Gründlichkeit abgehandelt. Im übrigen wird man, wo so unermeßliche Gebiete zu überblicken sind, eine erschöpfende Darstellung nicht erwarten dürfen. Es werden stets noch einzelne Züge vermißt, einzelne Fragen aufgeworfen werden können; das liegt in der Natur der Sache. Die große und verdienstvolle Leistung besteht darin, daß überall klar und fest die Grundlinien gezeichnet und nach dem heutigen Stande der Wissenschaft, auf Grund eines erdrückenden Materials, das Facit gezogen wird. Dabei fehlt es nicht an einer reichen Fülle wertvoller Einzelangaben und Forschungsresultate im einzelnen. Der Band gewährt eine recht angenehme, lehrreiche und bildende Lektüre für denkende Laien jeder Richtung; dem Historiker kann er als sehr bequemes Hilfsmittel die besten Dienste thun und mannigfache Anregung geben. Die Anmerkung S. 73 wäre besser an anderer Stelle verwertet worden, wo der Verhältnisse der öffentlichen Sittlichkeit ohnehin ausdrücklich hätte gedacht werden sollen.

Der Einfluß der deutschen protestantischen Regierungen auf die Bischofswahlen. Von A. Rösch, Doktor der Rechte. [Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. IV. Band.] 8°. (268 S.) Freiburg, Kommission der Geschäftsstelle des Charitasverbandes, 1900. Preis *M.* 3.

Nachdem aus Anlaß der Kölner und Freiburger Wahlstreitigkeiten zu Ausgang der sechziger Jahre über die Bischofswahlen so außerordentlich viel, und teilweise von hervorragenden Kämpfern auf beiden Seiten, war gestritten worden, ist es dem Verfasser gelungen, durch sorgfältige Nachprüfung namentlich der durch Friedberg 1874 veröffentlichten Dokumente neue Gesichtspunkte aufzufinden und die Streitfrage in ein ganz neues Licht zu rücken. Mit voller Sicherheit zeigt er aus dem Wortlaut der Abmachungen wie aus dem Gang der Verhandlungen, daß ein unbeschränktes Ausschließungsrecht der Regierung weder für Preußen noch für die

oberrheinischen Staaten jemals ist zugestanden worden. Der klaren, sicher voranschreitenden Untersuchung muß man das größte Lob spenden; für den Unbefangenen läßt sie in den Hauptpunkten keinen Zweifel übrig. Die Freiheit der Bischofswahl bleibt eine der ersten Lebensfragen für die Kirche Deutschlands. Jeder deutsche Katholik und jeder unabhängig denkende Mann müßte dafür eintreten, unsern Domkapiteln das Wahlrecht ungeschmälert zu erhalten. Um so mehr empfiehlt sich die vortreffliche Schrift der allgemeinen Beachtung. Über den preußischen Wahlmodus hätte der Verfasser einen bedeutsamen Ausspruch Kardinal Biale-Prelàs finden können bei Pfülf, Geissel II, 269 aus Anlaß der Paderborner Wahl. Die gesprächsweise hingeworfenen Äußerungen Brunellis und Biales, welche S. 154/55 Schwierigkeiten bereiten, können doch wohl nicht ins Gewicht fallen, da es sich nicht um amtliche Erklärungen, sondern um im Gespräch aufgefangene Worte handelt, die ungenau und außerhalb des Zusammenhangs von deutschen Diplomaten berichtet werden. Die geringschätzige Bemerkung über Brunelli ist ungerechtfertigt, um so mehr, wenn sie zugleich auch auf Biale ausgedehnt werden sollte.

Die Silva's in Oesterreich. Ein Beitrag zur Geschichte dieses Hauses von Franz Graf von Silva-Tarouca. Lex.-8°. (62 S. mit 12 Bildern und einer Wappentafel.) Wien, Frick, 1899. Preis *M.* 10.

Ein echt aristokratisches Buch, nicht nur dem Gegenstande, sondern auch der Behandlung und Auffassung nach; die Ausstattung von fürstlicher Vornehmheit. Es handelt sich um eines der hohen spanischen Granden-Geschlechter, rein an Abstammung und Blut, ungewöhnlich interessant in seinen Schicksalen und den Trägern seines Namens, eines der wenigen, die ihre Verpflanzung auf österreichischen Boden bis heute überdauert haben. Für die vorösterreichische Zeit wird nach Salazar das Stammesregister und die Entwicklung des Wappens gegeben, aber mit reicher Zuthat bunt wechselnder historischer Notizen nicht ohne weiterreichenden Wert. Dann aber verweilt die Feder mit gerechter Vorliebe bei den beiden hervorragenden Gestalten des in Österreich heimisch gewordenen Hauses, zunächst bei Don Manuel, dem Liebling Prinz Eugens und dem Freunde Maria Thereſias. Der ganz einzigartigen Beziehungen dieses edeln und uneigennützigen Unterthans zu seiner Souveränin ist schon früher in dieser Zeitschrift (Bd. XXXIX, S. 322) eingehender gedacht worden. Eine andere anziehende Erscheinung der Familie ist dessen jüngstes Enkelkind, der 1872 verstorbene Graf August Alexander, bis 1846 kaiserlicher Offizier, von da ab als der gastfreie Herr auf Čech in Mähren ein Hort idealer Auffassung des Adelstandes, ein Mittelpunkt angeregter Geselligkeit und liebenswürdiger Familienbeziehungen unter den erlauchtesten Häusern Österreichs wie Deutschlands. Von Deutschen sind es namentlich die Stolberg und die Plettenberg, die zu ihm in näheren Beziehungen stehen. Die jetzt lebenden Träger des Namens Silva-Tarouca, Graf Franz, das Haupt der Familie, zugleich der Verfasser dieser Schrift, und Graf Ernst, der dank seiner regen Interessennahme an den großen sozialen Fragen der Gegenwart und infolge seines wiederholten Auftretens auf großen katholischen Versammlungen auch in Deutschland viel genannt worden ist, werden mit einer stattlichen Schar blühender Kinder nur einfach aufgezählt. Manches ernste, zum Nachdenken anregende Wort über die historische Berechtigung, über die Ursachen des Niedergangs und über die noch immer bleibenden Aufgaben des Adels ist eingeflochten.

Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. Herausgegeben von Karl Willoh, Seelsorger an der Strafanstalt in Vechta. B. Dekanat Cloppenburg. V. (letzter) Band: Die Pfarren Garrel, Lastrup, Lindern, Löningen, Markhausen, Molbergen, Neuscharrel, Ramsloh, Scharrel, Strücklingen. 8°. (556 S.) Vechta, Commissionsverlag von J. P. Bachem in Köln, 1900. Preis *M.* 5; geb. *M.* 6.50.

Ein ungemein fleißiges, nach vielen Seiten hin wertvolles Werk ist mit diesem Bande glücklich zum Abschluß gebracht. Auf seine Bedeutung ist in diesen Blättern (Bd. LVII, S. 82 f.) bereits aufmerksam gemacht. Ein Register über alle fünf Bände ist beigegeben, das zwar leider (!) solche Namen und Sachen übergeht, welche nach dem augenblicklichen Dafürhalten des Verfassers „kein allgemeines Interesse beanspruchen", das aber immerhin gute Dienste leistet. Was als Beitrag zur Bevölkerungsstatistik vor und nach dem 30jährigen Krieg im Anhang beigefügt wird, ist beachtenswert. Weniger noch als die früheren Bände hat dieser letzte den Vorteil, auf eine reiche Entwicklung des kirchlichen Lebens in früher Vergangenheit hinweisen zu können. Spärlich bevölkert und dürftig von alten Zeiten her, sahen diese armen Gegenden durch die Brandfackel des 30jährigen Krieges die letzten Spuren einstiger besserer Tage ausgetilgt. Einige alte Glocken aus dem 14. und 15. Jahrhundert zeugen von der Verehrung der heiligen Jungfrau; die Andacht zum heiligen Fronleichnam hat die eine oder andere Erinnerung zurückgelassen (vgl. S. 172. 409). Nicht ganz vereinzelt finden sich hübsche Spuren christlicher Armenpflege, freilich der Einfachheit der gesamten Lebensverhältnisse angepaßt. In Bunnen z. B. wird für die Armen alljährlich im Gemeindewald ein Schwein gemästet. Am Sonntag bevor es geschlachtet werden soll, macht der Pastor von der Kanzel das Ereignis für die Armen bekannt. Am meisten Anziehung gewähren diesem Bande die eingehenden Mitteilungen über das so ganz eigenartige, durch seinen Menschenschlag wie seine einst autonome bürgerliche Verfassung so überaus merkwürdige Saterland, welches die drei letzten der behandelten Pfarreien in seiner Gesamtheit umfassen. Die Einzelheiten über die im heutigen Oldenburg gelegenen einstigen Kommendengüter der Johanniter gewähren gleichfalls ein mehr als lokales Interesse.

Sainte Françoise Romaine 1384—1440. Par la Comtesse de Rambuteau. 12°. (XII et 308 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 3.

Nicht eine Biographie im modernen Sinne wird hier geboten, sondern ein echtes, rechtes Heiligenleben. Aus der Absicht, zu erbauen, wird kein Hehl gemacht; es herrscht nicht Scheu vor der Welt des Übernatürlichen, die gerade in das Leben der heiligen Römerin so mächtig hineinragt; gegen die frommen Aussagen gläubiger Zeitgenossen der Heiligen wird nirgends Verachtung gezeigt. Dabei herrscht aber ein anerkennenswerter historischer Sinn für Erfassung der Zeitlage und Kulturverhältnisse. Die Belege werden aus den Quellenschriften gewissenhaft angeführt. Die Größe der Schrift ist mäßig — nur 12, in viele Unterabteilungen klar disponierte Kapitel —, die Ausstattung glänzend, die Darstellung von feinem Geschmack, künstlerisch vollendet. Den Gegenstand aber bildet die bekannte treue Liebhaberin der Kirche und des Papsttums, die zugleich als Gattin, Hausfrau und Mutter den christlichen Frauen voranleuchtet. Kardinal Perraud von Autun hat durch ein schönes Empfehlungsschreiben das Buch eingeführt; die Empfehlung ist in der That verdient.

onsuetudines Monasticae. Vol. I. Consuetudines Farfenses. Ex archetypo Vaticano nunc primum recensuit Bruno Albers, Congregationis Beuronensis O. S. B. presbyter et monachus. Lex.-8°. (LXXII et 206 p.) Stuttgardiae-Vindobonae, Roth, 1900. Preis *M.* 6.20.

Mit der Kenntnis der in einem Kloster zur Herrschaft gelangten festen Gebräuche ist das ganze innere Leben der Genossenschaft, meist auch die Art ihrer Bethätigung nach außen in Kunst und Wissenschaft, Seelsorge und Güterbestellung, gegeben. Eine kritische Ausgabe oder gar eine erste Veröffentlichung der Klostergebräuche einer historisch so bedeutenden Abtei wie Farfa hätte sich daher schon an und für sich gelohnt. Dazu kommt jedoch, daß gerade diese Consuetudines nur in einer einzigen Handschrift noch erhalten sind, und dasjenige, was bisher unter ihrem Namen bekannt war, nicht die wirklichen Gebräuche von Farfa, sondern die von St. Paul in Rom sind. Die Klostergebräuche anderer berühmten Abteien sollen in derselben Weise und von der Hand desselben fleißigen Gelehrten der Reihe nach ans Licht gegeben werden, so daß der vorliegende schöne Band den Anfang eines vielverheißenden Monumentalwerkes darstellt. Der Annahme, daß diese Consuetudines nicht vor der Amtsentsagung des Abtes Hugo 1009 niedergeschrieben seien, wird man beistimmen; die Erwähnung des Totengedächtnisses memoria cari nostri imperatoris Heinrici (p. 134) und seiner depositio (p. 204) und der depositio domni Chonradi regis, möge sie selbst auch nur formelhaft angewendet sein, bietet für genauere Zeitbestimmung eine Handhabe. Es möchte scheinen, als sei der gelehrte Verfasser in der Beifügung von Fingerzeigen und Erklärungen doch etwas allzu sparsam verfahren.

Papst Johann XXI. Eine Monographie von Richard Stapper, Doktor der Theologie, Bischöflicher Kaplan in Münster i. W. [Kirchengeschichtliche Studien. Herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Breslau. IV. Band. 4. Heft.] 8°. (VIII u. 128 S.) Münster, H. Schöningh, 1898. Preis *M.* 3.

Auf bescheidenem Raum eine inhaltreiche Arbeit, rein sachlich gehalten, aber ansprechend, voll Wissen und Verständnis. Es war bekannt, daß in Johann XXI. ein merkwürdig vielseitiger, für seine Zeit hochgebildeter Gelehrter auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, dem ein rasches und tragisches Ende nicht Zeit ließ zu zeigen, was er als Oberhaupt der Christenheit zu leisten vermöge. Seitdem haben Sagen in ihm den Zauberer, Ordenschroniken den „Feind der Mönche" gesehen; nur das Eine hat die Geschichte ihm einmütig nachgerühmt, daß er ein Schützer der gelehrten Studien und ein großer Wohlthäter der armen Studenten war. Aber gar manches andere, was des Wissens wert, sowohl über die Vorgeschichte des seltsamen Mannes wie über die Akte seines Pontifikates, hat der Verfasser jetzt gesammelt und neu ans Licht gestellt. Er hat ein Bild von der Persönlichkeit und der Verwaltungsthätigkeit dieses Papstes entworfen, welches demselben — mögen immer die alten Chronisten ihn als unpraktischen Stubengelehrten belächeln — Hochachtung und Sympathie sichern muß. Jedenfalls wird durch diese glücklich gewählte und tüchtig durchgeführte Studie Petrus Hispanus wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorgerückt in die Reihe historisch bedeutender Menschen, denen merkwürdige Art, außergewöhnliches Schicksal und eigentümlich getrübter Nachruf einen Anspruch auf besonderes Interesse des Geschichtsfreundes geben.

Der Stifter des Karthäuser-Ordens, der heilige Bruno aus Köln. Eine Monographie von Hermann Löbbel. [Kirchengeschichtliche Studien. Herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Breslau. V. Band. 1. Heft.] 8°. (X u. 246 S.) Münster, H. Schöningh, 1899. Preis *M.* 5.60.

Diese wohlgemeinte und fleißige, wenn auch keineswegs ganz befriedigende Schrift will die Quellen zum Leben des hl. Bruno nachprüfen und daraus zusammenstellen, was nach dem Stande der heutigen Forschung über die Schicksale wie über die Schriften des Heiligen sich festhalten lasse. Es ist recht schade, daß die Jugendlichkeit, welche den Argumentationen, den Auffassungen und Einzelurteilen dieser Monographie vielerorts noch anhaftet, das Vertrauen zu den Resultaten beeinträchtigt. Unter den mancherlei entbehrlichen Deklamationen und zahlreichen Wiederholungen findet sich doch zuweilen etwas Brauchbares. Die Untersuchungen über die beiden Bibelkommentare Brunos sind dankenswert, und der „Rückblick" enthält einige hübsche Gedanken.

„Les Saints". Sainte Geneviève. Par Henri Lesêtre, curé de Saint-Étienne du mont. 12°. (VIII et 200 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 2.

Die Geschichte der Schutzheiligen von Paris stützt sich ausschließlich auf die älteste lateinische Lebensbeschreibung, deren wesentliche Echtheit und ursprüngliche Abfassung um 530 gegen Krusch aufrecht erhalten wird. Die Angaben der alten vita werden durch Einverflechtung in die Zustände und Ereignisse ihrer Zeit näher beleuchtet. Jedenfalls ist auch in solch einfachen Umrissen Genovefa eine ganz eigentümliche Heiligengestalt. Die lokalgeschichtlichen Ausführungen über Kirche und Abtei der Heiligen in Paris und die merkwürdige Geschichte ihres Kultus geben der Schrift besondern Wert. Die Existenz der Genovefa-Kirchen in Deutschland und ihre irrtümliche Verknüpfung mit der jedes historischen Untergrundes entbehrenden Genovefa-Volkssage wird nur eben gestreift. Die Schrift ist mit jener Wärme geschrieben, die man religiösen Enthusiasmus nennen könnte, die sich aber wohl erklärt bei der Verherrlichung einer Nationalheiligen, von deren Kultus die größten Erinnerungen des christlichen Frankreich unzertrennlich sind.

„Les Saints". Saint Nicolas Ier. Par Jules Roy. 12.° (XL et 176 p.) Paris, Lecoffre, 1900. Preis *Fr.* 2.

Die Schrift ist nicht ein „Heiligenleben", noch auch ein „Lebensbild", noch eine Unterhaltungslektüre, sondern eine ernst gemeinte Studie über das bedeutsame Pontifikat Nikolaus' I. Deshalb sind auch die Fundorte der Briefe dieses Papstes, die Quellen zu seiner Geschichte und ein ganzes Litteraturverzeichnis im zweiten Anhang beigegeben. Voraus geht der Arbeit eine 40 Seiten lange Einleitung, welche mit Auszügen aus den Lehrbüchern von Funk, Kraus und Alzog den Zustand der damaligen Kirche und nach Abbé Duchesne die vorausgegangene Entfaltung des Papsttums zeichnet. Die 70 nächsten Seiten berichten die wichtigeren Vorgänge im Pontifikate Nikolaus' I. und weitere 70 Seiten die „Ideen" desselben, d. h. die Auffassung von Recht und Stellung des Papsttums. Der I. Appendix (10 S.) führt endlich den Nachweis, daß Nikolaus das pseudo-isidorische Machwerk nie benutzt und von demselben in gar keiner Weise beeinflußt war. In der Einleitung wie im Werke selbst werden auf kurzem Raum viele große Probleme

eift oder abgeurteilt, manches recht fraglich, manches wenigstens im Ausdruck nau, manches weiterer Ausführung bedürftig. Daß vor Nikolaus die höchste trinelle Autorität des Papstes weniger allgemein anerkannt gewesen sei 75), wird nicht bewiesen und ist unrichtig; ebenso daß er „das Scepter des igtums“ für das Papsttum in Anspruch genommen habe (p. 80. 81. 121). Mit schem Auge gelesen, ist jedoch die Schrift recht anregend und enthält nicht iges, was brauchbar ist. Es ist dies auch nicht anders zu erwarten, da die Dom Constant vorbereitete und mit Kommentaren versehene Ausgabe der fe Nikolaus' I., die Manuskript geblieben, dem Verfasser zur Benutzung vorlag.

Heilige Augustinus. Von Ad. Hatzfeld. Nach der 2. Auflage aus dem Französischen übersetzt von Franz Xav. Kerer, Pfarrer. 12°. (XVI u. 182 S.) Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (vorm. G. J. Manz), 1900. Preis *M.* 2.40.

Die französische Vorlage ist schon 1897 in diesen Blättern (Bd. LIII, S. 100) sohlen worden als vorzüglich geeignet zu „leichter und angenehmer Orientierung r Leben und Lehre Augustins“. Von keinem andern der zahlreichen Werke über großen Kirchenlehrer dürfte die Schrift in diesem Vorzug übertroffen werden. beschcidenem Raum, aber mit viel Umsicht und Klarheit giebt sie für alle wichren Fragen die notwendigen Anhaltspunkte und Fingerzeige. Besitzt die Übermng nicht die Glätte und Eleganz der Vorlage, so kann sie doch sachlich die chen Dienste thun.

of. P. A. Achille's Theoretische und praktische Methodik. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung und Erläuterungen versehen von Dr. Jos. Ant. Keller. [Bibliothek der katholischen Pädagogik. XII.] gr. 8°. (LXIV u. 308 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.80; geb. *M.* 5.60.

Es ist ein großes Verdienst des Übersetzers, dieses ausgezeichnete Werk in den reich unserer deutschen Lehrer gebracht zu haben. Wenn es die Aufmerksamkeit bet, die es verdient, so wird es aufs neue offenbar machen, wie thöricht wir tholiken handeln, wenn wir bewundernd fremder Afterweisheit nachlaufen, wähd wir das Treffliche im eigenen Lager übersehen. Die Würdigung, welche der ersetzer selbst dem Werke gegeben hat, ist durchaus zutreffend: „Es ist ein aus her Erfahrung herausgewachsener, auf Psychologie und Logik gegründeter Wegser, welcher dem Lehrer zeigt, wie im Unterrichte vorgegangen werden kann,) der ihn vor zwecklosen Kreuz- und Querzügen und vor Kraft- und Zeitgeudung bewahrt.... Was die sogen. ‚wissenschaftliche Pädagogik‘ in Deutschd anstrebt, ... das hat Bruder Achille schon vor 20 Jahren für die Methodik Volksschulunterrichtes thatsächlich ausgeführt.“ S. 57 wäre statt „Gewissen“ ier „Bewußtsein“ gesagt worden; sonst ist die Übersetzung recht gut.

Hann Michael Sailer, Über Erziehung für Erzieher. Mit Anhang. Neu herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. theol. Johannes Baier, Kgl. Seminarlehrer und Präfekt. [Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von Geh. Rat Dr. L. Kellner, Weihbischof Dr. Knecht und Geistl. Rat Dr. Herm. Rolfus und herausgegeben von F. X. Kunz, Direktor des luzernischen

Lehrerseminars in Hitzkirch. XIII.] gr. 8°. (X u. 310 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 3.20; geb. *M.* 5.

Mag auch der Kenner der katholischen Schulgeschichte etwas betroffen werden von dem S. 4 der Einleitung erhobenen Vorwurfe gegen „die kalte, nüchterne, polemische Richtung [der Jugenderziehung] im Reformationsjahrhundert", bei welcher Vernunft und Herz nicht zu ihrem Rechte gekommen seien, so wird er doch mit Freuden anerkennen, daß bei Sailer wenigstens Vernunft und Herz gleichmäßig und in hohem Grade alle ihre Forderungen befriedigt finden. In einer Zeit, welche mehr noch als die Sailers gekennzeichnet ist durch „die endlosen Schreibereien über die Erziehung und die geistlosen Menschen ohne alle Erziehung", ist es eine wahre Erquickung, ein so geistvolles Werk über Erziehung neu aufgelegt und mit so viel Liebe und Sorgfalt eingeführt zu sehen. Wohl hat Sailer seine Eigentümlichkeit, die Darstellung seiner Gedanken erscheint oft faltenreicher, als notwendig wäre, aber die altmodischen Falten bergen die edelsten Umrisse. Hier liegt eine Goldmine für alle, welche für Jugenderziehung offenen Sinn haben. Namentlich aber wäre die Schrift als Betrachtungsbuch jenen zu empfehlen, welche „die ganze Welt in ein Treibhaus verwandeln möchten, worin die göttliche Pflanze der ‚Gemeinnützigkeit' in lauter künstlichen Mistbeeten zum frühen Gedeihen gesteigert werden sollte, gerade als wenn der Mensch lauter Hand, als wenn die Vergänglichkeit unsere ganze Heimat, als wenn das Ende der Welt eine ‚Frankfurter Messe' wäre". Gegenüber Zeitirrtümern sei besonders aufmerksam gemacht auf die Bemerkungen über Autorität S. 76 f., über „spielendes Lernen" S. 79 und die so weise wie zarte Behandlung einer der schwierigsten Fragen der Erziehungspraxis S. 122 f. Als Frucht der Erfahrung, Erleuchtung und Liebe zur Jugend kann diese Schrift auch heute noch vielen geistigen Gewinn bringen.

Neuestes aus Frankreich. Christliche Demokratie. Von Alois Steinhauser, Dr. iur. 8°. (72 S.) Einsiedeln, Benziger, 1899. Preis *M.* 1.20.

Um ein richtiges, unparteiisches Urteil über die christliche Demokratie in Frankreich zu fällen, muß man ohne Zweifel neben diesem Büchlein eines ausgesprochenen Freundes der Bewegung, welcher übrigens die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, auch die Ansichten ruhiger, besonnener Gegner berücksichtigen. Jedenfalls hätte der Herr Verfasser selbst unter den S. 18 genannten Werken auch Pierre Monicat erwähnen sollen: Contribution à l'étude du mouvement social chrétien en France au XIX siècle (1898). Es ist ferner nicht abzusehen, warum weder die Artikel von Paul Renaudin (Quinzaine 1 et 15 juin 1896) noch Loniolos La démocratie chrétienne citiert werden. Die Broschüre giebt uns dankenswerte Beiträge zur Geschichte und zum Programm der christlichen Demokratie. Bei der Genesis der Bewegung durfte aber der Kongreß von Mecheln 1892 nicht fehlen. Um Mißverständnisse zu verhüten, hätte betont werden müssen, wie sich die Schule des Grafen de Mun von den christlichen Demokraten unterscheidet. Auch bei Schilderung der besondern Elemente der Partei ist manches aufgenommen, was Fernerstehende zu irrigen Anschauungen verleiten könnte: so ist es nichts für die christlichen Demokraten Charakteristisches, wenn sie das Wohl der Arbeiter nicht bloß par charité, sondern auch par justice verlangen. Leider sind auch in dieser Broschüre die bekannten Worte des Heiligen Vaters über die Demokratie vom 8. Oktober 1898 zu stark ausgebeutet. Leser, welche die Bewegung aus andern Berichten kennen, werden sich auch bei dieser Beleuchtung zurecht finden.

Der Friedensengel. Schauspiel von P. Maurus Carnot O. S. B. 8°. (144 S.) Einsiedeln, Benziger, 1899. Preis *M.* 2.

Das Schauspiel ist offensichtlich auf eine Kollegienbühne berechnet. Knaben spielen darin die Hauptrolle; Erbauung ist der Hauptzweck. Auf den jugendlichen Zuschauer ist denn auch die ganze Erfindung und Ausgestaltung der Motive zugeschnitten, selbst die Wahrscheinlichkeit manchmal etwas stark mit jugendlicher Phantasie bemessen. Die Sprache ist mit sichtlicher Sorgfalt behandelt und erhebt sich oft zu wirklich litterarischer Höhe, wie denn überhaupt das ganze Stück darauf angelegt ist, strengeren Anforderungen zu genügen, als leider sonst an derlei Dilettantendramen gestellt zu werden pflegen. Indem wir deshalb seine Dichtung für die von ihm ins Auge gefaßten Kreise bestens empfehlen, möchten wir doch dem Dichter, der offenkundig Talent und Liebe zur Kunst hat, den Wunsch aussprechen, er möge einen Schritt weiter gehen und sich an einem nach Inhalt und streng-dramatischer Form auch für die große Bühne geeigneten Stück versuchen. Nur wenn wirklich tüchtige Leistungen auf diesem Gebiete vorliegen, haben wir das Recht, über Vernachlässigung zu klagen. Und jetzt, wo sich überall eine Rückkehr zum Religiösen — wenn auch vorläufig noch sehr gemischter Art — kundgiebt, sollten wir bestrebt sein, ihm den Anschluß nicht zu verfehlen.

Bertha von Leipolz. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. J. Krieg. 8°. (72 S.) Fulda, Nehrkorn, 1899. Preis 50 *Pf.*

Der bisher durch drei epische Gedichte bekannte Verfasser versucht sich hier auf dem Gebiete des Dramas. Daß das vorliegende Ergebnis eines solchen Versuches uns viele Hoffnung einflöße, können wir nicht sagen. Aus dem Stücke spricht eine edle Gesinnung und eine große Liebe zur Heimat, weniger aber der dramatische Dichter. Der erste Akt setzt nicht übel ein, wenngleich der Abt etwas temperamentvoller gezeichnet sein müßte, um dramatisch zu sein. Es müßte auch in seinem Herzen ein letzter Kampf sich entspinnen. Dieser Fehler geht übrigens durch das ganze Stück. Es fehlt der innere Konflikt und das Äußere ist zu rhetorisch. Was aus dem Stück zu Tage tritt, ist der Jammer, den die Stegreifritter in der kaiserlosen Zeit anrichteten, und die Bemühungen des Fürstabtes von Fulda zu deren Unterdrückung. Das alles kommt aber mehr episch als dramatisch zur Geltung; nur der Moralkodex der Raubritter erhebt sich durch seine Satire wohlthuend etwas über das sonstige Maß. Die Sprache läßt an Kraft und Kürze, hie und da sogar an Korrektheit zu wünschen übrig.

M. Herbert. Eine Dichterstudie von E. M. Hamann. Mit dem Porträt der Dichterin. kl. 8°. (112 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1899. Preis brosch. *M.* 1; geb. *M.* 1.60.

Wie auch über die einzelnen Schöpfungen M. Herberts die Meinungen der Kritiker auseinandergehen mögen: eines steht fest, daß sie zu den bedeutendsten lebenden Dichterinnen Deutschlands zählt. Und ihre Eigenart ist gerade so beschaffen, daß sie bei allen psychologisch genießenden Lesern den Wunsch erweckt, etwas Näheres über den Lebens- und Entwicklungsgang der Schriftstellerin selbst zu erfahren, um im Lichte dieser Kenntnis wieder einzelnes in den Büchern besser zu verstehen. In der Hoffnung, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, öffnet man das vorliegende, fein ausgestattete Büchlein und wird in derselben bestärkt, wenn man gleich zu Anfang von dem „Entwicklungsgang" liest, mit dem sich die folgenden Blätter beschäftigen.

Man empfindet es daher als eine Enttäuschung, wenn man im Verlaufe inne wird, daß man es nahezu ausschließlich mit der litterarischen Entwicklung und mit den Werken und nur äußerst nebensächlich mit der Dichterin selbst zu thun hat. So lobenswert das eine ist, so gut hätte es mit dem andern verbunden werden können und sollen. Indiskretionen wird ja kein vernünftiger Mensch verlangen, aber was die Amerikaner wissen dürfen, sollte den Deutschen nicht vorenthalten bleiben. Hier also möge die Verfasserin bei einer zweiten Auflage sich freigebiger zeigen; es wird gewiß dem Zweck ihres Büchleins, für die Dichtungen Herberts zu werben, am allerwenigsten schaden. Was nun die Hauptsache der „Dichterstudie" anbelangt, so erklärt E. M. Hamann gleich von vornherein, sie wolle die Dichterin „vom Ganzen zum Ganzen empfinden, dem Gottbegnadeten sei nichts willkommener, als daß die Reklame — wie die Skeptik — vor ihm verstumme". „Meine Aufgabe zielt dahin, ein schlicht verständiges Wort über eine Dichterpersönlichkeit zu sprechen, deren Bedeutung bislang mehr unklar gemutmaßt als zureichend anerkannt worden ist. Damit ich mich nicht selbst überhebe: meine eigene ‚Kenntnis' M. Herberts wird schwerlich über ein im besten Falle intuitives Ahnen hinausgehen." Wer diese Worte aufmerksam liest, weiß, was er zu erwarten hat. Jedenfalls ist auch der leiseste Anflug von Skeptik in dieser Studie fern. Es geht nicht ein warmer, sondern ein glühender Hauch der Begeisterung für die Schöpfungen und die Persönlichkeit M. Herberts durch diese Blätter, und wir wünschten aufrichtig, daß sich viele Leser davon entzünden ließen. Die Litteraturgeschichte wird freilich diese Urteile nur sehr sub beneficio inventarii aufnehmen, die Kritik schon jetzt bei manchem ihr Fragezeichen machen, aber was schadet's? Es bleibt nach Abzug allen Zuviels noch immer so viel Wahres übrig, daß es hinreicht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die thatsächlich noch immer zu wenig gekannte und verstandene Dichterin zu lenken. Und ein Anwachsen der „Herbertgemeinde" könnte für unser Lesepublikum nur ein gutes Zeichen sein. Wenn wir also auch nicht mit allem in dem Hamannschen Büchlein einverstanden sind, so hat uns doch die echte und unintereſſierte Begeisterung wohlgethan, womit hier am Ende des kritisch-skeptisch nörgelnden 19. Jahrhunderts eine Schriftstellerin ihrer Bewunderung für eine andere Ausdruck giebt. Wir empfehlen das Büchlein bestens.

Familien-Almanach. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen herausgegeben von E. M. Hamann. kl. 8°. (290 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900: Preis eleg. geb. *M.* 4.50.

Mit Freuden begrüßen wir diesen „Almanach" auf seinem zweiten Rundgange durch die deutschen Gaue. Sein elegantes Äußere hat er beibehalten — freilich auch seinen minder zutreffenden Namen —; im Innern hat er an Vollkommenheit und Gediegenheit gewonnen. Die Zahl der Mitarbeiterinnen ist nennenswert gestiegen (von 29 auf 41), und unter den hinzugekommenen Namen sind einzelne von bestem Klang. Erfreulich ist auch die Beteiligung der Damen höchster Kreise an dem gemeinsamen Werke; unter den 41 Schriftstellerinnen finden sich nicht weniger als 9 adelige. Die Beiträge umfassen wieder Poesie und Prosa, in beiden Arten einzelnes Wertvolle, vieles Gute, mitunter auch Alltägliches. Die Auswahl könnte unserer Ansicht nach strenger sein und dürfte sich auch durch die mehr oder minder große Berühmtheit eines Namens nicht einschüchtern lassen. Im übrigen herrscht eine große Abwechslung unter den einzelnen Stücken: die historische Anekdote und die historische Novelle, die Dorfgeschichte und das Stimmungsbild, die psycho-

oben dunkel und unten hell, besaß, während die andere ganz mit demselben schutzfarbigen Kolorite bemalt worden war, das sonst nur ihr Rücken zeigte. Das erstere Tier war auf der Photographie so gut wie unsichtbar, das letztere hob sich deutlich von seiner Umgebung ab, hatte also seine schützende Färbung eingebüßt.

Um seinen Beweis noch zu vervollständigen, verfertigte Thayer einige Holzeier von der Größe eines Schnepfenleibes und stellte sie auf sechs Zoll hohen Drahtbeinen auf völlig kahlem Erdboden auf. Sodann färbte er die meisten dieser Holzeier in der natürlichen Farbenabstufung der schutzfarbigen Vögel, indem er der Oberseite das graubraune Kolorit des Bodens gab, während die Seiten allmählich durch Grau in das Weiß der Unterseite übergingen. Nur zwei derselben versah er gleichmäßig ringsum mit der graubraunen Bodenfarbe. Dann rief er einen Naturforscher und ließ ihn auf eine Entfernung von 40 bis 50 Yards diese künstlich nachgemachten Schnepfen suchen. Sofort bemerkte dieser die zwei einfarbig bemalten, die übrigen aber konnte er erst mit großer Mühe in einer Entfernung von 6 bis 7 Yards allmählich entdecken. Die natürliche Farbenverteilung der schutzfarbigen Tiere mit ihrer Helligkeitsabnahme von der Oberseite nach der Unterseite ist somit in sinnreicher Weise auf die optische Täuschung eines sie beobachtenden Auges berechnet, wie Abbott Thayer durch obige Versuche nachgewiesen.

Ähnliche, zum Teil noch viel kunstreichere Mittel zur optischen Täuschung finden wir bei manchen Insekten angewandt, insbesondere bei solchen, welche zum Zwecke des Schutzes Ameisen gleichen (Ameisenmimikry). Hier muß, damit die Ameisenähnlichkeit zu stande komme, vielfach die Farbenverteilung und Zeichnung des Tieres dem Auge die Gestalt einer Ameise vortäuschen, weil es in Wirklichkeit gar keine Ameisengestalt besitzt. Dies wird besonders gut erreicht durch weiße Striche oder Flecke, welche die ameisenähnlich gefärbten Körperteile des Insekts voneinander abgrenzen und dadurch die Einschnitte des Ameisenkörpers künstlich wiedergeben. Diese Zeichnungstäuschung ist es, die z. B. unsern Ameisenbuntkäfer für das Auge in eine rot und schwarze Waldameise verwandelt, indem die weißen Binden der Flügeldecken einen schwarzen Fleck umgrenzen, der an den roten Vorderkörper des Käfers als idealer Hinterleib der Ameise sich anschließt. Noch weit vollkommener sind ähnliche Zeichnungstäuschungen bei manchen fremdländischen Insekten aus den verschiedensten Ordnungen, insbesondere bei den Gattungen Myrmecomoea, Myrmoplasta und Myrmecophana, die von ihrer raffinierten, durch weiße oder gelbe Pinselstriche unterstützten Ameisenmimikry ihren Namen erhalten haben.

Während diese Kunststücke der Insektenmalerei auf die optische Täuschung eines feindlichen Wirbeltierauges berechnet sind, giebt es wiederum andere, welche auf Kunststücken der Insektenplastik beruhen und durch Lichtreflexe, die von bestimmten Körperteilen eines Käfers ausgehen, den Käferleib für das Netzauge der Ameisen künstlich in einen Ameisenleib verwandeln. Die schönsten Beispiele hierfür bieten die Ameisengäste der Gattungen Atemeles und Lomechusa. Wer diese Käfer auf weißem Untergrunde neben einer Ameise sieht, wird sie trotz der großen Ähnlichkeit ihrer Färbung mit derjenigen ihrer normalen Wirte doch

werlich für täuschend ameisenähnlich erklären; denn ihre breite Körpergestalt ht in schroffem Gegensatze zu der schlanken Ameisentaille. Sitzen jene Käfer er in Gesellschaft der Ameisen, so geht ihre Körpergestalt so sehr in jene der neisen über, daß auch das geübteste Auge sie kaum mehr zu finden vermag, nn auch keiner ihrer Körperteile von den Ameisen verdeckt wird. Sie sind nn vollkommen ameisenähnlich geworden; das geschieht durch die folgende optische äuschung. Durch die Lichtstrahlen, welche aus den tiefen Gruben auf beiden eiten des Halsschildes reflektiert werden, verschwindet die breite Halsschildfläche, ährend die Mitte desselben in Gestalt eines schmalen, gewölbten Ameisenrückens h erhebt. Zudem reflektiert der hoch aufgerollte Hinterleib des Käfers die Lichtrahlen gerade so wie der kugelförmige Hinterleib einer dicken Ameise. Hiermit t der Käfer durch ein optisches Kunststück seiner Körperplastik nicht bloß für as menschliche Auge in eine Ameise verwandelt, sondern weit mehr noch für as zusammengesetzte Netzauge seiner Wirte, das kein so scharfes Unterscheidungsermögen für Gestalten besitzt wie das Wirbeltierauge. E. W.

Das älteste Dokument über die bürgerliche Feier des Josephs-Festes. s ist bekannt, daß eine kirchliche Festfeier zu Ehren des Nährvaters Jesu am 9. März durch Dekret des Franziskanerpapstes Sixtus IV. im Jahre 1481 ffiziell eingeführt worden ist. Wenn auch viele Heiligenkalender schon von alters er den Namen des Heiligen für diesen Tag verzeichneten, hat er doch in römischen Brevieren nicht vor 1474 nachgewiesen werden können. Rasch stieg seitdem in Rom der Rang des neu eingeführten Festes, aber nur langsam und ungleichmäßig vermochte es sich über die übrigen Kirchen zu verbreiten. Der gelehrte Dominikaner Isidor de Isolanis überreichte 1522 Papst Hadrian VI., zugleich mit seiner (die Gesamtheit der theologischen Fragen über den heiligen Nährvater umfassenden) Summa de donis S. Josephi, auch die Bitte, das Fest des 19. März zum gebotenen Feiertage zu erheben. Aber es währte noch lange, ehe 1621 Gregor XV. und 1642 abermals Urban VIII. dieser Bitte durch die That entsprachen. Auch dann blieb es noch auf viele Jahrzehnte hinaus dem guten Willen großer und kleiner Landesfürsten überlassen, ob und inwieweit sie der päpstlichen Anordnung Folge geben wollten. In Frankreich z. B. bedurfte es noch der glänzenden Beredsamkeit eines Bossuet, um den jugendlichen König Ludwig XIV. zum Erlaß der auf das Fest bezüglichen Ordonnanzen zu begeistern (vgl. diese Zeitschr. Bd. XXXVIII, S. 284—297). Um so merkwürdiger ist es, daß schon mehr als 150 Jahre früher, lange bevor selbst in Rom eine solche Maßregel auch nur in Erwägung gezogen wurde, ein französischer König das Josephsfest am 19. März zum bürgerlichen Feiertag erhob.

In Anbetracht des mächtigen Aufschwungs, welchen Gerson und d'Ailly durch Wort und Schrift der Josephsverehrung in Frankreich gegeben, und bei den eigentümlichen zwischen Kirche und Königtum daselbst obwaltenden Verhältnissen kann es nicht wundernehmen, wenn schon 1497 die Dominikaner der Stadt Grenoble an König Karl VIII. sich wenden, um zu Gunsten der von ihnen geleiteten „Bruderschaft vom hl. Joseph" gewisse Privilegien zu erwirken.

Mehr dürfte es in Erstaunen setzen, daß die kurze Zeit der Franzosenherrschaft in Mailand 1500—1512, dem dort herrschenden kirchlichen Ultra-Konservatismus zum Trotz, benutzt worden ist, um die gottesdienstliche Ehrung des Nährvaters Christi mit öffentlichem Ansehen zu umkleiden. Dies geschah noch, bevor der Dominikanerorden mit seinem Kajetan und Isolani, seinem Bernard von Lützelburg und Cornelius de Sneckis der Josephsverehrung einen neuen mächtigen Impuls gegeben hatten.

Das königliche Dekret Ludwigs XII., das in dieser Sache erfloß, gehört jedenfalls zu den ältesten Monumenten der Josephsverehrung überhaupt und ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der vielfach verschlungenen Geschichte des Festes vom 19. März. Das Original befindet sich noch jetzt in der Ambrosiana in Mailand; die Abschrift ist von dem Facsimile genommen in Documenti circa la vita et le gesta di San Carlo Borromeo del Sacerdote Aristide Sala, Milano 1857. Es folgt hier die Übersetzung zugleich mit dem lateinischen Wortlaute:

„Ludwig von Gottes Gnaden, König der Franzosen und Herzog von Mailand ꝛc. Unserem geliebten Statthalter und Pfleger Mailands Gruß zuvor! Nachdem Wir beigeschlossenes Bittgesuch Unserer Getreuen, des Propstes und der Scholaren der Schule zum glorreichen Patriarchen dem hl. Joseph hier in Unserer Stadt Mailand, eingehend erwogen, halten Wir es für ganz geziemend und ersprießlich, daß diesem Gesuche entsprochen werde. Wir befehlen Euch daher und wollen, daß Ihr in dieser Unserer Stadt Mailand und dem ganzen Herzogtum für die Zukunft Anordnung treffet, in Übereinstimmung mit dem Ritus unserer heiligen Mutter der Kirche den Tag des Festes, d. i. der kirchlichen Begehung, des genannten glorreichen Heiligen am 19. März sowohl bürgerlich wie kirchlich und auch hinsichtlich der Gerichtsverhandlungen als Feiertag zu begehen, und deshalb in Zukunft den 20. des gleichen Monats als Gerichtstag anberaumet: wie Wir solches jetzt durch Gegenwärtiges beschließen und befehlen, unbeschadet alles dessen, was dem Bittgesuche zufolge entgegenstehen könnte. Über Vorbesagtes lasset an den hergebrachten Plätzen die notwendige Verkündigung machen, so daß es zur Kenntnis aller komme, und dieses Unser Schreiben lasset in das Buch Unserer übrigen Verordnungen und Befehle eintragen.

„Gegeben zu Mailand am 18. Tage des Juni im Jahre eintausend fünfhundert und neun (1509), Unserer Regierung im zwölften."

Ludovicus dei gratiâ Francorum rex et Mli dux etc.

Dilecto nostro vicario provisionum mli salutem. Consideratis diligenter annexis precibus dilectorum nostrorum prioris et scholarium schole gloriosissimi patriarce sancti Joseph inclyte hujus urbis nostre, satis honestum et conveniens existimantes, ut concedatur quod petitur: vobis mandamus et volumus, ut in futurum in hac urbe nostra mediolanensi ejusque ducatu, insequendo ritum sancte matris ecclesie, diem festi seu celebrationis ipsius gloriosissimi sancti in quocunque foro pro die feriata etiam quoad acta judicialia die decima nona martii observari faciatis et diem vigesimam ejusdem mensis pro juridica deinceps haberi mandetis:

rout et nos per praesentes servari decrevimus ac jubemus his omnibus uorum supplicatio meminit nequaquam attis fierique faciatis de praelictis debitas proclamationes in locis consuetis, ut ad omnium notitiam erveniat: et has nostras in volumine aliorum statutorum et decretorum ostrorum inscribi.

Datum Mediolani die XVIII. junii milesimo quingentesimo nono, egnique nostri anno duo decimo.

Eine Auferstehungsfeier des 14. Jahrhunderts. Seit etwa dem Beginn dieses Jahrtausends gewann die Osterfeier vielfach eine Art von dramatischem Charakter. Was die Evangelisten von dem Besuche der Frauen und der Apostel am Grabe des Auferstandenen erzählen, wurde in lebendige Handlung, in Rede und Gegenrede übersetzt. Die Feier schloß sich unmittelbar der Lesung der Lektionen der Ostermatutin an, und wurde erst nach ihrer Beendigung das Te Deum des Offiziums gebetet. Seinen Höhepunkt erreichte dieser Osterritus etwa im 14. Jahrhundert. Die Grundzüge der Feier, welche namentlich in Deutschland und Frankreich üblich gewesen zu sein scheint, waren, wie das auch kaum anders sein konnte, allenthalben dieselben. Im einzelnen war dieselbe dagegen in den verschiedenen Orten recht verschieden. Bisweilen wurde sie zu einem förmlichen liturgischen Osterspiel. Das war z. B. in dem adeligen Essener Damenstifte der Fall, wo allerdings die Umstände von Personen und Ort einer solchen Entwicklung des Brauches besonders günstig waren.

Im ehemaligen Stifts- und jetzigen Pfarrarchive der Essener Münsterkirche befindet sich ein noch unedierter Liber Ordinarius, eine Gottesdienstordnung aus dem 14. Jahrhundert, auf den vor etwa zwei Jahren ein um die Geschichte Essens verdienter Essener Forscher, Herr Fr. Arens, aufmerksam gemacht hat. Eine Abschrift desselben aus dem Jahre 1513 wird in der Landesbibliothek zu Düsseldorf aufbewahrt.

Das Ordinarium giebt Aufschluß über eine Reihe höchst interessanter gottesdienstlicher Bräuche der Essener Münsterkirche. Auch über die Osterfeier enthält es eingehende Anweisungen.

Der Gottesdienst in der Stiftskirche wurde durch Kanoniker versehen. Denselben lag auch die Besorgung der Stiftsschule ob. Zur Zeit da der Liber Ordinarius geschrieben wurde, hatte die Münsterkirche schon im wesentlichen ihre jetzige Gestalt. Sie ist in der Hauptsache ein gotischer Hallenbau und mit doppeltem Chore ausgestattet, dem gotischen Ostchor aus dem 14. und dem durch seine Architektur an die Pfalzkapelle Karls d. Gr., das Aachener Münster, erinnernden Westchor aus dem 10. Jahrhundert. Außer durch das Schiff der Kirche, wie natürlich, sind beide Chöre auch noch durch zwei Laufgänge verbunden, von denen sich der eine entlang der ganzen Nord-, der andere entlang der ganzen Südseite des Langhauses hart unterhalb der Fenster hinzieht. An der Nordseite mußte man ehedem, um zu dem dortigen Laufgange zu kommen, das an das Hochchor anstoßende sogen. Gräfinnenchor, das Chor der Stiftsdamen, passieren, welches nunmehr leider teilweise beseitigt, teilweise in eine Orgelbühne umgewandelt ist.

Der Ostergottesdienst begann um Mitternacht. Wenn sich dann die Stiftsdamen, die Kanoniker und die Scholaren in dem Münster versammelt hatten, wurde zuerst das heiligste Sakrament aus dem heiligen Grabe in Prozession zum Sakramentshäuschen auf dem Hochchore zurückgetragen. Errichtet war das heilige Grab in Form eines Zeltes in der Michaelskapelle auf der Empore des Westchores. Eigentümlicherweise hatte man am Karfreitag in demselben auch das Stiftskreuz, das Evangeliar und die Reliquien geborgen, die sonst im Hochaltar aufgestellt waren.

Die Prozession dauerte eine geraume Weile. Sie beschränkte sich nämlich nicht bloß auf die Kirche, sondern trat auch in deren Umgebung hinaus. Im ganzen wurden sieben Stationen gemacht, bei denen jedesmal ein Bußpsalm gebetet wurde.

Der Prozession schloß sich auf dem Hochchor eine der gleichen Feierlichkeit des Karfreitags ähnliche Verehrung des heiligen Kreuzes an. Dann folgte die Matutin des Osteroffiziums.

War man in derselben bis zum Te Deum gekommen, so begaben sich der conventus (die Stiftsdamen), die Kanoniker, zwei ausgenommen, welche die Engel im Grabe darzustellen hatten, und deren Scholaren in das Schiff der Kirche, wo in der Mitte desselben vor dem siebenarmigen Leuchter Sitze hergerichtet waren. Der Konvent nahm, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, seinen Platz nach Norden, also an der Evangelienseite. Die Kanoniker, welche alle mit der Kappa bekleidet sein mußten, setzten sich mit den Scholaren den Stiftsdamen gegenüber nach Süden. Währenddessen bekleideten sich die beiden Kanoniker, welche als Engel fungieren sollten, auf dem Hochchor, mit Superpelliceum und weißer Dalmatik, worauf sie über den Gräfinnenchor durch den Laufgang an der Nordseite zur Empore des Westchores zogen, um daselbst im heiligen Grabe in der Michaelskapelle Platz zu nehmen.

Im Grabeszelt angekommen, zündeten sie ein Licht an, falls dort ein solches nicht schon brannte, nahmen, wenn sie ihren Part nicht auswendig wußten, ein Buch mit den betreffenden Gesängen zur Hand und ließen sich dann auf den Schrein nieder, in welchem vorher das heiligste Sakrament eingeschlossen gewesen war.

Während sie so die drei Marien, d. i. drei der Stiftsdamen, erwarteten, welchen die Rolle der frommen Frauen am Grabe anvertraut worden war, hub der Konvent, d. i. der Chor der übrigen Stiftsdamen, die Antiphon an:

„Maria Magdalena und die andere Maria kamen zur Morgendämmerung mit Spezereien und suchten den Herrn im Grabe" (**Maria Magdalena et alia Maria ferebant diluculo aromata, dominum quaerentes in monumento**).

Noch war dieselbe nicht ganz verklungen, als schon die drei Marien im Laufgange der Südseite, den sie vom Hochchor aus betreten hatten, erschienen. Sobald sie sich dem Westchore näherten, noch ehe sie sich anschickten, zum heiligen Grabe zu treten, begannen sie:

„Wer wird den Stein uns von der Öffnung wälzen, den wir das heilige Grab hier decken sehen?" (**Quis revolvet nobis ab hostio (sic) lapidem, quem tegere sanctum cernimus sepulcrum?**)

Als Antwort erscholl aus dem Grabe, bei dem sie inzwischen angelangt waren: „Wen sucht ihr, o Frauen, in diesem Grabeshügel unter Zittern und Weinen?“ (Quem quaeritis, o tremulae mulieres, in hoc tumulo plorantes?)

„Jesum von Nazareth, der gekreuzigt ward, den suchen wir“ (Iesum Nazarenum crucifixum quaerimus), lautete als Entgegnung der Sang der Marien.

„Nicht hier ist, welchen ihr sucht,“ ertönte es aus dem Grabeszelt; „geht hurtig und kündet den Jüngern und zumal dem Petrus, daß Jesus auferstanden“ (Non est hic, quem quaeritis, sed cito euntes nuntiate discipulis eius et Petro, quia resurrexit Iesus).

Nun traten die Marien einzeln zum Grabe hin, schauten in dasselbe hinein und fragten dabei die Engel: „Wo ist Jesus?“ (Ubi est Iesus?) oder ähnlich. Als Antwort wurde einer um der andern etwa: „Er ist erstanden, er ist nicht hier“ (Surrexit, non est hic).

Dann stiegen die Marien hinauf zur Orgel über der Empore des Westchores, währenddessen sie die Antiphon sangen: „Wir kamen zum Grabmal voll Zagen; doch da haben wir des Herrn Engel sitzen sehen, der uns verkündet, daß Jesus erstanden sei“ (Ad monumentum venimus trementes. Angelum Domini sedentem vidimus et dicentem, quia surrexit Iesus).

War die Antiphon beendigt, so begaben sich alsbald zwei der im Schiffe weilenden Kanoniker über das Chor der Stiftsdamen durch den Laufgang der Nordwand eilenden Schrittes zum Westchore. Sie stellten die beiden Apostel Petrus und Johannes dar, und darum mußte zu ihnen allemal ein älterer und ein jüngerer Stiftsherr genommen werden. Voran schritt Johannes, Petrus folgte etwas langsamer, so daß jener etwas früher beim Grabeszelt eintraf.

Die übrigen Kanoniker aber sangen währenddessen mit den Scholaren den Vers des Evangeliums:

„Es liefen beide zugleich, doch jener andere Jünger eilte behender voraus und kam zuerst zum Grabe“ (Currebant duo simul et ille alius discipulus praecucurrit citius Petro et venit prior ad monumentum).

Hatten sich beide Kanoniker beim Grabeszelt eingefunden, so traten sie, voran gemäß der Erzählung des Evangelisten der ältere, dem die Rolle des Petrus zugefallen war, hinter ihm der jüngere, der Johannes, in dasselbe hinein. Dort hatten die Engel inzwischen ein Leintuch (pallam seu sudarium) zur Hand genommen. Dieses streckten sie nun den Eintretenden entgegen, indem sie dabei jubelnd sangen:

„Ihr schaut, o Jünger, da die Leintücher und das Schweißtuch; den Leichnam jedoch findet ihr nicht“ (Cernitis, o socii, ecce linteamina et sudarium, et corpus non est inventum).

Alsbald stieg einer der beiden Apostel zur Orgelbühne hinauf und rief frohlockend dreimal den unten Versammelten zu: „Christus, der Herr, ist erstanden“ (Christus Dominus surrexit), erst mit tiefer Stimme, dann höher und zuletzt ganz hoch. Der Konvent aber antwortete jedesmal in gleicher Tonlage: „Gott sei Dank“ (Deo gratias).

War das letzte Deo gratias im Munde der Stiftsdamen verklungen, so kam das anwesende Volk an die Reihe, seiner Osterfreude Ausdruck zu leihen, und „Christ ist erstanden“ oder sonst eines der kräftigen alten deutschen Auferstehungslieder brauste alsbald mächtig durch die weiten Hallen des Münsters.

Es folgte, vom Kantor angestimmt, das Te Deum der Matutin. Während dasselbe im Wechselgesange von den Stiftsdamen und der Stiftsgeistlichkeit zu Ende geführt wurde, kehrten die Engel, die Marien und die Apostel zu den übrigen zurück, wie sie gekommen, d. i. durch den Laufgang. Doch mußten diesmal die Engel und die Apostel, letztere voraus, die Engel hinter ihnen drein, den Laufgang der Südseite, die Marien denjenigen der Nordseite benutzen. Kamen die Marien zum Konvent, so begaben sie sich ohne weiteres an ihren Platz. Die Apostel und Engel mußten sich jedoch, wenn sie im Schiff angekommen waren, ehe sie ihre Stellen einnahmen, nach Osten, d. i. dem Hochaltar zugewandt, in einer Reihe zwischen den Stiftsdamen und der Geistlichkeit aufstellen, die Engel in der Mitte, die Apostel rechts und links, und eine Verbeugung nach Osten machen.

Dem Te Deum schlossen sich zwei Osterorationen an, die der Konvent mit Amen beantwortete. Dann erhoben sich alle und zogen zum Kreuzaltar am Eingange des Chores unter der Vierung, um dort noch eine kurze Station zu machen. Einst befand sich hinter dem Altar auf der noch vorhandenen im Westchor aufgestellten Marmorsäule das Prachtkreuz, welches die Äbtissin Itha (ca. 1120) gestiftet. Die Geistlichkeit stand nach Norden, die Stiftsdamen aber teils nach Süden teils vor dem Kreuze.

„Christus“, intonierte eine der Stiftsdamen, der das Amt der cantrix oblag, und alle fielen in heiligem Osterjubel ein: „der von den Toten auferstand, stirbt nicht mehr; nicht wird fürder der Tod über ihn herrschen. Denn was lebt, lebt Gott; Alleluja, Alleluja“ (Christus, resurgens ex mortuis, iam non moritur, mors illi ultra non dominabitur. Quod enim vivit, vivit Deo. Alleluja. Alleluja).

Die Kollekte: „Wir bitten dich, o Jesu, guter Hirt, schau voll Milde deine Herde an und laß nicht zu, daß der Teufel die Schäflein, die du durch dein kostbares Blut am Kreuze erlöst hast, angreife und zerreiße; der du lebst“ u. s. w. beschloß die Station. Die Feier war zu Ende. Konvent und Kanoniker begannen die Laudes des Offiziums.

Das die Auferstehungsfeier, wie sie in der Stiftskirche zu Essen im 14. Jahrhundert in Brauch war.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus.

I.

1. Daß Kautsky, der Bannerträger des „wissenschaftlichen Sozialismus“ in Deutschland, die scharfen Angriffe Eduard Bernsteins auf die marxistische Lehre nicht ruhig hinnehmen würde, stand zu erwarten. Ziemlich allgemein jedoch ist heute die Enttäuschung über Kautskys Antikritik[1]. Ohne Zweifel war einem solchen Angreifer gegenüber die Parade nicht gerade leicht. Allein es bekundet zu offen die große Verlegenheit Kautskys, wenn dieser einem Manne wie Bernstein Mangel an Verständnis des Marxismus vorwirft und dann doch wieder eingestehen muß, daß Bernstein sonst „als einer der besten und verständnisvollsten Kenner der marxistischen Litteratur gelte“[2]. In der That kannte Bernstein die marxistische Theorie schon lange sehr wohl, und es war der rechte Stoß ins Herz dieser Lehre, daß er gerade die materialistische Geschichtsauffassung, die dialektische Methode angriff. Das ist leicht einzusehen. Es kommt dem wissenschaftlichen Sozialismus darauf an, die Ziele der sozialistischen Bewegung nicht bloß „als aus den Bedürfnissen der Gegenwart entspringende fromme Wünsche“[3] erscheinen zu lassen, sondern als das Ende einer mit Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit sich vollziehenden Entwicklung. Eben darum kann der moderne Sozialismus, ohne sich selbst aufzugeben, der „materialistischen“ Geschichtsauffassung nicht entbehren, insofern diese es ist, welche ihm die Lehre von der Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der historischen Entwicklung liefert. Allein Bernstein will mit Recht von einer derartigen Notwendigkeit für das in Frage stehende Gebiet der geschicht-

[1] Bernstein und das sozialdemokratische Programm. Eine Antikritik von Karl Kautsky. (VIII u. 195 S.) Stuttgart 1899.

[2] Ebd. S. 15. 45. [3] Ebd. S. 18.

gegen Bernstein ins Feld führt, scheint in manchen Punkten eher die Angaben des Gegners zu bestätigen als zu widerlegen. Wenn aber Kautsky meint, es sei kindisch, festsetzen zu wollen, welche Höhe die Konzentration der Kapitalien erreicht haben müsse, damit der Sieg für den Sozialismus möglich werde, so scheint es uns nicht weniger kindisch, einen solchen Sieg zu erhoffen, wo erwiesenermaßen von einer naturnotwendig fortschreitenden Konzentration als einer allgemeinen gesellschaftlichen Thatsache überhaupt nicht gesprochen werden kann.

Kautsky bestreitet nicht einmal, daß Marx' persönliche Stellung zu den Klassenkämpfen ihm in etwa die wissenschaftliche Unbefangenheit benommen habe[1]. Das genügt uns. Bernstein hatte diesen Gedanken schroffer, aber richtiger ausgedrückt, indem er das „Kapital" ein Tendenzwerk nannte, das eine These beweisen sollte, die lange fertig war, bevor Marx an die Untersuchung herantrat.

2. Sehr eingehend beschäftigt sich mit der Lehre des wissenschaftlichen Sozialismus Th. G. Masaryk, Professor an der böhmischen Universität Prag, in seinem Werke: „Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus"[2].

Masaryk verfügt über eine ausgebreitete und genaue Kenntnis der einschlägigen Litteratur. Seine Darlegung des marxistischen Systems ist eingehend, umfassend, gründlich, die Kritik oft überzeugend und mit Geschick durchgeführt. Aber die Darstellung ist nicht angenehm, reich an ganz unnützen Erörterungen, Versicherungen und Wiederholungen, oft konfus durch zwecklose Aufhäufung verschiedener Ansichten und Meinungen. Eine Disposition des zu behandelnden Stoffes tritt nicht immer deutlich hervor. Vieles ist unklar gedacht und unklar ausgedrückt, manches gar nicht oder nur ungenügend bewiesen. Es fehlt Masaryk offenbar an einer festen, haltbaren, philosophisch begründeten Weltanschauung und darum an dem sicheren Standpunkte für seine Kritik. Trotz allem bleibt das reichhaltige Werk jedem, dem es Ernst ist mit dem Studium des modernen Sozialismus, unentbehrlich.

„Ich habe mir in dieser Arbeit die Aufgabe gestellt, die Bedeutung des Marxismus als philosophisches und soziologisches System darzulegen," sagt Masaryk in der Vorrede. „Bisher wird fast immer nur seine nationalökonomische Seite behandelt und speziell werden einzelne Lehren und Schlag-

[1] Kautsky a. a. O. S. 28. [2] Wien 1899. XV u. 600 S.

worte geprüft; so z. B. wird untersucht, ob der Kommunismus möglich ist oder nicht. . . . Für Parteischriften ist das ganz begreiflich; mir kommt es darauf an, die Lehre Marx' und Engels' ganz und in ihrem Zusammenhang vorzuführen." Wir halten doch auch die Untersuchung der Frage, ob eine sozialistische Gesellschaftsordnung überhaupt oder wenigstens auf die Dauer möglich sei, für ein der wissenschaftlichen Untersuchung fähiges und bedürftiges Problem. Allerdings ist mit der Bestreitung dieser Möglichkeit der Marxismus nur indirekt widerlegt. Es erübrigt dann noch, die marxistische Lehre selbst direkt einer Prüfung zu unterziehen, um deren innere Unhaltbarkeit wissenschaftlich darzuthun. Allein damit begnügt sich Masaryk nicht. Es entspricht den Anforderungen, welche die moderne Wissenschaft an ein gelehrtes Werk stellt, wenn Masaryk versichert: „Soweit es mir möglich war, habe ich auch die Entwicklung der wichtigsten Probleme in der marxistischen Litteratur verfolgt; der Leser soll eben ein Bild der wissenschaftlichen Situation des ganzen Marxismus bekommen." Vielleicht würde aber dem Leser durch größere Einschränkung des zu behandelnden Stoffes besser gedient worden sein. Das Wesentliche tritt oft weniger klar hervor in der Überfülle des aufgeschichteten Materials. So klingt es auch etwas merkwürdig, wenn Masaryk schreibt: „Die Mehrwerttheorie ist gewiß eine der wichtigsten (Lehren?); deshalb ist es aber z. B. nicht unwichtig, zu erfahren, daß und wie sich Marx gegen die Sedanfeier ausgesprochen hat."[1] Nun, darüber ließe sich streiten, nicht aber über den Satz, daß im weisen Maßhalten sich gerade der Meister zeigt.

Der deutsche Sozialismus ist nicht bloß ein nationalökonomisches, sondern auch ein philosophisches System. „Vor allem ein philosophisches — füge ich hinzu," sagt Masaryk, „und der Leser wird sich bald überzeugen, daß Marx' Sozialismus vorwiegend aus der deutschen Philosophie hervorgewachsen ist."[2] Hauptsächlich kommen dabei Hegel und Feuerbach in Betracht. Daß sich Marx und Engels im Laufe der Zeit „entwickelt" und daß sich ihre Ansichten keineswegs in nebensächlichen Punkten geändert haben, schadet einem „System" im modernen Sinne nicht viel. Dennoch war und blieb der historische Materialismus mit seiner dialektischen Methode immer der eigentliche Kernpunkt des Marxismus trotz aller Modifikationen, die im Laufe der Zeit an der begrifflichen Fassung des Systems vollzogen wurden[3].

[1] Grundlagen des Marxismus S. 5. [2] Ebd. S. 21. [3] Ebd. S. 98.

Den wesentlichen Inhalt des historischen Materialismus giebt Masaryk in folgenden Sätzen wieder: „Die Geschichte ist ein dialektischer Prozeß, sich unabhängig vom Willen der Menschen abspielt. Dieser dialekte Geschichtsprozeß ist ein Klassenkampf. Diese Kämpfe sind ihrem ien nach ökonomische Revolutionen. Überhaupt haben nur ökonomische, iser gesagt, die Produktionsverhältnisse für den Menschen und für die ellschaft eine reale Bedeutung. Die Ideologie — Staat, Religion, ral, Philosophie, Kunst — sind unreal, illusorisch und haben nur eine ptomatische Bedeutung.“ [1] Die ökonomischen Verhältnisse wirken nicht omatisch, heißt es dann wiederum später; die Geschichte wird von den nschen selbst gemacht, aber in einem gegebenen, sie bedingenden Milieu, Grundlage gegebener wirklicher Verhältnisse, unter denen die ökonoschen, so sehr sie von den übrigen politischen und ideologischen belußt werden mögen, doch in letzter Instanz die entscheidenden). Bewegt also auch der Geist die Gesellschaft, so bewegt er sie doch)t als Herr der ökonomischen Verhältnisse, sondern als der Diener der- ien [2]. Diese Bedeutung bewahrt der historische Materialismus den nomischen Verhältnissen selbst in der milderen Form und Gestalt, wie utsky ihn auffaßt. Richtig hat aber Bernstein dem gegenüber betont, aller orische Materialismus helfe über die Thatsache nicht hinweg, daß es Menschen sind, die ihre Geschichte machen, daß die Menschen Köpfe ien und daß die Disposition der Köpfe keine so mechanische Sache ist, lediglich durch die Wirtschaftslage regiert zu werden. Das bleibt hr, mag man nun die älteren Marxschen Formulierungen des historischen terialismus vor Augen haben oder die späteren Einschränkungen und schwächungen der ursprünglichen Lehre. Denn auch die gemäßigteren rxisten gehen, wie gesagt, in der Bestimmung des Einflusses der ökonoschen Verhältnisse auf die Gestaltung der Geschichte und die Entwicklung Menschheit viel zu weit. „Sie nehmen“, wie Masaryk mit Recht vorhebt [3], „von ihrem materialistischen Standpunkte in den sozialen und orischen Erscheinungen viel zu rasch und leichten Herzens kausale Verpfungen an. Sieht man genauer zu und prüft man die Beweise, so puppt sich auch die materialistische Geschichtserklärung in den allermeisten llen als eine unkritische Behauptung angeblicher Kausal-

[1] Grundlagen des Marxismus S. 100. [2] Ebd. S. 111.
[3] Ebd. S. 130.

verbände und als unberechtigte Bevorzugung des Materialismus, dem die ökonomischen Verhältnisse als einzige und reale Basis alles Kulturlebens erscheinen."

Die historische Bewegung vollzieht sich Marx zufolge unter dem letztlich bestimmenden Einflusse der ökonomischen Verhältnisse unmittelbar durch den Klassenkampf. Daß diese Auffassung eine durchaus einseitige und falsche sei, zeigt Masaryk an einem Beispiele. „Wenn wir die wirtschaftliche Entwicklung selbst sorgfältiger analysieren," sagt er[1], „so erscheint sie uns in einem andern Licht als Marx. So z. B. erfolgte die Befreiung der Bauern in Österreich und bei uns in Böhmen nicht bloß durch den Kampf der Bauern gegen die Herren, im Gegenteil, manche der letzteren, und ganz besonders die Krone, waren der Sache günstig gestimmt. Die bisherige Bearbeitung des Bodens und der erzielte Ertrag genügte den Eigentümern und dem Fiskus nicht; auch brauchte man mehr Getreide für die Ausfuhr, . . . und deshalb mußte der Bauer befreit werden. Das erkannte der absolutistische Staat, und deshalb verlangte er die Befreiung der Bauern auch gegen den Willen vieler Grundbesitzer — die Bauernbefreiung ist also nicht bloß das Ergebnis des Kampfes. Die Industrie half dadurch mit, daß sie für sich die Arbeitskräfte heranzog, die Fabrikanten mit ihrem Reichtum der Aristokratie ein Dorn im Auge wurden, ebenso wie der industrielle Arbeiter viele Bauern zur Nachahmung aneifert. Einen bedeutenden Einfluß hatten auch die humanitären Ideen ꝛc., d. h. die Bauernbefreiung ist nicht nur durch den Klassenkampf zu stande gekommen, sondern sie ist das Ergebnis vieler und lange wirkender sozial-historischer Kräfte, Kräfte antagonistischer, aber auch nicht-antagonistischer Art."

Die einseitige Betonung des Klassenkampfes für den gesellschaftlichen Fortschritt wird aber um so mehr auffallen müssen in einem System, das für die Zukunft das völlige Aufhören des Klassenkampfes in Aussicht stellt, ohne doch wohl dann auf jeden weiteren Fortschritt verzichten zu wollen. Es muß also jedenfalls auch friedlich wirkende Triebkräfte, sei es ökonomischer oder nicht-ökonomischer, sozialer oder individueller Art, geben können. Sollten diese aber in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge absolut wirkungslos sein? Das müßte schon a priori als unwahrscheinlich gelten, selbst wenn auch nicht positiv die Thatsächlichkeit ihrer Wirksamkeit aus der Geschichte sich erweisen ließe.

[1] Grundlagen des Marxismus S. 179 f.

Wir möchten aber an dieser Stelle auf einen Punkt aufmerksam machen, den Masaryk vielleicht mit Absicht übergangen hat. Der marxistische Sozialismus operiert durchgängig mit Ideen, welche auf dem Boden der „denkenden" liberalen, antichristlichen und atheistischen Bourgeoisie gewachsen sind. Selbst die Ausgestaltung der Lehre vom Klassenkampf läßt die innere geistige Verwandtschaft des modernen Sozialismus mit seinem Todfeinde, dem liberalen Ökonomismus, unschwer erkennen. Hatte man dort für den Konkurrenzkampf den einzelnen Menschen lediglich unter der Herrschaft des instinktiven Selbstinteresses betrachtet, so erscheinen im Sozialismus die Massen im Kampf, angeblich durch die ökonomischen Mächte getrieben, im Grunde einzig und allein für das eigene Interesse streitend und durch das eigene Interesse geleitet, als ob es für den Menschen kein anderes Motiv geben könnte als den Egoismus, kein anderes Mittel zum Ausgleich widerstrebender Interessen als den Kampf. Und wie der Liberalismus trotz aller Freiheitsphrasen stets in den Absolutismus überging und zur Unterdrückung führte, so bedeutet auch für den Sozialismus das „einzelne lumpige Individuum" nicht gerade viel. In der Erklärung der historischen Bewegung tritt das Individuum als aktive Potenz, die vom Individuum ausgehende That nahezu völlig zurück. Alles wird durch die Masse erklärt und vollführt, um schließlich die absolute Herrschaft der Masse im „Endziele" dauernd zu begründen. Gewiß erfordert das gesellschaftliche Leben jeder Art und jeder Form Opfer auf seiten des Individuums; aber in keiner Gesellschaft sind diese Opfer so groß und umfassend wie in der kommunistischen Gesellschaft. Der Sozialismus sucht das freilich zu verdecken, indem er allen die Befriedigung jeglicher Wünsche in Aussicht stellt. Das ist eitle Täuschung! In dem kommunistisch zugestutzten Individuum wird niemand sich selbst wiederfinden, so wie er sich zu finden wünscht. Der Einzelne verschwindet da völlig mit dem Eigenen und Eigenartigen in dem Gemeinsamen. Auch die Abweisung einer Personifikation der gesellschaftlichen Gesamtheit vermag nur geringen Trost zu bieten; denn von der nicht personifizierten „Masse" zertreten zu werden, ist für das Individuum kaum anziehender als die Aussicht, der personifizierten „Gesellschaft" zum Opfer zu fallen. „Die Auflösung aller alten Verbindungen innerhalb der natürlichen Klassen der Bevölkerung", sagt Wilhelm Emmanuel v. Ketteler[1], „hat von da an begonnen, wo der Staat

[1] Vgl. Otto Pfülf, Bischof von Ketteler. Eine geschichtliche Darstellung III (Mainz 1899), 296.

die einzige Verbindung sein wollte und mit Eifersucht auf alle andern innerhalb seines Gebietes hinblickte. Diese absolutistische Richtung des Staates hat mit dem absolutistischen Königtum begonnen und hat sich seitdem in der französischen Revolution und in allen andern Regierungen bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Die Formen waren verschieden, die Grundsätze immer dieselben: der Staat alles. Der moderne Sozialismus ist ein echtes Kind derselben Mutter.... Sein Arbeiterstaat kennt auch keine natürliche Gliederung der Volksklassen, sondern nur eine Verbindung in der Form des Arbeiterstaates. Er ist daher im Grunde genommen nicht sozial, sondern antisozial, d. h. er verbindet die Menschen nicht untereinander, wie ihre Natur es fordert, in einer großen Mannigfaltigkeit von Verbindungen, sondern in der einen allgemeinen Staatsverbindung. Das ist aber eine Verbindung, die nicht verbindet; ebensowenig wie man die Erzeugnisse der Natur verbinden würde, wenn man ihre natürliche Individualität zerstören würde, um sie alle in eine Form zu stecken. Man würde sie nicht verbinden, sondern ihre Verbindung zerstören. So geht es auch mit dem Menschengeschlechte. Es bedarf eben einer Individualisierung, um wahrhaft und gesund zu leben wie die Natur, und so wenig wie alle Naturerzeugnisse sich eine Natur gefallen ließen, so wenig kann das Menschengeschlecht die eine Uniform der staatlichen Verbindung ertragen. Die Individualitäten im Menschengeschlecht bedeuten aber die verschiedenen Klassen."

Aber nicht nur das in Aussicht gestellte kommunistische „Endziel" der historischen Bewegung, sondern auch die Bewegung selbst zeigt die gleiche Monotonie und widernatürliche Einerleiheit. Wir stimmen in dieser Hinsicht dem Urteile Masaryks völlig bei, wenn er sagt: „Marx' Philosophie des Fortschrittes wird der thatsächlichen Entwicklung in ihrer Fülle nicht gerecht; die Einfachheit seines Entwicklungsschemas ist nicht die Einfachheit einer großen Verallgemeinerung, sondern die Abstraktheit eines Materialismus, der die Fülle des Lebens nicht zu begreifen vermag."[1] Man darf hinzufügen, daß der historische Materialismus überhaupt kaum als Philosophie des „Fortschrittes" bezeichnet werden kann. Was da in der bisherigen Menschheitsgeschichte sich „entwickelte" und voranschritt, das waren und sind immer von neuem die Widersprüche, die Konflikte, die Krankheitsstoffe, welche die Gesellschaft ihrem Untergange entgegenführen. Dann

[1] Masaryk a. a. O. S. 215 f.

ommt die „Negation der Negation", der Hegelsche Hopsa, und alles Elend ist vorderhand wieder vorüber. Ein die ganze Menschheitsgeschichte inheitlich beherrschendes, kontinuierlich wirkendes Prinzip ist der Fortschritt n der materialistisch-dialektischen Geschichtsphilosophie nicht. Echten, reinen, bsoluten, kontinuierlichen sozialen Fortschritt soll uns erst die graue Zukunft bringen. Vorläufig gleicht er in etwa der Eidechse, die von Zeit u Zeit aus dem zerbröckelnden und zusammenstürzenden Gestein von Ruinen erausguckt.

Unter dem vielen Guten, was Masaryk sowohl in der Exposition des ozialistischen Systems als bei der kritischen Wertung desselben vorträgt, indet sich aber doch auch nicht wenig Unklares, Halbwahres und Unwahres. Greifen wir nur ein Beispiel heraus. Ganz richtig sagt Masaryk[1]: „Dem ethischen Urteile unterliegt alle praktische und theoretische Thätigkeit, auch die politische und wirtschaftliche. Ich sage nicht, daß wirtschaftliche Erscheinungen nach ethischen Normen zu erklären seien, ich meine nicht, daß durch bloßes Predigen der Nächstenliebe das Feld sich pflügen und das Brot sich backen ließe — aber so viel ist sicher: Alles, inclusive das wirtschaftliche, Handeln muß sittlich sein, wenn das Handeln überhaupt sittlich sein soll." Ganz schön und zum Teil sehr weise bemerkt! Dann aber fährt Masaryk fort: „Das bedeutet nicht, daß die Ethik der Ökonomik vorzuschreiben hätte; nein, die Ethik verlangt nur von allen Menschen, also auch von den Wert schaffenden und arbeitenden, daß sie menschlich und sittlich seien. Ähnlich schreibt die Logik der Physik und der Soziologie nicht vor, aber der Physiker und der Soziologe müssen logisch arbeiten, mögen sie die Logik (in abstracto, als Wissenschaft) studiert haben oder nicht." Nun, woher dann dieses „Müssen", wenn die Logik dem Physiker und Soziologen nichts vorzuschreiben hat? Gelten die Denkgesetze als solche nicht für ihn? Und was soll es heißen, wenn Masaryk einerseits alle praktische und theoretische Thätigkeit dem „ethischen Urteil" unterwirft, anderseits für die Unabhängigkeit der Ökonomik von der Ethik plädiert? Masaryk fühlt die Wahrheit, aber er findet nicht den richtigen Begriff und Ausdruck. Die Ökonomik ist eine selbständige Wissenschaft, d. h. sie hat ihr besonderes Formalobjekt. Wenn sie sich mit dem wirtschaftlichen Leben beschäftigt, so ist dieser Gegenstand auch in dem Materialobjekt der Ethik eingeschlossen. Allein sie untersucht die

[1] A. a. O. S. 268.

wirtschaftlichen Thatsachen, Erscheinungen, Probleme unter einer andern Rücksicht wie die Moral, nach ökonomischem und nationalökonomischem, nicht nach sittlichem Gesichtspunkt. Daraus aber folgt keineswegs, daß die Ethik der Volkswirtschaftslehre nichts vorzuschreiben habe. Im Gegenteil, da das wirtschaftliche Handeln menschliches Handeln ist, und alles menschliche Handeln dem Moralgesetze unterliegt, so wird nur derjenige Nationalökonom das Richtige treffen können, welcher auch bei seinen wissenschaftlichen Forschungen und Behauptungen dem Moralgesetze sich unterwirft und keine Lehre aufstellt, die dem Sittengesetze widerstreitet. Der einsichtsvolle Nationalökonom wird aber auch die positive Bedeutung des Sittengesetzes für den Volkswohlstand anerkennen. „Man denkt bei den christlichen Tugenden", schrieb Bischof v. Ketteler im Jahre 1876, „mit Recht vor allem daran, daß sie der Weg zum Himmel sind; man erkennt aber oft zu wenig, daß sie auch der rechte Weg zu unserem irdischen Glücke, ja daß sie sogar für die meisten Menschen die notwendige Bedingung des irdischen Wohlstandes sind, . . . daß der Wohlstand im Volke vor allem von Sittlichkeit und Tugend abhänge, diese aber von der Religion, so daß Volkswohlstand und Religion unzertrennbar verbunden seien."[1]

Auch dem, was Masaryk über die Methode vorträgt, können wir nicht völlig beipflichten. „Marx ist kein Realist, trotz seines Positivismus", sagt er durchaus zutreffend[2]. „Marx versteht alles zu sehr und erklärt alles, wie die französischen und deutschen Romanciers ihre Helden in den unmöglichsten Situationen verstehen — weil sie dieselben konstruieren. Ich würde mir einen ökonomischen Realisten wünschen à la Tolstoj, Dostojewsky — die verstehen ihre Helden (eigentlich haben sie gar keine Helden!) oft gar nicht, und zwar deshalb, weil sie dieselben wirklich beobachten. Ähnlich würde ich mir ein möglichst treues Bild des jetzigen Wirtschaftens, des wirklichen wirtschaftlichen Gebarens wünschen." Wir teilen diesen Wunsch schon darum nicht, weil wir wirkliches Beobachten, aber ohne Verständnis des Beobachteten, nicht für fähig halten, ein treues Bild zu liefern. Das ist ebenfalls eine unmögliche Position — allen Romanciers zum Trotz, die keine Helden haben, sie aber doch beobachten und eben deshalb nicht verstehen! Übrigens ist, was die religiöse Frage[3] wenigstens betrifft, der gekennzeichnete „Realist" bereits gefunden,

[1] Pfülf a. a. O. III, 292. [2] Masaryk a. a. O. S. 269.
[3] Ebd. S. 455 ff.

und zwar in Masaryk selbst. Er bewegt sich hier auf einem Gebiete, für welches ihm offenbar jedes Verständnis fehlt! — Ohne die Vorzüge der Masarykschen Schrift zu verkennen, finden wir uns durch die Lektüre derselben weniger befriedigt, als wir hofften und wünschten. Das Werk ist die Frucht vieler Arbeit, aber leider keine völlig ausgereifte Frucht.

3. Ein anderer Autor, Dr. Paul Weisengrün, früher Freund des wissenschaftlichen Sozialismus, betitelt jetzt seine Schrift: „Das Ende des Marxismus.“ [1]

„Ich habe nie auf die Buchstaben der marxistischen Lehre geschworen,“ sagt Weisengrün [2], „aber ich gestehe frei, daß es mir überaus schwer gewesen ist, mich von dem geistigen Banne loszureißen, den sie vor Jahren auf mich ausgeübt. Jetzt noch, wo diese geistigen Kämpfe längst hinter mir liegen, schmerzt es mich, die kritische Sonde an die tiefen Wunden, die der mechanische und metaphysische Sozialismus dem sozialen Denken geschlagen hat, legen zu müssen. Aber die strenge Wissenschaft spottet solch sentimentaler Regungen. Sie erheischt von jedem ernst Denkenden, das in sich zu überwinden, was nun einmal überwunden werden muß. In diesem Sinne möchte ich, ohne hoffentlich in dieser Beziehung mißverstanden zu werden, ausrufen: Karl Marx, der größte soziale Denker des Jahrhunderts, ist nunmehr das schwerste Hindernis für die Lösung der sozialen Frage geworden!“

Weisengrün ist eigentlich mit allem bisher Dagewesenen unzufrieden. Anzuerkennen ist seine schroffe Abweisung jeglicher Gewaltspolitik gegenüber der Sozialdemokratie [3]. Aber auch die Sozialpolitik ist, ihm zufolge, bisher nur „allzu kleinlich“ [4] geblieben. Marx kann ebenfalls nicht helfen [5], und Eduard Bernstein [6], „der erste Neomarxist“, ist zwar „ein überaus intelligenter und kenntnisreicher Mann“, aber er hat einen großen Fehler: er kann nicht zu Ende denken. „... Könnte Bernstein zu Ende denken, er würde offen erklären, der Marxismus ist falsch, der mechanische Sozialismus kann durch keine kritische Revision gerettet werden; er würde dann aber auch den Tenor seiner Ausführungen nicht auf die technische Konzentrationstheorie gelegt und sich nicht zur Demokratie als dem hauptsächlichsten sozialen Heilmittel bekannt haben.“ Daß die Demokratie für sich allein nicht helfen könne, sucht Weisengrün an dem Beispiel der Schweiz

[1] Leipzig 1899. 80 S. [2] Das Ende des Marxismus S. 79.
[3] Ebd. S. 4 ff. [4] Ebd. S. 4. 7. [5] Ebd. S. 8 ff.
[6] Ebd. S. 73 ff.

zu erhärten: „In der Schweiz ist die Demokratie eine gereifte Frucht. Und doch ist hier kein sichtbares Zeichen zur Sozialisierung. Das Beispiel der Schweizer beweist, daß die demokratischen Einrichtungen nur eine formal-politische Bedeutung haben. Die Demokratie kann also nur die Form sein, in die erst ein sozialer Inhalt gegossen werden muß.“ [1] Was Weisengrün seinerseits unter jenem „sozialen Inhalt“ sich vorstellt, darüber macht er vorläufig nur wenige Andeutungen, indem er auf ein später erscheinendes größeres Werk: „Der Marxismus und das Wesen der sozialen Frage“, vertröstet [2]. Er erstrebt darin, wie er sich ausdrückt, eine Synthese zwischen marxistischem und rein genossenschaftlichem Sozialismus. Diese Synthese soll bewirken, daß „der Revolutionsbegriff aus der sozialwissenschaftlichen Praxis verschwinde; daß eine Sozialpolitik als Verlängerung der Armenpflege unmöglich gemacht werde; daß die Arbeiterschaft vom bloßen Demokratismus keinen trügerischen Sieg mehr erwarte“. Mehr konkret sind die Forderungen nach internationaler Regelung der Koalitionsfreiheit von Arbeiterorganisationen, nach einer neuen Art von Einigungsämtern, die regulierend selbst in den Produktionsprozeß eingreifen werden und dazu beitragen dürften, von selbst einen höheren Lohn und eine Sicherstellung des Proletariers im industriellen Betrieb zu erreichen. Die Stärkung der Konsumvereine und Gewerkschaften sowie endlich auch die politische Thätigkeit des Proletariats kommen nach Weisengrün nur als sekundäres Element in Betracht. Wir müssen eine Prüfung dieser Vorschläge natürlich vorläufig ablehnen, bis Weisengrün in dem angekündigten größeren Werke seine Stellung klarer präzisiert und begründet haben wird.

Was nun die Kritik der marxistischen Lehre betrifft, so hat Weisengrün seiner Zeit den Marxismus ganz richtig eine Synthese zwischen der modernen Entwicklungstheorie und dem Revolutionsbegriff genannt [3]. Auch geben wir zu, daß den eigentlichen Kernpunkt innerhalb der marxistischen Lehre die Behauptung darstellt: die Entwicklung zum Sozialismus vollziehe sich in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung mit Naturnotwendigkeit, nach unabänderlichen, immanenten Gesetzen. Weniger glücklich scheint uns jedoch das Bestreben zu sein, die Bedeutung der Wert- und Mehrwertlehre sowie der Verelendungstheorie für das marxistische System herabzudrücken [4]. Wir können in jenen Lehren keineswegs nur eine an und

[1] Das Ende des Marxismus S. 74. [2] Ebd. S. 77 ff.
[3] Vgl. „Zukunft“, 6. Jahrgang, 1898.
[4] Das Ende des Marxismus S. 11 ff.

für sich entbehrliche Kritik der bestehenden Verhältnisse erblicken. Für das marxistische System, wie es thatsächlich vorliegt, sind die Wertlehre und die Verelendungstheorie durchaus wesentlich. Mögen hierbei auch keine direkten Fingerzeige über Entwicklungsmöglichkeiten geboten, keine sozialen Ansätze einer sozialistischen Zukunftsgesellschaft nachgewiesen werden, es handelt sich doch auch da um wichtige immanente Gesetze der kapitalistischen Epoche, und zwar um solche, durch welche das ausgebeutete Proletariat empört und zum Handeln determiniert wird. Daß aber der Klassenkampf des Proletariates im marxistischen System echte soziale Dynamik darstellt, wird wohl kaum bestritten werden können.

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

Zur Frage der Gleichberechtigung der Frau.

Bis vor kurzem ging es mit der Frauenfrage wie früher mit der sozialen Frage überhaupt. Manche sprachen ihr jede Berechtigung ab. Nur ungeregelte Neuerungssucht sollte ihr zu Grunde liegen.

Heute ist eine solche Auffassung nicht mehr möglich. Gewiß haben unbefriedigter weiblicher Ehrgeiz, die Sucht, sich bemerklich zu machen und über einer zerstreuenden Beschäftigung die trostlose Öde eines entchristlichten Familienlebens zu vergessen, auch ihren Anteil an dem Treiben mancher Frauenrechtlerin. Aber eine so weitverbreitete, tiefgehende und nachhaltige Bewegung läßt sich durch künstliche Agitation nicht genügend erklären. Die Ursachen müssen tiefer liegen.

In Wahrheit ist die Frauenfrage die Hälfte der sozialen Frage. Die Hälfte der Menschen sind Frauen, die Hälfte der menschlichen Arbeit ist Frauenarbeit, die Hälfte der menschlichen Leiden und Schmerzen wird von den Frauen getragen. Das Schicksal des Mannes ist nun einmal unzertrennlich mit dem der Frau verbunden, und es ist unmöglich, die menschliche Gesellschaft glücklich zu machen, ohne den Frauen zu gewähren, was ihnen gebührt.

Aber welche Wünsche und Forderungen der Frauen und ihrer Anwälte sind berechtigt und welche nicht? Auf diese Frage giebt es gerade so viele Antworten als sozialpolitische Parteien. Jede Partei hat ihr eigenes Frauenprogramm. Und je nach der religiösen Weltanschauung sind auch innerhalb dieser Parteien die Ansichten sehr geteilt. So herrscht in der Frauenfrage eine wahrhaft babylonische Verwirrung. Die einen drängen stürmisch voran und wollen die Lage der Frau von Grund aus umgestalten. Die andern betrachten jede Neuerung auf diesem Gebiete mit Mißtrauen und fürchten für den Bestand der christlichen Familie. Wo sind hier die Grenzen zwischen Wahrheit und Irrtum, zwischen Recht und Unrecht?

Diese wichtige Frage will vor allem vom christlichen Standpunkte beleuchtet werden. Freilich kann hier nicht von einer erschöpfenden Behandlung dieser Frage die Rede sein; dazu wäre ein ganzes Buch notwendig. Es kann sich nur darum handeln, die allgemeinen Grundsätze festzustellen, die uns als Leitsterne dienen sollen in den verschiedenen Problemen, aus denen sich die Frauenfrage zusammensetzt.

Für heute wollen wir bloß einen Teil der Frauenfrage betrachten, nämlich die Frage der Frauenemanzipation im absoluten Sinn oder im Sinn der unbeschränkten Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne. Diese Betrachtung wird uns die sichere Grundlage für weitere Erörterungen zur Frauenfrage bieten.

1. Frauenemanzipation! Was soll das heißen? Im Sinne derjenigen, die dieses Wort in Umlauf gebracht, soll es Befreiung der Frau aus einer ungerechten Unterdrückung und Zurücksetzung bedeuten. Man geht von der stillschweigenden Voraussetzung aus, die Frau befinde sich auch heute noch, und zwar nicht bloß bei den unzivilisierten, heidnischen Nationen, sondern auch bei den christlichen Kulturvölkern in einer entwürdigenden Knechtschaft und Sklaverei. Auch bei den christlichen Völkern steht die Frau noch in mancher Beziehung unter der Herrschaft des Mannes, nicht wenige öffentliche Rechte und Ämter sind ihr verschlossen, und darüber hinaus hat die Sitte und die öffentliche Meinung noch andere Schranken gezogen, welche die Bewegungsfreiheit der Frau hemmen. Alle diese Zurücksetzungen werden von vielen als unwürdige und ungerechte Fesseln empfunden, die gesprengt werden müssen. Die Frau soll in jeder Beziehung rechtlich dem Manne gleichgestellt werden. Volle und allseitige Gleichberechtigung der Frau, das ist das Losungswort der Anhänger der unbeschränkten Frauenemanzipation.

Diese Gleichheitsforderung ist ein Erbstück aus der französischen Revolution oder vielmehr die konsequente Durchführung des revolutionären Losungswortes: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Kaum waren die Vertreter des dritten Standes zu Macht und Ansehen gelangt, so proklamierten sie die Heiligkeit des Privateigentums. Aber bald erhob sich der vierte Stand der „Enterbten" und verlangte, daß endlich mit der Gleichheit auch in sozialer Beziehung Ernst gemacht werde. In feiner Witterung der Zeitströmungen erkannten die Sozialisten bald die Wichtigkeit der Mitarbeit der Frauen an der Emanzipationsbewegung und schrieben deshalb die volle Gleichberechtigung der Frauen auf ihre Fahne. In dem Programm der deutschen Sozialdemokratie (Erfurter 1891) heißt es: „Die sozialdemokratische Partei kämpft . . . für die Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung." Sie bekämpft jede Unterdrückung, „richte sie sich gegen eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse". Sie fordert „Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlichrechtlicher und privatrechtlicher Beziehung dem Manne gegenüber benachteiligen."

Wie das zu verstehen ist, haben die jetzigen Häupter der deutschen Sozialdemokratie oft genug erklärt. Nach Liebknecht herrscht in der sozialistischen Zukunftsgesellschaft „absolute Gleichberechtigung", „Gleichheit in jeder Richtung, sowohl unter den Männern als unter den Frauen" [1].

Am offensten hat sich Bebel in seinem bedauernswerten Buche „Die Frau und der Sozialismus" ausgesprochen. „In der Liebe ist sie (die Frau) frei so gut wie der Mann; sie freit und läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner andern Rücksicht, als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischenkunft irgend eines Funktionärs. Der Mensch soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb ebenso frei verfügen zu können als über jeden andern Naturtrieb. Er hat niemand darüber Rechenschaft abzulegen. Stellt sich Unverträglichkeit, Enttäuschung, Abneigung heraus, so gebietet die Moral (!), das unnatürliche und darum unsittlich gewordene Verhältnis zu lösen." [2]

Das heißt ganz unverblümt die „freie Liebe" predigen. Die Ehe soll reine Privatsache sein, in die sich kein Beamter einzumischen hat.

[1] S. unsere Schrift: Der Sozialismus (7. Aufl.) S. 121.
[2] Bebel, Die Frau (18. Aufl.) S. 342.

Erkaltet die Liebe, so knüpft man ein neues Verhältnis an. Auch die Kinder bilden kein dauerndes Band für die Gatten. Denn sobald das Kind der Mutterbrust entwöhnt ist, übernimmt die Gesamtheit seine Erziehung, die für alle Kinder gleich sein soll[1].

Daß auch die sozialdemokratischen „Genossinnen" mit der ihrem Geschlecht eigenen Lebhaftigkeit für die unbedingte Gleichheit der Frauen eintreten, darf uns nicht befremden. Namentlich sind es die Genossinnen Rosa Luxemburg und Klara Zetkin, die auf den sozialdemokratischen Versammlungen die Revolutionsfahne schwingen und für die volle Emanzipation der Frau agitieren. Letztere ist auch die Herausgeberin der Zeitschrift „Die Gleichheit", welche ihre Tendenz schon durch den Namen verrät.

Vom naturalistischen Standpunkt läßt sich allerdings gegen diese Gleichheitsbestrebungen wenig einwenden. Wenn es wahr ist, was die ungläubige Wissenschaft, insbesondere der extreme Darwinismus, von den Kathedern predigt, daß der Unterschied von Mann und Frau nicht auf göttlicher Anordnung beruht und einem weisen Zweck dienen soll, sondern bloß eine Folge der blinden Zuchtwahl, des rohen Kampfs ums Dasein ist: dann sieht man nicht ein, warum die Frauen nicht recht daran thäten, sich aus ihrer Unterordnung zu befreien und dem Kampf ums Dasein eine andere Wendung zu geben. Ihre untergeordnete Stellung ist nur die Folge roher Gewalt; warum sollten sie nicht alle Hebel in Bewegung setzen dürfen, um ihre Fesseln zu brechen?

2. Anders aber lautet die Antwort auf die absolute Gleichheitsforderung vom *christlichen Standpunkt*. Wir haben, um diese Antwort zu finden, eine ganz sichere Grundlage an einigen jedem gebildeten Katholiken wohlbekannten Katechismuswahrheiten. Leider vergißt man dieselben zu oft, und deshalb müssen wir hier daran erinnern, selbst auf die Gefahr hin, Allbekanntes zu sagen.

Welches ist nach der Lehre der Vernunft und des Glaubens die *Aufgabe und Bestimmung der Frau*? Diese Bestimmung ist eine doppelte.

a) Die eine ist ihr gemeinsam mit allen Menschen: es ist die allgemeinmenschliche Bestimmung, die nicht dem Manne oder der Frau, sondern dem *Menschen* als solchem gegeben ist. Ob Mann oder Frau, soll der Mensch hienieden in der kurzen Zeit seiner irdischen Wanderschaft

[1] *Bebel* a. a. O. S. 328.

ott dienen und dadurch sein ewiges Heil wirken. Deshalb sagt der atechismus: Der *Mensch*, nicht der Mann oder die Frau, der Greis er der Jüngling, sondern der Mensch, ist geschaffen, um Gott zu erennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch ewig selig zu werden. nd der Welterlöser spricht dieselbe Wahrheit in dem inhaltsschweren Satze us: „Willst du in das Leben eingehen, so halte die Gebote.“ [1]

Diese erste Aufgabe des Menschen ist, wie die allgemeinste, so auch die oberste und höchste, der sich jede andere unterzuordnen hat. *In ihrer Lösung ist die Frau dem Manne vollkommen gleichgestellt.* Beide haben dieselben Pflichten und auch dieselben Mittel zu dieser Lösung. Dem wäre schon vom rein natürlichen Standpunkte so. Aber das Heidentum hat diese Sachlage vielfach mißkannt und das Weib auch in religiöser Beziehung zurückgesetzt. Bei manchen Naturvölkern durfte das Weib an vielen Kulthandlungen nicht teilnehmen. So ist z. B. bei den Ainos auf Japan bis heute den Frauen das Beten untersagt, weil sie dessen nicht würdig seien; nur stöhnen und seufzen dürfen sie, während die Männer beten. Nicht viel besser steht es bei den heidnischen Kulturvölkern. Die Hindufrauen dürfen die heiligen Bücher, die Mohammedanerinnen den Koran nicht lesen.

Das Christentum hat die volle Gleichheit zwischen Mann und Frau wiederhergestellt. „Alle, die ihr in Christo getauft seid, habt Christum angezogen; hier ist nicht Mann noch Weib, denn ihr seid alle eins in Christo.“ [2] Zwar ist auch im Christentum die Frau von der Priesterwürde und den von ihr bedingten Funktionen ausgeschlossen, aber in Bezug auf alle Sakramente und Gnadenmittel, *die unmittelbar die Vervollkommnung und Heiligung des Empfängers bezwecken*, ist sie dem Manne völlig gleichgestellt. Sie hat es ebensoleicht als der Mann, sich zur höchsten Stufe christlicher Vollkommenheit emporzuschwingen, und es darf uns deshalb nicht wundern, daß die Kirche von Anfang ebensoviele Frauen als Männer unter die Zahl der Heiligen aufgenommen und auf die Altäre erhoben hat. Schon in der ersten Zeit begegnen uns die hll. Flavia, Domitilla, Priscilla, Pudentiana und Praxedis, ihnen folgen die hll. Perpetua und Felizitas, die hll. Agatha, Luzia, Agnes, Cäcilia, Anastasia, und an sie reiht sich von Jahrhundert zu Jahrhundert eine unabsehbare Schar weiblicher Heiligen aus allen

[1] Matth. 19, 17. [2] Gal. 3, 8. Vgl. 1 Kor. 11, 11.

Altern und Ständen. Da finden wir neben der heiligen Kaiserin Kunigunde und der heiligen Königin Margaretha die armen Dienstmägde Christina, Blandina und Zitta, neben der heiligen Herzogin Hedwig und der Landgräfin Elisabeth die arme Hirtin Germana Cousin, neben der reichen Patrizierin Franziska Romana die arme Klosterfrau Margaretha Alacoque, neben der Büßerin Margaretha von Cortona die jungfräuliche Gertrud, Klara, Katharina von Siena und unzählige andere. Wir fühlen uns im Christentum im Vergleich zum Heidentum gleichsam in eine ganz andere, himmlische Atmosphäre versetzt.

Gewiß, auch im Heidentum finden wir manche große, bewunderungswürdige Frauen, hochsinnige Frauen, ausgezeichnet durch edlen Charakter, feurige Vaterlands- und zarte Mutterliebe, blendendes Talent und seltene Schönheit, mächtige Eroberinnen und Regentinnen. Wie könnte dem auch anders sein? Sollten denn nicht auch im Heidentum die Keime des Guten zur Geltung kommen, die der Schöpfer untilgbar in die menschliche Natur gelegt hat? Aber *Heilige* suchen wir im Heidentum umsonst. Diese weiblichen Größen des Heidentums lassen uns kalt. Hochmut und Selbstsucht ist die Atmosphäre, in der sie sich bewegen, und wie oft gereichen diese Größen ihren Nebenmenschen und sich selbst zum Fall!

Wie ganz anders im Christentum! Welch herrliche, himmlische Frauengestalten treten uns da in ungezählter Menge entgegen! Da ist kein Stolz und Hochmut, kein Pochen auf eigene Größe, keine Verachtung der Tieferstehenden; da ist engelgleiche Reinheit, demütige Herablassung, himmlische Sanftmut und Geduld, innige Liebe zu Gott, erbarmende, opferwillige Liebe zu den Mitmenschen, auch zu den Ärmsten und Verlassensten, ja zu diesen gerade am meisten. Wo hat das Heidentum Frauen hervorgebracht, die aus den stolzen Palästen der Reichen herabstiegen in die Hütten der Armen, um mit diesen Not und Entbehrung zu teilen und durch liebende Teilnahme ihre Thränen zu trocknen? Das Leben einer einzigen barmherzigen Schwester, die vielleicht glänzenden Aussichten in der Welt entsagt, um aus Liebe zu Gott als Engel der Barmherzigkeit am Bette der Kranken ein demütiges Opferleben zu führen, ist mehr wert als das glanzvolle, selbstsüchtige Treiben noch so vieler heidnischen Weltdamen alter und neuer Zeit.

Daß diese wesentlich verschiedene religiöse Stellung der christlichen Frau auch auf allen andern Gebieten umgestaltend wirken mußte, liegt auf der Hand.

b) Die zweite Bestimmung ist der Frau eigentümlich. Sie soll die Gefährtin und Gehilfin des Mannes sein. Ich gehe hier von der Voraussetzung aus, daß die Frau durchschnittlich für den Ehestand bestimmt ist und diesen Stand auch in den weitaus meisten Fällen ergreifen wird, wofern nicht äußere Hindernisse entgegenstehen. Das lehrt uns auch die Erfahrung. Im Deutschen Reich gab es zur Zeit der Berufszählung vom 14. Juni 1895 26361123 weibliche Reichsangehörige, davon waren 8784508 verheiratet und 2208579 verwitwet oder geschieden; von den Ledigen waren 9482359 Mädchen unter 16 Jahren. Berücksichtigen wir nur die Frauen im heiratsfähigen Alter, so tritt also die übergroße Mehrheit derselben in den Ehestand. Ähnliche Verhältnisse wie in Deutschland bestehen in den andern Staaten.

Was lehrt uns nun zunächst die bloße Vernunft über die Bestimmung und Stellung der Frau im Ehestande? Man kann diese Frage kaum besser beantworten, als es schon Aristoteles vor mehr als 22 Jahrhunderten gethan hat. Es ist erstaunlich, wie tief dieser feine Beobachter und scharfsinnige Denker mit dem bloßen Lichte der Vernunft in das Wesen der Ehe eingedrungen. Wir wollen zuerst seine Anschauungen wiedergeben und dieselben dann vom christlichen Standpunkt ergänzen und vervollständigen.

Die Natur, so führt er aus, sucht das Leben auf Erden nach Möglichkeit zu verewigen, und da sie das individuelle Leben nicht dauernd zu erhalten vermag, so trachtet sie stets neue Individuen derselben Art hervorzubringen. Das gilt auch in Bezug auf den Menschen. Doch ist diese Erhaltung des Geschlechts nicht der einzige Zweck der menschlichen Ehe. Diese zielt auch auf das Wohlergehen der Ehegatten. Dann heißt es wörtlich:

„Nach göttlicher Anordnung ist die Natur beider, sowohl des Mannes als des Weibes, zur Gemeinschaft bestimmt; denn beider Wesen ist dadurch geschieden, daß ihre Kraft nicht für dieselben Dinge nützlich ist, sondern zum Teil für die entgegengesetzten, jedoch mit Unterordnung unter das gemeinsame Ziel. Denn die Natur hat den Mann stärker, das Weib schwächer gebildet, damit diese durch Furcht behutsamer, jener durch Mut wehrhafter werde, der eine das Äußere erwerbe, die andere die Dinge im Hause erhalte, die eine zu den häuslichen Geschäften emsig, aber zu dem Leben draußen zu schwach, der andere zur Ruhe wenig geeignet, aber zu rastloser Thätigkeit gesund sei. Der Ursprung der Kinder ist für beide gesondert, aber der Nutzen gemeinsam; die Mutter pflegt, der Vater er-

zieht." [1] Der Mann soll die Frau vor jeder Verletzung „wie eine um Hilfe Flehende und vom Herde her ins Haus Aufgenommene bewahren" [2] und zwar besonders vor dem Unrecht nebenhergehender außerehelicher Gemeinschaft. „Zwischen Mann und Frau besteht eine von der Natur geforderte Freundschaft. Denn der Mann ist von Natur mehr zur Ehe als zur bürgerlichen Gesellschaft bestimmt, weil die Familie früher und notwendiger ist als der Staat und die Erzeugung der Nachkommenschaft allen Arten von sinnlichen Lebewesen gemeinsam ist. Die andern Lebewesen vereinigen sich bloß der Fortpflanzung wegen, die Menschen aber nicht bloß zu diesem Zweck, sondern zur vollen Lebensgemeinschaft. Die Beschäftigungen sind nicht für beide dieselben, andere Aufgaben hat der Mann, andere die Frau. Sie ergänzen einander, indem jeder das seinige zum Gemeinsamen beiträgt. So verbinden sich in dieser Freundschaft das Nützliche und Angenehme. Sind beide tugendhaft, so vereinigt sich damit auch das sittliche Gute; denn die Tugend beider ist nicht dieselbe . . ., die Kinder bilden ein gemeinsames Band zwischen beiden, und darin liegt der Grund, warum kinderlose Ehen leichter gelöst werden; denn die Kinder sind das gemeinsame Gut beider." [3] In der Politik verlangt Aristoteles strenges Verbot aller Nebenverbindungen neben der Ehe; solche Verbindungen seien höchst schimpflich [4].

Mit Recht bemerkt Trendelenburg [5] zu diesen Ausführungen: „So hatte Aristoteles die im Gegensatz sich vollendende Einheit als eine göttliche Bestimmung und den darin für das ganze Leben liegenden Beruf und das dauernde und ausschließliche Band der Ehe erkannt."

Obwohl der Stagirite nachdrücklich die Freundschaft betont, die zwischen den Ehegatten bestehen soll, so ist er doch weit entfernt davon, zu verkennen, daß es wie in jeder geordneten Gemeinschaft, so auch in der Ehe und Familie eine Autorität geben muß, der die letzte Entscheidung zusteht. Der Mann ist nach ihm der geborene Leiter der Familie. Da es nämlich eine Autorität in der Familie geben muß, so kann die Frage nur die sein, wer der Träger derselben sei. Darauf antwortet Aristoteles: Der Mann. Denn „der Mann ist von Natur mehr zum Regieren tauglich, wenn nicht irgendwo zufällig sich das Verhältnis anders

[1] *Aristoteles*, Oeconom. I, 3. [2] Ibid. I, 4.
[3] *Aristoteles*, Ethic. Nic. VIII, 14.
[4] *Aristoteles*, Polit. VII, 16. 1335 b 38 sqq.
[5] Naturrecht auf dem Grunde der Ethik (2. Aufl.) § 123 Anm.

ltet". Er macht darauf aufmerksam, daß selbst im Tierreich das
liche Geschlecht eine Art Herrschaft über das weibliche ausübt.
Doch soll die Herrschaft des Mannes über die Frau eine milde und
ende sein, eine geringere als die des Vaters über seine Kinder. Über
Frau herrscht der Mann wie über freie Bürger (πολιτικῶς), über
Kinder aber wie ein König (βασιλικῶς) [1].

3. Noch reichlicheres Licht als die Vernunft hat die christliche
enbarung über die Bestimmung der Frau und ihre Stellung zum
me ausgegossen. „Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein
Lasset uns ihm eine Gehilfin machen, die ihm ähnlich sei." Mit
n Worten wird die Erschaffung des Weibes im ersten Buche Moses
leitet. Und weil das Weib vom Manne gebildet, Bein von seinem
, Fleisch von seinem Fleisch ist, „darum wird der Mensch seinen
r und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und es
en zwei in einem Fleische sein" [2].

In diesen Worten ist deutlich genug die Einheit und Unauf-
lichkeit ausgesprochen, deren die Ehe von Natur aus bedarf, um
ommen ihren Zweck zu erreichen. Die Frau soll die Gefährtin,
ndin und Gehilfin des Mannes, sozusagen eins mit ihm sein. Das
ber nur möglich unter Voraussetzung der Einheit und Unauflöslichkeit
Ehe. Wo die Vielweiberei herrscht, hört die Frau auf, ebenbürtig
Manne zur Seite zu stehen, sie wird ein untergeordnetes Wesen, das
Mann sich zu seiner Lust und zur Kindererzeugung hält. Die gegen-
e Eifersucht unter mehreren Frauen läßt auch ein inniges Familien-
nicht aufkommen. Der Vater gehört gewissermaßen mehreren Familien
Kommt dazu noch die Trennbarkeit der Ehe, so ist die Sklaverei des
es besiegelt.

In dieser erniedrigenden Sklaverei finden wir die Frau fast überall
halb des Christentums. Bei den Naturvölkern ist das Weib das
ier des Mannes. Dieser bürdet ihm alle harten und niedrigen Ar-
n auf, kauft und verkauft es wie ein Tier und jagt es aus dem
s, wenn er seiner überdrüssig ist. Hier nur einige Zeugnisse, die
dem Werke Grosses „Die Formen der Familie" [3] entnehmen. „Der
kalische Ehemann ist der unumschränkte Eigentümer seines Weibes

[1] *Aristoteles*, Polit. I, 12. [2] 1 Mos. 2, 18. 23. 24.
[3] (Freiburg 1896) S. 46 ff.

oder seiner Weiber. Die Frau ist nicht die Verwandte, sondern das Eigentum des Mannes. Dieser kann sie behandeln und mißhandeln, wie es ihm beliebt. Er kann sie gegen eine andere vertauschen, er kann sie verschenken ... jede beschwerliche und verächtliche Arbeit wird dem Weibe aufgebürdet.... Mit einem Wort, der Australier betrachtet und behandelt seine Ehegefährtin ungefähr wie ein Haustier." Ähnliches gilt von den Frauen der Buschmänner: „Das Weib ist ein Lasttier. Dabei hat sie oft noch Mißhandlungen zu erdulden, welche nicht selten den Tod zur Folge haben." „Auch das Los der Feuerländerinnen ist nicht beneidenswert. Die Weiber erwerben einen großen Teil der Nahrung, erhalten aber selbst weniger davon als die Männer. Mit welcher Roheit die Botokuden ihre Frauen gelegentlich mißhandeln, haben wir bereits gehört. Daß sie ihnen daneben alle harte Arbeit aufbürden, braucht kaum besonders hinzugefügt zu werden. Die niedern Jäger Kaliforniens betrachten die Weiber mit tiefer Verachtung und zwingen sie zu allen unangenehmen Verrichtungen; man erlaubt ihnen nicht einmal an demselben Feuer oder an demselben Mahle mit ihren Gebietern zu sitzen."

So ist es fast bei allen Naturvölkern. Bei den allermeisten kann die Frau nicht einmal Eigentum besitzen, weil sie selbst fremdes Eigentum ist. Bei sehr vielen Völkern ist der Ehebruch des Mannes völlig straflos; der des Weibes wird mit dem Tode bestraft.

Begreiflich deshalb, daß manche Naturvölker, wie die Jakuten, nur bei der Geburt eines Knaben sich freuen und ein Fest geben[1].

Bei den Kulturvölkern war zwar in den ältesten Zeiten die Frau noch ziemlich geachtet: so bei den Ägyptern, bei den Römern in den ersten Jahrhunderten des Königtums und der Republik. Aber bei allen diesen Völkern begegnet uns dieselbe Erscheinung: je mehr die äußere Macht und Kultur voranschreitet, um so größer wird der sittliche Verfall, um so niedriger die Stellung der Frau. Schon der Umstand, daß bei vielen dieser Kulturvölker, z. B. den Phöniziern, Assyriern und Babyloniern, die Frauen ihre Ehre preisgeben mußten, um die unzüchtigen Gottheiten zu ehren, beweist, wie niedrig man von der weiblichen Ehre und dem Weibe überhaupt dachte. Die Frau galt nur als Werkzeug der Lust und der Kindererzeugung. Bei den Babyloniern fand an jedem Ort jährlich eine Art von Markt statt, auf dem die heiratsfähigen Mädchen

[1] Grosse a. a. O. S. 110.

n Kaufe ausgeboten wurden. Bei den Römern und Griechen der ſſiſchen Zeit waren die Eheſcheidungen an der Tagesordnung und die öngeiſtigen Hetären geachteter als die verheirateten Frauen, die Kinder tten. Noch der hl. Hieronymus ſah, wie eine Frau von ihrem 23. Gehle, der ſelbſt 21mal verheiratet geweſen, begraben wurde[1]. Zur it des Kaiſers Auguſtus hatte die Sittenloſigkeit derart um ſich geiffen, daß die meiſten die Ehe als eine läſtige und überflüſſige Sache ſahen und mit Kindern geſegnete Ehen zu den Seltenheiten gehörten. nſonſt ſuchte Auguſtus dieſem troſtloſen Zuſtand durch ſeine Geſetze eges Iulia et Papia) zu ſteuern, welche den Ehe- und Kinderloſen trafen auferlegten und den Verheirateten und Eltern Belohnungen sſetzten.

Auch bei den Hindus in Indien iſt die Stellung der Frau eine r niedrige. Polygamie und Eheſcheidung iſt erlaubt. Die Kinder haben ne Wahl in Bezug auf die Ehe. Sie werden ſchon im Kindesalter von n Eltern miteinander verlobt. Stirbt der künftige Mann im Alter von nf oder ſechs Jahren, ſo kann ein Mädchen ſchon vom Alter von zwei ihren an Witwe ſein und muß es für ihr ganzes Leben bleiben. Solche nderwitwen giebt es faſt in jeder Hausgemeinſchaft; ſie ſind Aſchenödel, die von allen Vergnügungen ferngehalten und ſchlecht gekleidet rden, nur eine Mahlzeit täglich erhalten und oft ein ſchlechtes Leben hren. Auch die verheiratete Hindufrau iſt unfähig, einen Vertrag zu ließen, und bleibt in beſtändiger Vormundſchaft; ſie wird völlig vom rkehr mit der Außenwelt abgeſchloſſen; ſie lebt in einem getrennten ile des Hauſes und nimmt die Mahlzeit nicht mit dem Manne, ſondern ch demſelben[2].

Nirgends aber iſt die Frau verachteter als bei den Mohammeinern, ganz entſprechend der bei ihnen herrſchenden Vielweiberei und eſcheidung. Hören wir darüber einen zuverläſſigen Erforſcher des milienlebens bei den verſchiedenen Völkern. „In Wahrheit werden," gt Devas[3], „entſprechend der Theorie und Praxis des Mohammedanis-us, Frauen als eine untergeordnete Klaſſe von Weſen, zwar höher wie e Tierwelt, aber unter den Männern ſtehend, angeſehen, die nur exiſtieren, n den Bedürfniſſen und dem Vergnügen der Männer zu dienen . . . ſie

[1] *Hieronymus*, Epist. 123, ad Ageruch. *Migne*, PP. LL. t. XXII, col. 1052.
[2] Devas, Das Familienleben und ſeine Entwicklung (Paderborn 1896) S. 70.
[3] Ebd. S. 171.

werden nicht als vernünftige Genossinnen des Mannes angesehen, da sie urteilslos sind und nur darum um Rat gefragt werden, um das Gegenteil von dem zu thun, was sie sagen; auch sind sie viel verworfener als die Männer, so daß der Teufel voll Freude war, als sie geschaffen wurden. Eine Frau hat kein Recht, mit ihrem Manne bei Tische zu sitzen; er vermeidet sie auf der Straße; sie wird in der Religion unter die unreinen Sachen gezählt, wird von der Moskeh ausgeschlossen, und die den Männern obliegenden Gebete sind ihnen erlassen."

Das Christentum allein hat der Frau ihre volle Würde wiedergegeben und sie zur ebenbürtigen Gefährtin und Freundin des Mannes erhoben, und zwar vor allem durch die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe. Die Proklamierung der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe durch das Christentum ist gleichbedeutend mit Emanzipierung der Frau aus der Knechtschaft des Mannes. Wenn es jemals eine weltumwälzende That in der Geschichte gegeben hat, so ist es die Proklamierung der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe. Hätte das Christentum nichts anderes geleistet, schon um dieser einen That willen wäre ihm das Menschengeschlecht, ganz besonders die Frau, zu ewigem Danke verpflichtet. Und welche Kämpfe hat die Kirche zu bestehen gehabt, um die Frauenehre zu verteidigen, nicht nur gegen die Kleinen und Schwachen, sondern auch gegen die Wollust und den Ehrgeiz der Mächtigen auf dem Throne! Wir erinnern nur an Philipp August von Frankreich, an Heinrich VIII. von England, an Napoleon I. und andere!

Christus hat aber nicht bloß die Ehe in ihrer natürlichen Reinheit wiederhergestellt; er hat mehr gethan. Er hat sie übernatürlich veredelt und geheiligt, indem er sie zum Sakramente erhob, das die Ehegatten mit übernatürlichen Gnaden zu ihrem Berufe ausrüstet und zugleich ein Symbol der Vereinigung Christi mit der Kirche ist. Deshalb nennt der hl. Paulus die Ehe ein großes Geheimnis in Christo. Und den Männern ruft er zu: „Liebet eure Weiber, wie auch Christus die Kirche geliebt und sich selbst für sie dahingegeben hat, um sie zu heiligen. . . . So sollen auch die Männer ihre Weiber lieben wie ihre eigenen Leiber."[1] In gleicher Weise ermahnt er die Frauen: „Die Weiber seien ihren Männern unterthänig wie dem Herrn, denn der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Christus ist das Haupt der Kirche: Er, der Retter seines Leibes.

[1] Eph. 5, 25. 28.

So wie die Kirche Christo unterworfen ist, so seien es die Weiber ihren Männern in allem.“[1]

Also die Verbindung zwischen Mann und Frau soll ein Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche sein, ebenso innig, zart, liebevoll, eilig, unzertrennlich wie diese! Fürwahr, eine erhabene und großartige Auffassung der Ehe! Mit ihr war das Heiligtum der Familie gegründet, as wir im Christentum und nur in ihm besitzen. Geknüpft war das Band jener zarten, übernatürlichen Liebe, das die wahrhaft christlichen Ehegatten unter sich und mit ihren Kindern verbindet, das Band jener starken, ausdauernden und geduldigen Liebe, die zu allen Opfern befähigt, weil sie am Kreuze ihr Vorbild und ihren Beweggrund, die Wurzel ihrer Kraft und die Quelle ihres Trostes hat. Diese übernatürliche, aus dem Herzen des gekreuzigten Erlösers stammende Liebe hat das Familienleben wunderbar verklärt und auf eine ideale Höhe gehoben, von der das Heidentum nicht einmal eine Ahnung hatte.

4. Von diesem Standpunkte ist nun leicht die Aufgabe der Frau näher zu bestimmen, mögen wir sie nun als Mutter oder als Gattin betrachten.

Der Hauptpunkt der christlichen Ehe ist nicht bloß die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, sondern auch die Fortpflanzung der Kirche. Es sollen neue Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes herangebildet werden, wie dies Leo XIII.[2] in seinem Rundschreiben über die Ehe so nachdrücklich hervorhebt. In ihrer Eigenschaft als Mutter liegt der Frau die unmittelbare Besorgung der leiblichen Erziehung fast ausschließlich und auch die der geistigen und sittlich religiösen, besonders in den früheren Jahren der Kindheit, zum großen Teile ob. Die Natur hat hier allen Völkern in unzweideutiger Weise den richtigen Weg gezeigt.

In den ersten Jahren der Kindheit ist das kleine, hilflose Wesen noch sozusagen, um uns eines Ausdrucks des hl. Thomas[3] zu bedienen, im geistigen Schoße seiner Mutter. Aber auch über diese Zeit hinaus bis zu den reiferen Jahren ist die unmittelbare Sorge der Kinder vorzugsweise in die Hand der Mutter gelegt.

Sie ist zu diesem Amte in besonderer Weise befähigt. Die Natur hat ihr reichlich alle dazu erforderlichen Eigenschaften verliehen. Dasselbe erheischt eine zärtliche, ausdauernde, zu den größten Opfern bei Tag und

[1] Eph. 5, 22. 24.

[2] Arcanum divinae sapientiae vom 10. Februar 1880.

[3] In quodam spirituali utero parentum 2, 2, q. 10, a. 12.

bei Nacht fähige Liebe, wie sie nur im Mutterherzen wohnt; es erfordert eine lebhafte Einbildungskraft, Sinn für das Nächstliegende und Konkrete, Innigkeit und Zartheit des Gemütes, welche dem Kindesalter entsprechen und es ermöglichen, sich ganz in den Kreis seines Denkens und Fühlens, seiner kleinen Leiden und Freuden hineinzuleben; es erfordert ein mitleidiges, empfindsames Herz für die zahlreichen tagtäglichen Nöten des Kindes, Geschicklichkeit in den kleinen Dienstleistungen, die dem Hilflosen und Kranken so notwendig und so wohlthuend sind; es verlangt Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, ein scharfes, wachsames Auge für Äußerlichkeiten in Kleidung und Haltung, überhaupt nie ermüdendes Interesse für die kleinsten Kleinigkeiten, um die sich des Kindes Sinnen und Trachten dreht. Alle diese Eigenschaften zeichnen die Frau ebenso aus, als sie dem rauher geformten Manne abgehen. Für ihren Umgang mit den Kindern kommt der Frau auch trefflich zu statten ihre Neigung zu Scherz und heiterem Spiel, ihre Lust an unwichtigem Geplauder und — warum sollten wir es nicht sagen? — selbst die gute Dosis Neugierde, welche alle Evastöchter von ihrer Stammmutter geerbt haben.

Die Frau ist deshalb in vorzüglichem Sinn, wie sie Dr. Windthorst einst genannt, die unabsetzbare Erzieherin und Lehrerin des heranwachsenden Geschlechts. Darin liegt ihre Würde und die Wurzel des nachhaltigen und tiefgehenden Einflusses, den sie auf die Entwicklung der Menschheit, wenigstens innerhalb des Christentums, ausübt. Ihr liegt es ob, das Kind von frühester Jugend zur Erkenntnis und Liebe Gottes anzuleiten, und es ist gewiß nicht zufällig, daß der Schöpfer einen tiefen Zug zur Frömmigkeit in das Frauenherz gelegt hat. In der Hand der Mutter ruht auch vorzugsweise die sittliche Erziehung und die Charakterbildung des Kindes. Beim Menschen ist nicht alles durch blinde Triebe und Instinkte geregelt. Dafür ist ihm die Vernunft und der Glaube gegeben, nach denen er sein Leben ordnen soll. Das Kind muß von frühester Jugend an zu dieser Aufgabe sozusagen eingeschult und einexerziert werden. An der Hand der sorgsamen Mutter muß es angehalten und angeleitet werden, nicht seinen blinden Trieben und Launen, sondern der Vernunft und dem Glauben zu folgen. Gerade die frühesten Jahre entscheiden am meisten über den Charakter und die ganze Lebensführung des Menschen. Daher der nachhaltige Einfluß der Frau auf die ganze Gesellschaft.

5. Die Frau ist aber nicht bloß Mutter, sondern auch Gattin, die Gefährtin und Stütze des Mannes. Zwar ist der Hauptzweck der

Ehe die Fortpflanzung und Erziehung des Menschengeschlechts, aber untergeordnet bezweckt dieselbe auch das Wohl der Ehegatten. Die Frau soll die Helferin des Mannes sein in geistiger und leiblicher Beziehung. Der hl. Paulus sagt geradezu, die Frau sei für den Mann da. Der „Mann ist Gottes Bild und Ehre, das Weib aber ist des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib vom Manne; auch ist der Mann nicht des Weibes wegen geschaffen, sondern das Weib des Mannes wegen“ [1].

Die Frau soll also die treue Freundin, Helferin und Trösterin des Mannes sein. In inniger Liebe und unerschütterlicher Treue soll sie ihm anhangen, gewissermaßen nur eine Person mit ihm ausmachen, ihm in allen Lagen helfend, ratend und tröstend zur Seite stehen, Freud und Leid mit ihm teilen. Bei den meisten Völkern giebt die Frau bei der Hochzeit den eigenen Namen auf und nimmt den des Mannes an. Sie soll fortan sozusagen kein vom Manne gesondertes Dasein mehr haben und dessen Interessen ganz zu den ihrigen machen. Der Dichter nennt seinen Freund die Hälfte seiner Seele. Eine solche Sprache geziemt sich erst recht für Ehegatten, unter denen nach dem Ausdruck der Gottesgelehrten die zarteste und größte Freundschaft herrschen soll [2]. Deshalb bedient sich die Heilige Schrift des Bildes der bräutlichen Verbindung, um die innige geheimnisvolle Vereinigung Gottes mit der Seele darzustellen, und Christus selbst hat das Sakrament der Ehe zum Symbol seiner Vereinigung mit der Kirche erwählt.

Die Natur hat auch beide Geschlechter so eingerichtet, daß sie sich auffallend ergänzen. Die Schwächen und Fehler des einen werden durch die Vorzüge und Tugenden des andern gehoben oder gemildert. Der Mann ist infolge seiner größeren physischen Kraft, seiner überlegenen Klugheit, Ausdauer und Unerschrockenheit der geborene Leiter und Beschützer der Frau und der ganzen Familie; er ist der geborene Repräsentant der Familie; ihm vorzugsweise weist die Natur die Aufgabe zu, den nötigen Unterhalt für die Familie zu erwerben. Die Frau ist zu dieser Aufgabe zu schwach und bedarf selbst des Schutzes, auch abgesehen davon, daß sie eine geraume Zeit die Herrschaft über ihren Leib verliert. Der innere Haushalt ist kein passendes Feld für die überschäumende Kraft des Mannes,

[1] 1 Kor. 11, 7—9.
[2] *S. Thomas*, C. Gent. III, 123.

die ins weite schweift und sich gerne in kühne Wagnisse und weitausschauende Unternehmungen wirft.

Dagegen können sich im häuslichen Kreise in schönster Weise die eigentümlichen Vorzüge der Frau entfalten. Aus dem, was der Mann erschafft und errafft, formt sie ein liebliches, behagliches Heim, in das sich der Mann gern zurückzieht von dem lauten Lärm und unsteten Treiben des öffentlichen Lebens. Auch der Mann hat Rat und Trost, Unterstützung und Aufmunterung, entgegenkommende, liebende Teilnahme vonnöten. Diese findet er nicht draußen, wo im Kampf ums Dasein die Interessen sich egoistisch kreuzen und die feindlichen Kräfte oft hart aufeinanderstoßen, sondern daheim an der Seite seiner treuen Gattin, im Kreise seiner Lieben. Und wenn er von der schweren Tagesarbeit ermüdet heimkehrt, von Schicksalsschlägen betroffen oder von Krankheit heimgesucht wird, so findet er daheim innige Teilnahme und liebende Pflege. Es ist auch eine alte Erfahrung, daß in Mißgeschick und Leiden die Frau viel schneller sich in ihre Lage zu schicken weiß, viel widerstandsfähiger und deshalb auch viel geeigneter ist, den Mann zu trösten und seinen gebrochenen Mut wieder aufzurichten. Im Innern der Familie wird auch der vernünftige Mann die Frau frei schalten und walten lassen. Auf diesem Gebiete ist sie für Geschicklichkeit, Sinn für Reinlichkeit, Liebe zur Ordnung und zum Schmuck dem Manne weit überlegen. Nur die schließliche Regelung des Familienbudgets wird er sich vorbehalten.

Gelingt es der Frau durch behagliche Einrichtung des Heimes, durch Freundlichkeit und Liebe den Mann an die Familie zu fesseln, so wird das Familienleben eine mächtige Schutzwehr der Sittlichkeit für beide Ehegatten und eine reiche Quelle der edelsten und reinsten Freuden. Gesellt sich dazu noch der Geist wahrer christlicher Frömmigkeit, so ist das Familienglück dauernd begründet, selbst wenn zeitweilig Not und Armut ihren Einzug halten sollten.

Im Lichte der eben entwickelten, für uns Katholiken selbstverständlichen und unumstößlichen Grundsätze ist es klar, daß wir die sozialdemokratische Forderung absoluter Gleichberechtigung der Frau mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Die Frau ist dem Manne als dem Haupte der Familie untergeordnet und soll unter seiner Herrschaft und in unauflöslichem Bunde mit ihm die ihr von der Vorsehung im Innern der Familie gestellte Aufgabe lösen. Die Eltern, insbesondere die Mutter, sind die von Gott selbst bestellten Erzieher der Kinder, die Familie ist

die von Gott selbst gegründete Erziehungsanstalt, und deshalb hat die Gesamtheit kein Recht, ihr die Kinder nach Belieben zu entreißen und sie nach spartanischem Muster „öffentlich" zu erziehen, wie die Sozialisten dies wollen. Das hieße die Familie vernichten und der Frau ihren schönsten Beruf rauben. Victor Cathrein S. J.

August Reichensperger.

(Fortsetzung.)

5.

Von Mitte Mai 1848 bis Mitte Mai 1849 widmete sich Reichensperger mit unverbrüchlicher Treue den Aufgaben seiner zwei Mandate. Sie legten ihm schwere Opfer auf. Er mußte auf sein bisheriges freundliches Familienleben wie auf seine lieben Kunststudien fast völlig verzichten; nur dann und wann konnte er beiden noch einen kurzen Tag schenken, um alsbald wieder in die parlamentarische „Tretmühle" zurückzukehren. Gemildert wurde ihm einigermaßen jene Entbehrung durch die gastliche Aufnahme, die er bei seinem Freunde, dem Maler Eduard Steinle, fand, in dessen Gartenwohnung er während dieses Jahres hauste, durch den ständigen Verkehr mit einer Anzahl der hervorragendsten Katholiken, die sich in Frankfurt zu gemeinsamer Thätigkeit zusammenschlossen, durch die höchst interessante Bekanntschaft mit der gesamten übrigen deutschen Nationalvertretung, ihre bedeutsamen Aufgaben, ihre erregten Kämpfe und den Lauf der Ereignisse und Verhandlungen, welche die Geister fast beständig in höchster Spannung hielten. An tragischen Episoden fehlte es ebensowenig wie an Scherz und Humor. Erst vierzig Jahre alt, mit der erstaunlichsten geistigen Kraft und Elastizität begabt, anregend und jeder Anregung leicht zugänglich, vielseitig gebildet und ein ebenso gewandter Redner wie Unterhändler und Berater, war der lebhafte, thatkräftige Mann hier ganz und gar in seinem Element, wie wenige befähigt, in dem bunten Gewirr für Recht und Freiheit der deutschen Katholiken einzustehen. Die Kräfte wuchsen ihm im Kampf: hier hat er sich recht eigentlich zum ersten Parlamentarier der deutschen Katholiken herangeschult.

Es war ein Hochgenuß, ihn in späteren Jahren in traulichem Freundeskreis von den bewegten Tagen der Paulskirche erzählen zu hören. In den treffendsten Zügen wußte er Personen und Situationen zu zeichnen, die ritterlichen Kavaliere und feinen Diplomaten der äußersten Rechten, die wilden, grobkörnigen Demagogen der äußersten Linken, das Gewirr und die Abstufungen der Mittelparteien, die Orakelsprüche der liberalen Katheder-männer, die Windungen und Schliche der gothaischen Partei, die ruhigen und klaren Forderungen der Katholiken, seine eigene Beziehung zu einzelnen Parteien und Mitgliedern, sein Auftreten in diesen oder jenen Fragen. Unwillkürlich flossen dann Gedankenblitze aus seinen Reden ein, begleitet von zündenden Blicken und lebhafter Gestikulation. Man glaubte sich in die Sitzung selbst versetzt.

Seine „Grundansicht" war von Anfang an, „daß alles aufgeboten werden müsse, um ohne Gewalt und Revolution, d. h. auf dem Wege der Mäßigung, des Rechts und der möglichsten Schonung bestehender Verhältnisse, die Freiheit und die Einheit unseres Vaterlandes zu begründen".

Für seine eigene Stellung wie für die Interessen der Katholiken war es von höchstem Vorteil, daß er es nicht für seine Aufgabe hielt, den erschütterten Polizeistaat noch die bisherigen deutschen Bundesverhältnisse in ihrem vollen Umfang aus den brandenden Wogen zu retten, sondern den Augenblick für gekommen erachtete, eine bessere und gerechtere Ordnung der Dinge zu begründen, und deshalb dem Ruf nach Freiheit mit weiser Mäßigung entgegenkam.

„Nachdem in den Stürmen der letzten Zeit der Bau, unter welchem wir bis dahin gewohnt, als unhaltbar sich erwiesen, gilt es jetzt, einen neuen Grund zu legen. . . . Die wunderbaren Erfolge, welche unter unsern Augen die Völker errungen haben, sie wurden errungen im Namen der Freiheit. Freiheit sei auch fortan unser Losungswort, um das Errungene zu befestigen und möglichst nutzbar zu machen. Vergessen wir daher nie, daß die Freiheit ein Widerspruch in sich selbst ist, falls sie nicht in allem und für alle Geltung hat, daß mit einem Worte die Gerechtigkeit der Schlußstein der Freiheit ist. Es gilt daher, die entgegengesetzten, so vielfach ineinander verschlungenen Interessen gleichzeitig zu wahren und keines dem andern zum Opfer zu bringen; es gilt, die Freiheit mit der Einheit, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden und zu versöhnen. Zur Herbeiführung dieser ausgleichenden Gerechtigkeit scheint uns aber keine Staatsform geeigneter als die von

demokratischen Institutionen getragene Einherrschaft. In ihr finden unserer Überzeugung nach die beiden Extreme zügelloser Anarchie und absoluter Tyrannei am sichersten und leichtesten ihre Vermittlung und ihr Gleichgewicht, sie erscheint uns als der festeste Damm gegen die Willkür von unten herauf wie gegen die von oben herab. Diese politische Gestaltung in ihrer vollen Wahrheit für Deutschland als Ganzes wie für das engere Vaterland herbeizuführen, sei unser erstes Bestreben."

Als ein Hauptproblem, dessen Lösung bereits in der Verfassung angebahnt werden sollte, bezeichnete er jetzt schon die soziale Frage.

„Wenn unter dem Schirme einer Verfassung wie die angedeutete alle wahren und guten Interessen ohne Unterschied sich geltend zu machen gleichmäßig berufen sind, so giebt es unter ihnen indes doch ein Interesse, welches zu fördern allen ohne Ausnahme obliegt: das Interesse der hilfsbedürftigen, namentlich das der arbeitenden Klasse. Auf dem Grund und Boden der Religion, welche die Brüderlichkeit aller Menschen und ihre gleiche Berechtigung proklamiert, muß mit Macht und Entschiedenheit dahin gewirkt werden, daß jedem Bürger nicht bloß seine Existenz, sondern daß ihm eine des Menschen würdige Existenz gesichert ist, sofern ihm nur der gute Wille innewohnt, dieselbe zu besitzen und zu behaupten. Deshalb einerseits möglichste materielle Erleichterung jener Klasse, namentlich durch Beseitigung des Abgabendrucks, anderseits möglichste Heranbildung derselben in geistiger Bildung, in Wissen und Sittlichkeit."

Die religiöse Seite seines Programmes faßte er in folgende Worte zusammen: „Ich halte fest an der katholischen Lehre, achte aber jede fremde, selbst die entgegengesetzteste Anschauungsweise, falls sie nur auf dem guten Glauben beruht. Ich würde das Recht der Andersglaubenden oder Ungläubigen nicht minder entschieden verfechten wie das eigene. Nie ist es mir eingefallen, und nie wird es, hoffe ich, mir einfallen, die Protestanten als solche anzufeinden; vielmehr hege ich die Ansicht, daß alle die, welche noch im Christentum die gemeinsame Grundlage ihrer Überzeugung anerkennen, zusammenstehen müssen, um dem immer geschlossener und drohender auf uns eindringenden krassen Materialismus die Spitze bieten zu können. Das weitere bleibe Gott anheimgestellt!"

Die katholischen Abgeordneten (meist aus Rheinland und Westfalen, Bayern und Deutschtirol) bildeten keine geschlossene Partei, sondern verteilten sich auf verschiedene Parteirichtungen, mit Ausschluß der äußersten

Linken. Reichensperger schloß sich der sogen. Kasinopartei, d. h. der gemäßigt-liberalen Mittelpartei an. Um bei der Beratung der sogen. „Grundrechte“ eine einheitliche Aktion zu sichern, traten die Katholiken doch auf Anregung des Fürstbischofs v. Diepenbrock zu einer Vereinigung zusammen, welche den General v. Radowitz, den Vertrauten Friedrich Wilhelms IV., zum Präsidenten, August Reichensperger zum Vizepräsidenten erkor. Zu den Teilnehmern gehörten außer Fürstbischof v. Diepenbrock die Bischöfe Müller von Münster und Grätz von Ermland, Domherr Förster aus Breslau, Professor Janiscewski aus Posen, Freiherr v. Ketteler, Pfarrer von Hopsten, der Frankfurter Stadtpfarrer Beda Weber, die Professoren Dr. Gredler aus Wien, Arndts, Lasaulx, Phillips und Döllinger aus München, Buß aus Freiburg, Clemens aus Bonn, Max v. Gagern, Staatsrat v. Linde, Advokat Adams aus Koblenz, Landgerichtsrat Blömer aus Aachen. Bei öfterer Abwesenheit des Präsidenten war Reichensperger bei den Beratungen eine sehr hervorragende Rolle beschieden. „Geschlossen auftretend,“ so erzählt er selbst, „hat die neue Vereinigung es zu stande gebracht, daß die Satzungen der Grundrechte in Bezug auf Kirche und Schule in zufriedenstellender Art ausfielen. Die Satzungen gingen später in die preußische Verfassung über, aus welcher sie seitens der Epigonen der Frankfurter Liberalen durch die Maigesetzgebung geschieden wurden oder in welcher sie verstümmelt geblieben sind. So bildete diese Vereinigung den ersten Ansatz und das Vorbild der späteren Zentrumspartei.“

An den Debatten in der Paulskirche nahm Reichensperger eifrigen, vielfach hervorragenden Anteil. Bedeutsam sind seine Reden über die Gewerbefreiheit, über den Doppeladler im deutschen Wappen, über die persönliche Freiheit der Staatsbürger, über die Teilbarkeit des Grundeigentums, über die Aufhebung der Reallasten, ganz besonders aber über die religiös-kirchlichen Grundfragen. Auf seinen Antrag wurde die Frage über die Zulassung einzelner Orden auf die spätere Behandlung des Vereinsrechtes verschoben. Als Professor Rheinwald hierauf das gewohnte Schauergemälde der Jesuiten entrollte, verwies er ihn auf die spätere Gelegenheit, Beweise zu erbringen. „Ich bitte ihn aber,“ fügte er bei, „daß er nicht die Anklagen und Aussagen der Feinde des Ordens, noch auch den Ewigen Juden von Eugen Sue als Beweismittel angesehen wissen will.“

In der Beratung über die Reichsverfassung, die am 20. Oktober begann, trat Reichensperger entschieden den Bestrebungen derjenigen ent-

gegen, welche Österreich aus dem Deutschen Bunde hinausdrücken und ein „schwarz-weißes Erbkaisertum" errichten wollten, und verfocht seine Ansicht owohl vom Standpunkt des historischen Rechts als auch von Gesichts-unkten der konfessionellen Verhältnisse und der allgemeinen Politik, elche den Scharfblick eines bedeutenden Staatsmannes bekunden. Auch ie plötzliche Schwenkung Welckers machte ihn nicht irre, ebensowenig die Beschlüsse der Mehrheit. Die Drohungen der „Kaisermacher", König Friedrich Wilhelm IV. abzusetzen, wenn er sich ihren Wünschen nicht gefügig erweisen wollte, und die „schrecklichen Gesichter", womit sie den Regierungen bange zu machen suchten, zeichneten genugsam die revolutionäre Gesinnung der willkürlichen Reichsbaumeister und bestätigten den Protest, den die Großdeutschen und mit ihnen Reichensperger den liberalen Reichsphantasien entgegenstellten.

Nach der Auflösung der Frankfurter Nationalversammlung war dem Unermüdlichen nur kurze Rast gewährt. Schon im Januar 1850 wurde er vom Landkreis Köln in das Erfurter „Krüppelparlament" gewählt, und er nahm die Wahl an, da er die Erfurter Augustinerkirche als Coda zur Frankfurter Paulskirche betrachtete und er meinte, sein Cursus politicus bliebe unvollständig, wenn er diese Fortsetzung nicht auch mitmachte. In Erfurt traf er zum erstenmal mit dem späteren Reichskanzler Otto v. Bismarck zusammen. Als derselbe (am 26. März) unter dem Präsidium Simsons zum Schriftführer erwählt wurde, sagte er scherzend zu Reichensperger: „Mein Vater würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß ich der Schreiber eines jüdischen Gelehrten geworden bin."

Die Herrlichkeit dieses „Parlaments von Kleindeutschland" dauerte nicht lange, schon am 29. April wurde es vertagt. Es vervollständigte indes wirklich Reichenspergers parlamentarische Schulung. Unter den Reden, die er hielt, verdient jene hervorgehoben zu werden, welche er gegen Gerlach hielt, als dieser in einem Antrag die „christliche Kirche" als „nationale Kirche" bezeichnete. „Das Christentum", erwiderte er, „ist wesentlich kosmopolitisch; es scheint mir gerade das einen der fundamentalen Gegensätze des Christentums zum Heidentum zu bilden, daß ersteres weltbürgerlich, daß es nicht national abgeschlossen ist." Streng ging er dann mit dem Gallikanismus und Febronianismus ins Gericht und wies auf England hin, wo selbst die Protestanten noch den Begriff der Katholizität festgehalten hätten. Gerlachs Antrag wurde dann auch abgelehnt.

6.

Ohne es zu suchen, ohne sich irgendwie vorzudrängen oder etwas werden zu wollen, war August Reichensperger thatsächlich einer der hervorragendsten politischen Führer der preußischen Katholiken geworden. Als darum die neue preußische Verfassung, am 31. Januar 1850 unter Dach und Fach gekommen, sowohl in Bezug auf die Freiheiten, welche sie den Katholiken gewährte, als in Bezug auf die konstitutionellen Rechte überhaupt von neuem bedroht erschien, konnte er kaum umhin, in der parlamentarischen Laufbahn den ihm angemessensten Wirkungskreis zu erblicken. So nahm er denn die am 5. April 1851 auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordneten in den preußischen Landtag an und verharrte in dieser Stellung als eines der fleißigsten, thätigsten und einflußreichsten Mitglieder bis zum November 1861 und nochmals vom Mai 1862 bis Herbst 1863, wo ihn schwerwiegende Gründe veranlaßten, in das ruhigere Beamtenleben zurückzutreten. Auch dann fuhr er indes fort, den politischen Ereignissen lebhafte Aufmerksamkeit zu schenken, und als religiöse wie politische Interessen es zu erheischen schienen, trat er 1870, obwohl nunmehr 62 Jahre zählend, der neugegründeten Zentrumspartei des deutschen Reichstags bei und nahm an deren schweren Arbeiten und Kämpfen unentwegt in den vordersten Reihen teil, bis die Last des Alters den siebenundsiebzigjährigen Greis endlich veranlaßte, den späten Lebensabend seiner Familie, seinen lieben Kunststudien und litterarischer Thätigkeit zu widmen. Denn eigentliche Rast gönnte er sich nicht bis zum Tode. Auch in seinem stillen, anspruchslosen Privatleben blieb er noch einer der Pfeiler des Zentrumsturmes.

Den größten Diensten, welche er in dieser langen parlamentarischen Laufbahn (von 27 Jahren) den Katholiken Deutschlands geleistet, ist vorab der hervorragende Anteil beizuzählen, den er an der Gründung einer eigenen katholischen Partei im preußischen Landtag nahm. Dieselbe konstituierte sich unter dem Namen „Katholische Fraktion" (am 30. November 1852) zur Aufrechterhaltung der Verfassung, zur Wahrung der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit. Die 63 Mitglieder gaben sich einen siebengliederigen Vorstand, dem außer den Gebrüdern Reichensperger Osterrath, Rohden, Wilderich v. Ketteler, Graf Joseph Stolberg und Freiherr v. Waldbott-Bornheim-Bassenheim angehörten. Ein besonderes Programm ward nicht aufgestellt, da die Ansichten in rein politischen Dingen stark auseinandergingen. Vorberatungen und Geschäftsführung wurden indes durch

tatuten geregelt, und die gemeinsamen Ziele waren mächtig genug, die nst nach rechts und links divergierenden Geister zur geschlossensten Einit zu verbinden. Die Grundrichtung ihres allgemeinen Programmes Festhalten und Konservieren der rechtsgültigen Verfassung, Streben nach öglichster Selbständigkeit der korporativen Gliederungen, insbesondere der emeinden, Wahrung der Rechte und Freiheit der katholischen Kirche, intreten für eine aufrichtige Durchführung und Beobachtung der Parität i Besetzung von Staatsstellen, Streben nach konfessionellem Volksunterht) ist von der Zentrumsfraktion bis auf den heutigen Tag festgehalten orden; sie hat dieselbe von der „Fraktion Reichensperger" übernommen, ie die „Katholische Fraktion" in ihren Anfängen dann und wann in eckischer, wohl auch gelegentlich in weniger freundlicher Absicht genannt orden ist.

Als bemerkenswert darf auch wohl hervorgehoben werden, daß den ußeren Anstoß zur Bildung der Partei, welche in dem heutigen Zentrum och fortlebt, eigentlich die „Jesuitenfrage" gab, d. h. die sogen. Raumerchen Erlasse (vom 22. Mai und 16. Juli 1852), durch welche die Abhaltung von Volksmissionen seitens der Jesuiten und der Besuch des Deutschen Kollegs in Rom beschränkt bezw. untersagt wurden. Die begründete Erregung, welche das katholische Volk über diesen Eingriff in die verfassungsmäßige Freiheit seiner Religion empfand, hat die Katholiken zur geschlossenen Partei geschart.

Reichensperger selbst unterwarf die Raumerschen Erlasse (am 12. Februar 1853) in einer fast zweistündigen Rede einer ebenso ruhigen und sachlichen als scharfen und einschneidenden Kritik, wies nach, wie die Missionäre zum Wohl des Staates wie der Kirche aufs segensreichste gewirkt; r trat mit Wärme für die Jesuiten ein und verlangte Aufhebung des mmotivierten und verfassungswidrigen „Gesetzes der Verdächtigung". Den weiten Erlaß bezeichnete er ebenfalls als ein verfassungswidriges Novum, ppellierte an die Gerechtigkeit des Königs, erinnerte an die Treue der katholiken während der Revolution und trat fest und kräftig für ihr echt ein: „Unser gutes, geschriebenes Recht, das lassen wir uns nicht erkümmern, und wir werden unausgesetzt, das glaube ich Ihnen verchern zu dürfen, mit allen gesetzlich und moralisch zulässigen Mitteln ahin wirken, daß das uns angethane Unrecht gutgemacht werde."

Wurde auch der Antrag der katholischen Fraktion durch die Überacht der Partei, welche „den evangelischen Staat auf ihr Feldzeichen

geschrieben", mit 175 gegen 123 Stimmen abgelehnt, so trugen die Katholiken doch in der Debatte selbst einen großen moralischen Sieg davon. Allgemein war man über das Interesse, die Achtung und Anerkennung erstaunt, die ihr Auftreten auf protestantischer Seite fand. Es tauchte keine Klage auf, daß sie ihre kirchlichen Freiheiten mißbrauchten. Die entschuldigenden Erklärungen der Minister drückten die Bedeutung der Erlasse auf ein Minimum herab, und in nahezu weinerlicher Art beschwor Raumer die katholischen Abgeordneten, ihren Wählern wenigstens zu sagen, daß „die Regierung keine bösen Absichten, keine Pläne der Unterdrückung gegen die katholische Kirche habe".

Da die zwei Brüder Reichensperger und ihre Fraktionsgenossen sich an allen wichtigen Fragen des Landtages beteiligten, stieg das Ansehen und der Einfluß der Fraktion von Jahr zu Jahr. Schritt für Schritt erkämpften sie den Katholiken die ihnen von Rechts wegen zustehende verfassungsmäßige Freiheit und ermöglichten es so dem Episkopat und Klerus wie den Vereinen und Korporationen, das katholische Leben in allen Kreisen und auf allen Gebieten zu erneuern. Die Katholiken lernten, ihre politischen Rechte zur Geltung zu bringen und sich mit Erfolg auch an den allgemein politischen Fragen zu beteiligen. In diesem Kampfe schulten sich Mallinckrodt und andere jüngere Kräfte heran. Die Zeit der früheren Indolenz und Stagnation war überwunden.

Der Anteil der Gebrüder Reichensperger läßt sich am besten aus der Sammlung der Reden ersehen, welche sie bis 1858 hielten und welche an die tausend Seiten füllen. Zwei Israeliten (Paul Jacobi und Theodor Levi) waren auf den praktischen Gedanken verfallen, diese Sammlung zu veranstalten, und erlangten hinterher auch noch die Zustimmung der beiden Redner. „Die Sammlung zeugt," wie Jörg bemerkt, „von einer erstaunlichen Kraft unermüdlicher Redegabe, und die Quantität hat der Qualität nicht geschadet." „Die beiden Reichensperger", schrieb Beda Weber, „sind Namen, von deren Macht die Namensträger selbst kaum eine Ahnung haben. Es sind Missionäre." Mancherlei Ergänzungen zu der Sammlung bieten die Schriften Augusts: „Deutschlands nächste Aufgabe" (1861), „Phrasen und Schlagwörter" (1862), „Rückblick auf die letzten Sessionen des preußischen Abgeordnetenhauses" (1862), die Biographie Mallinckrodts von P. Pfülf und andere Monographien. Von den gleichzeitigen Briefwechseln ist nach dieser Richtung hin besonders derjenige mit Montalembert hervorzuheben, aus welchem Pastor reichlich

schöpft hat und welcher seiner Darstellung einen besondern Reiz und ert verleiht.

„Sie haben", schrieb Montalembert am 26. Dezember 1852 an eichensperger, „das verwirklicht, was stets der heißeste Wunsch meiner eele war, und Sie haben bereits das Ziel erreicht, für welches ich ihrend meines ganzen politischen Lebens gearbeitet habe. . . . Die oralischen Errungenschaften der entschiedenen Haltung der Katholiken im eußischen Parlamente sind ungeheuer. Am wichtigsten in diesem Augenick ist, daß den Katholiken Deutschlands und der ganzen Welt ein neuer weis ihrer Kraft geliefert wurde, jener Kraft, die nach Gott in ihnen bst beruht, in ihrem Mut, in ihrer Hingebung und nicht in der Protion des Despotismus."

Wiederholte ähnliche Ausdrücke der Bewunderung lenkte Reichensperger einem Brief vom 5. August 1854 auf seinen Freund selber zurück: Wenn ich irgend etwas bin und leiste, so habe ich es neben der Gnade ottes Ihnen und Görres zu verdanken, die Sie sich so wunderbar einder ergänzen und reflektieren! Es ergiebt sich vielleicht einmal die Zeit id Gelegenheit, wo ich Ihnen dies näher darlegen kann. Aus einer wissen Höhe betrachtet, haben auch Ihre Schicksale viel Gemeinsames, e sie auch immerhin auseinander zu laufen scheinen: nur sind Sie anzose, wie er Deutscher war. Auch Sie werden siegreich wie er aus en Verfolgungen hervorgehen, in dem Sinne wenigstens, daß Ihre Feinde cht triumphieren. Das Traurigste bleibt immer der Zwiespalt unter den atholiken selbst, wie er in Frankreich sich zeigt, und ich möchte es fast Glück und einen Segen nennen, daß in Deutschland protestantische gierungen uns gegenüberstehen. Unter allen Umständen bleibt uns der ost, daß jenseits als Sieger gekrönt wird, wer hienieden einen guten mpf wacker gekämpft hat. An dieser Hoffnung lassen Sie uns festlten in dem Wirrwarr, der uns umbrodelt."

Wie weit die „Freiheit" auf der unerschütterlichen Basis des Rechts d der Wahrheit, welche Reichensperger anstrebte, von dem landläufigen iberalismus" ablag, läßt sich am besten aus dem fortdauernden Kampf sehen, den er gegen die Liberalen im Parlament wie in der Presse zu führen tte, sowie aus der drastischen Charakteristik, welche er von dem modernen iberalismus" in seinen „Phrasen und Schlagwörtern" entworfen hat.

„Liberal hat dermalen zumeist nichts mit der echten Freisinnigkeit emein, ist vielmehr das gerade Gegenteil davon. Der Freisinnige will

die Freiheit auch für andere, der Liberale nur für sich; der Freisinnige achtet es für möglich, daß er in seinen politischen Ansichten sich täuscht, der Liberale hält sich stets für unfehlbar; der Freisinnige faßt stets zunächst die Rechtsfrage, der Liberale die Machtfrage ins Auge; der Freisinnige schont, ja schützt die Minorität, der Liberale tritt sie mit Füßen, sobald er nicht mehr dazu gehört; der Freisinnige achtet religiöse Überzeugungen, selbst wenn er dieselben nicht teilt, der Liberale sieht auf jede positive Religion, ganz besonders aber auf den christlichen Offenbarungsglauben, mit souveräner Verachtung herab — mit einem Worte: der Liberale sieht und sucht vor allem das eigene Ich; was seinem Vorteil und seiner Ansicht widerstreitet, muß mit allen Mitteln niedergehalten werden. Ein Hauptmerkmal der ‚Liberalen' ist noch, daß sie sich für viel gescheiter halten als alle andern Leute und deshalb glauben, dieselben in aller Bequemlichkeit ausnützen und, sobald es ihnen beliebt, beiseite werfen zu können. So meinen sie denn auch, kraft ihrer untrüglichen Rezepte für alle Staatsabnormitäten, jeder von ihnen in Gang gebrachten ‚Bewegung' nach Gutdünken Halt gebieten oder sie doch in ein beliebiges Geleise hineinschieben zu können. . . ."

„Der zahme Liberalismus frißt der wilden Demagogie so lange aus der Hand, bis letztere ihn plötzlich mit einem kühnen Griffe packt und zur Schlachtbank führt. Der Liberalismus kennt nur Ziele, keine Grundsätze und keine Prinzipien, keine bleibende Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht; er übersieht dabei, daß die Männer der That die Männer des Wortes stets überholen und daß die von ihm betriebene Auflösung nur dazu dient, um die Zerstörung zu erleichtern und zu beschleunigen, daß mit einem Worte die Waffen, die er schmiedet, am Ende meist gegen ihn selbst gekehrt werden. Der Liberalismus war ebenso wie seine Milchschwester, die Bureaukratie, dem Altertum unbekannt; er ist ein Produkt der Trennung von Theorie und Praxis, der sogen. Wissenschaftlichkeit, sowie der modernen Aufklärungs-Industrie und Halbbildung. Insofern repräsentiert er in der That das ‚moderne Bewußtsein', in dessen Verschwommenheit die Charaktere mehr und mehr übergehen, während der Mund von ‚Prinzipien' überfließt. Unter diesen Prinzipien sind meist die Menschenrechte von 1789 gemeint, deren gesunder Teil bloß die uralten Lehren des Christentums reproduziert, welche allerdings unter dem absoluten Königtum nur zu sehr in Vergessenheit geraten waren. Auf die ‚Erklärung der Menschenrechte' pfropfte später die liberale Partei, ein Gemisch von Ja-

kobinern, Imperialisten und Ideologen, jene Doktrin, welche dermalen noch in Deutschland als Gespenst umgeht, nachdem Frankreich sie im Jahre 1848 zur Erde bestattet hat. Der Liberale will nie so recht etwas Ganzes, er hat auch eine instinktive Abneigung gegen alles Extreme; allein, da es ihm an Grundsätzen fehlt, so tritt er dem Extremen auch niemals entschieden entgegen, oder doch höchstens erst, wenn es zu spät ist. Zu allem, was der Liberalismus seiner Aufmerksamkeit würdigt, macht er sich sofort ein Schema fertig, in welches die Dinge und Personen sich zu fügen haben, wonach er die Adern unterbindet und die Bäume beschneidet; nichts läßt er frei wachsen. Die Negation und der Formalismus konstituieren sein innerstes Wesen; die Begriffe treten bei ihm an die Stelle der Realitäten, die Theorien an die Stelle der Praxis; die Bücher verdrängen die Thaten; Zentralisieren, Nivellieren und Uniformieren ist seine höchste Lust. Das Bedenklichste aber ist, daß dem Liberalismus über all seinem Raffinement und seiner Klugheit der Sinn für Wahrheit immer mehr abhanden kommen muß. Daher seine Lust an der Phrase und sein unbedingtes Vertrauen auf deren Macht."

Selten ist der Liberalismus naturgetreuer gezeichnet worden. Die Liberalen selbst fühlten den Gegensatz wohl, in welchem sie zu dem festen, klaren und bestimmten Programm der Brüder Reichensperger standen, und haben es ihnen nie vergeben, daß sie mit ebenso unverbrüchlicher Loyalität allen gerechten Forderungen der Regierung entgegenkamen, wie sie unermüdlich die verfassungsmäßige Freiheit auf allen Gebieten gegen jedwede Willkürgelüste verteidigten. Das katholische Deutschland indes wußte ihr Verdienst wohl zu schätzen. Bei der katholischen Generalversammlung vom 6.—9. September 1858 wurde zuerst Legationsrat Lieber zum Präsidenten gewählt; dieser lehnte indes ab und schlug August Reichensperger vor, „dessen Name durch ganz Deutschland und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus getragen sei". Reichensperger wurde darauf einstimmig gewählt.

In dem neuen Landtag, in welchem die „katholische Fraktion", nunmehr „Fraktion des Zentrums", im Januar 1859 mit 57 Mitgliedern einrückte, erhielt Reichensperger bei der vorläufigen Wahl zum ersten Vizepräsidenten 232 von 308 Stimmen, und es bedurfte der größten Anstrengungen der antikatholischen Presse, um diese Stimmenzahl bei der definitiven Wahl erheblich herabzudrücken.

7.

Die Änderung des Namens der Fraktion, welche Reichensperger und die Mehrheit befürworteten, hatte nur zum Zweck, der Regierung keinen Anlaß zum Mißtrauen zu bieten. Die Fraktion behielt ihre Sitze in der Mitte des Hauses wie vordem und blieb ebenso ihrem früheren Programm treu. Die neuen Statuten enthielten ebensowenig „Exklusives" als die früheren. Bei den religiösen Fragen in dem neuen Landtag kam das „Zentrum" insofern in eine veränderte Lage, als es bisher vorzugsweise den protestantischen Pietismus zu bekämpfen hatte, der an Stelle des paritätischen den ausschließlich „evangelischen" Staat setzen wollte, nunmehr aber sich einer Richtung gegenübergestellt sah, welche sich bei der Gesetzgebung durch keine christlichen Prinzipien mehr gebunden erachtete. Das gab Reichensperger Anlaß, schon im Anfang der Session ein mannhaftes Glaubensbekenntnis auszusprechen, das auch bei den gläubigen Protestanten Widerhall fand:

„Ich verkenne durchaus nicht die Bedeutung des großen Kampfes zwischen dem Offenbarungsglauben und dem Unglauben. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Kreuze von den Kirchen herunterfallen, sie auf die umliegenden Gebäude, und zwar auf die höchsten zuerst, fallen werden. Ich bin überzeugt, daß das Heil der Zukunft und insbesondere auch die staatliche Freiheit davon abhängt, daß das Christentum herrschend bleibt, aber wohlgemerkt, nicht durch mechanische Gewalt, sondern durch die ihm innewohnende Kraft und die sittliche Energie seiner Bekenner."

Der österreichisch-französische Krieg, der Friede von Villafranca, die Raubzüge der Garibaldianer gegen den Kirchenstaat, die Politik Cavours und die Haltung Napoleons in der italienischen Frage, besonders aber das Treiben der „Deutschen Cavourianer" gaben Reichensperger Gelegenheit, sich auch öffentlich über die gewichtigsten allgemein politischen Fragen zu äußern und mit zündender Beredsamkeit für die Sache des gekränkten Rechtes einzutreten. Wie er die Lage auffaßte, spricht eine Notiz in seinem Tagebuch aus, welche an die Kapitulation von Gaëta anknüpft.

„So fällt ein Bollwerk des Rechts nach dem andern unter dem Hammer der Revolution. Dazu jubeln unsere Liberalen, die nur in der Auflösung, wie die Revolutionäre in der Zerstörung, eine Befriedigung finden, weil sie das Bewußtsein nicht los werden können, daß sie etwas in sich Beruhendes, Bleibendes zu schaffen außer stande sind. Daher auch

er diabolische, respektive blödsinnige Haß gegen die katholische Kirche, deren Organismus ihren Experimenten allein nachhaltigen Widerstand entgegensetzt. Die Adreßdebatten haben eine Einsichts- und Prinzipienlosigkeit auf der liberalen Seite bloßgelegt, deren Höhe nur durch die Leidenschaftlichkeit erklärt wird, mit welcher sie alles, was mit der Kirche im Zusammenhang steht, ergo alles Geschichtliche befehden. Es sind Kinder des Moments, die nur auf momentane Erfolge ausgehen. Kennen sie doch auch keine Providenz, keinen alles überherrschenden Willen Gottes, sondern nur Naturprozesse."

Weiter ausgeführt finden sich seine politischen Anschauungen über die damalige Lage in der von ihm gemeinsam mit seinem Bruder verfaßten Schrift „Deutschlands nächste Aufgaben".

In der inneren Politik stand damals die Frage der preußischen Heeresorganisation in vorderster Linie, welche 1863 endlich zu dem bekannten Konflikte führte. Während die Liberalen, die späteren Monopolinhaber des deutschen Nationalbewußtseins, Krone und Regierung aufs schärfste befehdeten, nahmen die beiden Reichensperger eine versöhnende und vermittelnde Stellung ein, welche ihnen aber sehr übel gedeutet wurde. Die Aufzeichnungen des Tagebuchs bringen über diese Zeit höchst interessante Mitteilungen, sowohl in Bezug auf Bismarck und die andern Minister, als auf König Wilhelm I. und den ganzen Verlauf der damaligen Kämpfe. Körperlich wie geistig überarbeitet, fühlte sich August schon im November 1861 dem anstrengenden Gewirr nicht mehr gewachsen und verzichtete auf sein Mandat; im Frühjahr 1862 nahm er zwar wieder ein solches an, schied aber noch weit mehr ermüdet und zugleich auch vielfach entmutigt im September 1863 definitiv aus seiner bisherigen parlamentarischen Stellung. In einem Briefe an Montalembert (vom 15. Oktober 1863) äußert er sich darüber folgendermaßen:

„Einesteils muß ich mich körperlich erholen und andernteils ist unsere gegenwärtige Konstellation derart, daß, was in der Mitte zwischen den Extremen steht, bei dem Aufeinanderplatzen derselben nur zu Schaden kommen kann. . . . Am wenigsten kann ich mich mit unserer sogenannten Fortschrittspartei identifizieren, welcher zwar in einem Hauptpunkte das formale Recht zur Seite steht, die aber meiner vollen Überzeugung nach nicht um des Rechtes und der Wahrheit willen gegen die Regierung anrennt, vielmehr ihrem innersten Wesen nach weit absolutistischer und gewaltsamer ist als selbst das Ministerium Bismarck, so antipathisch dessen

Chef mir auch immer sein mag. . . . Mir ist kaum etwas anderes mehr zuwider als das Sophisten- und Sykophantentum, welches die höchsten Begriffe und die schönsten Worte verfälscht, um seine egoistischen Zwecke zu erreichen; insbesondere glaube ich, daß nichts für die echte Freiheit gefährlicher ist als dieses heuchlerische Spiel mit derselben, wie es die fortschrittlichen Tonangeber, wenigstens der Mehrzahl nach, treiben. Es ist positiv, daß Herr von Bismarck von diesen Leuten in Aussicht genommen war, um die ‚deutsche Frage' à la Cavour zu lösen, und sie feinden ihn jetzt nur um dessentwillen an, weil er, durch die Macht der Verhältnisse getrieben, in der inneren statt in der äußeren Politik sein va banque aufführt. Im Grunde dreht sich überhaupt unser ganzer Wirrwarr nicht um die Rechts-, sondern um die Machtfrage, und wehe uns freisinnigen Katholiken insbesondere, wenn die Macht in die Hände dieser Freiheitsapostel übergehen sollte."

8.

Reichensperger hatte während seiner parlamentarischen Jahre keineswegs aufgehört, für seine Kunstideale zu wirken; sie boten ihm vielmehr wiederholt Gelegenheit, dieselben auch im Landtage zur Sprache zu bringen und in die weitesten Kreise zu tragen; immerhin gewährte ihm die Befreiung von den endlosen Sitzungen und Sorgen für dieselben mehr Zeit und ruhige Muße. So verbanden sich denn die folgenden Jahre bis 1870 mit den vorausgegangenen von 1848 an zu einer gemeinsamen Periode der reichsten Thätigkeit für die christliche Kunst.

Ein schulmäßiger Ästhetiker oder ein streng methodischer Kunstarchäologe und Kunstsystematiker ist er auch in dieser Zeit nicht geworden, wie ja auch das von ihm bewunderte Mittelalter nicht einmal den Namen Ästhetik kannte, in der philosophischen Spekulation „das Schöne" höchstens zufällig und obenhin einmal berührte, die Künste den Erfahrungsgrundsätzen und der lebendigen Übung und Überlieferung der Meister und Kunstinnungen überließ, aber die Künste um so mehr praktisch zu Ehren brachte und in scheinbar unbewußtem, jugendfrischem Schaffen eine unerschöpfliche Welt des Schönen hervorzauberte.

„Ich gestehe es unumwunden", sagt Reichensperger in seiner Schrift „Allerlei aus dem Kunstgebiete" [Brixen, Weger, 1867] S. 5, „wie barbarisch es immer auch klingen mag, daß ich mehr Wert darauf legen würde, eine einzige alte Kapelle vor dem Einsturz zu retten oder die

Erbauung einer neuen, kunstgerechten zu veranlassen, als auf den Ruhm, die Bibliotheken mit einem Band voll nagelneuer Definitionen und Abhandlungen über das Klassische, das Kunstideal, das Erhabene und Schöne u. dgl. bereichert zu haben, welches nur dem Lesepublikum einen Genuß gewährte. Ich unterschätze keineswegs die Verstandesspekulation oder die Untersuchungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte; allein von jeher lebte die Überzeugung in mir, daß, wie die Dinge nun einmal bei uns stehen, vor allem anderes not thut, und zwar die lebendige Thätigkeit, die Energie des Erhaltens und Schaffens wieder zu wecken."

„Die einzige That des Kölner Dombaues," bemerkt er in seinem Tagebuch (29. Oktober 1861), „wiegt alle Handbücher, Zeitschriften, Kursus und Examina auf. Und wer hat sie ausgeführt? Ein Schinkelianer und zwei unexaminierte Gehilfen und das Volk."

Trotz dieser vorwiegend praktischen Richtung ruhen seine Kunstanschauungen nicht nur auf umfangreichen Kenntnissen und Erfahrung, sondern auf tiefgehenden, wohldurchdachten Ideen, welche sich mit seinen religiösen und politischen Grundanschauungen zum harmonischen Ganzen verbinden.

Nie trennte er die Freiheit von der Autorität, das Schöne vom Wahren und Guten, die Kunst von Sittlichkeit und Religion.

„Die Autorität ist eine Forderung der Vernunft." So sagt er an einer Stelle seines Tagebuches (19. Oktober 1861). „Es liegt im Wesen und der Natur des Geschöpfes, abhängig zu sein. Die höchste Freiheit besteht in der vollen freiwilligen Abhängigkeit vom Willen Gottes bis in die Einzelheiten. Alle modernen Errungenschaften der Wissenschaft, Erfindungen u. s. w. werden, richtig aufgefaßt und angewandt, mithelfen zur Begründung der christlichen Universalmonarchie. Die Kirche hat vor keiner Wahrheit zurückzuschrecken, sondern nur deren Rangordnung fest im Auge zu behalten. Wenn eine Partikularwissenschaft sich verirrt, wird sie endlich merken müssen, daß sie in einem Sumpf oder einer Sackgasse steckt."

„Was ist der Körper ohne die Seele, was die Seele ohne Gott?" So fragt er an einer andern Stelle (29. Oktober 1861) und bezeichnet damit den festen Ausgangspunkt seiner Weltanschauung.

Mit Recht sieht er in der Kunst einen bedeutsamen Ausdruck des gesamten Geisteslebens, der wieder mit unberechenbarer Macht auf dieses zurückwirkt:

„Die Kunst, die höchste und allgemeinste Sprache, ist, wie überhaupt alle Sprache, ein in die Sichtbarkeit tretendes Geistesleben, ein Ausstrahlen des Geistes, welches je nach dem Standpunkt, welchen seine Träger einnehmen, belebend und veredelnd oder aber verwirrend und umnebelnd auf dieselben zurückfällt. Der Zustand der Künste ist aber nicht bloß ein Symptom des jedesmaligen geselligen Zustandes; es besteht vielmehr eine Wechselwirkung ins Unendliche zwischen ihnen, so daß man kaum zu sagen vermag, auf welcher Seite das Bedingte und auf welcher das Bedingende ist."

Daran knüpfen sich die folgenden schwerwiegenden Betrachtungen:

„Es ist fürwahr hohe Zeit, eine ernste Gewissenserforschung darüber anzustellen, in welcher Art wir bisher der Pflege der Kunst, im weitesten Sinne des Wortes, obgelegen haben. Als Gesamtresultat wird sich leider ergeben, daß die individuellen Anflüge der Laune, die schimmernde, nur auf die Einbildungskraft und die Sinne spekulierende Chimäre, die durch bloßen Darstellungsreiz kitzelnde Improvisation auf dem großen Markte die unbedingte Herrschaft üben, daß der nachhaltige, auf tiefer Überzeugung begründete Wille, die Lust und die Kraft, für eine Idee ein Opfer zu bringen, daß alle die strengen Tugenden, wie die schweren Arbeiten des Geistes, auf welchen allein ein Volk sich aufbauen kann, nur allzu seltene Erscheinungen geworden oder doch überflutet sind von jenem Thun und Treiben, das in der nächsten Minute schon eitel Schaum und Dunst ist."

In einer andern Schrift teilt er gewissermaßen die gesamte Kunstgeschichte in zwei Feldlager:

„Hier treten uns dann sofort zwei Grundanschauungen entgegen, welche unsere geistige Welt zerspalten, zwischen denen gewählt werden muß, will man anders nicht vom Zufall sich hin und her treiben lassen. Das materialistische Bekenntnis beginnt mit einem Fragezeichen, wie sehr seine Anhänger sich auch gerade um ihres Positivismus willen zu rühmen pflegen. Was die Menschheit erreicht hat, ist sie lediglich sich selber schuldig, weshalb sie denn auch alle Veranlassung hat, vor sich selbst auf den Knieen zu liegen, und der Humanitätskultus der einzig vernünftige ist. Auch die Kunst schreitet, von der Felsenhöhle oder Lehmhütte an, nach diesem System unaufhaltsam fort, und wenn sie selbst für unser Auge unterginge, so wäre das, was man bis jetzt so nannte, eben nur als eine dem Kindesalter der Menschheit entsprechende Vorstufe zu einer höheren Entwicklung zu betrachten.

„Neu ist diese Doktrin zwar nicht; aber niemals hat sie vielleicht mehr Anhänger gehabt als dermalen. Aus den Marschländern solchen Materialismus ragen nun aber hohe Berge hervor, auf welchen die Fahnen des Spiritualismus wehen. Wie überhaupt alles Streben nach dem Ideale, so ist auch die Kunst der Ausdruck des Strebens, die gestörte Harmonie in der Schöpfung wieder herzustellen, den Schleier hinwegzuziehen, welcher das Wesenhafte vor unsern Augen verbirgt. Daher das Hochtragische in aller vorchristlichen hieratischen Kunst, besonders der altgriechischen, die, was unsere Renaissancisten sich wohl merken mögen, erhaben, gläubig und national war; daher die Identifizierung des Dichters mit dem Seher. So ist denn allerdings die Kunst ein Produkt des Bedürfnisses, aber des höchsten, geistigsten; sie wurzelt, zugleich mit dem Wahren und Guten, womit sie eine untrennbare Trias bildet, in dem Gesetze der göttlichen Weltordnung und ist daher wesentlich religiös, wie viele Brechungen und Schattierungen sie auch immer zulassen mag. Äußerte doch selbst Goethe (zu Riemer) sich dahin, daß die Menschen in Kunst und Poesie nur so lang produktiv bleiben, als sie religiös sind!"

Da es gerade die religionslose Akademieweisheit war, welche Kunst und Leben am meisten von der Religion losgerissen hatte, predigte Reichensperger ebenso unermüdlich die Rückkehr zu einem gesunden Volkstum, wie die Rückkehr zur Religion. Selbst für den „Humor" sah er hierin die einzige Rettung.

„Es gilt der toten Gelehrsamkeit die lebendige, dem Abstrakten das Anschauliche entgegenzusetzen; den Accent auf die Wirklichkeit zu legen, dem hohlen Scheine gegenüber, der förmlich zu einem Lebensbedürfnis geworden ist; weiter sodann die pedantische Schulmeisterei und Vielwisserei beiseite zu setzen, das Denken mit dem Dichten zu verschmelzen, statt hoffärtig auf das sogenannte gemeine Leben hinabzuschauen, die Quellen, welche darin entspringen, zu reinigen und zu fassen; vor allem aber den Blick stets auf Gott als das ewige Urbild gerichtet zu halten, statt die Seele auf gut pantheistisch im Universum zerfließen zu lassen. Der Unglaube erzeugt nichts in der Kunst, wie er denn überhaupt die Nationen entmannt. In dem Maße, in welchem die Gesundheit des Volkes zurückkehrt, wird auch der tüchtige, kräftige, frische und erfrischende Humor sich wieder einstellen, der vormals aus allen Gestaltungen des Lebens hervorblitzte und ihm einen so hohen, unnachahmlichen Reiz verlieh."

Mit diesen Anschauungen stand Reichensperger in der Kunstwelt durchaus nicht vereinsamt da. Sein Freund Steinle teilte hierin vollkommen seinen Standpunkt. Über Cornelius aber, den er 1862 in Berlin besuchte, vermerkte er in seinem Tagebuch:

„Cornelius fühlt sich hier als Künstler sehr allein. In den höheren Schichten würdigt ihn niemand. Seine beste Kraft leitet er aus seinem angeerbten Katholizismus her, der früher latent gewesen sei. In seiner Familie sei einer Jesuit, ein anderer Cistercienser, eine Tante Nonne, seine Mutter sei eine fromme Frau gewesen. — Das Mittelalter sei so durch und durch künstlerisch infolge seines Verwachsenseins mit der Kirche. Ohne Glauben keine Kunst. Der ‚dumme Spiritualismus' biete dafür keinen Ersatz. Es fehle an Kraft und Saft."

Sein Programm hatte Reichensperger im wesentlichen schon 1845 in der bereits erwähnten Schrift entwickelt: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart", die 1852 in zweiter, bedeutend vermehrter, 1860 in dritter umgearbeiteter Auflage, 1868 in französischer Übersetzung von Camille Nothomb erschien. Eine wichtige Ergänzung dazu bilden die „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst" (in zwei Ausgaben [Leipzig, Weigel, 1854. 1855]). Im Jahre 1858 sammelte er dann seine bisherigen kleinen Aufsätze und Rezensionen zu einem stattlichen Band von fast 600 Seiten: „Vermischte Schriften über christliche Kunst" (Leipzig, Weigel). Derselbe bietet über die Entwicklung der neueren Gotik in Frankreich, England und Deutschland wie über des Verfassers eigenen Werdegang und seinen Anteil am Wiederaufleben der Gotik die reichhaltigste Orientierung.

Leider ist er nicht dazu gekommen, die noch viel zahlreicheren Aufsätze und Rezensionen von 1858 bis 1895 zu sammeln. Pastor hat zuerst eine genaue Liste derselben zusammengestellt, welche Staunen über die unerschöpfliche Arbeitskraft des Verfassers erwecken muß. Schon die selbständigen kleineren Schriften über Kunst bilden eine erhebliche Liste:

Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Paderborn 1863. Die Kunst jedermanns Sache. Frankfurt 1865; 2. Aufl. 1891. — Die Liebfrauenkirche zu Trier und deren Restauration. Eine Rede. Trier 1865. — Georg Gottlob Ungewitter und sein Wirken als Baumeister. Leipzig 1866. — Allerlei aus dem Kunstgebiete. Brixen 1867. — Die Matthiaskapelle zu Kobern und die Kamperhofkapelle zu Köln. Köln und Neuß 1869. — Die Kirche zum hl. Gereon in Köln. Köln und Neuß 1872. —

über das Kunsthandwerk. Vortrag. Köln 1875. — Über deutsche Kunst mit besonderer Beziehung auf Dürer und die Renaissance. Köln 1876. — Über monumentale Malerei. Köln 1876. — Augustus Welby Northmore Pugin, der Neubegründer der christlichen Kunst in England. Freiburg i. Br. 1877. — Die Bauhütten des Mittelalters. Köln 1879. — Die Renaissance im heutigen Kunstgewerbe. Aachen 1879. — Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk. Köln 1880. — Zur neueren Geschichte des Dombaues in Köln. Köln 1881. — Zur Profan-Architektur. Mit besonderer Berücksichtigung der Erweiterung der Stadt Köln. Köln 1886. — Erinnerungen an Eduard Ritter von Steinle. Frankfurt a. M. 1887. — Reichensperger-Janssen und der Kunsthistoriker Professor Dr. W. Lübke. Frankfurt a. M. 1891. — Zur Charakterisierung des Baumeisters Friedr. Freiherr von Schmidt. Düsseldorf 1891.

Wie Reichensperger, erfüllt von den Ideen des Mittelalters, sich die bildenden Künste stets in innigstem Zusammenhang unter sich, wie mit Poesie und Musik, mit Volksleben und Religion dachte, so wies er naturgemäß der kirchlichen Kunst den Vorrang vor der profanen zu, welche von ihr die höchsten Impulse, Schutz vor Entartung und eben dadurch die schönste und würdigste Freiheit erhalten sollte. Unter den bildenden Künsten aber sollte die Baukunst den Primat, die führende Rolle übernehmen, Bildnerei und Malerei sich ihr unterordnen, die Kleinkunst noch mehr sich in den Gesamtorganismus eingliedern, der seine Verkörperung in den Domen und Kirchen, in profanen Monumentalbauten, in der Gesamtanlage der Städte oder wenigstens ganzer Stadtteile erhielt. Die antiken Baustile mit der sich ihr anschmiegenden Skulptur und Malerei schätzte er als organischen Ausdruck der hellenischen und römischen Kultur; den historischen Umwandlungsprozeß der Basilika zur christlichen Kirche wie die allmähliche Gestaltung des romanischen Stiles wußte er vollkommen zu würdigen und ließ ihre Formen als völlig berechtigt gelten; in der Gotik jedoch sah er eine Höhe der künstlerischen Entwicklung, welche nach seiner Ansicht die christlichen Ideale am vollkommensten zum Ausdruck brachte und deshalb alle früheren Stile als überholte Durchgangsstadien für immer verdrängen sollte. Daher seine unversöhnliche Gegnerschaft gegen die Renaissance, welche die Gotik verdrängt hatte und in welcher er nicht nur einen Rückschritt der Kunst, sondern auch eine bewußte oder unbewußte, vollständige oder teilweise Rückkehr zu antiken, heidnischen Ideen erblickte, zum wenigsten eine Lähmung oder Störung des christlich-germanischen

Geisteslebens, wie es ihm in den Domen und Kathedralen des Mittelalters, zumal in seinem geliebten Kölner Dom, so herrlich entgegenstrahlte. In dieser ausschließlichen Begeisterung für die Gotik, in dieser unbeugsamen Gegnerschaft gegen die Renaissance lag die Stärke wie auch der schwache Punkt seiner gesamten Thätigkeit auf dem Kunstgebiete.

Ohne diese Energie, welche nur die Einheit verleiht, ohne diese schroffe Ausschließlichkeit, wie sie aus seiner vollen Überzeugung und warmen Begeisterung hervorging, hätte er nie jene großen Erfolge errungen, deren wir schon früher gedacht. Es galt, Anschauungen, Vorurteile, Gewohnheiten, Geschmacksrichtungen zu überwinden, welche sich seit Jahrhunderten in allen Lebenskreisen eingenistet hatten, in den Kunstakademien, Lehrsälen, Museen zum System erhoben worden waren, seit Goethe auch die Litteratur beherrschten, in Kunstgewerbe und Mode das ganze häusliche und öffentliche Leben innehatten, in den Erfindungen der Neuzeit, der mechanischen Vervielfältigung, der Vermehrung wohlfeiler Dekorationsmittel immer mehr Stützen und Hilfsmittel fanden. Es galt der modernen Verschönerungswut zu steuern, die, ohne Verständnis und Pietät, die kostbarsten Überreste älterer Kunst verwahrlosen, hinwegräumen und zerstören ließ, um sie durch nichtssagende Bauten und Dekorationen zu ersetzen. Es galt, nicht etwa bloß Klerus und Volk über den Wert der alten heimischen Kunst aufzuklären und sie für die Erneuerung derselben, sondern auch in Masse Kräfte heranzubilden, welche die Werke des Mittelalters in deren Sinn und Geist wieder herstellen oder vollenden oder nachahmen konnten. Das erforderte ausschließliche langjährige Schulung in jener ernsten, gediegenen Richtung, das Heranziehen einer zunftmäßigen Fachkenntnis, wie sie die alten Bauhütten besessen hatten. Eklektizismus und Stilmengerei hätte eine solche Durchbildung völlig verhindert, gleichzeitige Pflege der Renaissance oder des romanischen Stils sie ganz oder teilweise zurückdrängen müssen. Nur durch unerbittliche Befehdung aller hemmenden Einflüsse hat es Reichensperger erreicht, daß der Kölner Dom seine jetzige hohe Vollendung erlangte, daß großartige gotische Kirchen und Monumentalbauten in so großer Zahl ganz Deutschland schmücken, daß die Gotik überhaupt in so weitem Umfang wieder zu Ehren und zu fruchtbarem Leben gekommen ist.

„Ihre Reden und Schriften," schrieb ihm Professor Paulsen (am 16. August 1891), „die nun schon seit 50 Jahren immer auf dieselbe Stelle fallen, haben eine Höhlung zuwege gebracht, die Klassicismus,

ureaukratismus und Bildungsphilisterium nicht sobald wieder zumachen erden: die Kunst, eine Sache des Volkes, aus dem Volksleben erwachsend nd für das Volk arbeitend, das ist der lebendige Lohn, welchen Ihre ehrer, die großen Meister des Mittelalters, durch ihre Werke und nun uch durch Ihre Schriften stets wiederholen."

Die Schwäche dieser Ausschließlichkeit lag in ihrer theoretischen Begründung. Der rastlose und gewaltige Vorkämpfer der „christlich-germanischen Baukunst" betonte in zu hohem Grade die leitende Rolle der Baukunst über die andern Künste, welche, namentlich in der Profankunst, doch auch ein gewisses unabhängiges Gebiet für sich in Anspruch nehmen können; dann faßte er die Gotik zu ausschließlich als den einfachhin „christlichen" Baustil auf, während doch die Kirche über ein Jahrtausend sich mit andern Stilen begnügte und auch während und nach der glänzendsten Entwicklung der Gotik weder in ihren Kirchenbauten noch in den übrigen gottesdienstlichen Kunstwerken diesem Stil ausschließlich gehuldigt hat. In der Antike wie in der Renaissance unterschied er nicht genug das natürlich Gute und Schöne, das als Bildungselement in den Dienst des Christentums treten konnte und wirklich getreten ist, von wirklichen Auswüchsen des Heidentums, und ist darum in der Polemik gegen Antike und Renaissance, klassische Studien und alles „Welsche" mitunter zu weit gegangen.

Wer indes sein ganzes Wirken liebevoll studiert, wird diese Schroffheiten nicht nur begreifen, sondern sich sogar einigermaßen damit aussöhnen wissen, wie das von seiten ehrenwerter Gegner seiner Kunstrichtung mehrfach geschehen ist. Was er im Grunde befehdete, war nicht die Renaissance an sich, nicht ihre wirklichen Vorzüge und Verdienste, nicht die Meisterwerke, welche sie besonders in Italien hervorgebracht, sondern die vielfachen Abirrungen von den höchsten Zielen der Kunst, welche sich ihre Anhänger hatten zu Schulden kommen lassen, die Verflachung, der Verfall und andere Gefahren, welche jene Abirrungen nach sich zogen, die Nachteile, welche einer echt deutschen Kunst aus der Bevorzugung der Renaissance oder aus einer eklektischen Gleichgültigkeit gegen alle Stile erwachsen mußten. Niemand wird behaupten können, daß solche Abirrungen, Gefahren und Nachteile nie bestanden hätten. Es handelte sich also bei ihm nicht um subjektive Eigenheiten, Neigungen und Liebhabereien, sondern um die Schärfe und Konsequenz eines großen, ausgeprägten Charakters, wie man ihn leider nicht zu oft trifft. Er war ein ganzer Mann, der in Politik

und Kunſt wußte, was er wollte, und ſein klares, praktiſches Ziel i
ins höchſte Greiſenalter mit unbeugſamer Energie verfolgte, der Anw
und Neubeleber einer Kunſtrichtung, die ihre tiefſten Wurzeln im deutſch
Weſen und in echt chriſtlicher Geſinnung hatte und ſich, allen gegneriſch
Bemühungen zum Trotz, als lebenskräftig bewährt hat.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Die päpſtliche Bibliothek von Avignon.

In Avignon konnte das Papſttum nicht gedeihen. Von Rom v
bannt, war es wie aus ſeiner Muttererde herausgeriſſen. So mußte de
auch die päpſtliche Bibliothek unter den Folgen jener Zwangslage weit
leiden. Trotz alledem gehört zu den wenigen Oaſen in dieſer wüſten Z
wie die Geſchichte der Bonifatiana ſo die der Bücherſammlung von Avigno
deren Beſchreibung man daher um ſo lieber die Feder leiht. Um a
bei ihrem Urſprung zu beginnen, muß man einen Schritt rückwärts geh
denn die Bonifatiana[1] ragt mit ihrer Periode ſchon ein gutes Stück
die Geſchichte der avignoneſiſchen Bibliothek hinein.

I.

Der erſte Papſt zu Avignon, Klemens V., hat ſich um die Bibliot
ſeiner Nachfolger kaum verdient gemacht. Die Archivalien, welche er
den Regeſten Bonifaz' VIII., Benedikts XI. von Perugia erhalten ha
nebſt den Regeſten aus ſeiner eigenen Regierungszeit, wurden natürlich
ſeinem Ableben dem Nachfolger Johann XXII. ausgehändigt; aber v
den Büchern ſeiner Privatbibliothek, die nicht unbedeutend war, kam
eigentlich nur die rechtswiſſenſchaftlichen Werke, die libri legales, an
Neugewählten und damit in die päpſtliche Bibliothek[2]. Die übrigen, wel
ſich in den vier Körben (quattuor coffini cum multis libris) der Hint
laſſenſchaft Klemens' befanden, verblieben dem ihm verwandten Kardi
Arnald de Pelagru. Unter den Büchern Klemens' V. werden beſond

[1] Bd. LVIII, S. 60 ff. [2] *Denifle-Ehrle*, Archiv V, 41.

erwähnt octo cassae, in denen eine gar feine Ausgabe der Heiligen Schrift in 16 Bänden aufbewahrt wurde. Es war dies ein Geschenk des Bischofs von Toulouse, Gaillard de Preissac, an den päpstlichen Onkel. Wie es scheint, ging dasselbe in den Besitz des Vicomte von Lomange, Bertrand de Got, über. Als eine Kuriosität können wir auch noch ein anderes Buch verzeichnen, über das der Kardinal Raimund de Fargues in folgenden Worten berichtet: „Item hatte ich ein kleines Buch, das einige Gebete enthielt, sowie die Litanei der seligsten Jungfrau Maria (letaniam beate Marie Virginis), und dies Büchlein gehörte dem besagten Klemens, meinem Herrn.“ [1] Klemens V. selbst interessierte sich sehr für die Wissenschaft der Medizin, weshalb er auch dieses Studium an der Universität von Montpellier sehr förderte. Und wie weit seine Begeisterung hierin ging, erhellt am besten aus dem päpstlichen Schreiben an die „ehrwürdigen Brüder, alle Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, denen dasselbe zu Gesichte kommt“, mit dem er einen eigenen Boten (Bernardus Oliverii) entsandte. Allenthalben in den Diözesen, in den Städten, in den Klöstern um und um sollte gefahndet werden auf das sehr nützliche Buch über die Praktiken der Medizin, welches der berühmte Mediziner Arnald von Villanova geschrieben hatte. Der Papst erzählt in dem Brief, wie Arnald ehedem, als er sein Leibarzt war, ihm das Buch versprochen und geschenkt habe, durch den Tod aber an der Ausführung verhindert worden sei. Und nun hat er ein solches Verlangen nach dem Codex, daß er nicht bloß solche Nachforschungen durch päpstliches Schreiben anordnet, sondern gar die Strafe des Bannes dem androht, welcher dasselbe ihm vorenthalte. Der Brief ist datiert vom 15. März 1312. Das Konzil von Vienne ging zu Ende. Da darf man vielleicht die Vermutung aufstellen, daß Klemens, der schon 1307 einer schweren Krankheit ausgesetzt war und jetzt infolge der aufregenden Anstrengungen des Konzils eine neue kommen fühlte, von dem Buche seines berühmten Leibarztes sich selbst Hilfe und Rettung versprach. Die Krankheit kam wirklich; ob auch das Buch, wissen wir nicht. Jedenfalls konnte es wenig nützen. Schon 1314 starb Klemens und hinterließ einen reichen Schatz von einer Million Goldgulden seinen Verwandten, seinem Nachfolger und der päpstlichen Kurie nur 70 000 Goldgulden ohne Bibliothek [2]. Zur Entschuldigung für Klemens mag man

[1] *Denifle-Ehrle* l. c. p. 39.

[2] Cf. l. c. p. 1—158; *Ehrle*, Hist. bibl. avenion. I, 131. 260. 575 sqq.

immerhin gelten lassen, daß er nie im Ernste daran dachte, dem päpstlichen Stuhle einen festen, ständigen Sitz außerhalb Roms zu geben. Er mochte wohl im Gedanken an Rom und die Bonifatiana um eine neue päpstliche Bibliothek minder besorgt sein, und so blieb dem energischen Johann XXII. die Ehre, Neugründer der päpstlichen Bibliothek in Avignon zu werden.

Johann nahm Wohnung und Residenz in dem ihm von früher her bekannten bischöflichen Palast von Avignon, richtete sich so gut es ging durch Umbauten und Änderungen mit der Kurie dort ein, verlor aber dabei den Gedanken und Plan, nach Rom heimzukehren, nie aus dem Auge. Hier in Avignon nun sammelte er zunächst mit einem neuen Schatz auch eine neue Bibliothek. Seine beiden nächsten Nachfolger, Benedikt XII. und Klemens VI., setzten das Werk mit ebensoviel Eifer als Erfolg fort, und so kommt es denn, daß die avignonesische Bibliothek nach Klemens VI. kaum noch einen bedeutenderen Zuwachs erhielt. Sie war eben damals schon für ihre Zwecke so vollkommen, daß sie eines solchen nicht mehr bedurfte. Was in späterer Zeit noch der Bibliothek hinzugefügt wurde, das waren die Privatbibliotheken der neugewählten Päpste, zumal mit den Büchern, die sie selbst verfaßt hatten oder zu ihren Privatstudien benötigten und neu anschafften.

Den Grundstock der neuen Bibliothek bildeten die Bücher, welche Johann XXII. als Kardinal gesammelt und besessen hatte; zu diesen kamen alsbald die libri legales Klemens' V. Zweifellos brachte das sogen. ius spolii auch unter Johann seiner Bücherſammlung bedeutenden Zuwachs; es fehlen aber in den Regesten wie Rechnungsbüchern Einzelheiten, um etwas Genaueres darüber berichten zu können. Die größte uns bekannte Mehrung erhielt die päpstliche Bibliothek durch Kauf neuer Bücher. Aus den Rechnungsbüchern ersieht man, wie der Papst darauf aus war, schnell eine der Kurie würdige Bücherei in seinem Palaste zu vereinen. So werden z. B. unter dem 12. April 1317 rund 100 Goldgulden ausgezahlt für eine große Anzahl der besten Bücher, die im einzelnen hier verzeichnet sind, und überhaupt kann man aus den Büchern introitus et exitus camerae papalis zu Johanns Zeit einen großen Teil der neuen Bibliothek kennen lernen. Die Heilige Schrift und die Kirchenväter, die Scholastiker, asketische und kirchenrechtliche Werke sind besonders gut vertreten; es fehlt nicht an philosophischen und kirchengeschichtlichen Büchern und ebensowenig an klassischen Autoren. Um an der Kurie selbst durch

ahlte Schreiber in Bälde eine ganze Bibliothek herstellen zu lassen, mangelte mehr noch als an Geld an der nötigen Anzahl von Schreibern, und kamen auf diese Weise unter Johann verhältnismäßig nur wenige neue icher in die Bibliothek. Von diesen wenigen gehört die Mehrzahl zu i sogen. tabulae, für die Johann eine gewisse Vorliebe gehabt zu haben eint. Es war dies eine damals beliebte Art von Litteratur, nämlich habetisch geordnete Zusammenstellungen der wichtigsten Sentenzen eines ößeren Werkes. Der päpstliche Rechnungsführer verzeichnet beispielsber am 24. Februar 1332 wie folgt: „Jahr und Ort wie oben. Der . Gregorius de Bergoglio ord. heremitarum S. Augustini, der i gewisses Büchlein, das da heißt: ‚Tabula in omeliis sancti Augustini per evangelio sancti Johannis', für unsern Herrn, den Papst, verßte und das genannte Buch unserm genannten Herrn, dem Papst, übericht hatte, hat empfangen und hat bezeugt erhalten und empfangen zu ben von dem Gelde aus der camera unseres Herrn, des Papstes, durch n vorerwähnten Herrn Kämmerer auf Befehl des Papstes an denselbigen ämmerer für jenes Buch 50 Goldgulden; Zeugen sind die Herren Guido adulphi, Propst von Forcalquier, und Gasbertus de Montelauduno, anonikus von Tours."

Von dieser Vorliebe Johanns für die tabulae spricht auch Petrarca, enn er über den Papst schreibt[1]: „Er war ein sehr lernbegieriger Mann on energischem Charakter. So liebte er Bücher und Studium, so führte r die bitteren und überaus verwickelten politischen Fragen mit dem römihen Reiche und widmete wohl die Hälfte seines Lebens dem Studium. nd als ihn dann das Alter und die Menge der Sorgen am Studium nd Lesen hinderten, da sah er es gerne, wenn ihm einer die alten, ehrürdigen Scharteken kurz zusammenfaßte und nach Art eines Auszuges n sogen. tabulae brachte, wo dann alles, was man im Buche suchte, it leichter Mühe zu finden war."

Als vom Papste selbst verfaßt finden sich in seiner Bibliothek „Geistiche Reden auf Festtage der Mutter Gottes und der Heiligen". Das Buch xistiert noch und steht heute in der Pariser Nationalbibliothek Nr. 3290. Die päpstliche Rechnungskammer berichtet darüber in ihren Büchern im Jahre 1332: „Am 13. Januar haben wir für vier Dutzend Ziegenergament der größten Form, die durch den Herrn Philipp de Revesto,

[1] Rerum memorandarum lib. II (Opera omnia I [Basileae 1554], 429).

Schreiber unseres Herrn, des Papstes, gekauft wurden, um die Reden, welche unser Herr, der Papst, gehalten, abschreiben zu lassen, dem genannten Herrn Philipp vier Schillinge (zwei Turnosen) bezahlt." [1]

Nehmen wir noch hinzu, daß wie zu allen Zeiten, auch jetzt nicht wenige Büchergeschenke in die päpstliche Bibliothek flossen, so haben wir damit auch die verschiedenen Quellen des avignonesischen Bücherschatzes genugsam kennen gelernt.

Als 1334 Benedikt XII. den päpstlichen Thron bestieg, sorgte er zunächst besser, als Johann XXII. es gethan, für den Ausbau, Umbau und die Befestigung des Palastes zu Avignon. Mit nicht geringerem Eifer nahm er sich der Bibliothek an. Von seinem Biographen der magnus magister in lege et divinitate genannt, war er von seiner Vorliebe doch zumeist zu den biblischen Studien getrieben. Sowohl seine eigenen Werke als auch die Bibliothek, welche er sich als Gelehrter gesammelt hatte, verblieben nach Ausweis der Inventare der avignonesischen Sammlung. Einige Exemplare davon kamen im 16. Jahrhundert von Avignon in die Vatikanische Bibliothek nach Rom, wo wir sie heute noch sehen. Wenn Benedikt weniger Bücher als sein Vorgänger kaufte, so ist der Grund davon schon oben angedeutet. Umgekehrt ließ er an der Kurie selbst viel mehr Bücher schreiben als Johann XXII., und zwar zunächst seine eigenen Schriften. Fast alle aber gehören der biblischen Exegese und der Väterlitteratur an. Doch kauft er auch einen „Galenus" und zahlt am 30. Dezember 1337 für die drei Bücher der Medizin, die er aus dem Nachlasse des Bischofs Bernard de Camiet ersteht, 50 Goldgulden. Für die Ausstattung und Ausschmückung der an der Kurie geschriebenen Bücher wendet er ebenfalls, wie dies aus den Rechnungsbüchern erhellt, große Summen auf. Ein größeres Büchergeschenk erhielt Benedikt testamentarisch von dem Kleriker Stephanus de Molinis, der zu Paris residierte und, wie der Papst selbst schreibt, „um das Heil seiner Seele zu sichern, Uns und der römischen Kirche letztwillig seine Bücher vermachte". Es waren 24 Bände aus dem Gebiete der Theologie, des kirchlichen und bürgerlichen Rechts. Hier müssen wir auch noch einmal Benedikts erfolgreiche Bemühungen um das ältere Archiv und den Transport desselben von Assisi nach Avignon erwähnen. Da aber bei der Besprechung der

[1] 1 florenus (Goldgulden), der dem Zehnmarkstück unserer Goldwährung ungefähr entspricht, hat 13 grossi turonenses (Turnosen); der Turnose hat 2 solidi (Schilling), der Schilling 12 Denare.

nifatiana[1] die Einzelheiten ſchon berührt wurden, wiederholen wir hier r, daß das Archiv im Jahre 1339 glücklich in Avignon eintraf und t den wenigen ſchon vorhandenen Archivbänden im päpſtlichen Palaſte ›orgen ward.

Klemens VI. entfaltete ebenſo wie Benedikt reges wiſſenſchaftliches reben. Neben dem Studium der Heiligen Schrift hatte er ſich beſonders : geiſtlichen Beredſamkeit gewidmet. Dieſen Gebieten gehören denn auch neiſt die Werke an, welche er ſelbſt verfaßte. Die Bücherei, welche er › Mönch und Profeſſor der Theologie zu Paris in der Chaiſedieu zuammenbrachte, kam mit ihm nach Avignon und verblieb dort, bis die gnoneſiſche Bibliothek ſelbſt zerſtreut ward. Und ſo fanden ſich verſiedene Bände derſelben zu Paris, zu Rom in der Sammlung des rſten Borgheſe und im Vatikan. In einzelnen Codices der Borgheſiana deckte man am Rande noch die Noten oder Gloſſen, welche Klemens enhändig beigefügt. Bei zwei Codices derſelben Sammlung, welche ſtoteliſche und aſtronomiſche Schriften enthalten, trägt das hintere Deckıt faſt gleichlautend die Notiz: „In dieſem Bande ſind der Reihe nach gende Bücher enthalten, und ſie gehören dem P. Rogerius de Malomonte, ›nch der Casa Dei.“[2] Darauf folgen die einzelnen Titel. Die Bücher nen mit manchen andern, die aus Avignon ſtammten, vor nicht vielen hren durch Kauf aus der Borgheſiana in die Vaticana, wo ſie ſich :malen befinden.

Mehr Bücher noch als an der Kurie ſelbſt ließ Klemens in Paris reiben. Hören wir doch, daß er bei einem Büchertransport von dort ch Avignon für den Transport allein 26 Goldgulden und für das chreiben dieſer Bücher nicht weniger als 1200 Goldgulden zahlen läßt. etrarca mußte für den Papſt Ciceros Werke aufſuchen, und den Biſchof n Valence, Petrus de Chaſtellus, bittet er brieflich um die Überſendung ler Werke Ciceros, die in ſeinen Händen ſind, um davon genaue Abſchriften zu Avignon herſtellen zu laſſen.

Aus Neapel läßt er ſchließlich die häretiſchen Bücher Michaels von eſena, welche dort aufgehoben waren, ebenfalls an die Kurie überbringen. ›o war Klemens eifrigſt thätig für die Erweiterung der päpſtlichen Biblio›k. Den größten Zuwachs erhielt trotz alledem die Bücherei durch das ›polienrecht. Wir bemerken das an dieſer Stelle beſonders, weil wir es

[1] Bd. LVIII, S. 66 f. [2] *Denifle-Ehrle*, Archiv I, 152.

gerade für die Regierungszeit Klemens' VI. mit klaren Dokumenten im einzelnen belegen können. Das ius spolii bestand seinem Wesen nach darin, daß die ganze Hinterlassenschaft eines Prälaten, der zur päpstlichen Kurie oder Kammer gehörte, mit Ausnahme seiner bona patrimonialia, bei dessen Ableben der camera apostolica zufiel. Eine solche Erbschaft brachte beinahe regelmäßig auch eine kleinere oder größere Büchersammlung in den Schatz der römischen Kirche, die dort nicht wenig zur Mehrung und Ausgestaltung der päpstlichen Bibliothek beitrug. Aus dem Jahre 1353 haben wir nun ein genaues Inventar der Spolien, welche in den Jahren 1343—1350 in den päpstlichen Schatz geflossen waren und dort noch gesondert aufbewahrt wurden. Eine wie reiche Beute aber dabei für die Bibliothek abfiel, beweisen die 1200 Bände, die allein aus jenen sieben Jahren im Inventar verzeichnet sind. So muß denn das Spolienrecht, zumal für das ganze 14. Jahrhundert, als die reichste und ergiebigste Bücherquelle der päpstlichen Bibliothek angesehen werden.

II.

Die Befestigung des päpstlichen Palastes zu Avignon mit dessen Um- und Ausbau war unter Innocenz VI. so weit vollendet, daß Froissart mit Recht das ganze Bauwerk schildern durfte als la plus belle et la plus forte maison du monde et la plus aisie à tenir, mais que ceulx, qui dedens seroient enclos, euissent vivres. In diesem weitläufigen Schlosse bewohnten die Päpste selbst den bestgelegenen Flügel oder Turm, der einerseits am sichersten gegen den Nordwind, den Mistral der Provençalen, geschützt war, anderseits die freundlichste Aussicht auf die Gärten, einen Teil der Stadt und weiterhin auf die herrliche Landschaft bis zu den Alpen gewährte. Die päpstlichen Regesten und andere Aktenstücke jener Zeit nennen diesen Teil der Burg den Engelsturm, turris ss. Angelorum. Die Räumlichkeiten dieses Turmes bargen den päpstlichen Schatz, dienten dem Papste zur Wohnung bei Tag und Nacht, sie enthielten die Kapelle des hl. Michael und als einen Teil des Schatzes die päpstliche Bibliothek mit dem Archiv, welche somit den päpstlichen Wohnzimmern zunächst lag. Im übrigen war die Verbindung von Schatz und Bibliothek mit Archiv an den fürstlichen Höfen jener Zeit gang und gäbe.

Hier beim päpstlichen Hofe müssen wir nach den Inventaren die ganze Büchersammlung uns in zwei Hauptteilen getrennt denken. Der eine Teil lag mehr verpackt in Kisten und Kasten nach Art anderer Wertgegenstände

s Schatzes, um zur richtigen Stunde entweder der eigentlichen Bibliothek
igereiht zu werden oder aber, besonders wo es sich um Bücher handelte,
e schon in andern Exemplaren sich vorfanden, verschenkt oder verkauft
werden. Der zweite Teil, den wir die eigentliche Bibliothek nennen,
ar dementsprechend in den Zimmern zum Gebrauche des Papstes und der
urie aufgestellt und geordnet. Aber auch so galten diese Bücher immer
ch als ein integraler Teil des thesaurus oder der camera. Die Gesamt-
bliothek nebst dem ganzen Schatze hat man demnach von Benedikt XII.
. 1338) bis zum Jahre 1411 in dem Turme zu suchen, der heute turris
. Angelorum heißt. Dies ist das Resultat der sehr eingehenden fach-
ännischen Forschungen, welche P. Ehrle mit fast übertriebener Genauigkeit
d deutscher Gründlichkeit über die Lage der Bibliothek im päpstlichen Palast
Ort und Stelle gemacht und in seinem erwähnten Werke niedergelegt hat.

Trat man von dem päpstlichen Studierzimmer in die Bibliotheks-
ume ein, so gewahrte man dort hohe Büchergestelle mit Büchern gefüllt
s obenan, dazu die nötigen Bücherleitern, um die oberen Gefächer er-
chen zu können. In andern Räumen fanden sich Wandschränke zum selben
hufe der Aufbewahrung von Büchern; besonders die Archivalien und
chtigere Aktenstücke waren allda aufgehoben in Schränken und Kasten mit
ppeltem Verschluß. In den päpstlichen Rechnungsbüchern kann man gar
en, wie viel und was für Holz zu diesen Zwecken geschnitten, wie viel
ge die Schreiner an den Schränken und Leitern gearbeitet, wie viel Lohn
erhalten, was die Verschlüsse gekostet haben u. s. w. Es mögen aber
ese Einzelheiten den Fachleuten überlassen bleiben, den Schlosser- und
chreinermeistern. Sagen wir lieber ein Wort über die Verfertiger der
ücher selbst und das Material, das sie dazu verwendeten.

Fast alle Codices, die der avignonesische Palast barg, waren aus
ergament hergestellt. Das wenig gebrauchte Papier aber beschaffte man
h auch hier in Frankreich im 14. Jahrhundert von der weltberühmten
apierfabrik zu Fabriano in der Mark Ancona. Das Pergament, ein
ir gangbarer Handelsartikel, lieferten vielfach die Juden. „Am 10. Juni
376]", so verzeichnet der Rechnungsführer von Avignon, „wurden dem
uden Isaak Marnat bezahlt 25 Dutzend Pergamente von jungen Lämmern,
r jedes Dutzend je zwei Goldgulden, und zwei Dutzend Ziegenfelle, das
utzend zu 30 Goldgulden: das beläuft sich — Salvetus, seinem Sohn,
ard es in die Hand gezählt — auf 110 Gulden." Das so erstandene
ergament bedurfte aber vor seiner Benutzung noch vielfältiger Zubereitung,

und diese lag den Schreibern selbst oder ihren Gehilfen ob. Jedoch war es eine eigene Arbeit, die auch besonders bezahlt ward, wie wir hinwiederum aus den Zahlungen des päpstlichen Hausmeisters ersehen. Das Pergament mußte also zunächst gereinigt und geschabt werden, was mit dem Messer geschah; man nannte dies die rasura pergameni. Unebenheiten der Haut, kleinere Haare oder Nerven, die trotzdem noch zurückgeblieben, wurden alsdann durch Reiben mit dem Bimsstein sorgfältig entfernt, worauf die so geglätteten und mit Kreide bestrichenen Pergamentblätter zu Heften, Quaternen oder Sexternen, zusammengestellt und mit Linien durchzogen wurden. Nun konnte der Schreiber seine Arbeit beginnen. Für die Initialen aber, für die Randverzierungen und Bilder zur Ausschmückung ließ er den entsprechenden Raum frei, damit der sogen. Illuminator nach ihm mit Farben und Gold das Buch vollende.

So „erhielt am 19. April [1342] der Magister Andree de Bennays, der Bücherilluminator, für die Ausmalung des 6. Buches der Erklärung des Evangeliums nach Matthäus seine Ausbezahlung, und zwar für 36 Goldbuchstaben, das Stück zu 6 Denaren, 18 Schilling — und für 550 bunte Buchstaben in demselben Buch, das Hundert zu 9 Schilling, 49 Schilling und 6 Denare — und für 1500 Paragraphe und Versikel, das Hundert zu 9 Denaren, 11 Schilling und 3 Denare — und für Einband und Decke mit 4 seidenen Schließen 30 Schilling".

Diese Zubereitung und Herstellung der Bücher, so mühsam sie war, wurde den mittelalterlichen Gelehrten dennoch so lieb, daß sie in ihren Werken oft und viel davon reden im Scherz und im Ernst. Die Mönche und Bischöfe zumal bedienen sich der Beschreibung dieses ganzen Herganges wie im Bilde und zum Vergleiche mit Christus, der das Buch des Lebens ist und in seinem bitteren Leiden beschrieben ward. Cäsarius von Heisterbach schreibt[1]: „Das Buch des Lebens ist Christus. . . . Auf seinem Leibe in seine Haut waren eingeschrieben die kleineren schwarzen Buchstaben durch die schwarzblauen Geißelstriemen, die großen roten Initialen durch das Einschlagen der Nägel, selbst die Punkte und Kommata durch das Stechen der Dornen. Und sehr wohl war eben diese heilige Haut vorher wie mit Bimsstein zerrieben durch vieles Stoßen und Schlagen, durch Maulschellen und Speichel aber wie mit Kreide bestrichen, und mit dem Rohre in der Hand wurden die Linien gezogen."

[1] Dial. miraculorum VIII, 35.

Doch kehren wir zurück zu den Schreibern der Bibliothek von Avignon. Am päpstlichen Hofe gab es verschiedene Arten von Schreibern. Der Papst hatte seinen Geheimschreiber (scriptor domini nostri); er hatte aber auch zur Besorgung der Rechnungen der Küchenmeister seinen Schreiber und der Stallmeister für seine Pferde nicht weniger. Die Hauptschar der Schreiber, die nicht klein war, beschäftigte sich mit der Ausfertigung und Kopierung der päpstlichen Sendschreiben, die von der Kurie aus in alle Welt gingen. Sie wurden die grossatores genannt, weil sie die abgekürzte Notenschrift, das Konzept, ausführlich zu Papier brachten. Da jeder von diesen am Jahrestage der Krönung des Papstes ein Hühnchen erhielt, so besagen uns wiederum die Rechnungen und Ausgaben die genaue Zahl derselben im Jahre 1356; denn dort werden den grossatores 20 Gulden ausbezahlt für 100 Stück Hühner, von denen jeder je eines erhalten soll. Außer diesen genannten Schreibern gab es aber noch eine letzte Klasse, die wohl nicht ständig am Hofe gehalten war, sondern für bestimmte Zeiten und Arbeiten gedungen wurde. Das waren nun die eigentlichen Bibliotheksschreiber, welche im Auftrage des Papstes neue Handschriften für die Bücherei lieferten. Es fanden sich deren an der Kurie verhältnismäßig wenige, da man ja auch anderswo, z. B. in Paris, Bücher abschreiben ließ und man auf andere kürzere und wohlfeilere Weise schneller zu guten Büchern kam, wie das oben des näheren geschildert wurde. Ähnlich wie mit dieser letzten Art von Schreibern verhielt es sich mit den Buchbindern und den Illuminatoren. Alle aber standen unter einem Prälaten der Kurie, der wohl den Titel praefectus scriptorum führte. Eben diesem fiel denn auch die Verwaltung der Bücherschätze und der Bibliothek zu, so daß man in ihm den Bibliothekar der avignonesischen Bücherei zu suchen hat, wenn er auch vielleicht nicht einmal an erster Stelle dieses Amt verwaltete und auch nicht mit dem Titel Bibliothekar zunächst und zumeist genannt und geehrt war. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war das Amt des praefectus bibliothecae vereinigt mit dem des päpstlichen Beichtvaters und lag damals mehreremal nacheinander in der Hand eines Augustinermönches, ohne daß dadurch eine feste Regel oder gar ein Gesetz für die Besetzung dieser Stellen sich damals schon herausgebildet hätte. Nachher wie vorher sehen wir auch andere Mönche und Bischöfe in eben diesen Ämtern.

III.

Bot die Regierungszeit der ersten Päpste zu Avignon die beste Gelegenheit, um die Herkunft der Codices in der päpstlichen Bibliothek eingehender zu schildern, gewährte das Pontifikat Innocenz' VI. und die Vollendung des Palastes zu Avignon den willkommenen Anlaß, die Räumlichkeiten im Palaste zu erforschen, in denen die Bücherſammlung ihren eigentlichen Sitz hatte, und die ganze äußere Einrichtung und Gestaltung der Bücherei zu betrachten, so führen die beiden folgenden Päpste mit dem, was sie für die Bibliothek thaten, ungesucht und ungezwungen zu dem, was noch am Bilde der Avenionensis fehlt. Es ist die Hauptsache! Wir kennen noch nicht den Inhalt, die innere Gestaltung des neuen päpstlichen Bücherschatzes.

Zum Glück haben wir zwei gute Kataloge aus den Jahren 1369 und 1375, die sich wenigstens für unsere Zwecke insofern ergänzen, als der erstere, da er mehr nach Art und als Teil eines Schatzinventars erscheint, vollständiger als der zweite den gesamten Bücherreichtum des päpstlichen Palastes verzeichnet, während der vom Jahre 1375 mehr nach Katalogsart uns genauer unterrichtet über das, was wir oben die eigentliche Bibliothek nannten, über den ganzen Inhalt der einzelnen Codices und über die Anordnung und Einrichtung der Bibliothek nach den verschiedenen Disziplinen. Daher kommt es, daß der erstere außer den Codices der Bücherei auch die Pergamente und Register, d. h. das ganze päpstliche Archiv inventarisiert, während der zweite naturgemäß auch die Bücher aufführt, welche nach 1370 zumal mit der ausgezeichneten Privatbibliothek Gregors XI. in die Papstbibliothek kamen. Diese letzteren kostbaren Bücher, die Gregor vor seiner Wahl sich angeschafft hatte, werden deshalb im Kataloge von 1375, wohl als Teil der Bibliothek, aber doch noch für sich getrennt von den übrigen, denen sie noch nicht eingereiht sind, eigens aufgezählt.

Als Urban V. 1367 endlich zum Jubel aller Gutgesinnten nach Italien und Rom zog, ließ er in Avignon als seinen Stellvertreter und Hüter des Palastes den Kardinal Philippus de Cabassole zurück. Durch ein Schreiben von St. Peter aus unter dem 27. Februar 1369 entbietet er ihn zu sich nach Rom, trägt ihm aber dabei auf, vorher ein genaues Schatzinventar anfertigen zu lassen. Das that der Kardinal mit außerordentlicher Genauigkeit und Ausführlichkeit in den Monaten März und April desselben Jahres, so daß wir diesem seinem Eifer als Teil des Gesamtinventars

„das Verzeichnis aller Bücher" verdanken, „welche im Palaste existierten". So besagt es nämlich die Aufschrift des Kataloges vom Jahre 1369. Diesem Kataloge geht unmittelbar vorauf ein Archivverzeichnis mit folgender Überschrift: „Es folgen Privilegien, Briefe und andere verschiedene Instrumente in den unten beschriebenen Koffern, die sich im Erdgeschoß des Turmes der Schatzkammer befinden." Und zum guten Schluß nach dem vollständigen Bücherverzeichnis, das nicht weniger als 2059 Nummern umfaßt, „folgt das Inventar der Bücher, Register und Apostolischen Briefe der verschiedenen Herren Päpste, welche sich finden in dem Zimmer unter dem Studium unseres Herrn, des Papstes, eben dort, wo er zum Eintritt ins Konsistorium die Kleider anlegt". Hier wird alsdann, wenn auch ziemlich summarisch, der Katalog der Papstregesten, des eigentlichen päpstlichen Archivs, gegeben.

Die 2059 Bücher oder Nummern waren aufgestellt in zwei Kapellen und in drei Zimmern, ein großer Teil jedoch lag in Kisten und Kasten oder befand sich „im unteren Geschosse des Turmes der Schatzkammer unter dem Schlafzimmer des Papstes". Dort allein werden 355 Codices verzeichnet. Alle diese Räumlichkeiten aber gehörten zu dem Turme, den wir vorhin mit seinem eigentlichen Namen als turris ss. Angelorum bezeichnet haben. Da Urban V. bei seiner Romreise eine Anzahl Bücher nebst Kopien wichtiger Aktenstücke aus dem Archiv mitnahm, so war die Bibliothek bei der Aufnahme des Inventars vom Jahre 1369 wohl nicht vollzählig, wurde es aber bald wieder, als Urban im folgenden Jahre schon trotz aller Bitten der Römer, trotz der Mahnung Petrarcas, trotz der Drohung der hl. Birgitta, daß er sterben müsse, sobald er Italien verlasse, in die französische Heimat zurückkehrte. Am 19. Dezember desselben Jahres 1370 verschied er.

Ihm folgte am 30. Dezember der letzte Papst, den Frankreich der Kirche gegeben, Gregor XI. Gelehrt und fein gebildet, hatte er Sinn und Herz für die Bibliothek. Es zeugt davon zunächst die ausgewählte, wohlgeordnete Büchersammlung, welche Gregor bereits als Kardinal besaß. Reich war sie und kostbar, zählte sie doch gegen 220 Codices aus allen Disziplinen. Wie es wohl Sitte war, blieb diese Privatbibliothek wenigstens zu des Papstes Lebzeiten gesondert von den andern Büchern, ward aber als Teil der Gesamtbücherei betrachtet und behandelt, um später derselben förmlich eingereiht und einverleibt zu werden. Ein noch besserer Zeuge von dem Interesse, das Gregor für die Büchersammlung hegte, ist

der Katalog selbst aus dem Jahre 1375. Ward derselbe ja nicht bloß auf Geheiß des Papstes angelegt, sondern muß einfachhin als sein Werk ihm zugeschrieben werden, was hinwiederum um so höher anzuschlagen ist, als wir hier zum erstenmal eine relativ vollkommene Bücher- und Katalogordnung antreffen.

Die dem Katalog voraufgehende Neuordnung der Bücher in den verschiedenen Räumlichkeiten der Bibliothek, die Einteilung und Abteilung der einzelnen Materien und Disziplinen durch Tafeln, sowie die Numerierung der einzelnen Bände muß deshalb auch von ihm herstammen. Dieses päpstliche Bücherverzeichnis trug die Aufschrift: „Register aller Bücher aus der Bibliothek unseres Herrn des Papstes geordnet und eingeteilt durch Tafeln, die hergestellt sind nach dem klugen Plan Rogerios de Bello Forti, durch Gottes Gnade Papst Gregor XI. im Jahre des Herrn 1375, und niedergeschrieben von Fr. Petrus Amelii de Benaco." Der Augustinermönch Petrus Amelii scheint die rechte Hand des Papstes bei dieser Arbeit gewesen zu sein. Er war schon seit 1369 Gehilfe des päpstlichen Bibliothekars Raimund Daconis und folgte diesem in seinem Amte 1375. Wir bemerkten eben, daß in dem Inventar Gregors die Privatbibliothek des Papstes nicht in den eigentlichen Katalog, das sogen. Inventarium, aufgenommen war, sondern einen Teil für sich bildete, der aber selbst hinwiederum in ähnlicher Weise katalogisiert war wie die große Bibliothek. Außer diesen beiden Hauptteilen wird aber im Inventar noch ein dritter verzeichnet, etwa 180 Bände aus allen Disziplinen, der, obgleich in denselben Räumen mit der großen Bibliothek aufgestellt und geordnet, dennoch in die Tafelordnung nicht aufgenommen war. Diese 180 Bücher finden sich nämlich im Kataloge unter dem Titel: „Bücher in der großen Bibliothek außerhalb des Inventars der Tafeln." Unter diesen Tafeln, deren fünf waren, haben wir uns hier wirkliche Tafeln aus Holz oder Pergament zu denken, die mit entsprechender Inschrift deutlich angaben, was für Bücher und wie viele zu ihrem Bereiche gehörten.

Trotz dieser verhältnismäßig guten Anordnung der Bibliothek und ihres Katalogs war dieselbe dennoch nicht so genau und vollkommen, wie z. B. die innere Einrichtung der Büchersammlung der Sorbonne. Es kann das aber keinen wundernehmen, der den verschiedenen Zweck beider Bibliotheken im Auge behält. Die Bibliothek der Sorbonne diente nämlich einer großen Schar von Schülern und Gelehrten, die hier des Studiums halber zusammenkamen oder auch von hier Bücher entliehen-

Ohne peinliche Ordnung und ohne die genaueste Katalogisierung wäre diese Benutzung unmöglich gewesen. Die päpstliche Bibliothek hingegen muß als Privatbibliothek angesehen werden, die dem Papste selbst und einen Beamten sowie denen diente, welche ausdrücklich und im einzelnen Falle vom Papste dazu ermächtigt wurden. So konnte dieselbe auch ohne eine Genauigkeit in der Anordnung und Aufstellung ihren Zweck vollständig erreichen, und Gefahr der Unordnung war dabei nicht vorhanden. Aus eben diesem Unterschiede erklärt es sich auch, daß wir in der Sorbonensis nicht weniger als 300 Codices angekettet finden zum alltäglichen Gebrauch der Studierenden an Ort und Stelle, während von den Büchern der Avenionensis keines in der Bibliothek festgekettet war.

Was Zahl und Reichtum der Bücher angeht, so kennen wir außer der päpstlichen Bibliothek und der Sammlung an der Sorbonne aus dem ganzen 14. Jahrhundert keine einzige, welche 1000 Bände umfaßte. Die Sorbonensis hatte im Jahre 1338 schon 1722 Codices; ob sie bis zum Ende des Jahrhunderts großen Zuwachs zu verzeichnen hatte und welchen, wissen wir nicht. Soweit unsere Kunde deshalb reicht, übertrifft die Avenionensis mit ihren 2000 Handschriften an Zahl alle gleichzeitigen Bibliotheken, so aber, daß die Sorbonensis jedenfalls mit ihr um diesen Vorrang stritt. Auch in der inneren Gestaltung und Zusammensetzung der Bücherssammlung gleichen sich diese beiden großen Büchereien gar sehr. Wie es aber schon bei der Bonifatiana hervorgehoben wurde, ergiebt sich der Charakter der päpstlichen Bibliothek einerseits aus deren Hauptbestimmung, aus ihrem Zweck, und anderseits aus den Quellen, denen die Papstbibliothek ihre Codices entnahm. Beides, Bestimmung und Herkunft der Bücher, war, wenn nicht gleich, so doch überaus ähnlich im 13. und 14. Jahrhundert; wenn daher die Bonifatiana auch nur den dritten Teil der Bücherzahl zu Avignon enthielt und wenn sie auch unter italienischem Himmel gesammelt war, der Grundzug, der Grundcharakter war in den beiden päpstlichen Bibliotheken derselbe. Was demnach früher über die Bonifatiana und ihre Beziehungen zur Sorbonensis gesagt, soll hier nicht wiederholt werden. Wir begnügen uns damit, einzelne Eigentümlichkeiten, welche die Avenionensis auszeichnen, in Kürze hervorzuheben.

Für die Heilige Schrift, die ganz oder in ihren einzelnen Büchern überaus reich vertreten war, sowie für die biblische Exegese werden gegen 300 Werke verzeichnet; während aber in der Bonifatiana unter den Bibelerklärern Hugo a Santo Charo den ersten Platz einnahm, muß er diesen

hier in Avignon Nikolaus de Lira einräumen. Finden sich nicht wenige und zwar seltene Exemplare von Dominicus Grimae und Armandus de Bellovisu, so hat das seinen Grund in dem Umstand, daß die genannten Exegeten zu jener Zeit eben am avignonesischen Hofe die Schrift erklärten. Mit Väterwerken ist die päpstliche Bibliothek so gut bestellt, daß sie hierin für ihr Zeitalter unstreitig die reichhaltigste war. Augustinus, der freilich in allen mittelalterlichen Bibliotheken an Bändezahl alle andern Väter übertrifft, erscheint in Avignon mit über 100 Codices, und insgesamt weist die Rubrik „Kirchenväter und ältere Kirchenschriftsteller" über 400 Werke auf, die etwa 75 verschiedenen Autoren zufallen. Wie Augustinus unter den Vätern, so ragt unter den Scholastikern Thomas von Aquin hervor; wir zählen von ihm allein im Kataloge 105 Bände. Darunter war eine besonders kostbare Ausgabe seiner Werke, von denen P. Ehrle noch 14 Bände in der Vaticana fand. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es die Prachtausgabe, welche Johann XXII. bei Gelegenheit der Heiligsprechung des Doctor angelicus im Jahre 1323 verehrt wurde. In der Hochschätzung des Kirchenlehrers aber stritten sich mit Johann XXII. seine beiden unmittelbaren Nachfolger, von denen Klemens VI. als Professor zu Paris dem Aquinaten in seiner Lehre treu anhing, während Innocenz VI. ihn mit seiner Beredsamkeit verherrlichte.

Als eine Rarität unter den theologischen Werken müssen wir die Schriften von Petrus Johannes Olivi, sowie die echten und unechten des Abtes Joachim verzeichnen. Nirgendwo in einer Bibliothek finden sich diese so zahlreich, so vollzählig wie hier, so daß man mit Sicherheit behaupten darf, die Obsorge der Päpste gegen gefährliche und der Häresie verdächtige Schriften habe die Bücher jener beiden Autoren in den Klöstern sammeln und in der päpstlichen Bibliothek hinterlegen lassen, um sie unschädlich zu machen. Petrus Johannes Olivi ist dort mit 17, der Prophet Joachim mit 12 Nummern vertreten. Eine gleich große Seltenheit wird im Katalog des Jahres 1369 schon aufgeführt mit den Worten: „Item 116 Bücher mit hebräischer Schrift." Aber auch diese Hebraica hatten ähnlichen Ursprung wie die eben erwähnten. Im Jahre 1320 befahl nämlich Johann XXII., den Juden die libri talmudici zu nehmen, um sie zu Avignon von Theologen prüfen zu lassen; dies geschah ebendort durch den Minoritenmönch Johannes de Caure. Es wird im Verzeichnis der Ausgaben berichtet, daß dieser nach Avignon beschieden war und dort für die Untersuchung der hebräischen Bücher seinen Lohn erhielt.

Mehr als wahrscheinlich ist es, daß auf diese Weise bei jener Gelegenheit die 116 Codices in der päpstlichen Bibliothek verblieben. Außerdem kennt das Inventar noch folgende Hebraica: „Item 3 Bücher mit hebräischer Schrift auf Papier"; „Item ein anderes großes Buch mit doppelten Kolonnen und hebräischer Schrift."

Das Studium des Griechischen war im Rückgang begriffen. Gleichwohl finden wir hier immer noch sechs oder sieben griechische Werke: „Item 5 Bücher mit griechischer Schrift, vier sind von Papier, das fünfte von Pergament"; „Item ein gewisses großes Buch von Papier, in griechischer Schrift und in grünes Leder gebunden"; „Item liber autoritatum diversorum sanctorum lateinisch und griechisch geschrieben, in rotem Leder; es beginnt in der zweiten Spalte des zweiten Blattes mit ‚per' und schließt in rot auf dem vorletzten Blatt mit ‚3 G'." Schon aus der Art, in welcher hier die griechischen Bücher beschrieben sind, geht hervor, daß das Griechische nicht mehr besonders gepflegt ward.

Im übrigen, wie sehr auch im allgemeinen die Pflege der Klassiker abwärts ging, nahmen sich die Päpste von Avignon derselben besonders an, so daß die Avenionensis in diesem Punkte viel besser bestellt war als die Bonifatiana. 25 lateinische Autoren mit ihren Werken werden aufgezählt, von Cicero auch der für jene Zeit so seltene Codex seiner Reden. Im Katalog von 1369 heißt es: „Item viele Bücher von Tullius, die sich selten finden, in einem großen Bande, die da anfangen in der zweiten Spalte des ersten Blattes mit ‚enim' und schließen in der letzten Spalte des vorletzten Blattes mit ‚Siracussis'." Es wird dann aber im Index des Jahres 1375 im einzelnen angegeben, was alles dieser kostbare Band von Cicero enthält. Für jene Zeit waren es in der That viele und seltene Schätze, nämlich außer der Rhetorik und den Reden: De oratore, De legibus, Paradoxa, Hortensius, De finibus bonorum et malorum, Disputationes tusculanae, De deorum natura, Cato maior, De divinatione, De fato, Laelius, De officiis, De re militari [publica?], De essentia mundi (?).

Wie sehr Klemens VI. um Ciceros Werke sich mühte und sich dabei Petrarcas bediente, wurde oben schon erwähnt; noch mehr tritt dieser Eifer für die Klassiker bei Gregor XI. hervor, so zwar, daß man ihn einen Vorläufer der Renaissance nennen kann. Gregors Briefe in den Regesten liefern dafür die schönsten Beweise. In Vercelli läßt er nach Trogus Pompeius [1]

[1] Vgl. Teuffel, Geschichte der römischen Litteratur (Leipzig 1870) S. 483 ff.

suchen, „weil das genannte Buch unserem Sinn allzu lieb ist und noch lieber wäre, wenn wir es hier vor unseren Augen hätten". „Deshalb", so schreibt er weiter an den Bischof von Vercelli, „bitten wir dich inständig, daß du dich mit Nachdruck um die Auffindung des Buches müheſt und, sobald du es gefunden, durch einen zuverlässigen Boten es uns zu übersenden nicht zögerst; gar großen Gefallen wirst du uns damit erweisen." Am 11. August 1374 schreibt er an den Pariser Kanonikus Bernardus Cariti, den Apostolischen Nuntius daselbst: „Deiner Diskretion geben wir durch Gegenwärtiges den ausdrücklichen Befehl, daß du zu Paris in den Bibliotheken der Sorbonne (in loco Serbone) emsig Nachforschungen anstellen lasseſt nach den Werken des Tullius Cicero, welche du auf beiliegendem Zettel verzeichnet findeſt. Und wenn du sie oder einige davon oder auch nur ein einziges derselben aufgefunden haſt, wie wir denn vernommen haben, daß sich früher solche dort vorfanden, so sollſt du von denselben für uns durch tüchtige, kundige Schreiber sofort eine Abschrift nehmen lassen und sie in der Abschrift uns sobald als möglich durch einen treuen Überbringer senden; habe wohl acht, daß du dabei keine Nachlässigkeit und keinen Fehler dir zu Schulden kommen lasseſt."

Unter demselben Datum wendet er sich brieflich an den Kardinal Guilelmus Nouelletus, giebt seiner Trauer über den Tod Petrarcas Ausdruck, „aber da das (Sterben) nun allen natürlich, nachdem wir ihn selbst entbehren müssen, wollen wir gar zu gerne seine Bücher haben". Alsdann giebt er dem Kardinal den Auftrag, alle Werke desselben aufstöbern und für ihn abschreiben zu lassen, und darauf verzeichnet er im einzelnen die Schriften Petrarcas, die ihm am meisten am Herzen lagen, damit er namentlich um diese sich mühe. Ein Frühlingswehen des Zeitalters des Humanismus ist nicht zu verkennen, muß aber hier um so mehr rühmend verzeichnet werden, weil dieser Eifer der Päpste zu Avignon keine Vorläufer und Vorbilder hatte und derselbe anderseits noch so rein und frei war von den humanistischen Auswüchsen späterer Zeiten.

Die Rechtswissenschaft war in zahlreichen Bänden und mit etwa 50 Autoren vertreten, die Philosophie zählte ungefähr 20 Autoren, die Medizin deren 10, die Astronomie den Alfraganus, den Alkindus, den Arzachel, Leo de Balneolis, Marchianus und Ptolemäus nebst verschiedenen anonymen Sachen aus jenen Disziplinen, und schließlich die Geschichtschreibung einige 30 Verfasser.

Was in der päpstlichen Bibliothek fehlte, nicht zu ihren Schanden, s waren jene zwei Arten von Litteratur, welche sich um so zahlreicher den Laienbibliotheken der Fürsten und Könige jener Zeit vorfinden. r meinen Romanlitteratur im weiteren Sinne oder besser Schriften in Volkssprache und astrologische Bücher. Von Astrologie und ähnlichem rgläubischen Zeug findet sich in der Avenionensis nichts, von Schriften der Volkssprache nur 4 Codices, während, um einen Vergleich anstellen, die gleichzeitige Bibliothek der französischen Könige unter ihren 39 Bänden aus den Jahren 1373 bis 1424 weit über 400 in der Volksache geschriebene, beinahe 200 aus dem Gebiete der Dichtung und nen Litteratur und gegen 150 Codices der Astrologie und der übrigen heimwissenschaft verzeichnet.

Über das Alter der Codices in der Avenionensis ist dasselbe zu sagen bei der Bonifatiana. Kein Buch reicht über das 12. Jahrhundert rück; fast alle stammen aus der Zeit, in welcher sich die Bibliothek bildete, s dem 13. und zumeist aus dem 14. Jahrhundert. Damit hätten wir r auch das Bild der päpstlichen Bibliothek im 14. Jahrhundert gezeichnet. it Gregor XI. hatte die Herrlichkeit zu Avignon überhaupt so ziemlich ihr de. Die Bibliothek hatte ihre Pflicht gethan, nun konnte sie verschwinden.

Über die weiteren Schicksale der Avenionensis soll noch kurz ein Wort m Abschluß beigefügt werden. Zunächst darf man rühmend hervorheben, ß die Päpste aus dem Überfluß von Büchern, der durch das Spolienht in ihren Schatz floß, den besten Gebrauch machten. Wohl hört man nigemal, daß sie eine Anzahl Bücher verkauften; aber die Hauptmasse ner überflüssigen Bücher diente ihnen zu Geschenken für die Kollegien und ren Studenten.

An vielen Universitäten hatten die Päpste Kollegien errichtet, besonders m Frommen der Theologiestudierenden. Diese wurden nun von ihnen ich mit Unterstützungen jeder Art und zumal mit Büchern bedacht. Die Kollegien von Montpellier, von Toulouse und Bologna verdankten ihnen iel oder alles. Urban V. „unterhielt auf seine Kosten, solange er Papst ar, beständig tausend Studenten der verschiedenen Disziplinen; dazu rsorgte er sowohl sie als viele andere, die den Studien oblagen, mit den ötigen Büchern“ [1]. Zum Jahre 1363 enthält das Buch der päpstlichen

[1] Cf. *Baluze*, Vit. pap. avenion. I, 395.

Ausgaben die folgende Notiz: „Am 24. Mai wurden auf Befehl dem Herrn Bonopari, dem Subdiakon unseres Herrn, des Papstes, zum Ankauf von Büchern, die von unserem Herrn, dem Papste, für die armen Studierenden nach Bologna geschickt werden, bezahlt und übergeben, indem der scutifer des Herrn Subdiakons, Johannes de Valleta, die Zahlung entgegennahm, 300 Gulden, die zweite Zahlung 600 Gulden." Und am 21. Dezember 1366 läßt Urban seinen Leibarzt 16 Gulden ausbezahlen für Bücher der Medizin, die jener für die vom Papste unterhaltenen Medizinstudierenden zu Montpellier angeschafft hatte. Gregor XI. aber schreibt am 25. November 1375: „Unseren viellieben Söhnen, dem Rektor und den Scholaren Unseres Kollegs zu Bologna, Gruß ꝛc. Wir haben für Euch eine Bibel mit Glossen in mehreren Bänden, dazu eine Konkordanz bestimmt zum Besten der allda in Unserem Kolleg Studierenden für ewige Zeiten und senden sie nunmehr an Eure Universität mit dem strengen Geheiß, daß Bibel und Konkordanz zu dem besagten Zweck durch Ankettung oder auf andere Weise mit der gebührenden Sorgfalt sollen aufbewahrt werden." In ähnlicher Weise wurden auch verschiedene Klöster von den avignonesischen Päpsten mit Büchern reich bedacht, so, um ein Beispiel anzuführen, unter Innocenz VI. die Kartause von Ville-neuve-les-Avignon. Schon Johann XXII. beschenkte zu verschiedenen Malen Dominikaner und besonders Kartäuser mit wertvollen Büchern.

Alle diese Bücher aber, wie sehr sie von der Liberalität und dem wissenschaftlichen Eifer der Päpste zeugen, gehörten nicht zu der eigentlichen Bibliothek, wenigstens nicht zu dem Teile der päpstlichen Bücher, der, zum alltäglichen Gebrauche genau geordnet, dem Papste und der Kurie diente. Auch diese müssen wir bei ihrer Zerstreuung in alle Welt eine Strecke begleiten, ehe wir von der Avenionensis Abschied nehmen.

Bis zum Jahre 1408 verblieb die Bibliothek ungeschmälert in der turris ss. Angelorum; ja sie wurde noch von den Gegenpäpsten Klemens VII. (Robert von Genf) und Benedikt XIII. (Peter von Luna) bedeutend vermehrt. Aber eben in diesem Jahre floh Peter von Luna, selbst ein Bibliophile, mit einem großen Teile der Bücherſammlung nach Peniscola in Spanien. Nach Beilegung des Schismas erhielt zwar der von Martin V. beauftragte Kardinallegat de Foix im Jahre 1429 die Schätze zurück; jedoch verblieben die meisten Bücher in den Händen des Legaten, der sie hinwiederum 1457 dem von ihm gegründeten Kolleg zu Toulouse schenkte. Hier standen sie und wurden Jahrhunderte hindurch

frig benutzt, bis sie in Revolutionszeiten zu 40 Sous das Stück verschleudert wurden und in die Colbertiana kamen, von wo sie schließlich ihren Weg in die Nationalbibliothek zu Paris fanden, in der sie heute noch aufbewahrt werden.

Von den Büchern, die zu Avignon zurückgeblieben waren, ließ Martin V. schon im Jahre 1418 eine kleine Anzahl nach Rom bringen. Das Archiv verblieb immer noch daselbst bis zur Regierungszeit Pius' V., der endlich 1566 nicht bloß das Archiv mit 157 Regestenbänden, 70 Bänden über das Schisma und zahllosen andern Aktenstücken, sondern auch 42 Codices nach Rom heimführen ließ[1]. Immerhin war eine Anzahl von Archivbänden noch über 200 Jahre in Avignon mancherlei Gefahren und Schicksalen ausgesetzt. Erst im Jahre 1783 wurden dieselben durch Überführung nach Rom vor dem Untergange, der ihnen drohte, gerettet[2]. Die größere Zahl der avignonesischen Codices kam jedoch in die Bibliothek des Fürsten Borghese, bis diese durch Kauf unter Leo XIII. an die Vaticana gelangte. Es waren ungefähr 300 Bände, welche am Ende des 16. Jahrhunderts von Avignon nach Rom heimkehrten, dann aber in den Besitz der Familie des damals regierenden Papstes Klemens VIII. übergingen und so durch Erbschaft zugleich mit dem übrigen Vermögen des Hauses Aldobrandini an die Borghese kamen, um schließlich im Jahre 1891 durch die Munificenz Leos XIII. glücklich in die Vaticana einzulaufen[3].

Alles in allem ist die Avenionensis die großartigste Büchersammlung des 14. Jahrhunderts, die ihren Gründern wahrlich nicht zur Schande gereicht. Und wenn man auch von ihr in einem wahren Sinne sagen kann: „Wie gewonnen, so zerronnen", so bleibt ihre Geschichte immer ein Ruhmesblatt für das Papsttum in jener seiner traurigsten Zeit.

---

[1] Cf. *Müntz*, La bibl. du Vatican au XVIe siècle p. 116 s.
[2] Vgl. Ehrle, Hist. Jahrb. XI, 727 ff.
[3] Cf. *Dorez*, Revue des bibliothèques (1892) p. 86 s.

Joseph Hilgers S. J.

Ursprung der Lauretanischen Litanei.

Als P. Dreves S. J. in Bd. XLVIII, S. 578 dieser Blätter aus einem 1503 gedruckten Officium Marianum eine der jetzigen Muttergotteslitanei sehr nahe kommende Litanei zur allerseligsten Jungfrau veröffentlichte, bemerkte er eingangs: „Über die Geschichte der Lauretanischen Litanei fehlen uns fast alle Nachrichten. Wer sich überzeugen will, wie dürftig unsere Kenntnis in dieser Hinsicht ist, der hat nur nachzulesen, was uns das neue Kirchenlexikon s. v. Litaneien über die Litanei von Loreto zu berichten weiß." Die erste Schrift, die in geschichtlich-wissenschaftlicher Weise über den dunkeln Ursprung der Lauretanischen Litanei Licht zu verbreiten suchte, war das Werkchen, welches Joseph Sauren unter dem Titel „Die Lauretanische Litanei nach Ursprung, Geschichte und Inhalt" 1895 herausgab. Bei einer Besprechung, welche P. Dreves in Bd. L, S. 100 dieser Zeitschrift ihr widmete, konnte derselbe gleichzeitig eine zweite, der Lauretana verwandte Muttergotteslitanei zum Abdruck bringen, die er in dem sehr seltenen Büchlein: Officium B. M. V. Venetiis, in officina Francisci Marcolini, 1545, gefunden hatte. Nicht gar lange nachher begann P. Angelo de Santi S. J. in der Civiltà cattolica eine Reihe von Artikeln über die Geschichte der Lauretanischen Litanei, die Frucht sorgfältigster und eingehendster Studien. Der Verfasser konnte in diesen Aufsätzen, die später in erweiterter Form als Sonderausgabe unter dem Titel Le Litanie Lauretane erschienen, das Ergebnis der verdienstlichen Saurenschen Untersuchungen nicht nur vervollständigen, sondern auch in wesentlichen Punkten berichtigen.

Über das Alter der Lauretanischen Litanei sind sehr übertriebene Angaben gemacht worden. Am vorsichtigsten drückt sich das Kirchenlexikon aus, wenn es bemerkt: „Ob dieselbe (die Lauretanische Litanei) erst zu Loreto entstanden ist oder schon vor der Übertragung des heiligen Hauses im Jahre 1294 existiert hat, ist bis jetzt noch in Dunkel gehüllt." [1] Andere sind weit beherzter. Gundinger läßt den Ursprung der Lauretanischen Litanei sich ins graue Altertum verlieren [2]. Nach Nicolas wäre sie bereits unter Gregor d. Gr. in Gebrauch gewesen und soll sie damals durch das plötzliche Aufhören einer Pest infolge einer Prozession, bei der sie gesungen wurde, ihre Weihe erhalten haben [3]. Moroni belehrt uns: „Die Lauretanische Litanei ist uralt, und man nimmt nicht ohne Grund an, sie stamme aus den ersten Jahrhunderten der Kirche. Alle kirchlichen Schriftsteller versichern, sie hätte das höchste Alter." Dann erzählt er, Papst Sergius I. habe 687 verordnet, es sollte die Litanei alle Jahre am Feste Mariä Verkündigung recitiert

[1] Bd. VII, Sp. 2106.

[2] Die Lauretanische Litanei (Regensburg 1847) S. 10.

[3] Die Jungfrau Maria (deutsch bei Manz, Regensburg 1860) III. Bd., 1. Tl., S. 161.

verden, eine Vorschrift, die derselbe Papst später auch auf die Feste der Geburt, Himmelfahrt und Reinigung der allerseligsten Jungfrau ausgedehnt. Schließlich versichert er: so, wie die älteste Überlieferung uns die Litanei der Gottesmutter übermittelt, wurde sie stets öffentlich und privatim von den Gläubigen gebetet[1]. Hutchison[2] und Northcote[3] lassen die Litanei sicher schon im 5. Jahrhundert existieren. D'Avino meint, sie sei eigentlich so alt wie die Kirche selbst, wenngleich sie in die jetzige Form erst im 13. oder 14. Jahrhundert gebracht sein möge[4].

Beweise werden für solche und ähnliche Datierungen nicht beigebracht. Höchstens beruft man sich auf eine uralte Tradition und die übereinstimmende Angabe aller (!) kirchlichen Schriftsteller. Wenn man aber gar die Lauretanische Litanei mit Gregor d. Gr. oder Sergius I. in Verbindung bringt, so beruht das auf einer irrigen Auffassung der Bezeichnung litania. Wenn wir nämlich im Papstbuche von einer litania lesen, so ist darunter nicht eine Litanei in unserem Sinne, sondern eine Bittprozession zu verstehen. So wenn in der Vita Sergii I. gesagt wird: Constituit ut diebus Adnuntiationis Domini . . . letania exeat a sancto Hadriano et ad sanctam Mariam populus occurrat[5]. Es ist kaum begreiflich, wie man aus der letania dieser Stelle unsere Muttergotteslitanei hat machen können. Es ist lehrreich, mit Äußerungen wie die angeführten zu vergleichen, was Schriftsteller des 18. und 17. Jahrhunderts über die Frage nach dem Alter der Lauretanischen Litanei sagen. Sie sind in ihren diesbezüglichen Äußerungen ungleich bescheidener und zurückhaltender. Murri, Benefiziat zu Loreto, setzt z. B. ihre Entstehung erst in das Ende des 15. Jahrhunderts[6]. Trombelli bemerkt, es sei schon lange zu Loreto Brauch, die Litanei zu singen. Wie alt aber derselbe sei, lasse sich schwer sagen[7]. Martorelli erklärt mit Bestimmtheit, die Lauretanische Litanei sei nicht vor der Übertragung des heiligen Hauses verfaßt worden, im übrigen aber wisse man nichts Näheres über ihre Entstehungszeit[8]. Ebenso gesteht der Theatiner Justiniani in seinem Werk Il Tempio Lauretano unumwunden, über das Alter der Litanei nichts zu wissen[9]. Der Schriftsteller, welcher am frühesten die Frage nach dem Ursprung der Lauretana berührt, ist der Dominikaner Justinus von Miechow[10]. Er kennt ihren Verfasser nicht, hält sie auch nicht für so alt wie die Allerheiligenlitanei; es genügt ihm,

[1] Dizionario sub Litanie Lauretane.
[2] Loreto und Nazareth (deutsch bei Manz, Regensburg 1864) S. 68.
[3] Berühmte Gnadenorte (deutsch bei Bachem, Köln 1869) S. 95.
[4] Enciclopedia dell' Ecclesiastico II (Torino 1878), art. Litanie Lauretane.
[5] *Duchesne*, Liber Pontif. I, 376.
[6] Dissertazione critico-istorica sulla identità della S. Casa di Nazarette (Loreto 1791) p. 137.
[7] Mariae sanctissimae vita ac gesta V (Bononiae 1764), 374. 375.
[8] Teatro istorico della S. Casa Nazarena II (Roma 1733), 156.
[9] Il Tempio Lauretano (Venezia 1653) p. 29.
[10] Discursus praedicabiles super Litanias Lauretanas I (Napoli 1857), 14.

daß ihr durch den kirchlichen Brauch und die Autorität der Päpste eine hinlängliche Gutheißung zu teil wurde.

Es ist eine alte Erfahrungswahrheit, die sich trotz so mancher Fehlgriffe immer wieder von neuem bestätigt: je ferner uns eine Sache rückt und je mehr sie in das geheimnisvolle Dunkel der Vergangenheit sinkt, um so größer wird die Neigung zu Legendenbildungen, um so stärker die Sucht nach möglichst früher Datierung, um so vordringlicher und hartnäckiger die in Wirklichkeit oft ganz jungen, angeblich aber uralten Traditionen. Der Nimbus des Altertums und die Patina der Vergangenheit haben für viele einen eigentümlichen, berückenden Zauber.

Die Lauretanische Litanei ist eine der verbreitetsten und beliebtesten kirchlichen Gebetsformen. Man wird schwerlich einem Andachtsbuch begegnen, in das sie nicht Aufnahme gefunden. Auch kann sie nicht bloß bei der Privatandacht der Einzelnen, sondern ebenso beim öffentlichen Gottesdienste gebraucht werden.

Es dürfte darum nicht unerwünscht sein, wenn wir im Nachfolgenden uns mit dem Ursprung und dem Alter unserer Muttergotteslitanei beschäftigen. Nach den noch immer wertvollen Untersuchungen Saurens und namentlich den lichtvollen Darlegungen P. de Santis kann das nicht mehr als zu gewagt erscheinen. Noch ist freilich nicht alles aufgeklärt. Dazu bedarf es mancher weiteren Forschungen in den Livres d'heures, Brevieren, Meß- und Gebetbüchern des Mittelalters wie des 16. Jahrhunderts. Indessen kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß wenigstens die Grundzüge der Entstehung der Lauretana schon jetzt hinlänglich klar vorliegen.

Die Frage nach Alter und Ursprung der Lauretanischen Litanei läßt sich nicht lösen ohne Betrachtung der mittelalterlichen Muttergotteslitaneien. Gerade der Mangel an einer genügenden Berücksichtigung dieser Litaneien hat Saurens Arbeit ihr Ziel nicht völlig erreichen lassen. Die Lauretanische Litanei steht nicht allein als Muttergotteslitanei. Früher als sie begegnen uns eine Reihe anderer Litaneien dieser Art. Von ihnen muß man notwendig ausgehen, will man in der Frage nach der Entstehung der Lauretana nicht im Dunkeln umhertappen oder gar irre gehen, sondern zu einem befriedigenden Resultat gelangen.

Die vorlauretanischen Muttergotteslitaneien lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen.

Die erste umfaßt eine Anzahl inhaltlich sehr verschiedener und nur vereinzelt vorkommender Litaneien. Unter ihnen muß vor allen die Litanei erwähnt werden, welche sich in einem Codex der Mainzer Stadtbibliothek befindet. Sie wurde teilweise schon 1854 von Mone[1], vollständig aber erst von P. de Santi veröffentlicht[2] und stammt aus dem 12. Jahrhundert. Sie ist die älteste aller bekannten Muttergotteslitaneien; denn die seiner Zeit von O'Curry aus dem Leabhar Breac, einem irischen Manuskript des 14. Jahrhunderts, herausgegebenen und spätestens der Mitte des 8. Jahrhunderts zugeschriebenen Lobpreisungen der

[1] Hymni latini medii aevi II (Friburgi Brisg. 1854), 260 sqq.
[2] Le Litanie Lauretane p. 50 sgg.

allerseligsten Jungfrau sind keine Litanei [1]. Es fehlt ihnen alles, was eine Litanei als solche charakterisiert.

Die Mainzer Litanei ist ungemein ausgedehnt und schließt sich in ihrem Aufbau treu der Allerheiligenlitanei an. Alle Anrufungen beginnen bei ihr mit Sancta Maria. Ein Vergleich des Inhaltes derselben macht es unzweifelhaft, daß zwischen unserer Muttergotteslitanei und derjenigen der Mainzer Stadtbibliothek eine Beziehung nicht besteht.

Von zwei andern der ersten Gruppe angehörenden vorlauretanischen Litaneien befindet sich die eine am Schluß des fälschlich dem hl. Bonaventura zugeschriebenen Psalterium Marianum [2]. Dieselbe wird wohl dem 14. Jahrhundert entstammen. Die zweite ist in einem 1516 zu Venedig gedruckten Officium Romanum enthalten [3]. Beide folgen noch vollständiger als die Mainzer dem Schema der Allerheiligenlitanei. Eine Eigentümlichkeit der an zweiter Stelle genannten Litanei besteht darin, daß die Anrufungen in ihrem ersten Teil in Strophen abgeteilt sind, deren einzelne Glieder reimmäßig schließen. Für die Geschichte der Lauretanischen Litanei sind beide Muttergotteslitaneien ebenfalls kaum von Bedeutung. In der Litanei des Officium Romanum begegnet uns keine der Anrufungen der Lauretana, in derjenigen des Psalterium kehren nur drei bis vier derselben wieder.

Eine Muttergotteslitanei für die Zeit der Pest findet sich in einem Codex der Stadtbibliothek von Poggi (Provinz Arezzo) aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts [4] sowie in dem höchst seltenen 1494 gedruckten Schriftchen des sel. Franziskaners Marco von Montegallo, Tabula salutis [5]. In beiden Fällen handelt es sich um dieselbe Litanei. Im Codex von Poggi bildet sie einen integrierenden Bestandteil eines angeblich von Klemens VI. (1342—1352) eingeführten und mit Abläßen begabten Officium in tempore pestis sive epydimie. In der Tabula, in welcher die Bestätigung der missa pro peste ordinata samt ihren Abläßen auf Innocenz VI. (1352—1362) zurückgeführt wird, ist sie unter dem Titel Letanie ad Virginem pro quacumque gratia obtinenda der Messe als Anhang angefügt und ihre Abbetung nur ein persönlicher Rat des Frate Marco. Die einzelnen Anrufungen beginnen stets mit Sancta mater statt mit Sancta Maria. An eine Verwandtschaft mit der Lauretana kann auch bei ihr nicht gedacht werden. Gegen eine solche spricht wiederum sowohl der ganz an die Allerheiligenlitanei sich anlehnende Bau der Litanei wie die völlige Verschiedenheit des Inhaltes. Von Wichtigkeit ist aber die Bemerkung der Tabula: Cantet sacerdos ipsas (scil. letanias) ordinatim et omnes alternatim respondeant dicendo Kirie eleyson etc. usque in finem. Es ergiebt sich daraus nämlich, daß man schon beim Ausgang des 15. Jahrhunderts die Muttergotteslitanei hie und da zu singen pflegte. Der Codex von Poggi läßt den Priester die Litanei nur beten.

[1] In deutscher Übersetzung in „Stimmen aus Maria-Laach" Bd. XVIII, S. 128.
[2] *De Santi*, Lit. Lauret. p. 98 sgg. [3] Ibid. p. 100 sgg.
[4] Ibid. p. 62 sgg. [5] Ibid. p. 66 sgg.

Von der zweiten Gruppe vorlauretaniſcher Muttergotteslitaneien iſt bereits eine anſehnliche Zahl nachgewieſen worden. Eine derſelben hat ſchon im vorigen Jahrhundert der Dominikaner de Rubeis herausgegeben[1]. Das Manuſkript, dem er ſie entnahm, ſtammt aus dem 14. Jahrhundert und wurde 1817 von der Familie Bojani, die ſich in deſſen Beſitz befand, dem Archivio capitolare von Cividale geſchenkt. Zur Zeit befindet es ſich mit den übrigen Stücken des letzteren im K. Muſeum, dem das Archivio einverleibt wurde[2].

Eine zweite veröffentlichte, allerdings nur bruchſtückweiſe, P. Bridgett C. SS. R. in ſeiner Schrift Our Lady's Dowry aus einem der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehörenden Mariale des Britiſchen Muſeums (Cotton ms. tit. A. XXI)[3].

Auf ſechs andere konnte P. de Santi auf Grund ſeiner raſtloſen Forſchungen aufmerkſam machen. Eine derſelben entſtammt dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts und findet ſich im Cod. Ottob. lat. 516 der Vatikaniſchen Bibliothek[4]. Einer zweiten begegnete P. de Santi in einem um 1500 gedruckten Schriftchen der Biblioteca Casanatense zu Rom, einer Sammlung von Gebeten für die Zeit der Bedrängnis und der Peſt[5]. Die dritte traf er in einer Art von Rituale aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, das urſprünglich einem Klariſſenkloſter aus Foligno oder deſſen Umgebung angehört hatte[6].

Eine eigenartige Variante, bei der die Antwort Ora pro nobis durch Succurre cadenti erſetzt iſt[7], entdeckte P. de Santi in einem Manuſkript des ausgehenden 15. oder beginnenden 16. Jahrhunderts, welches Leo XIII. dem von ihm gegründeten Collegium Leoninum zu Anagni geſchenkt. Die beiden übrigen fand der Forſcher in der Bibliothek von S. Marco zu Venedig. Die eine derſelben (Lat. III, 68) datiert aus dem 15., die andere (Lat. III, 144) gar aus dem 13. Jahrhundert[8].

Auch P. Dreves konnte eine Litanei der zweiten Gruppe mitteilen. Er entdeckte ſie in einem Officium B. M. V. der Bibliotheca Rossiana zu Wien. Dieſelbe iſt darum beſonders bemerkenswert, weil ihr Datum genau feſtſteht. Das Officium wurde nämlich laut Angabe am Schluß 1418 vom Prieſter Johannes Putinus geſchrieben[9].

[1] Abgedruckt bei Sauren, Lauretaniſche Litanei S. 58.

[2] P. de Santi in der Civiltà cattolica ser. XVIII, vol. VIII, quad. 1186, p. 459.

[3] Unſerer Lieben Frauen Mitgift (deutſch bei Schöningh, Paderb. 1895) S. 116.

[4] Abgedruckt bei *de Santi*, Lit. Lauret. p. 57. [5] Ibid. p. 61.

[6] Abgedruckt ibid. p. 97.

[7] Abgedruckt in der Civiltà cattolica l. c. p. 462.

[8] Civiltà cattolica l. c. p. 458 sg. 461. In S. Marco blieb dieſe Muttergotteslitanei bis ca. 1820 in Gebrauch. Die Lauretana hatte ſich bis dahin dort nicht eingebürgert. Bemerkenswert iſt auch, daß in S. Marco die Litanei zur allerſeligſten Jungfrau einen förmlichen liturgiſchen Charakter erhalten hatte. Näheres darüber Civiltà cattol. l. c.

[9] *De Santi*, Lit. Lauret. p. 59 sg.

Ein weiteres Beiſpiel bietet ein handſchriftlicher Livre d'heures der äumsbibliothek zu Luxemburg, welcher aus dem Ende des 15. Jahrhunderts t und nach Kalendarium und Miniaturen franzöſiſchen Urſprungs iſt[1]. Es t eine Menge von Varianten gegenüber den andern derſelben Gruppe. ie von ihnen ſind freilich ohne ſonderlichen Belang, einige, wie der erſte zeigt, nur Schreibfehler des Kopiſten. Doch finden ſich daneben auch eine l ſehr beachtenswerter Abweichungen. Wir bringen daher die Litanei hier ndig zum Abdruck, zumal ſie als Specimen des Typus der Gruppe kann.

Sie beginnt in der gewöhnlichen Weiſe mit Kyrie eleison u. ſ. w. Nach nrufung Sancta Trinitas, unus Deus heißt es dann weiter:

Sancta Maria, mater Christi sanctissima, ora pro nobis.
Sancta Maria, mater innupta,
Sancta Maria, mater intacta,
Sancta Maria, mater inviolata,
Sancta virgo virginum,
Sancta Maria, virgo perpetua,
Sancta Maria, gratia Dei plena,
Sancta Maria, mater regis eterni,
Sancta Maria, Christi mater et sponsa,
Sancta Maria, Dei templum et Spiritus sancti,
Sancta Maria, coelorum regina,
Sancta Dei[2], Angelorum regina,
Sancta stella coeli,
Sancta Dei, nostra mater et domina,
Sancta Dei, nostra dilectissima,
Sancta Maria, mater nova,
Sancta Dei, fides omnium,
Sancta Maria, fons pietatis,
Sancta Maria, fons dulcedinis,
Sancta Maria, fons misericordiae,
Sancta Maria, mater principii,
Sancta Maria, mater veri solis,
Sancta Maria, mater verae fidei,
Sancta Maria, nostra resurrectio vera,
Sancta Maria, per quam renovatur creatura,
Sancta Maria, generans aeternum lumen,
Sancta Maria, portans omnia portantem,
Sancta Maria, iter divinae incarnationis,
Sancta Maria, cubile coelestis thesauri,

[1] Ms. n. 52.
[2] Dei hier wie im folgenden wohl Schreibfehler ſtatt Maria.

Sancta Maria, generans factorem omnium,
Sancta Maria, arcanum coelestis consilii,
Sancta Maria, mater gentium,
Sancta Maria, thesaurus fidelium,
Sancta Maria, lux vera,
Sancta Maria, dulcissima domina,
Sancta (Maria), hilaris, plena laetitiae,
Sancta Maria, mater veri gaudii,
Sancta Maria, iter nostrum ad Dominum,
Sancta Maria, advocatrix nostra,
Sancta Maria, stella coeli clarissima,
Sancta Maria, praeclarior luna,
Sancta Maria, solem lumine vincens,
Sancta Maria, noctis tenebras delens,
Sancta Maria, chirographum nostrae perditio(nis delens),
Sancta Maria, fons verae poenitentiae,
Sancta Maria, fons verae sapientiae,
Sancta Maria, lumen rectae scientiae,
Sancta Maria, inaestimabilis, pretium nostrum,
Sancta Maria, coelestis patriae desiderium,
Sancta Maria, divinae contemplationis pretium,
Sancta Maria, capite regis summi diadema,
Sancta Maria, omni laude dignissima,
Sancta Maria, omni pietate plena,
Sancta Maria, gemma clarissima,
Sancta Maria, coeli margarita,
Sancta Maria, vitae ianua,
Sancta Maria, porta patens et clausa,
Sancta Maria, per quam venitur ad Dominum,
Sancta Maria, flos immarcessibilis,
Sancta Maria, omni mundo praeclarior,
Sancta Maria, omni thesauro praevalior,
Sancta Maria, angelis mundior
Sancta Maria, archangelis laeticior (laetior),
Sancta Maria, sanctorum corona,
Sancta Maria, exultatio sanctorum et gloria,
Sancta Maria, decus nostrum,
Sancta Maria, honor noster et gloria,
Sancta Maria, salus nostra,
Sancta Maria, piarum piissima,
Sancta Maria, virginum perpetua,
Sancta Maria, interpellatrix nostra,
Sancta Maria, virginum gemma,
Sancta Maria, peccatorum venia,

Sancta Maria, Dei mater et filia,
Sancta Maria, decus mulierum et gloria,
Sancta Maria, pia advocatrix nostra,
Sancta Maria, mater pietatis,
Sancta Maria, mater misericordiae.

Hier endet die Litanei. Der gewöhnliche Schluß iſt ausgelaſſen, ver-
h, weil er als ſelbſtverſtändlich galt. Statt einer Oration folgt ein
es Reimgebet zur allerſeligſten Jungfrau:

Ecce ad te confugio,
Virgo, nostra salutatio etc.

Der zweiten Gruppe kann auch noch die Litanei beigezählt werden, welche
ohl ſtatt der früher erwähnten am Schluß des dem hl. Bonaventura irriger-
jugeeigneten Psalterium Marianum antrifft. Sie iſt abgedruckt bei Sauren [1].
Santi fand ſie auch in einem 1488 geſchriebenen Codex der Bibliothek von
arco zu Venedig (Lat. III, 69) [2], ſowie in einem aus einem deutſchen
nkloſter ſtammenden und ebenfalls noch dem 15. Jahrhundert angehörenden
um B. M. V. der Vaticana (Cod. pal. 546) [3]. Die Litanei ſtimmt mit
rigen der zweiten Gruppe nicht nur in ihrem Bau, ſondern auch in ihrer
Hälfte bezüglich der Anrufungen völlig überein. In der zweiten Hälfte
ie Titel dagegen im Gegenſatz zu den andern Litaneien durch Paraphraſen
rt.

Alle Litaneien der zweiten Gruppe ſind nur Varianten eines und desſelben
ials. Welche freilich unter ihnen als ſolches anzuſehen iſt, läßt ſich nicht
nen. Es mag ſogar als fraglich erſcheinen, ob überhaupt eine derſelben
nſpruch darauf erheben kann, als das Original betrachtet zu werden.

Von den Litaneien der erſten Gruppe unterſcheiden ſich die der zweiten
urch die beſtimmtere und konkretere Faſſung der Anrufungen, teils und
vornehmlich durch ihren Aufbau. Während jene eine genaue Kopie der
iligenlitanei ſind, beſtehen dieſe bloß aus der Einleitung Kyrie eleison etc.,
iteln, die regelmäßig mit Sancta Maria beginnen, und dem Schluß
s Dei etc. Nur eine der Litaneien enthält eine ſchwache Erinnerung an die
ur der Allerheiligenlitanei. Vergleichen wir den Typus, wie ihn die Litaneien
eiten Gruppe bieten, mit der Lauretana, ſo ergiebt ſich, daß bezüglich des
ues zwiſchen beiden volle Übereinſtimmung herrſcht. Dagegen beſteht große
iedenheit bezüglich der einzelnen Titel, wenngleich ſich nicht verkennen läßt,
ieſelben im allgemeinen ſich näher ſtehen, als dies in den Litaneien der
Gruppe einerſeits und der Lauretana anderſeits der Fall iſt. Während
in der Lauretaniſchen Litanei uns in der Folge der Anrufungen ein be-
es Syſtem begegnet, fehlt ein ſolches noch gänzlich bei denjenigen der
t Gruppe. Ohne Ordnung und Plan ſind die Titel durcheinander geworfen.

[1] Lauretaniſche Litanei S. 53 ff. [2] Civiltà cattolica p. 461.
[3] Abgedruckt bei *de Santi*, Lit. Lauret. p. 54 sgg.

Bald wird die Jungfrau, bald die Gottesmutter geprieſen, bald wird Maria wegen ihrer Beziehungen zu uns Menſchen, bald um ihrer Tugenden willen benedeit, gerade wie es dem Verfaſſer in den Sinn kam. Man durchgehe nur die Litanei des Livre d'heures aus der Luxemburger Athenäumsbibliothek. Sie iſt ein treues Abbild aller andern. Die Lauretana iſt entſchieden durchgebildeter und vollendeter als der Litaneientypus der zweiten Gruppe, ein reifes Product.

Wir kommen zur dritten Gruppe, von der bis jetzt nur ſechs Beiſpiele vorliegen. Zwei derſelben wurden zuerſt in dieſen Blättern durch P. Dreves veröffentlicht[1]. Die eine hatte er in einem ſehr ſeltenen, 1503 von Dulcibelli in Carpi gedruckten Büchlein, einem Officium B. M. V., die zweite in einem 1545 zu Venedig verlegten Muttergottesofficium entdeckt.

Drei waren ſchon früher bekannt. Sie finden ſich in einer erſt 1859 dem Druck übergebenen Schrift eines Kanonikus von Loreto, J. Vogel († 1817)[2]. Die eine hatte derſelbe einem 1524 von dem Franziskaner Johannes von Falerone geſchriebenen Gebetbuch, die zweite einem 1561 zu Venedig erſchienenen Compendium orationum, die dritte einem um die Wende des 15. Jahrhunderts entſtandenen handſchriftlichen Miſſale entnommen.

Die ſechſte Litanei teilte Kanonikus Magiſtretti P. de Santi aus einem 1513 zu Venedig gedruckten Officium B. M. V. der Ambroſiana zu Mailand mit[3].

Dieſe Litaneien ſind keineswegs einander völlig gleich. Einige ſind kürzer, andere länger. Auch in den einzelnen Anrufungen ſind mehr oder weniger Varianten zu verzeichnen. Am weiteſten entfernt ſich die erſterwähnte der drei von Vogel herausgegebenen Litaneien von dem Typus der Gruppe.

Indeſſen beweiſt ſelbſt ein nur oberflächlicher Vergleich der ſechs Litaneien, daß ſie alle mittelbar oder unmittelbar auf einer Vorlage beruhen. Dieſelbe erſcheint bald etwas erweitert, bald um einige Titel verkürzt, bald, wenn auch nur unweſentlich, hinſichtlich des Wortlautes der Anrufungen oder deren Reihenfolge verändert.

Es iſt bemerkenswert, daß alle bis jetzt bekannten Litaneien der dritten Gruppe auf italieniſchem Boden aufgefunden wurden, während ſolche der zweiten Gruppe uns gleichmäßig in Deutſchland, Italien, Frankreich und England begegnen. Es dürfte das beweiſen, daß der Litaneientypus, wie ihn die dritte Gruppe bietet, italieniſches Erzeugnis iſt. Für die Feſtſtellung ſeiner Entſtehungszeit iſt die Beobachtung von Bedeutung, daß alle zu ihm gehörigen Litaneien einer verhältnismäßig recht ſpäten Zeit angehören. Keine ſteigt in das 14., ja nicht einmal in die Frühe des 15. Jahrhunderts hinauf. Während einzelne Litaneien der zweiten Gruppe bis ins 14., ja 13. Jahrhundert hineinreichen, ſtammt die älteſte der dritten erſt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Es iſt darum wohl

[1] Bd. XLVIII, S. 579; Bd. L, S. 102.

[2] De Ecclesiis Recanatensi et Lauretana earumque Episcopis commentarius historicus I (Recanati, Badaloni, 1859), 320 sqq. Vgl. auch Sauren a. a. O. S. 62 ff.

[3] *De Santi*, Lit. Lauret. p. 83.

icht unberechtigt, die Entstehung des Litaneientypus der dritten Gruppe in die zte Hälfte des 15. Jahrhunderts zu versetzen. Vielleicht, daß die Geißel der estartigen Krankheiten, unter der Italien in jener Zeit schwer litt, den Anstoß u ihr gegeben hat. Incipiunt Litaniae intemeratae Virginis Mariae, quae icendae sunt tempore tribulationis et tempore quo immineat pestis, utet die Überschrift der Litanei des Compendium orationum [1].

Was das Verhältnis der dritten Gruppe zu den beiden übrigen anlangt, o besteht zwischen ihr und den Litaneien der ersten Gruppe kein erkennbarer Zuammenhang. Anders dürfte es sich dagegen bezüglich des Litaneientypus der zweiten Gruppe verhalten. Hier wird der Gedanke an eine Verwandtschaft wohl nicht chlechthin abzuweisen sein. Denn es ist genau derselbe Aufbau, den wir in den Litaneien der zweiten und dritten Gruppe treffen. Aller Wahrscheinlichkeit nach st die zeitlich ältere Gruppe in Bezug auf ihn vorbildlich für den jüngeren Typus der dritten gewesen. Ganz unverkennbar sind aber die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der dritten Gruppe und der Lauretana. Hier wie ort haben wir nicht nur dasselbe Gerüst, sondern auch dieselbe systematische Ordnung in der Folge der Titel. Sind die Litaneien der zweiten Gruppe ein Feld, auf dem die Blumen in bunter Fülle durcheinander stehen, so bietet der Typus der dritten Gruppe und die Lauretanische Litanei das Aussehen eines wohlgepflegten Gartens, in dem gemäß ihrer Art Blümlein bei Blümlein gepflanzt ind. Obendrein sind auch die Anrufungen im ganzen bei beiden dieselben.

Am nächsten steht der Lauretana die von P. Dreves dem 1545 zu Venedig gedruckten Officium B. M. V. entnommene Litanei. Die Anrufung Domus aurea findet sich unter allen sechs bloß in derjenigen, welche Vogel aus einem um 1500 geschriebenen Missale zum Abdruck brachte. Sollte dieser Titel vielleicht auf Loreto hinweisen und das Meßbuch ursprünglich der Santa Casa gehört haben? Leider macht Kanonikus Vogel keine Angaben über die Herkunft des Meßbuches.

In der von P. Dreves veröffentlichten Litanei lesen wir statt Domus aurea Domus et arca. Vielleicht, daß dieser Titel nur eine verderbte Lesart für Domus aurea ist, da auf die Worte Domus et arca alsbald die Anrufung Foederis arca folgt.

Indem wir bezüglich der von P. Dreves mitgeteilten Litanei auf deren früheren Abdruck in diesen Blättern verweisen, geben wir, um einen Vergleich der Litaneien der dritten Gruppe mit der Lauretana zu ermöglichen, die von Vogel zur Veröffentlichung gebrachte Litanei (A) unter Gegenüberstellung der Lauretanischen (B) wieder.

A	B
Kyrie eleison etc.	Kyrie eleison etc.
Sancte Sanctorum Deus,	—
Sancta Trinitas unus Deus,	Sancta Trinitas unus Deus,

[1] *De Santi*, Lit. Lauret. p. 84.

Sancta Maria,	Sancta Maria,
Sancta Dei genitrix,	Sancta Dei genitrix,
Sancta Virgo virginum,	Sancta Virgo virginum,
Mater Christi,	Mater Christi,
—	Mater divinae gratiae,
Mater castissima,	Mater castissima,
Mater purissima,	Mater purissima,
Mater inviolata,	Mater inviolata,
Mater intemerata,	Mater intemerata,
Mater amabilis,	Mater amabilis,
Mater mirabilis,	Mater admirabilis,
Mater misericordiae,	—
Mater divinae gratiae,	—
Mater creatoris,	Mater creatoris,
Mater salvatoris,	Mater salvatoris,
Mater humilitatis,	—
Mater totius sanctitatis,	—
Mater obedientiae,	—
Mater prudentiae,	—
Mater sapientiae,	—
Virgo prudens,	Virgo prudentissima,
Virgo fidelis,	—
—	Virgo veneranda.
Virgo potens,	—
—	Virgo praedicanda,
Virgo clemens,	—
—	Virgo potens,
Virgo clementissima,	—
—	Virgo clemens,
Virgo veneranda,	—
—	Virgo fidelis,
Virgo praedicanda,	—
Virgo pulcherrima,	—
Virgo sacra,	—
Virgo benedicta,	—
Virgo speciosa,	—
Virgo formosa,	—
Speculum iustitiae,	Speculum iustitiae,
—	Sedes sapientiae,
Causa nostrae laetitiae,	Causa nostrae laetitiae,
Vas spirituale,	Vas spirituale,
Vas honorabile,	Vas honorabile,
Vas insigne devotionis,	Vas insigne devotionis,
Vas totius sanctitatis,	—

mystica,	Rosa mystica,
s Davidica,	Turris Davidica,
s eburnea,	Turris eburnea,
s aurea,	Domus aurea,
ris arca,	Foederis arca,
caeli,	Ianua caeli,
matutina,	Stella matutina,
rior luna,	—
tium Deitatis,	—
s divinitatis,	—
us Sancti secretarium,	—
us Sancti habitaculum,	—
us Sancti solatium,	—
ius Salomonis,	—
tium Paradisi,	—
ia castitatis,	—
virginitatis,	—
infirmorum,	Salus infirmorum,
ium peccatorum,	Refugium peccatorum,
latrix afflictorum,	Consolatrix afflictorum,
ius caelorum,	—
hortorum,	—
—	Auxilium christianorum,
ia Angelorum,	Regina Angelorum,
ia patrum sanctorum,	—
ia viginti quattuor seniorum,	—
ia patriarcharum,	Regina patriarcharum,
ia prophetarum,	Regina prophetarum,
ia apostolorum,	Regina apostolorum,
ia evangelistarum,	—
ia innocentium,	—
ia martyrum,	Regina martyrum,
ia confessorum,	Regina confessorum,
ia virginum,	Regina virginum,
ia sanctorum omnium,	Regina sanctorum omnium,
s Dei etc.	Agnus Dei etc.

nterſchied zwiſchen beiden Litaneien iſt, wie aus der Gegenüberſtellung weſentlicher, nicht einmal ein bedeutender. Die Umſtellung einiger e Auslaſſung mehrerer anderer ſind es faſt allein, wodurch ſie von- eichen. Es giebt nur zwei Titel in der Lauretana, die ſich in A . Sedes sapientiae und Auxilium christianorum. Daß jedoch er erſte der beiden den Litaneien der dritten Gruppe überhaupt nicht n, ergiebt ſich beiſpielsweiſe aus den zwei von P. Dreves veröffent- ien, von denen die eine wie die andere ihn aufweiſt.

Fassen wir das bisher Gesagte kurz zusammen, so ergiebt sich:

1. Muttergotteslitaneien begegnen uns nachweislich seit dem 12. Jahrhundert. Anfänglich in ihrer Komposition völlig der Litanei von allen Heiligen nachgebildet, vereinfachen sie sich gegen Ende des Mittelalters in der Weise, daß nur noch Eingang, Schluß und Titel übrig bleiben.

2. Die Litaneien der ersten Gruppe stehen in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zur Lauretana. Höchstens kann ihnen ein sehr entfernter, ganz allgemeiner Einfluß auf deren Entstehung zugeschrieben werden, sofern sie nämlich als Litaneien zur allerseligsten Jungfrau Anregung für die Abfassung anderer Marienlitaneien bieten konnten.

3. Auch die Litaneien der zweiten Gruppe sind der Lauretana nicht unmittelbar verwandt; da sie jedoch bezüglich des Aufbaues das Vorbild für die Litaneien der dritten gewesen sein werden, darf eine mittelbare Verwandtschaft mit derselben wohl nicht verneint werden.

4. Zwischen der Lauretanischen Litanei und denjenigen der dritten Gruppe besteht unzweifelhaft ein nächster Zusammenhang.

Es bleibt also noch übrig, die Art dieser verwandtschaftlichen Beziehung festzustellen, genauer, zu bestimmen, ob die Lauretana eine vereinfachte Redaktion des Litaneientypus der dritten Gruppe ist, oder ob wir die zu dieser gehörigen Litaneien als Erweiterungen der Lauretana zu betrachten haben.

Zu dem Ende könnte es vielleicht genügen, den Inhalt beider zu prüfen und miteinander zu vergleichen. Denn die Wahrnehmung, daß der Litaneientypus der dritten Gruppe in sechs Rezensionen vorliegt, welche nach der einen Seite in nicht wenigen Lesarten auseinandergehen, auf der andern aber eine Reihe der Lauretana nicht angehörender, eigenartiger Titel gemeinsam haben, kann wohl kaum anders als auf sein zeitliches Früher gegenüber der Lauretanischen Litanei gedeutet werden. Sie spricht entschieden mehr dafür, daß diese eine verkürzte, das System in der Folge der Anrufungen noch schärfer betonende Redaktion einer Litanei der dritten Gruppe sei, als daß letztere sich aus erweiterten Bearbeitungen der Lauretana zusammensetze. Woher im letzten Falle bei allen sechs Litaneien die eigentümliche Übereinstimmung?

Allein wir dürfen uns nicht auf einen bloßen Vergleich des Inhaltes der Lauretana und der Litaneien der dritten Gruppe beschränken. Zur volleren Klarstellung der Sachlage ist es notwendig, den Zeitpunkt nach Möglichkeit zu bestimmen, in dem uns die Lauretanische Litanei zum erstenmal begegnet. Erscheint sie später auf dem Plan als der Litaneientypus der dritten Gruppe, so darf das als hinlängliches Zeichen ihres Abhängigkeitsverhältnisses von demselben angesehen werden.

Man hat behauptet, es sei die Lauretana bereits am Ende des 15. Jahrhunderts zu Loreto in Gebrauch gewesen [1]. Zum Beweise berief man sich auf eine im Schatz von Loreto vor dessen Beraubung durch Napoleon I. befindliche Silber-

[1] *Murri*, Dissertazione critico-istorica sulla identità della Santa Casa p. 137. Sauren a. a. O. S. 17.

atte, auf der die Lauretaniſche Litanei und darunter der Name des Geſchenk-
bers, eines Paulus Sabellius, Princeps Albani et Orator Caesaris, ein-
graben war. Man verſtand nämlich unter dieſem Paulus Sabellius den Kar-
inal Savelli († 1498)[1].

Wäre dieſe Annahme richtig, ſo wäre freilich das Vorhandenſein der Lauretana
reits für das Ende des 15. Jahrhunderts unwiderleglich dargethan. Allein der
nzige Kardinal Savelli, der damals lebte, hieß Johannes Baptiſta und war oben-
rein weder Fürſt noch kaiſerlicher Geſandter. Der Geſchenkgeber der Platte lebte
ielmehr ein volles Jahrhundert ſpäter; es iſt der 1632 verſtorbene Paolo Savelli,
er 1607 von Paul V. zum Fürſten von Albano gemacht wurde und in der
irche Aracöli zu Rom ſein Grab gefunden hat[2]. Die Votivplatte kann alſo
icht vor 1607 nach Loreto geſchickt worden ſein.

Wendet man hiergegen ein, daß ja doch ſchon Turſellini († 1599) die
latte in ſeiner Historia Lauretana[3] erwähnt, daß ſie alſo auch nicht von
em genannten Paolo Savelli herrühren könne, ſo iſt zu beachten, daß die
agliche Notiz, wie P. de Santi nachgewieſen hat[4], nicht von Turſellini ſtammt,
ndern erſt 1726 in die venetianiſche Ausgabe der Historia Lauretana kam.
us dieſer gelangte ſie auch in den 1837 zu Loreto erſchienenen (jüngſten) Neu-
ruck, dem ſie dann Sauren entnahm[5].

Das zweite Viertel des 16. Jahrhunderts bringt einige Nachrichten, aus
enen ſich ergiebt, daß es damals in Loreto Sitte war, bei gewiſſen Gelegen-
eiten die Litanei zur Mutter Gottes zu ſingen. Das geſchah z. B. ſeitens des
kapitels, als am 10. November 1531 der Grundſtein zu der Marmorumkleidung
es heiligen Hauſes gelegt wurde[6]. Auch an den Samstagen muß um jene Zeit
chon eine ſolche Gepflogenheit beſtanden haben. Denn wenn 1547 der Lauretaner
Kanonikus Johannes von Albona den Auguſtinern zu Recanati 100 Goldgulden
vermacht mit der Beſtimmung, es ſolle an allen Samstagen eine heilige Meſſe
geleſen und dabei die Muttergotteslitanei geſungen oder gebetet werden, ſo wird
er ähnliches wohl zu Loreto wahrgenommen haben[7].

---

[1] Murri meint ſogar, es ſei der Kardinal Savelli der Verfaſſer der Litanei, da er auf der Platte weder bemerkt habe, daß er ſelbige als Ex voto noch zur Dankſagung geſtiftet. Hierdurch gebe er ſich, wie es ſcheine, ſtillſchweigend als Verfaſſer zu erkennen. Ihre Beſtätigung erhalte dieſe Mutmaßung durch eine perenne tradizione. Für was alles es doch nicht perenni tradizioni, beſtändige Überlieferungen giebt!

[2] In der Grabſchrift heißt es: A Ferdinando II. sub imperii initium ad Sed. Apost. de more orator allegatus deindeque ordinarius legatus apud P. M. a Caesare constitutus. Da Paolo Savelli ſich auf der Silberplatte noch nicht legatus ordinarius, ſondern orator nennt, muß dieſelbe um 1620 geſtiftet worden ſein; denn Ferdinand II. wurde 1619 Kaiſer.

[3] Laureti (edit. noviss.) 1837, p. 247.

[4] Lit. Lauret. p. 17 sg. [5] Lauretaniſche Litanei S. 17.

[6] *Vogel*, De Ecclesiis Recanatensi et Lauretana I, 315. [7] Ibid.

Leider iſt nicht erſichtlich, was es für eine Litanei geweſen iſt, die damals in Loreto in Gebrauch war.

Zum erſtenmal begegnet uns die Lauretana unter dem bloßen Titel Litaniae B. M. V. im Beginn des letzten Viertels des 16. Jahrhunderts. Sie findet ſich in dem 1576 zu Macerata erſchienenen Werkchen des Lauretaner Erzprieſters Bernardin Cirillo: Trattato sopra l' historia della Santa Chiesa et Casa della gloriosa Madonna Maria Vergine di Loreto (f. 110)[1]. Mit Sicherheit hat ſie bislang für eine frühere Zeit nicht nachgewieſen werden können.

Allein man ſagt uns, daß doch Pius V. nach der Schlacht bei Lepanto in die Lauretana den Titel Auxilium christianorum habe einſchieben laſſen. Alſo, folgert man, lag bereits im Jahre 1571 die Lauretaniſche Litanei vor, ja es muß dieſelbe damals ſchon „zu Rom nicht allein bekannt, ſondern auch anerkannt geweſen ſein“ [2].

Allerdings, wenn jene Nachricht richtig iſt; allein ſie iſt ſchwerlich zutreffend.

Sie findet ſich zuerſt ein volles Jahrhundert nach dem Tode des Papſtes in deſſen von dem franzöſiſchen Dominikaner Feuillet 1674 geſchriebener Biographie. Ein Beleg für die Erzählung wird nicht beigebracht. Vor 1674 geſchieht ihrer abſolut keine Erwähnung. Beſonders auffällig iſt dieſes Schweigen bei den Zeitgenoſſen und erſten Biographen des heiligen Papſtes Catena[3], Gabuzio[4] und Fuenmayor[5]. Keiner derſelben redet auch nur im geringſten von der angeblich von Pius V. angeordneten Einſchaltung des Titels Auxilium christianorum in die Lauretana. Ebenſo iſt es für den Stand der Sache ſehr bezeichnend, wenn Juſtinus von Miechow, der doch in ſeinen Discursus praedicabiles super Litanias Lauretanas drei volle Predigten über die fragliche Anrufung hat und in denſelben eine Reihe von Siegen, darunter auch den von Lepanto, anführt, welche auf die Fürbitte der Gottesmutter gewonnen wurden, von jenem Faktum mit keinem Worte ſpricht.

Die Nachricht paßt auch nicht wohl zu der Thatſache, daß Pius V. 1571 bei der Veranſtaltung einer offiziellen Ausgabe des Officium parvum B. M. V. die Muttergotteslitanei aus demſelben entfernen ließ. Ebenſowenig ſtimmt ſie zu dem Votum über das Geſuch, welches am 5. Februar 1578 der Archidiakon von Loreto, Julius Candiotti, an Gregor XIII. richtete. Candiotti hatte dem Papſte eine aus Texten der Heiligen Schrift zuſammengeſetzte Muttergotteslitanei (Litanie cavate dalla Sacra Scrittura), welche man damals an den Samstagen, den Vigilien vor den Marienfeſten, den Marienfeſten, den Hauptfeſten des Kirchenjahres und beim Beſuch hoher Perſönlichkeiten in Loreto zu ſingen pflegte, mit der Bitte zugeſandt, er möge dieſelbe in St. Peter wie auch überall da einführen laſſen, wo Andachten zur Mutter Gottes gehalten würden und hinreichend Sänger vorhanden ſeien. Gleichzeitig hatte er eine Litanei senza

[1] *De Santi*, Lit. Lauret. p. 31. [2] Sauren, Lauretan. Litanei S. 19.
[3] Vita del gloriosissimo Papa Pio Quinto. Roma 1586.
[4] De vita et rebus gestis Pii V. Pont. Max. libri sex. Roma 1605.
[5] Vida y hechos de Pio V. Pontefice Romano. Madrid 1595.

musica beigelegt und zudem bemerkt, er werde, falls das nach dem Sinne Sr. Heiligkeit sei, noch andere in musica und senza musica schicken[1]. In seinem Votum bemerkt der römische Theologe, dem die aus der Heiligen Schrift geschöpfte Litanei zur Begutachtung vorgelegt worden war, er halte dieselbe für andächtig und fromm. Doch lege er ihr keinen solchen Wert bei, daß er ihre Einführung in Rom und außer Rom seitens des Papstes für angebracht halte. Sie sei ja nicht einmal jetzt zum erstenmal erschienen; auch passe es sich besser, daß der Apostolische Stuhl in derartigen Dingen sich gebend denn empfangend verhalte. Obendrein habe Pius V. aus dem Officium B. M. V. eine teilweise ähnlich lautende Litanei entfernt. Man möge also diese neue Form, die Gottesmutter zu loben und anzurufen, dem heiligen Hause von Loreto als eine ihm eigentümliche Andacht belassen, oder falls ihre Verbreitung gut scheine, auf privatem Wege dieselbe besorgen.

Wäre die Lauretana in Rom zur Zeit dieses Votums bereits anerkannt gewesen und hätte wirklich Pius V. die Einschaltung des Titels Auxilium christianorum in dieselbe verfügt gehabt, so würde der Theologe in seinem Gutachten ohne Zweifel darauf Bezug genommen haben. Es wäre das ja das einschneidendste Argument und das schwerste Bedenken gegen die neuen Litanie cavate dalla Sacra Scrittura gewesen, in denen die Anrufung Auxilium christianorum weder Platz hatte noch der Natur der Sache nach haben konnte.

Endlich ist es schwer verständlich, wie man zu Loreto kurz nach der behaupteten Einschaltung des Auxilium christianorum durch Pius V. die Litanei, der diese große Auszeichnung zu teil geworden war, hätte beiseite schieben und einer andern, die nicht einmal diesen Titel enthielt, den Vorzug geben können.

Wenn etwas dafür spricht, daß die Lauretana bereits im Jahre 1571 in Loreto in Gebrauch war, dann ist das der Titel Auxilium christianorum. Derselbe findet sich in ihr schon gleich bei ihrem ersten Auftreten im Jahre 1576. Umgekehrt kennt keine Litanei ihn, welche uns aus der Zeit vor der Schlacht von Lepanto begegnet. Nur eine Litanei der dritten Gruppe hat die inhaltlich verwandte Anrufung Advocata christianorum. Es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß der Titel wirklich, wenn auch nicht durch Pius V., anläßlich des Sieges von Lepanto in die Litanei gekommen ist[2]. Natürlich setzt das voraus, daß dieselbe bereits 1571 vorhanden war und Verwendung fand.

Vielleicht wird man auch darauf hinweisen, daß das Schreiben Candiottis an Gregor XIII. die aus der Heiligen Schrift geschöpfte Litanei als litanie moderne bezeichnet, daß also in Loreto vordem eine andere Litanei in Brauch gewesen sein müsse, und daß diese wohl nur unsere Lauretana sein könne. Diesem Einwand

[1] Abgedruckt bei Sauren, Lauretanische Litanei S. 14, nachdem die Tübinger Theol. Quartalschrift zuerst darauf aufmerksam gemacht. Genauer bei *de Santi*, Lit. Lauret. p. 32.

[2] Den Anstoß dazu mögen die Soldaten gegeben haben, welche nach dieser Schlacht zahlreich nach Loreto strömten, um der Gottesmutter für ihre Hilfe zu danken

gegenüber wäre indessen darauf aufmerksam zu machen, daß der Brief Candiottis nicht bloß von einer, sondern von vier Litaneien spricht. Es braucht also keineswegs die Lauretanische Litanei zu sein, welche durch die Litanie cavate dalla Sacra Scrittura verdrängt wurde.

Indessen einmal zugegeben, es sei wirklich die Lauretana diejenige gewesen, welche durch diese litanie ersetzt wurde, so ist auch dann nicht viel gewonnen. Denn allem Anschein nach sind letztere erst im Beginn des dritten Viertels des 16. Jahrhunderts entstanden. Zum erstenmal begegnen uns dieselben im Jahre 1575 in Gestalt einer Komposition des Franziskanerkonventualen und Lauretaner Chordirigenten Costanzo Porta, und noch 1578 konnte sie Candiotti als litanie moderne bezeichnen. Wir kommen also auch bei der Annahme, es sei die Lauretana durch die aus Texten der Heiligen Schrift gebildete Litanei außer Gebrauch gesetzt oder doch ihres Vorranges beraubt worden, in der Datierung derselben nicht weit über das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts hinaus.

Inhalt wie Auftreten der Lauretana sprechen also in gleicher Weise dafür, daß wir dieselbe nicht als Vorlage, sondern als vereinfachte Bearbeitung des Litaneientypus der dritten Gruppe anzusehen haben.

Was die Heimat der Lauretanischen Litanei anlangt, so scheint Sauren zur Ansicht zu neigen, ihr Ursprung sei nicht zu Loreto zu suchen, vielmehr sei sie von Pilgern dorthin gebracht worden. „Für dieselbe", sagt er, „spricht zunächst die erwähnte silberne Platte, auf welcher die Litanei eingraviert und die von außen her nach Loreto geschickt worden war; sodann die Bemerkung Rieras bezüglich der Litanei, welche die nach Loreto kommenden Pilger zu singen pflegten; endlich der Umstand, daß Pius V. dieser Muttergotteslitanei das Auxilium christianorum einfügen ließ zu einer Zeit, wo sie in Loreto höchstens nur sekundäres Ansehen genoß, ein Beweis, daß sie außerhalb Loretos und namentlich in Rom höher geschätzt wurde als in Loreto." Allein die Silberplatte stammt erst aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts, d. i. einer Zeit, da die Lauretana schon lange zu Loreto in Gebrauch war. Was die Einfügung des Auxilium christianorum in die Lauretanische Litanei durch Pius V. und die von Sauren daraus gezogene Schlußfolgerung anlangt, so ist darüber schon oben das Nötige gesagt worden. P. Riera, seit 1554 Pönitentiar zu Loreto, aber spricht in seiner Historia almae Domus Lauretanae nirgends von einer Muttergotteslitanei, „welche die nach Loreto kommenden Pilger zu singen *pflegten*". Vielmehr erzählt er bloß, es sei (ca. 1559) eine Prozession von etwa 3000 Veronesen nach Loreto gekommen, deren Teilnehmer zur Absingung der Litanei der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen, von Psalmen und Hymnen Ordensleute bestellt. Zum Platz (bei der Kirche) gekommen, hätten sich die Pilger wiederholt zu Boden geworfen, Maria gegrüßt und gefleht: Sancta Maria de Laureto, ora pro nobis; dann seien sie mit brennenden Kerzen voll Andacht zum Gotteshaus gezogen, wobei sie beständig gerufen: Sancta Maria, ora pro nobis[1].

[1] c. 18, p. 118, veröffentlicht im Teatro istorico della Santa Casa Nazarena (Roma 1732), vol. I.

Aber wenn auch Riera so berichtet hätte, wie er es gethan haben soll, so würde auch dann nicht folgen, daß die Pilger die Litanei nach Loreto gebracht. Oder ist es nicht natürlicher, anzunehmen, dieselben hätten sich bei ihrer Wallfahrt derjenigen Muttergotteslitanei bedient, die sie in der Santa Casa im Gebrauch vorfanden? Ähnlich pflegen es doch sonst die Pilger zu machen.

Unseres Erachtens ist es am wahrscheinlichsten, daß Loreto die Heimat unserer Lauretana ist. Dort begegnet sie uns zuerst. Von dort verbreitet sie sich unter dem Namen „Lauretanische Litanei" in alle Länder. Sie wird darum auch wohl zu Loreto aus einer der Litaneien der dritten Gruppe sich gebildet haben.

Als die Lauretana zum erstenmal in der Öffentlichkeit erscheint, hat sie noch keineswegs die Bedeutung, die sie in der Folge erhielt. Sie war weder allein noch vornehmlich zu Loreto im Gebrauch. Den Vorrang hatten die schon mehrfach erwähnten Litanie cavate dalla Sacra Scrittura [1]. So blieb es jedoch nicht. Aus nicht ersichtlichen Gründen trat diese Litanei allmählich in den Hintergrund. Noch im Laufe desselben Jahres, in dessen Beginn Candiotti Papst Gregor XIII. um die allgemeine Einführung der aus Schrifttexten zusammengesetzten Muttergotteslitanei gebeten hatte, erschien ein Pilgerbüchlein in Macerata: L' Historia di Santa Maria di Loreto di Girolamo Angelita. Tradotta in lingua volgare da M. Giulio Cesare Galeotti d'Ascisi (sic), in dem sich bloß die Lauretana unter der bezeichnenden Überschrift Litanie che si cantano nella Santa Casa ogni Sabbato e feste della Madonna findet. Bemerkenswert dabei ist auch, daß sie in demselben nicht wie im Trattato Cirillos mit dem Gebet Gratiam tuam quaesumus, sondern mit der spezifisch Lauretanischen Oration Pietate schließt. Die zweite Auflage der Historia aus dem Jahre 1580 enthält zwar auch die Litaniae ex Sacra Scriptura depromptae, jedoch an zweiter Stelle und mit der gewöhnlichen Oration Gratiam tuam quaesumus. Dieselben waren also damals zwar noch nicht außer Gebrauch gekommen, doch hatten sie schon der Lauretana den Vorrang abtreten müssen.

1587 verlieh Sixtus V., der große Wohlthäter und Freund Loretos, für das Abbeten der Muttergotteslitanei, wie sie in Domo B. M. V. zur Verwendung komme, d. i. unserer Lauretana, einen Ablaß von 200 Tagen, indem er zugleich bestimmte, daß auch die Prediger, welche die Gläubigen zu dieser frommen Übung ermuntern, und überhaupt alle, welche sich deren Verbreitung angelegen sein lassen würden, denselben gewinnen sollten [2].

Schon früher hatte Gregor XIII. allen, welche an den Samstagen vor dem Altar einer Rosenkranzkapelle die Muttergotteslitanei singen oder anhören und zugleich sonstige Gebete verrichten würden, einen Ablaß von 100 Tagen verliehen.

---

[1] Vgl. den Brief Candiottis an Gregor XIII. Im Trattato Cirillos nehmen die Litaniae ex Sacra Scriptura depromptae, quae in alma Domo Lauretana omnibus diebus Sabbati, Vigiliarum et Festorum B. V. decantari solent, die erste Stelle ein. Die Lauretana steht unter dem bescheidenen Titel Aliae Litaniae B. M. V. an zweiter.

[2] Bulla Reddituri 11. Iulii 1587, n. 4.

1584 hatte er denſelben dahin erweitert, daß man ihn auch vor jedem andern Altar und ebenſo wie an den Samstagen an den Muttergottesfeſten gewinnen konnte[1]. Von einer beſtimmten Form der Muttergotteslitanei iſt in dem betreffenden Breve keine Rede. Es handelte ſich in ihm auch nicht ſowohl um Indulgenzierung der Litanei als ſolcher, als vielmehr einer aus dem Abſingen oder Anhören einer Muttergotteslitanei beſtehenden öffentlichen Andacht. Der Ablaß Sixtus' V. unterſchied ſich alſo von demjenigen Gregors XIII. einmal ſofern er nur mit einer beſtimmten Form der Marianiſchen Litanei verbunden, dann ſofern er für jedes Abbeten derſelben gewährt wurde.

Die Ablaßverleihung Sixtus' V. beweiſt, daß 1587 nur noch die jetzige Lauretaniſche Litanei zu Loreto üblich war. Andernfalls hätte der Papſt ja die Litanei, welche er indulgenzieren wollte, näher beſtimmen müſſen. Es waren demnach die andern Litaneien, insbeſondere die Litaniae ex Sacra Scriptura depromptae, bis dahin außer Gebrauch gekommen. Wie es ſcheint, dürfte Rutilio Benzoni, ſeit Ende 1586 Biſchof von Loreto, einen beſondern Anteil daran gehabt haben, daß unſere Lauretana in der Santa Caſa zur Alleinherrſchaft gelangte[2]. Als er 1588 eine dreitägige Diözeſanſynode hielt, ließ er dieſelbe an jedem Tage feierlich von dem geſamten verſammelten Klerus ſingen[3]. In den der Bulle Sixtus' V. folgenden Ausgaben des Pilgerbüchleins Angelitas iſt nur noch die Lauretaniſche Litanei zu finden.

Die Ablaßverleihung Sixtus' V. bedeutete unzweifelhaft eine Approbation der Lauretana. Einen offiziellen Charakter hatte ſie derſelben aber nicht verliehen. Noch waren andere Texte der Marianiſchen Litanei bei öffentlichen Andachten ebenſo zuläſſig wie ſie und thatſächlich auch in Gebrauch. Es beweiſt das z. B. die von Paleſtrina unter dem Titel Litaniae Deiparae Virginis, quae in sacellis Societatis Rosarii ubique dicatis concinuntur, im Jahre 1593 herausgegebene Litanei.

Die Sache wurde erſt anders durch die Konſtitution Klemens' VIII. vom 6. September des Jahres 1601[4]. Die Abfaſſung und Verbreitung neuer Litaneien hatte ſich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in einem Maße entwickelt, daß ſie um die Wende desſelben zu einem wirklichen Unweſen geworden war[5].

---

[1] *De Santi*, Lit. Lauret. p. 104.

[2] *Rutilii Benzoni* Romani, Lauretani necnon Recanatensis episcopi Dissertationes et Commentaria in Beatissimae Virginis Canticum Magnificat (Douay 1626) p. 89.

[3] *Vogel*, De eccl. Recanat. et Lauret. comment. hist. p. 316.

[4] Bullar. Rom. (edit. Taurin.) X, 732.

[5] Ein zu Venedig 1599 gedruckter Thesaurus sacrarum precum enthält ſechs, der Thesaurus Litaniarum des P. Sailly S. J. aus dem Jahre 1588 ſieben, der Fasciculus sacrarum Litaniarum von 1600, das Erſtlingswerk der Hausdruckerei Wilhelms von Bayern, vier Marianiſche Litaneien. Ein zu Köln 1626 von Johannes Kinkius herausgegebener und dem Kurfürſten Arnold gewidmeter Thesaurus precum beglückte die Welt ſogar mit zwölf derſelben.

Um demselben wirksam entgegenzutreten, verbietet der Papst, irgend welche Litaneien ohne besondere Approbation der Ritenkongregation herauszugeben und bei öffentlichen Andachten zu gebrauchen. Eine Ausnahme wird nur gemacht für die Litanei von allen Heiligen, die Namen-Jesu-Litanei und die Lauretana. Es waren 25 Jahre nach ihrem ersten Auftreten, daß die Lauretanische Litanei in dieser Weise offizielle kirchliche Anerkennung erlangt hatte und aus einer Muttergotteslitanei die Muttergotteslitanei geworden war.

In Rom scheint die Lauretana kaum weit vor 1587 in Gebrauch gekommen zu sein. Bemerkenswert ist, daß die Komposition, welche Palestrina 1593 in Druck gab, als Text eine sehr frei bearbeitete Litanei der dritten Gruppe hat, während eine von ihm komponierte Lauretanische Litanei erst in unsern Tagen aus dem Staub der Manuskripte hervorgeholt und veröffentlicht wurde. Die Sitte, an den Samstagen und den Marienfesten die Lauretanische Litanei zu singen, läßt sich in Rom mit Sicherheit nur bis zum Jahre 1597 verfolgen. Damals stiftete nämlich der Kardinal Franziskus Toledo an S. Maria Maggiore eine sogen. Capellania von zwölf Priestern, welche die besondere Aufgabe hatten, an den Samstagen und den Muttergottestagen vor dem dortigen Gnadenbild die Lauretana zu singen[1].

Früh erscheint die Lauretanische Litanei in Deutschland. Sie begegnet uns daselbst mitsamt der aus Stellen der Heiligen Schrift gebildeten, schon in dem 1578 zu Ingolstadt von P. Johannes Perellius S. J. herausgegebenen Thesaurus piarum et christianarum institutionum in usum catholicae iuventutis, praesertim vero sodalitatis Deiparae Virginis. Es ist das wohl ihr erstes Erscheinen auf deutschem Boden. Perellius entnahm sie wie ihre Gefährtin dem Trattato Cirillos. Von nun an findet sie sich sehr häufig bald allein, bald mit den Litaniae ex Sacra Scriptura depromptae in den Gebetbüchern. Letztere Litanei behält darin noch lange den Titel bei, unter dem sie in dem Thesaurus des Perellius erschien: Litaniae Deiparae Virginis ex Sacra Scriptura depromptae, quae in alma Domo Lauretana omnibus diebus Sabbati etc. decantari solent, selbst als sie in Loreto schon längst zu den Toten und Begrabenen zählte, so z. B. noch in dem 1623 zu Köln bei Johannes Krith im Hahnen erschienenen Thesaurus precum. Einen besondern Anteil an der Verbreitung der Lauretana hatten die so segensreich wirkenden Marianischen Sodalitäten, wie die zahlreichen für dieselben seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts von den Jesuiten herausgegebenen Handbüchlein beweisen. Jetzt ist sie ein Gemeingut der ganzen katholischen Welt.

---

[1] *De Santi*, Lit. Lauret. p. 45.

J. Braun S. J.

Rezenſionen.

Monumenta Romana Episcopatus Vesprimiensis. Munificentia *Caroli L. B. Hornig,* episcopi Vesprimiensis, edita a Collegio historicorum hungarorum Romano. Tomus I. 1103—1276. (CLX et 410 p.) Tomus II. 1276—1415. (CIV et 468 p.) Fol. Budapestini 1896 et 1899.

Ein Biſchof aus altem ungariſchen Magnatengeſchlecht, Graf Ignaz Batthyani war es, der gegen die Wende des vorigen Jahrhunderts als Oberhirte der Kirche von Siebenbürgen für die Pflege der Heimatkunde und für die Erhaltung der aus hundertjährigen Ruinen noch geretteten kirchengeſchichtlichen Dokumente mit ſeltenem Verſtändnis eine entſprechende ſchöpferiſche Thätigkeit vereinigt und durch fürſtliche Freigebigkeit dieſelbe fruchtbar zu machen gewußt hat. Seine Leges Ecclesiasticae regni Hungariae (1785—1827) ſind ein Ehrendenkmal, das er nicht nur ſich, ſondern der Kirche Ungarns auf ewige Zeiten errichtet hat. Dieſes Beiſpiel hochgeſinnter vaterländiſcher Begeiſterung iſt an den ungariſchen Kirchenfürſten der Folgezeit nicht wirkungslos vorübergegangen. Noch war nicht das vatikaniſche Archiv dem Wiſſensdrang der Forſcher erſchloſſen worden und hatte den nie ganz erſtorbenen Sinn für die tiefere Ergründung der kirchlichen wie vaterländiſchen Vergangenheit zur hellen Flamme entfacht — nur Theiner hatte 1859/60 ſeine zwei Bände Vetera monumenta historica Hungariam sacram illustrantia ans Licht gegeben —, als unter dem Mäcenate des Kardinal-Erzbiſchofs Simor von Gran 1874 ein fürſtlich ausgeſtattetes Urkundenwerk, die Monumenta ecclesiae Strigoniensis, hervorzutreten begann. Kaum hatte dann der Vatikan für die ganze Welt ſeine unerſchöpflichen Archive geöffnet, ſo ermöglichte auch ſchon der hochherzige Opferſinn der ungariſchen Biſchöfe, Äbte und Kapitel eine neue, noch umfaſſendere und bedeutungsvollere Publikation. Der monumentalen wiſſenſchaftlichen Leiſtung des Abtes Knauz unmittelbar auf dem Fuße folgte 1884—1891 die impoſante Bändereihe der Monumenta Vaticana Hungariae.

Dem ſo mächtig wieder erweckten Sinn für die geheiligte Vorzeit der vaterländiſchen Kirche gab die Millenarfeier des Jahres 1896 neue Nahrung. Ihren begeiſternden Eindrücken verdankt man die Sammlung und prachtvolle Neuausgabe der Werke Pazmánys, des Ruhmes der ungariſchen Kirche; ſie gab auch den Anſtoß zu der großartigen Urkunden-Edition des Bistums von Veſprim, von welcher die erſten beiden Bände zur Anzeige vorliegen; iſt doch dieſe Diözeſe unter

allen in Ungarn an Alter eine der ehrwürdigsten, die, zumal wenn in ihrer ganzen ehemaligen Ausdehnung betrachtet, auch an geschichtlicher Bedeutung hinter keiner andern zurücksteht.

Die Kirche von Veszprim führt ihre Anfänge auf den heiligen König Stephan, ihre Gründung auf den Frommsinn der hl. Gisela zurück. Die Stadt selbst — „Weißbrunn", so pflegte dermaleinst der gelehrte Deutsche ihren Namen zu erklären, von einer am Fuße des von der Bischofsburg gekrönten Hügels entspringenden Quelle — war nicht nur vor alters eine als fast uneinnehmbar geltende Festung, sie rühmte sich auch, der einstige Sitz der Könige und die erste Heimstätte einer ungarischen Hochschule gewesen zu sein. Der ehemalige Sprengel erstreckte sich noch über einen großen Teil der heutigen Erzdiözese Gran und umschloß fast alle für die Nationalgeschichte besonders geheiligten Stätten. Ihm gehörte zu die alte Festung Buda, seit dem 12. Jahrhundert die Hauptstadt des Reiches; ihm war unterworfen Stuhlweißenburg, mit den Gräbern des hl. Stephan und des hl. Emmerich, für lange Zeit der Sitz der Reichssynoden und der Schauplatz der Königskrönung: in seinen Grenzen lag Visegrád, das in seiner Königsburg die Krone des hl. Stephan und die Reichskleinodien bewahrte. Die Diözese konnte mehrerer ansehnlicher Kollegiat-Kapitel und mächtiger alter Abteien des Benediktiner-, Cistercienser- und Kartäuserordens sich rühmen. Hier blühten die Söhne des hl. Dominikus, und die Franziskaner wie die Pauliner-Eremiten zählten zahlreiche Niederlassungen.

Es ist gewiß eine glückliche Eingebung gewesen, die Urkunden, die auf die kirchliche Entwicklung und Ausgestaltung dieses altehrwürdigen, für die nationale Geschichte so bedeutsamen Sprengels sich beziehen, in einem monumentalen Werke zu vereinigen. Notwendig wird ein solches Werk vieles Wertvolle dem Untergange oder der Vergessenheit entreißen, vieles, was für die Geschichte der Gesamtkirche von Nutzen ist, dem Forscher des Auslandes zugänglich machen. Es fällt das um so mehr ins Gewicht, als außer dem Erzbistum Gran und dem Bistum Zagrab nur Veszprim allein etwas Namhaftes von seinen alten Archivbeständen gerettet hat, und auch unter den großen Abteien nur eine einzige einer gedruckten Urkundensammlung sich rühmen kann.

Praktische Rücksichten, aber mehr noch die Gesinnung pietätsvoller Hingabe an den Einheitsmittelpunkt der Kirche haben den hochsinnigen Veranstalter der Sammlung, den derzeitigen Bischof von Veszprim, Karl Freiherrn von Hornig, dahin bestimmt, diejenigen urkundlichen Zeugnisse, welche den Wechselbeziehungen zwischen seinem Bischofsitze und dem Heiligen Stuhle ihr Entstehen verdanken, abgesondert von denen rein lokaler oder nationaler Natur, welche wieder eine Sammlung für sich bilden sollen, in dem vorliegenden Prachtwerke zu vereinigen.

Eine solche, mit fürstlicher Munificenz ausgestattete wichtige Urkundensammlung wird stets und überall die Blicke des Forschers wie des Geschichtsfreundes anerkennend auf sich ziehen. Hier aber wird die Freude über das imposante Unternehmen wesentlich noch durch den Umstand gesteigert, daß der erste jetzt lebende Historiker Ungarns, Dr. Wilh. Fraknói, dem wir schon so manche schöne wissenschaftliche Leistung verdanken, der Biograph des Kardinals Pazmány und des

Königs Matthias Corvinus, die Herausgabe in seine Hände genommen hat und in Rom selbst, das ihm zur zweiten Heimat geworden ist, mit kundig geübter Hand aus immer reichen Quellen schöpft.

Allerdings ist nicht der gesamte Inhalt dieser Bände römischen Archiven entnommen. Es ist bekannt, daß infolge der mannigfachen Wechselfälle und Stürme, die im Laufe der Zeiten über die Inhaber des Heiligen Stuhles dahingegangen sind, ein sehr großer Teil der päpstlichen Archivbestände unwiederbringlich verloren ist. Erst vom 13. Jahrhundert an, und selbst da noch nicht ohne große Lücken, finden sich die Regestenbände der päpstlichen Schreiben. Zum Glück aber ist manches, was in Rom oder Avignon verloren ging, daheim in Ungarn gerettet worden. Gleich zum ersten der vorliegenden Bände, der die Periode 1103—1276 umfaßt, haben die Archive von Vesprim 18, das reiche Klosterarchiv der berühmten Abtei Martinsberg 37, das Kgl. Reichsarchiv 11, das erzbischöfliche von Gran 4 Urkunden gestellt, während von bereits gedruckten, deren Originalien meist nicht mehr vorhanden sind, 20 Stücke Aufnahme gefunden haben. Von den 201 Nummern dieses Bandes haben sonach nicht mehr denn 112 Rom zu ihrem Fundort. Weit ausgiebiger haben aber bereits für den II. Band mit seinen 499 meist ungedruckten und unbekannten Nummern die römischen Archive in Anspruch genommen werden können. Ohne Zweifel wird für die folgenden Perioden diese Ergiebigkeit sich noch namhaft steigern.

In Bezug auf den Inhalt der veröffentlichten Dokumente läßt ein vierfaches Element sich unterscheiden. Um mit dem Geringeren zu beginnen, sind da zunächst die zahlreichen päpstlichen Pfründeverleihungen und Anwartschaftserteilungen und die diesbezüglichen, aus Ungarn einlaufenden Bittgesuche. Da seit dem 14. Jahrhundert die päpstlichen Verleihungen nicht nur auf höhere kirchliche Stellen, sondern vielfach bis hinab zu den einfachen Benefizien sich erstreckten, so sind derartige Schreiben recht zahlreich und mannigfaltig. Es spiegeln sich in ihnen deutlich die kirchlichen Verhältnisse der damaligen Zeit, auch mit ihren Schatten, aber nicht ohne dem mächtigen Einheitsbewußtsein der abendländischen Christenheit und der einzigen Großartigkeit der päpstlichen Verwaltung lautes Zeugnis zu geben.

Ähnliches gilt von den Schriftstücken, die auf das päpstliche Steuerwesen und die Rechenschaftsablage der päpstlichen Legaten sich beziehen. Auch sie sind in mehr denn einer Richtung lehrreich und verhelfen uns heute zugleich mit den Urkunden erstgenannter Art zu einer Einzelkenntnis der kirchlichen Personen, Pfründen und Körperschaften, daß sie bei dem Verluste so vieler anderer Zeugnisse für die Kirchengeschichte Ungarns geradezu unschätzbar genannt werden müssen.

Ein dritter Bestandteil, wahrhaft eine Perle mitten im reichen Geschmeid, sind die im I. Bande vereinigten Urkunden und Zeugnisse über Leben und Wunder der sel. Margaretha von Ungarn. Ein unvergleichlicher Hauch von Anmut und Poesie schwebt über dieser jungfräulichen Gestalt. Zwei als heilig verehrte Frauen sind ihre Schwestern; Elisabeth von Thüringen und die sel. Jolanthe von Aragon die Schwestern ihres Vaters, und mit der hl. Agnes von Böhmen waren diese hinwieder Geschwisterkind. Und doch auch unter so vielen heiligen Frauen des

hauses Arpad fesselt dieses heilige Kind unwillkürlich den Blick, die echte Blüte eines Stammes, der, ausgehend vom hl. Stephan, dem „apostolischen König", einen hl. Emmerich und einen hl. Ladislaus der Kirche geschenkt hat. Auch für die Geschichte der Mystik ist die sel. Margaretha von hoher Bedeutung. Fast noch Zeitgenossin des hl. Franziskus von Assisi, ist sie die erste Stigmatisierte des Dominikanerordens und als solche der hl. Katharina von Siena um hundert Jahre voraus.

Mehr als das Leben des heiligen Kindes, das in stiller Weltabgeschiedenheit unter Gottes Auge für den Himmel heranblüht, haben die alsbald auf ihren Tod folgenden Bemühungen um ihre Heiligsprechung für den Kirchenhistoriker Wert und Bedeutung. Man kann sich kaum etwas Merkwürdigeres denken als diese unter den eigentümlichsten Wechselfällen vom 13. bis zum 19. Jahrhundert sich hinziehenden Untersuchungen, Verhandlungen und Vorbereitungen zu einer kirchlichen Entscheidung. Voll von Interesse sind daher auch die im Wortlaut vorgelegten Protokolle der zum Zeugenverhör nach Ungarn abgeordneten päpstlichen Kommissäre. Schon nach der sprachlichen Seite hin verdienen sie Beachtung. Jedenfalls aber bekunden sie einen Sinn für „historische Kritik", eine Weisheit, Vorsicht und Zurückhaltung auf seiten der kirchlichen Organe, wie sie von Geistlichen des 13. Jahrhunderts in einer solchen Angelegenheit die heutigen Historiker nicht leicht vorauszusetzen pflegen.

Dem bisher Erwähnten steht an Wichtigkeit natürlich weit voran, was für die großen Angelegenheiten der Kirche von Veszprim, des Papsttums und der ungarischen Nation in diesen beiden Bänden enthalten ist. Große Ereignisse und Bewegungen fallen in diese Zeit; viele merkwürdige, zum Teil hervorragende Persönlichkeiten heben sich aus Ungarns Geschichte ab. Die Angelegenheit der Kreuzzüge mußte das Haus Arpad und seine Getreuen mit dem Papsttum in die lebhafteste Berührung bringen. Die Thronbesteigung des Hauses Anjou an Stelle des erlöschenden einheimischen Königshauses war das Werk der päpstlichen Politik; der Streit mit Johanna von Neapel und der Kriegszug Ludwigs d. Gr. nach Italien und dann das große abendländische Schisma mußten notwendig den Wechselverkehr zwischen den Dienern der Stephanskrone und dem Apostolischen Stuhle steigern. Alles dies hat in den Urkunden jener Zeit seine klar ausgeprägten Spuren eingesenkt und erhält aus ihrer Veröffentlichung jetzt neues Licht. Auch die großen Ahnengestalten der ungarischen Kirche ziehen hier vorüber: die beiden ersten Ungarn, die den römischen Purpur getragen, Stephan de Vansca und Valentin, Kardinal von St. Sabina, wahrlich Männer von Bedeutung, die ersten römischen Legaten, die mächtig in Ungarns Geschicke eingegriffen, ein Philipp von Fermo und Kardinal Gentilis. Aber auch die Reihe der Bischöfe von Veszprim weist imposante Erscheinungen auf. Gleich Bischof Robert (1209—1226) zieht den Blick auf sich durch die so einsichtige wie hochherzige Fürsorge für sein Kapitel nicht minder als durch den priesterlichen Starkmut, mit welchem er dem Ehefrevel König Belas sich widersetzt. Das hohe Lob und das Vertrauen, das von seiten des Papstes ihm zu teil wird, muß von einseitiger Verurteilung zurückhalten, wenn andere Urkunden ihn wieder darstellen im Streit mit seinem [redacted]

zu sein, und nach drei Jahren kehrte jeder in seine ursprüngliche Diözese zurück.

Um mit einem Blick zu erkennen, inwieweit unsere Kenntnis durch die veröffentlichten Schriftstücke Förderung erfahren habe, genügt es, die Liste der Bischöfe von Vesprim bei Gams mit der hier vorliegenden Bischofsreihe zu vergleichen. Nicht nur die Person der Bischöfe ist es übrigens, deren näheres bekannt werden von Wert ist, sondern vielmehr die verschiedenen Wechselfälle der Bischofswahlen. Mit Genugthuung kann man erkennen, daß eine naturgemäße Tendenz des Kapitels, sein freies Wahlrecht zu wahren und zu üben, nicht völlig erstorben war. Dem stand aber von der einen Seite die bald in Güte, bald mit Gewalt sich Geltung verschaffende Einflußnahme des Königshofes entgegen, während von der andern, gemäß den kirchlichen Verhältnissen jener Tage, auch der Papst seine Ansprüche erhob. Wohl gerade diesen Ansprüchen des Papstes war es zu danken, daß die Besetzung der Bischofsstühle nicht völlig zu einer Sache der Hofgunst herabgesunken ist.

Nicht nur ein prachtvoller Druck, sondern auch ein trefflich gearbeitetes Register bei jedem Bande erleichtert wesentlich die Auswertung der hier aufgespeicherten Schätze. Möge es dem hochherzigen Mäcen, welchem das Werk sein Entstehen verdankt, vergönnt sein, an einer glücklichen Vollendung dieses patriotisch-wissenschaftlichen Unternehmens sich noch lange zu erfreuen! Otto Pfülf S. J.

Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. Von F. X. Funk, Professor der Theologie an der Universität Tübingen. Erster Band. 8°. (V u. 516 S.) Preis *M.* 8. Zweiter Band. 8°. (IV u. 483 S.) Preis *M.* 8. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1897 u. 1899.

Abgesehen von zwei Ausnahmen, waren die hier vereinten 46 Abhandlungen alle schon früher einmal in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der Tübinger theologischen Quartalschrift und im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, veröffentlicht worden. Doch handelt es sich bei der neuen Ausgabe nicht nur um Zusammenstellung und Neudruck der früheren Aufsätze. Vielmehr erscheinen manche Abhandlungen in erweiterter und mitunter sogar sehr bedeutend umgearbeiteter Form, so daß, wer die jetzigen Ansichten des Verfassers kennen lernen will, von dem vorliegenden Werk nicht Umgang nehmen kann.

Ihrem Gegenstand nach bewegen sich die „Kirchengeschichtlichen Abhandlungen" fast alle entweder auf dem Gebiet der Patrologie, oder sie behandeln Fragen aus der Geschichte des inneren Lebens der Kirche. In letzterer Beziehung werden namentlich einzelne Punkte aus der Geschichte des Primates und der Konzilien, des Cölibats, der Verwaltung der Sakramente, der Fastendisziplin, der Bilderverehrung, der sozialen Zustände und Ansichten zur Erörterung gebracht, während die patrologischen Arbeiten vorzüglich mit den Fragen nach der Echtheit und der Entstehungszeit einer Reihe von Schriften sich beschäftigen. Der Ton und Stil, in welchem diese Gegenstände behandelt werden, ist der rein wissenschaftliche. Der Verfasser wendet sich nicht an weitere Kreise, sondern an die Fachgelehrten, er will nicht eine zusammenfassende Darstellung des von andern

Geleiſteten und einen Überblick über die geſicherten Ergebniſſe der Forſchung bieten, ſondern ſtellt ſich das Ziel, in die Forſchung einzugreifen und ſie weiter zu führen. Namentlich für ſeine Unterſuchungen über die älteſte kirchenrechtliche Litteratur hat der Verfaſſer auch allſeitig Beachtung und Anerkennung gefunden. Daß die Auseinanderſetzung mit andern Gelehrten in den Abhandlungen und Unterſuchungen einen breiten Raum einnehmen muß, ergiebt ſich aus deren Richtung und Zweck von ſelbſt. Manche der Aufſätze könnte man geradezu Streitſchriften nennen, der Verfaſſer ſagt von ihnen, daß ſie „altherkömmliche Irrtümer berichtigen oder neue Irrtümer in wichtigen Fragen abwehren“. Mit dieſer Richtung des Buches hängt eine gewiſſe Schärfe, man möchte manchmal ſagen, eine gewiſſe Gereiztheit des Tones und der Sprache zuſammen, die ſich namentlich dann geltend machen, wenn die „altherkömmlichen Irrtümer“ angegriffen werden. Nicht jedem wird es gefallen, daß dabei auch harte Worte gegen ſonſt ſehr verdiente Männer fallen. Indes der Verfaſſer entſchuldigt ſich mit der Verſicherung, es ſei ihm nur um die Sache zu thun, und manches wird man auch dem Eifer zu gute halten müſſen, der die katholiſche Wiſſenſchaft gern befreien möchte von Dingen, die ſie — nach des Verfaſſers Anſicht — nur aus übertriebener Verehrung gegen die Vorzeit zu ihrem Schaden mit ſich herumſchleppt.

Sollen wir nun ein Urteil über das vorliegende Buch abgeben, ſo müſſen wir natürlich vor allem die verſchiedenen Arten und Klaſſen unter den darin enthaltenen Abhandlungen auseinanderhalten. Der Verfaſſer iſt vor allem Kritiker, und wo es ſich nur um litterariſche Kritik handelt, ſind ſeine Arbeiten unſeres Erachtens ſehr oft gut und recht gut und immer beachtenswert. Hierher gehören z. B. die Unterſuchungen, welche ſich auf den Barnabasbrief, die Didache, die Apoſtoliſchen Konſtitutionen u. dgl. beziehen. Profeſſor v. Funk befindet ſich hier auf ſeinem eigenſten Arbeitsgebiet; er hat die bezügliche Litteratur genau verfolgt, kennt die hier beſtehenden gelehrten Streitigkeiten und hat ſich ſelbſt wiederholt in ehrenvoller Weiſe an denſelben beteiligt. Mag man alſo auch bei einzelnen Beweisgründen ſeine Bedenken haben und manchmal ſogar geneigt ſein, in der ganzen Frage ſich anders zu entſcheiden als der Verfaſſer, ſo führen ſeine Arbeiten doch in die heute ſo eifrig verhandelten Kontroverſen ein und zeigen die Art und Weiſe, in welcher die heutige Wiſſenſchaft ſich der Löſung der obſchwebenden Fragen zu nähern ſucht. Ein ähnliches Urteil wird man noch über eine Reihe anderer Arbeiten fällen dürfen; wir erwähnen z. B. die Aufſätze zu Tatian, Celſus, die Philoſophumena, über T. Flavius Klemens, das Reſkript an Minucius Fundanus. Wertvoll ſcheinen uns die Unterſuchungen über die letzten beiden Bücher der Schrift gegen Eunomius. Der Verfaſſer will ſie dem Didymus von Alexandrien zuweiſen, und wir meinen, daß der Nachweis gelungen und ſomit dem Verfaſſer eine ſchöne Entdeckung geglückt iſt, über die man ſich nur freuen kann. Ohne Einſchränkung kann man anerkennen die Abhandlungen über die Abendmahlselemente bei Juſtin, den Kommunionritus, die Entſtehung der heutigen Taufform (d. h. der Spendungsweiſe nicht durch Untertauchen, ſondern durch Begießen).

Doch die Hauptſchwierigkeit für den Beurteiler knüpft ſich nicht an Arbeiten die die erwähnten, ſondern an jene, welche auf dem Grenzgebiet zwiſchen Geſchichte und Dogmatik ſich bewegen und von den Vertretern beider Wiſſenſchaften pflegen behandelt zu werden. Es iſt ja bekannt, daß gerade hier der Verfaſſer manchen Widerſpruch erfahren mußte und für die hier einſchlagenden Unterſuchungen eine nur eingeſchränkte und geteilte Anerkennung gefunden hat. Wir haben unſerſeits von den betreffenden Aufſätzen einige ſorgfältig geprüft, nicht nur um eine Rezenſion ſchreiben zu können, ſondern in der aufrichtigen Abſicht, unſer Wiſſen über dieſe nicht unwichtigen Gegenſtände zu erweitern. Wir glauben unſerer Rezenſentenpflicht am einfachſten nachzukommen, wenn wir unſer Urteil zunächſt nicht in ein paar allgemeinen Sätzen zuſammenfaſſen, ſondern die Eindrücke darlegen, welche ſich bei der Prüfung der einen oder andern Arbeit ergaben. Wir nehmen als Beiſpiel gleich die erſte Unterſuchung des erſten Bandes: „Der Primat der römiſchen Kirche nach Ignatius und Irenäus".

Was nun Ignatius angeht, ſo iſt das Neue in dem ihn betreffenden Abſchnitt die Widerlegung Harnacks, und dieſes Neue iſt recht gut. Wenden wir uns alſo zu Irenäus, über deſſen berühmtes Zeugnis vom Primat der Verfaſſer manches bisher noch nicht Geſagte vorzubringen hat. Er geht aus von dem Sätzchen: in qua semper ab his qui sunt undique, conservata est . . . traditio, und ſucht nachzuweiſen, daß der Satz einen Widerſinn enthalte, wenn man das qua auf Rom beziehe. Dann heißt es S. 17, es gebe „nur zwei Möglichkeiten, um über den angeführten Widerſinn hinwegzukommen. Entweder iſt convenire anders als bisher zu verſtehen oder dem Relativſatz eine andere Beziehung zu geben". Als wir dieſe Sätze uns etwas überlegten, kam uns ſofort der Gedanke: es giebt noch eine dritte Möglichkeit. Nämlich das Relativum geht auf Rom, die Präpoſition in iſt aber nicht mit dem Verfaſſer lokal zu faſſen, ſondern inſtrumental, ſo daß in qua bedeutet: durch deſſen Vermittlung, in deſſen Kraft. Als wir näher zuſahen, fanden wir, daß in der That die drei jüngſten katholiſchen Erklärer, Kardinal Franzelin, Wilmers, Chapman, die Sache ebenſo verſtehen. Es iſt alſo nicht unſere Schuld, wenn wir in der Meinung beſtärkt wurden, die angedeutete dritte Möglichkeit dürfe nicht einfachhin ſtillſchweigend bei Seite geſchoben werden. Der Verfaſſer aber erwähnt ſie mit keinem Wort, obſchon der Satz von den „nur zwei Möglichkeiten" die Grundlage ſeiner folgenden Ausführungen iſt.

Doch gehen wir weiter. Am Schluſſe faßt der Verfaſſer ſeine Anſicht in folgenden Sätzen zuſammen:

„Harnack läßt Irenäus die römiſche Kirche als prima inter pares anerkennen. In der That wird ſich aus dem Kirchenvater nicht viel mehr beweiſen laſſen. Auch Cyprian ſteht im weſentlichen auf demſelben Standpunkt. . . . Bei Irenäus iſt daher eine weiter gehende Auffaſſung um ſo weniger zu erwarten. Indeſſen iſt zu bemerken, daß man auch keinen eigentlichen Grund hat, den Primat bei ihm auf jene Bedeutung zu beſchränken. . . . Wenn ihnen [den Worten des Irenäus] ein Beweis für eine weitere Bedeutung des Primates auch nicht zu entnehmen iſt, ſo ſchließen ſie anderſeits eine ſolche nicht aus."

Gegen dieſe Sätze ergab ſich uns zunächſt folgende Schwierigkeit: Anfangs- und Schlußworte möchten ſchwer miteinander zu reimen ſein. Denn die Schlußfolgerung von Cyprian auf Irenäus kann offenbar nicht ſo verſtanden ſein: Cyprian

mag freilich den römiſchen Jurisdiktionsprimat anerkannt haben; ob er das gethan hat, wiſſen wir nicht; aber er hat in ſeinen Schriften dieſer Anerkennung keinen Ausdruck verliehen; alſo wird bei einem Schriftſteller vor Cyprian dieſe Anerkennung ebenfalls nicht zum Ausdruck gekommen ſein. Dieſer Schluß enthielte einen Widerſinn, denn ſehr wohl kann ein älterer Kirchenvater klar über eine Sache reden, von der ein jüngerer in unklaren Ausdrücken ſpricht. Alſo muß der angedeuteten Folgerung dieſer Sinn untergelegt werden: zur Zeit Cyprians beſtand eine höhere Entwicklungsſtufe des römiſchen Primates noch nicht, Cyprians Worte ſchließen eine ſolche poſitiv aus. Alſo beſtand jene höhere Entwicklungsſtufe noch viel weniger vor Cyprian zur Zeit des Irenäus; alſo kann deren Vorhandenſein aus des Irenäus Worten nicht herausgeleſen werden. In dieſem Sinn verſtanden, ſchließt die Folgerung von dem ſpäteren Schriftſteller auf den früheren die Behauptung ein, daß zu des Irenäus Zeit ein römiſcher Primat im weiter entwickelten Sinn nicht beſtand. Dann aber hat Profeſſor v. Funk einen Widerſpruch in ſeine Darſtellung eingeführt, wenn er am Schluß bemerkt, man habe keinen eigentlichen Grund, den Primat bei Irenäus auf „jene Bedeutung", nämlich einen primatus inter pares, zu beſchränken.

Und weiterhin, wie ſollen wir es uns denken, daß Rom unter den übrigen apoſtoliſchen Kirchen prima inter pares ſei, und welcher Art iſt jene Beziehung, unter welcher Rom vor den andern Kirchen etwas voraus hat? Will der Verfaſſer von einem Vorrang der Ehre reden, wie das der gewöhnliche Sinn des Ausdrucks prima inter pares iſt, oder von Roms Gewalt, den übrigen Kirchen Befehle zu geben? Einen bloßen Ehrenvorrang kann er nicht im Auge haben, denn er rechnet nicht nur S. 431 Irenäus und Cyprian zu den „Männern, über deren Verhältnis zu Rom" trotz einzelner gereizter Äußerungen „kein Zweifel" beſteht, ſondern läßt S. 430 auch auf Grund der Irenäusſtelle von der galliſchen Kirche Rom als „Haupt der Geſamtkirche" anerkannt werden. Haupt der Kirche wird Rom aber nicht durch ein paar Ehrenvorrechte. Dürfen wir alſo vielleicht das prima inter pares ſo erklären: Gleichſtehend nicht nur mit der apoſtoliſchen, ſondern überhaupt mit allen Kirchen iſt Rom inſofern, als ſein Biſchof, was die biſchöfliche Würde angeht, eben auch nur ein Biſchof iſt; in der That iſt ja der Papſt ein Biſchof, beſitzt keine höhere Weihe als die andern Biſchöfe und iſt inſofern den andern gleich. Prima dagegen iſt Rom, inſofern ſein Biſchof eben das Recht hat, den andern Biſchöfen Befehle zukommen zu laſſen, und unter dieſer Rückſicht denen übergeordnet iſt, welche in anderer Beziehung ſeinesgleichen ſind. Dieſe Deutung des Wortes vom primus inter pares wäre nicht falſch und ſchlöſſe den eigentlichen Jurisdiktionsprimat ein, aber dem Verfaſſer dürfen wir ſie nicht unterſchieben, denn er will mit dem fraglichen Ausdruck ja eine frühere Entwicklungsſtufe des Primates bezeichnen. Profeſſor v. Funk möge uns alſo die Bemerkung zu gute halten, daß es uns unerfindlich iſt, wie er den von Irenäus auch nach ihm anerkannten Primat mag gedacht haben.

Klarer ſpricht er ſich darüber aus, wie er die Beziehung ſich vorſtellt, unter welcher diese mit den andern Kirchen apoſtoliſchen Urſprungs in gleicher Ordnung [illegible] heißt es S. 21, „betrachtet alle apoſtoliſchen Kirchen auf [illegible] Bewahrerinnen der apoſtoliſchen Lehre, [illegible] certum, und da er an derſelben Stelle [illegible] zuerkennt, die apoſtoliſche Succeſſion [illegible] ihm offen bar alle apoſtoliſchen Kirchen

als ecclesiae principales. Darauf weiſt auch die Prädizierung der römiſchen Kirche hin. Der potentior principalitas ſteht eine einfache principalitas gegenüber, und dieſe beſitzen eben die übrigen apoſtoliſchen Kirchen. Die principalitas iſt ſomit eine Eigenſchaft, welche die römiſche Kirche mit einer Reihe von andern Kirchen gemein hat. Die Eigenſchaft kommt ihr aber nicht bloß in demſelben Maße zu wie den übrigen apoſtoliſchen Kirchen".

Wir ſagen mit Bedauern, daß wir auch zu dieſer Darlegung uns durchweg ablehnend verhalten müſſen. Setzen wir zunächſt die Stelle IV, 26, 2 hierher. Quapropter eis, qui in Ecclesia sunt presbyteris obaudire oportet, his qui successionem habent ab apostolis, sicut ostendimus; qui cum episcopatus successione charisma veritatis certum secundum placitum Patris acceperunt; reliquos vero qui absistunt a principali successione et quocunque loco colligunt, suspectos habere. Hier iſt successio principalis (die authentiſche, rechtmäßige Succeſſion) dasſelbe wie successio ab apostolis, und da Nachfolger der Apoſtel auch für Irenäus alle Biſchöfe ſind, ſo wären die ecclesiae principales nicht nur die unmittelbar von den Apoſteln geſtifteten Kirchen, ſondern überhaupt alle Kirchen, die einen Biſchof haben. Will alſo Profeſſor Funk auf ſeinem Beweisgrund beſtehen, ſo muß er den hl. Irenäus ſchlechtweg jedem Biſchof Unfehlbarkeit zuſchreiben laſſen, während der Heilige III, 3, 1 ſogar von Biſchöfen unmittelbar apoſtoliſcher Succeſſion es als ſelbſtverſtändlich vorausſetzt, daß ſie als Lehrer fallen können. Ebenſo iſt auch in der Stelle III, 3, 2 nicht ausſchließlich die Rede von unmittelbar apoſtoliſchen Kirchen. Die ecclesiae antiquissimae haben freilich vor den andern etwas voraus, inſofern an ſie in Streitfällen die übrigen ſich zu wenden haben (III, 4), aber in Kap. 3, 2 ſpricht Irenäus ganz im allgemeinen von allen Biſchofskirchen, eine Einſchränkung liegt weder im Wortlaut der Stelle noch im Zuſammenhang.

Doch wir wollen dabei nicht länger verweilen. In dem Satze: „Irenäus betrachtet alle apoſtoliſchen Kirchen als Trägerinnen eines charisma veritatis certum", betonen wir nicht ſowohl das Wort „apoſtoliſch" als das Wörtlein „alle". Hier liegt eine Unklarheit und Doppelſinnigkeit. Der Ausdruck „alle apoſtoliſchen Kirchen" kann zunächſt beſagen, daß der Geſamtheit aller Kirchen, inſofern dieſe eine Geſamtheit, ein Ganzes bilden, die Unfehlbarkeit zukommt. In dieſem Sinn iſt der Satz richtig und deckt ſich mit den Worten des hl. Irenäus, drückt aber Rom nicht zur prima inter pares herab. Im Gegenteil, etwas Höheres läßt ſich vom Primat der römiſchen Kirche überhaupt kaum ausſagen, als daß die Übereinſtimmung mit ihr ebenſoviel iſt als die Übereinſtimmung mit der Geſamtkirche, daß alſo eben jene Unfehlbarkeit, welche der Geſamtkirche zukommt, ebenſo auch die römiſche Kirche für ſich allein genommen beſitzt. Weiterhin aber kann der Satz: „alle" apoſtoliſchen Kirchen ſind unfehlbar, bedeuten: jede einzelne dieſer Kirchen für ſich allein genommen beſitzt Unfehlbarkeit. So verſtanden iſt der Satz unrichtig, läßt ſich aber auch bei Irenäus nicht nachweiſen. Man wende nicht ein, am Schluß von Buch III, Kap. 3 ſage doch Irenäus, auch die Kirche von Epheſus ſei „eine wahre Zeugin der apoſtoliſchen Tradition". Derartige Ausdrücke beweiſen für ihre Unfehlbarkeit nicht mehr, als wenn man heute einem Prieſter oder Gläubigen irgend eines deutſchen Bistums ſagte: Dein Biſchof iſt Zeuge der Tradition, alſo mußt du mit ihm übereinſtimmen. Jeder Biſchof iſt das ja wirklich, und muß dafür ſo lange gelten, als ſich gegen ſeine Rechtgläubigkeit kein Zweifel [illegible] dert alſo auch Irenäus Übereinſtimmung mit Epheſus, weil [illegible]ige Kirche die apoſtoliſche Lehre vortrug, was offe[illegible]

deshalb war, weil nie ein Zweifel an ihrer Rechtgläubigkeit verlautet war, ein ſolcher aber hätte laut werden müſſen, wenn ein Abfall vom Glauben eingetreten wäre. Mit Rom dagegen fordert der Heilige Übereinſtimmung von vornherein, wegen eines dieſer Kirche innewohnenden Vorzuges, durch den ſie über jede andere Kirche erhaben iſt. Von ihr heißt es nicht nur, man kann in ihr die apoſtoliſche Tradition erfahren, ſondern man *muß* mit ihr übereinſtimmen, und die Übereinſtimmung mit ihr iſt gleichbedeutend mit der Übereinſtimmung mit der Geſamtkirche. Für uns iſt das genug. Die Sache wird auch nicht weſentlich anders, wenn man necesse mit „naturgemäß" überſetzt, oder convenire von der Romreiſe bei auftauchenden Lehrſtreitigkeiten verſteht.

Auf derſelben S. 21, die uns ſchon ſo lange beſchäftigt hat, behauptet Profeſſor v. Funk zwar gegen Harnack, Irenäus habe der römiſchen Kirche den Primat in irgend einem Sinne zugeſchrieben, meint aber: „Es iſt einzuräumen, daß die Stelle [des Irenäus] die römiſche Kirche nicht als die Mutterkirche erſcheinen läßt. Wollte Irenäus dieſes ſagen, ſo müßte er die römiſche Kirche im vollen Sinne des Wortes als älteſte bezeichnen, und dieſen Sinn konnte er mit dem Prädikat antiquissima nicht verbinden, da ihm nicht unbekannt ſein konnte, daß es noch ältere Kirchen giebt. Es liegt auch kein Grund zu dieſer Annahme vor. Das Wort kann bedeuten: uralt, altehrwürdig, und nach der Sachlage müſſen wir es ſo verſtehen." Wir legen nun auf dieſe Sätze nicht ſo viel Gewicht. Aber trotz der entſchiedenen Sprache haben wir ſie nicht ohne einiges Kopfſchütteln leſen können. Wenn man Rom die Mutter und Lehrerin aller Kirchen nennt, will man dann wirklich nur ſagen, Rom ſei Mutter jener Kirchen, die ſpäter ſind als Rom und an deren Gründung Rom ſelbſt Hand anlegte? Unſerer bisherigen Auffaſſung nach verhält ſich die Sache ſo: Rom wird Mutter genannt, weil nur durch die Verbindung mit Rom die übrigen Kirchen ihr Daſein als Kirchen und das Recht zu ſolchem Daſein erhalten. Getrennt von Rom ſind ſie tot, erſt in der Verbindung mit ihm werden ſie lebendige Glieder am Leibe Chriſti, lebendige Rebzweige am Weinſtock, der Chriſtus iſt. Deshalb verglichen die Väter Rom mit dem Quell des Stromes und mit den lebenſpendenden Organen: radix et matrix ecclesiae catholicae, ecclesia unde unitas sacerdotalis exorta est, origo authentici apostolatus, super quem Christus fundavit ecclesiam. Alſo, nachdem Rom einmal zum Mittelpunkt der Einheit erhoben iſt, erhalten alle Kirchen von dorther die Teilnahme an dem lebenſpendenden Einheitsbund und treten alle, hießen ſie auch Jeruſalem und Antiochien, zu Rom in das Verhältnis von Töchtern zu ihrer Mutter, welche in dieſem Sinn auch die älteſte Kirche genannt wird. Doch für die weſentliche Auffaſſung der Irenäusſtelle ſind dieſe Bemerkungen nicht von großem Belang, und wir verweilen alſo nicht länger dabei.

Wer unſerer Darlegung bis hierher gefolgt iſt, wird uns das Urteil nicht übel nehmen, daß wir uns Profeſſor v. Funks Anſichten in dieſer erſten Abhandlung nicht anſchließen können. Wenn er von einem ſeiner Gegner ſagt, derſelbe ſei „zu ſehr Dogmatiker und zu wenig Hiſtoriker", ſo können wir freilich nicht umgekehrt ſagen, Profeſſor v. Funk ſei zu ſehr Hiſtoriker, denn Hiſtoriker ſein iſt etwas Gutes, und etwas Gutes iſt man nie zu viel. Wohl aber dürfen wir behaupten, er ſei zu wenig Dogmatiker inſofern, als er die Darlegungen der Theologen auch dort, wo dieſe durchaus kompetent ſind, als nicht vorhanden betrachtet. Die Folge davon iſt, daß neben ſeinen andern Vorzügen unſerem Ver-

fasser doch nicht der Vorzug klarer und scharfer Begriffsbestimmung und allseitiger Erörterung der Schwierigkeiten eigen ist. In rein kritischen Fragen macht sich das nicht so unmittelbar als Mangel geltend, wohl aber dort, wo Dinge zur Sprache kommen, bei denen der Theologe ein Wort mitzureden hat, z. B. II, 79, wo der Begriff der Inspiration und Kanonizität, II, 14, wo jener der göttlichen Zulassung Grundlage der Beweisführung ist, II, 466 f., wo es sich um die Interpretation kirchlicher Gesetze handelt u. dgl. In der Abhandlung über die altchristliche Bußdisziplin (I, 160) wird aus den Briefen des römischen Klerus (ep. 8 und 30 inter Cypr.) der Beweis versucht, daß auch in der römischen Kirche den sterbenden lapsi die Rekonziliation verweigert worden sei. Die Beweisführung ist unseres Wissens neu, aber einstweilen schwerlich befriedigend. Sie stützt sich darauf, daß der Ausdruck mediocriter temperari „eine kleine Milderung eintreten lassen" bedeute. Nun glauben wir, in jedem, der sich die Sache überlegt, werde alsbald der Einwurf sich erheben, mediocriter temperari bedeute nichts anderes, als „die richtige Mitte einhalten zwischen zu großer Milde und zu großer Strenge". Wenn dieser Einwurf begründet ist, fällt des Verfassers Beweisführung in sich zusammen, trotzdem wird er mit keiner Silbe erwähnt. Macht deshalb der Beweis den Eindruck der Gewaltsamkeit, so gilt dies noch mehr von jenem Abschnitt derselben Abhandlung, in welchem die Gegenbeweise gegen des Verfassers Aufstellung sollen entkräftet werden. Wir hatten durchweg den Eindruck, als würden hier die Gegner kurzweg zum Schweigen verwiesen und ihre Gründe mit Gewalt übers Knie gebrochen.

Am meisten Aufsehen hat unter den 46 Abhandlungen wohl jene über die Berufung der acht ältesten allgemeinen Kirchenversammlungen erregt. Des Verfassers Auffassung läßt sich hier in die drei Thesen zusammenfassen: 1. die Kaiser haben thatsächlich alle orientalischen Synoden berufen, 2. sie schrieben sich ein Recht der Berufung zu, 3. dieses Recht wurde von den Kaisern so ausgeübt, daß die Berufung „als ein ihnen selbständig zustehendes oder, wenn man lieber will, von ihnen beanspruchtes Recht erscheint, daß demgemäß von einer Mitwirkung bei dem Akt oder einer Anteilnahme an demselben seitens der Päpste streng genommen nicht geredet werden könne". Daß an und für sich das Berufungsrecht dem Papste zukomme, leugnet der Verfasser nicht.

Erinnern wir uns nun zunächst, daß die Frage über die Berufung der Konzilien nach der theologischen Seite hin schon im vorigen Jahrhundert in der Kontroverse mit den Febronianern durchgesprochen wurde. An diese Erörterungen werden wir also anzuknüpfen haben, wenn wir gethane Arbeit nicht von neuem thun wollen, und wir erlauben uns daher vor allem, aus einem der gewöhnlichsten Kompendien des vorigen Jahrhunderts, dem der Würzburger Theologen, die Sätze herauszuschreiben, in welchem die Ergebnisse der damaligen Streitigkeiten kurz zusammengefaßt sind.

Nach guter alter Sitte beginnt die Auseinandersetzung mit einer Begriffsbestimmung: „Berufen sagt man nicht nur von jenem, der mündlich oder schriftlich Ort und Zeit des Konzils bestimmt und dazu einladet oder ruft, sondern auch von jenem, der, ausgerüstet mit dem Recht, alles dies zu thun, entweder zustimmt oder

bittet, daß es von einem andern angeſagt werde, oder die geſchehene Anſagung wenigſtens als zu Recht beſtehend behandelt." Es folgen die Beweisgründe für das Recht des Papſtes und dann die Einwürfe. „Die allgemeinen Kirchenräte des Orients", heißt es an erſter Stelle, „ſind alle von den Kaiſern berufen worden, wie es auf dem achten Konzil die Stellvertreter der orientaliſchen Biſchofsſtühle behaupten. Alſo ſteht die Berufung in irgend einer Weiſe rechtlich den Kaiſern zu." Die Antwort auf dieſen Einwand wird von zweifacher Seite in Angriff genommen. Einmal wird der Ausdruck „irgendwie rechtlich" im Schlußſatz ins Auge gefaßt. Verſtehe man unter dieſem Recht ein Majeſtäts- oder Befehlsrecht über die Konzilien und kirchliche Dinge, ſo ſei der Satz falſch. Verſtehe man es aber als ein „Recht, für die Kirche einzutreten und ſie zu ſchützen, oder als Oberhoheitsrecht über die Orte der Zuſammenkunft und das übrige zum Zuſtandekommen des Konzils Nötige, ſo mag die Behauptung auf ſich beruhen bleiben, denn dieſe Titel ſind heute veraltet, oder wenn noch etwas davon übrig iſt, ſo waren ſie ſchwerlich je genügend, um auch die Berufung des Occidents den Kaiſern zuzuwenden". Die zweite Antwort läßt ein den Kaiſern als ſolchen eigentümliches Recht beiſeite. Von den Kaiſern ſeien die Konzilien jedenfalls *nicht* berufen worden kraft eines Rechtes, das in ſeiner Sphäre das höchſte war, und kraft einer Autorität, die ihnen als Kaiſern zuſtändig geweſen wäre. Sie hätten ſo gehandelt kraft eines (ſtillſchweigenden) päpſtlichen Zugeſtändniſſes, das ihnen erteilt wurde, indem die Päpſte zuſtimmten oder hinterher die Sache als gültig annahmen. „Es kann zwar nämlich nicht jede Zuſtimmung oder Billigung ein rechtlich gültiges Zugeſtändnis heißen; wenn aber derjenige, der allein die Vollmacht, etwas zu thun, beſitzt, ſeine Zuſtimmung dazu giebt, daß ein anderer es thue, oder nachdem die Sache geſchehen iſt, ſie billigt, ſo kann man mit Recht ſagen, ſie geſchehe mit deſſen Dispenſation oder kraft deſſen Autorität."

Man mag von dieſen Sätzen zunächſt halten, was man will, ſo haben ſie doch jedenfalls einen Vorzug vor andern Darlegungen voraus, ſie ſagen uns genau, was wir uns unter den Begriffen Berufung und Recht zur Berufung zu denken haben. Zunächſt wird eine doppelte Berufung unterſchieden. Außer der Berufung im materiellen Sinn des Wortes giebt es auch eine Berufung im rechtlichen Sinn; ſie iſt jener dem Konzil vorausgehende Akt, durch welchen das Konzil ſeine Rechtmäßigkeit erlangt und alſo als wirkliches Konzil ſeinen Urſprung erhält; denn ein unrechtmäßiges Konzil iſt eben kein Konzil, ſondern ein Konziliabulum. Von dieſer päpſtlichen Berufung im rechtlichen Sinn wird erſtens behauptet, ſie ſei aus inneren Gründen für die Rechtmäßigkeit des Konzils erfordert, ſie ſei zweitens auch im chriſtlichen Altertum als notwendig anerkannt worden, ſie ſei drittens auch thatſächlich bei den alten Synoden vorhanden geweſen. Denn ſchon die bloße Beteiligung des Papſtes am Konzil ſei deſſen Billigung und eben deshalb rechtlich gleichbedeutend mit der eben bezeichneten rechtlichen Berufung. Von dieſen drei Aufſtellungen bezweifelt die erſte kein Katholik. Die dritte iſt, ſobald die zweite einmal bewieſen iſt, ſelbſtverſtändlich. Alles kommt alſo auf die zweite Behauptung an. Profeſſor v. Funk führt I, 74 dem Leſer einen Teil der herkömmlichen Beweisgründe für dieſelbe vor und ſucht dieſelben zu widerlegen. Allein es ſcheint uns, daß die „Abhandlungen und Unterſuchungen" dieſen Argumenten nicht völlig ihr Recht widerfahren laſſen. Was a. a. O. I, 74 vorgebracht wird, dient zwar in mancher Hinſicht zur Beleuchtung derſelben, und wir nehmen es inſofern dankbar an. Allein den Kern der Sache treffen dieſe Bemerkungen unſeres Erachtens nicht.

h wie vor geht aus dieſen Stellen ſo viel hervor, daß auch nach der Anſicht der terzeit ein allgemeines Konzil ohne den Papſt ein Ding der Unmöglichkeit iſt. s aber iſt in unſerer Sache ſchon genug. Denn von keinem andern einzelnen ſchof der Chriſtenheit wird je ähnliches ausgeſagt; im Gegenteil, die Verſammlung ı Epheſus faßte ihre Beſchlüſſe ohne den Patriarchen von Antiochien, die von alcedon ohne den von Alexandrien. Folglich wird dem Biſchof von Rom den nzilien gegenüber eine ganz einzige Stellung zugeſchrieben. Was kein anderer ſchof der Chriſtenheit für ſich allein vermag, das vermag der Papſt: wider ſeinen illen oder ohne ſeine Zuſtimmung kann ein Konzil nicht zu ſtande kommen. ıraus folgt weiter, daß ſeine Zuſtimmung, bei dem Konzil zu erſcheinen, ganz ders zu werten iſt als die Zuſtimmung bei irgend einem andern Biſchof. Mag : Kaiſer oder ſonſt wer das Konzil anregen oder befehlen in gutem oder ſchlechtem auben, mögen ſämtliche Biſchöfe der Welt zuſtimmen und am beſtimmten Ort) verſammeln, ſo brächte das alles unter gewöhnlichen Umſtänden noch kein recht- ıßiges Konzil zu ſtande. Sobald aber der Papſt in irgend einer Weiſe innerlich ſtimmt und dieſe Zuſtimmung in irgend einer Weiſe öffentlich äußert, ſo wird s Konzil rechtmäßig, und folglich iſt ſeine Zuſtimmung gleichbedeutend mit der ıtoriſation des Konzils.

Soviel über die Begründung der herkömmlichen Anſchauung. Wenden wir s nach dieſen langen Vorbemerkungen wieder den drei Theſen des Verfaſſers zu. as die erſte derſelben betrifft, ſo ergiebt ſich aus den obigen Darlegungen, daß ın in älterer Zeit vom theologiſchen Standpunkt aus ſich wenig Sorge machte ı die thatſächliche Konzilienberufung durch den Kaiſer. Ähnliches gilt von : zweiten Theſe. Auch die Redewendung von einem Berufungsrecht der Kaiſer lt den älteren Theologen nicht in jeder Beziehung als bedenklich. Wogegen ſie kämpfen, iſt nur jenes Berufungsrecht, welches die älteren Proteſtanten und Febro- ıner verfochten, jenes Recht alſo, welches dem Kaiſer als dem weltlichen Herrſcher bſtändig zuſtehen und ein Ausfluß der kaiſerlichen Gewalt als ſolcher ſein ſollte. gen ein kaiſerliches Recht, das aus der Gewohnheit ſich herausgebildet hatte ter ſtillſchweigender Billigung oder Duldung der Kirche, hatten ſie nichts ein- venden. So ſagt auch eines der jüngſten kirchenrechtlichen Werke über die kaiſer- je Anteilnahme an den Konzilien: Interventio potestatis civilis minime in bium est vocanda; at nequaquam eo extendi potest, quasi fuerit exercitatio aedam iuris *proprii et plane independentis*, quod cum vero et *nativo iure m. Pontificis* ... conciliari non possit (*F. X. Wernz*, Ius decretalium II ɔmae 1899], 1065 sq.). Im fremden Haus mag gegebenen Falles der Freund oder ıchbar des Hausherrn Verfügungen treffen, die zum offenbaren Nutzen des Haus- ſens ſind, oder auch etwa einen Streit ſchlichten, beſonders falls er anderweitig er die Streitenden in irgend einer Hinſicht eine Gewalt hat, und wenn er ſeinen hritt verantwortet, mag er ausſchließlich auf ſeine Liebe zum Hausherrn, auf ı eigenen oder fremden Nutzen hinweiſen. Fragt man aber, woher dieſe Ein- ffe ihre Berechtigung hernehmen, ſo läßt ſich nichts anderes anführen als die ıausgeſetzte Zuſtimmung des Freundes oder deſſen nachfolgende Billigung.

Kommen wir nun zur dritten Theſe. Verſteht man die rechtliche Selb- ndigkeit der Kaiſer in der Berufung dahin, daß ſie nicht in jedem einzelnen Fall, welchem ein Konzil als notwendig erſchien, eine Anfrage in Rom für erforder-) hielten, ſo kann dieſe Behauptung hingehen. Zu dem koſtſpieligen Mittel einer gemeinen Verſammlung der ganzen Kirche griff man nur als zu einem letzten

Rettungsmittel, wenn die Not aufs höchſte geſtiegen und alſo die Notwendigkeit des Konzils allgemein anerkannt war. In ſolcher Lage mochte eine Anfrage in Rom als bloße Förmlichkeit erſcheinen. Zudem wurden vom vierten Konzil an ſolche allgemeine Verſammlungen im Orient gerade dann gehalten, wenn nach langen häretiſchen Wirren endlich einmal wieder ein rechtgläubiger Kaiſer ans Ruder kam, der Roms Vermittlung anrief und die Anknüpfung mit Rom eben durch ein allgemeines Konzil vollendete. Nur das fünfte Konzil bildet hier eine Ausnahme, aber es hat auch ſonſt eine ausnahmsweiſe Stellung. Daß unter ſolchen Umſtänden die Einwilligung des Papſtes vorausgeſetzt werden konnte, iſt klar. Man könnte ſogar, wie uns ſcheint, die fragliche rechtliche Selbſtändigkeit noch weiter ausdehnen, inſofern man nicht nur im einzelnen Fall der Not ſich berechtigt glaubte, von der Anfrage in Rom abzuſehen, ſondern eine allgemeine Erlaubnis des Papſtes vorausſetzte, über den Fall, ob ein Konzil notwendig ſei, in Konſtantinopel zu entſcheiden. Inſofern dürfte alſo gegen die Selbſtändigkeit des Kaiſers, die Gültigkeit der Berufung ohne (ausdrückliche) Zuſtimmung des Papſtes vom Standpunkt der Theologen nichts einzuwenden ſein. Verſteht man aber die rechtliche Selbſtändigkeit des Kaiſers ſo, daß er aus eigener Machtvollkommenheit, ohne alle auch ſtillſchweigende Rückſicht auf die Rechte des Papſtes das Berufungsrecht ſich zuſchrieb und dafür Anerkennung beim Papſte fand, ſo wäre ein ſolches Recht eben kein Recht und die päpſtliche Anerkennung unbegreiflich. Ein ſolches Recht wird aber auch durch die von Profeſſor v. Funk vorgelegten Aktenſtücke nicht bewieſen. Es ſteht nun einmal als völlig ſichere Thatſache feſt, daß auch nach Anſicht des chriſtlichen Altertums ein rechtmäßiges Konzil ohne Papſt ein Unding iſt. Folglich wußten auch die Kaiſer, daß ihre Einladungsſchreiben leere Worte blieben, wenn der Papſt es für gut fand, vom Konzil ſich fern zu halten. Mithin können entgegenſtehende Äußerungen der Kaiſer nicht ſo gedeutet werden, daß ſie das Recht des Papſtes leugnen, und das Gleiche gilt von ihrem Schweigen. Übrigens — um wenigſtens auf einen Einzelfall einzugehen — ſpricht Theodoſius II. im Berufungsſchreiben zum Konzil von Epheſus es genügend klar aus, daß die Vorſehung ihn an und für ſich nur mit der Leitung der weltlichen Angelegenheiten betraut hat, und daß er, um ein übriges zu thun, „um den Unterthanen alles zu werden", auch für das geiſtliche ſorgt und ein Konzil veranſtaltet. So redet nicht, wer an und für ſich ein angebornes Recht zur Berufung hat, denn wer dies Recht beſitzt, dem liegt auch die Pflicht zur Veranſtaltung des Konzils ob, und eine Pflicht, die aus dem Herrſcherrecht als ſolchem entſpringt, ſchließen ſolche Worte aus. *Κἀκείνῃ μὲν (τῇ προνοίᾳ) ὑπουργοῦμεν εἰς τὴν τῆς πολιτείας αὔξησιν· διὰ πάντων δὲ . . . τῶν ὑπηκόων γιγνόμενοι, τούτους εὐσεβεῖν . . . παρασκευάζομεν.*

Demgemäß können wir unſer Urteil über die vielbeſprochene Abhandlung in wenigen Sätzen zuſammenfaſſen. Sehr anzuerkennen iſt an der Arbeit die ſorgfältige Zuſammenſtellung der einſchlagenden Quellenausſagen und deren kritiſche Sichtung. Wir ſchlagen dies Verdienſt nicht gering an. Leider ſpielen kritiſch wertloſe, angebliche Väterſtellen bis auf den heutigen Tag in manchen theologiſchen Büchern eine Rolle, was ganz gewiß der Wiſſenſchaft nicht zur Ehre gereicht. Man kann alſo den Männern nur dankbar ſein, welche die Aufgabe einer gründlichen Reinigung des Altüberlieferten auf ſich nehmen, und auch Profeſſor v. Funks Aufſätze werden in dieſer Hinſicht nicht ohne günſtige Einwirkung bleiben. Dagegen können wir ſeiner Behandlung der rechtlichen Seite in unſerer Sache keinen

eſchmack abgewinnen. Die gewöhnlichen und ſehr begründeten Unterſcheidungen m Recht und Recht, Berufung und Berufung ſind nicht gekannt oder werden cht berückſichtigt. Die Folge iſt, daß man öfter nicht weiß, in welchem Sinne e Begriffe gebraucht werden und wie die Behauptungen des Verfaſſers zu ver-ehen ſind. Daraus erklärt es ſich auch, daß Profeſſor v. Funk ſo viel Wider-ruch erfahren hat und ſich ſo oft beklagt, daß ſeine Gegner ihn mißverſtanden. usdrücklich bemerken wir noch, daß wir die oben als falſch bezeichnete Auf-ſſung des kaiſerlichen Berufungsrechtes dem Verfaſſer nicht zuſchreiben und nicht i ihm vorausſetzen.

Mit Bedauern machen wir dieſe Ausſtellungen einem Manne gegenüber, m wir für ſeine Ausgabe der apoſtoliſchen Väter dankbar ſind und deſſen nſtige Forſchungen wir gern in ihrem ganzen Werte anerkennen. Allein wenn ir eine Beſprechung unternehmen, ſo halten wir es ſchlechthin für unſere Pflicht, it den oben berührten Einwendungen nicht zurückzuhalten. Übrigens iſt die ahl der Aufſätze, gegen welche wir ähnliche Bedenken wie gegen die beiden rausgegriffenen erheben könnten, nicht groß, und der weitaus überwiegenden Lehrheit der Abhandlungen wird alſo dadurch kein Tadel angehängt.

C. A. Kneller S. J.

as Buch der Synhados. Nach einer Handſchrift des Museo Borgiano überſetzt und erläutert von Dr. **O. Braun**, Profeſſor an der Univerſität Würzburg. 8°. (405 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis *M.* 8.

Im Jahre 1869 brachte der damalige Chorbiſchof David von Moſſul eine ertvolle ſyriſche Handſchrift nach Rom, um ſie der Bibliothek der Propaganda Museo Borgiano) einverleiben zu laſſen (K VI). Die Handſchrift iſt die Kopie nes in Alkos aufbewahrten ſyriſchen Manuſkriptes, das eine ältere Sammlung eſtorianiſcher Konzilsakten[1] enthält, die man bisher zumeiſt nur durch Citate is zwei arabiſchen Überſetzungen kannte. Die eine davon hat den neſtorianiſchen Diaſporabiſchof Elias Gauhari (um 900), die andere Ibn-at-Tayyib (geſt. 1073) um Verfaſſer. Weil dieſe beiden Männer mehr für praktiſche Zwecke arbeiteten, ſo erfuhren ſie mit der ſyriſchen Vorlage ziemlich frei und lieferten eher Kompendien ls Überſetzungen. Wie ſie manches andere ausließen, ſo haben ſie wohl auch vei bedeutendere Stücke, die ſich im ſyriſchen Originale finden, den Brief Bar Saumas (Braun S. 74—83) und die Akten Henaniſos II. (Braun S. 371), n ihren Überſetzungen unterdrückt. Außerdem ward einige Kenntnis von jener Sammlung der neſtorianiſchen Synodalakten nur noch durch Abdiſo Bar Berika, Metropolit von Niſibis (1318), vermittelt, der ſie nach ſachlichen Geſichts-punkten für ſeinen Nomokanon verarbeitete, herausgegeben von Mai (SS. vett. ov. coll. tom. X). Eine andere Art von Verbreitung hat Abdiſos Werk icht gefunden.

[1] Der anonyme Verfaſſer dieſer Sammlung muß ein Zeitgenoſſe Henaniſos II. geſt. um 780) geweſen ſein (Braun S. 3).

Braun hat sich der recht dankenswerten Arbeit unterzogen, jenen syrischen Originaltext nun direkt und vollständig ins Deutsche zu übersetzen und zugleich zu erläutern [1]. Damit ist auch weiteren Forscherkreisen der Zugang in jene bewegte Welt des Nestorianismus erschlossen, die sich in den Beschlüssen seiner 13 Synoden 409/410—775/776 widerspiegelt. Die chronologische Anlage bietet ein getreues und reiches Bild der inneren Entwicklung, der großen Verbreitung, der inneren und äußeren Störungen und der immer erneuten energischen Belebungsversuche der persisch-nestorianischen Kirche, und zwar mit Hilfe Antiochiens. Das Hauptinteresse liegt in dem großen kanonistischen Material; aber auch für Dogmengeschichte und Sakramentslehre, für die Geschichte der Predigt, der kirchlichen Feste, des liturgischen Kultus, des Cölibats, des Mönchs- und Anachoretentums, über das Zauberwesen, Zinsnehmen, Verhalten gegen Dienstboten und andere kulturelle Fragen bietet der „Synhados" lehrreiche Aufschlüsse. Um nur ein paar Einzelbelege anzuführen, sei auf die Bemerkung über die „Subdiakonen" S. 22 f. verwiesen, woraus hervorgeht, daß diese auch die Funktionen der „Exorcisten" und „Ostiarier" in sich vereinigten, oder auf die Bestimmung über simonistische Wahlen (S. 338). Eine besondere Studie verdient die Haltung des Dadiso (Braun S. 44 ff.), als er „von der Leitung des Katholikates abdanken wollte", und die Synode, die ihn zum Bleiben bewog, das Recht, an den Stuhl von Antiochien zu appellieren, beseitigte. Braun erblickt in dem Vorgange, wie er mir brieflich mitteilte, nichts anderes als eine Komödie. Historisch wichtig sind ferner die Synode des Akak (Braun S. 59 ff.) und die Briefe Bar Saumas (S. 75 ff.), weil man daraus ersieht, daß Bar Sauma keineswegs jenen Anteil an der Einführung des Nestorianismus genommen hat, den man ihm gewöhnlich zuschreibt. Die edelste Gestalt, die uns aus dieser nestorianischen Hierarchie entgegentritt, ist Mar Aba (S. 93 ff.), der nicht semitischer Abkunft ist. Während die zahlreich mitgeteilten Symbole dogmengeschichtliche Bedeutung haben, bilden die Namenslisten der Bischöfe, welche unterzeichnen, einen authentischen Beweis, welch einen ungeheuern Aufschwung das Christentum schon im fünften Jahrhundert im entferntesten Orient genommen hat. So nehmen an der Synode des Mar Maruta (409/410) schon vierzig persische Bischöfe teil.

Über die Grundsätze bei seiner Übersetzungsarbeit hat sich Braun selbst (S. 4) genügend ausgesprochen. Es lag ihm daran, „wichtigere oder schwierigere Stellen möglichst genau wiederzugeben". Um „konsequent" zu bleiben, wollte er

[1] Zu dem S. 242—561 im erwähnten Codex enthaltenen Text des Synodikons hat Braun noch in seine Edition aufgenommen: a) die nicht vollständigen Akten des Mar Aba, welche derselbe Codex teilweise unter den dem Maruta von Maipherkat zugeschriebenen pseudo-nicänischen Texten zerstreut enthält (Braun S. 93 ff., im Codex S. 1—116); b) zwei Briefe Bar Saumas (Braun S. 75 ff., im Codex S. 691 ff.) und die Apologie an Kosrav II. (Braun S. 307, im Codex S. 689 bis 691). Die Akten des Mar Aba gehörten sicher zur ganzen Sammlung, nicht so die unter b) genannten Stücke. Denn die Briefe tragen mehr einen privaten Charakter, die Apologie aber ist nur ein sehr byzantinisch gehaltenes Begleitschreiben, an das man sich später nicht mehr gern erinnerte.

anche techniſche Ausdrücke, da ſie einmal gewählt waren, auch an ſolchen Stellen ibehalten, wo ſie weniger paſſend ſchienen. Ich glaube, daß man dem gewiſſenaften Syriologen in dieſem Punkt eine kleine „Inkonſequenz“ ſchon verziehen itte. Fügen wir gleich einen weiteren Wunſch an, daß nämlich eine Reihe riechiſcher Termini, die gar zu exotiſch in den deutſchen Text überpflanzt ſind, urch entſprechende deutſche Ausdrücke erſetzt wären, z. B. „Vormünder“ für πίτροποι (S. 187 u. ö.), „Mitgift“ für φερνή (S. 210), „rechtliche Urkunden“ ir νομικαί (S. 208), „Rangſtufen“ für τάγματα (S. 130) und ähnliche Dinge. uf S. 77 iſt durch einen Druckfehler das rätſelhafte ῥακτάτον mit einer Grenzegulierung betraut worden. Es iſt natürlich an das gräciſierte tractatus zu enken. Noch ratloſer ſteht ein des Syriſchen unkundiger Leſer ein paar unvermittelten ſyriſchen Bezeichnungen gegenüber, wie z. B. S. 382: „Sein Vater ar rdiabzdi am Hofe.“ An andern Stellen hat jedoch Braun für einen willommenen Dolmetſch in Geſtalt eines eingeklammerten Wortes geſorgt.

Sehr dankenswert ſind die Einleitungen, Fußnoten und „Nachträge“ zu den inzelnen Synoden. Sie beziehen ſich auf die Deutung der Namen, chronologiſche chwierigkeiten, litterariſche Probleme, inhaltlich dunkle Stellen, biographiſche otizen, Verweiſungen auf das Nicänum. Ein ausführliches Perſonen- und achregiſter[1] erleichtert die Benutzung des Buches. Auf die Herſtellung einer abellariſchen Überſicht der Synoden hat Herr Braun wohl nur aus dem Grunde rzichtet, weil gar manche Daten bei der chronologiſchen Zuſammenſtellung mit ragezeichen zu begleiten geweſen wären. Immerhin hätte aber doch das einfache egiſter der Synoden nach den Seiten des Buches noch einen Platz verdient; uch ein Verzeichnis der Abkürzungen möchte man gerne vorausgeſchickt ſehen. — Wir wünſchen dem rüſtig arbeitenden Verfaſſer, der ſeiner 1898 erſchienenen berſetzung des ſyriſchen Werkes De sancta Nicaeno synodo dieſes weitere, ſo mfangreiche Stück aus der ſyriſchen Litteratur bald folgen ließ, zu ferneren emühungen dieſer Art von Herzen Glück. Wie viel noch aus jener fernliegenden eriode der Religionsgeſchichte der Aufhellung bedarf, wird ja allenthalben zueſtanden.

J. Stiglmayr S. J.

Johanna d'Arc's Maientage. Erzählendes Gedicht in zweiundzwanzig Geſängen von **M. v. Greiffenſtein.** 16°. (VI u. 208 S.) Wien, Kirſch, 1898. Preis broſch. *M.* 3.80.

Man wird einzelnes und zwar nach verſchiedenen Richtungen gegen dieſes „Erzählende Gedicht“ einwenden können — eines werden alle zugeben, die es geleſen haben — das Büchlein enthält wirkliche Poeſie, und M. v. Greiffenſtein iſt eine wirkliche und leibhafte Dichterin, die eine Haupteslänge über die Mehrzahl ihrer dichtenden Mitſchweſtern hinausragt. Wir haben es hier nicht mit

[1] Im Perſonenregiſter iſt durch Verſehen S. 285 ſtatt S. 265 angegeben, wo aus Dionyſius Areop. (Eccl. hier. 5, 3, 8; vgl. Ztſchr. f. kath. Theol. XXII [1898], 297) von den expositores eine illuſtrierende Stelle zum 18. Kanon der Synode Iſoyabbs I. mitgeteilt wird.

mehr oder minder geſchickt gereimter Geſchichte zu thun, ſondern mit einer überſprudelnden, phantaſiereichen, gemütvollen, charakteriſtiſchen Dichtung, die, durchgehends feſſelnd, an manchen Stellen auf ihren Wogen auch den Leſer mitreißt. Es iſt wahr, was die Verfaſſerin im Vorwort ſagt: „Liebe und Begeiſterung für die gotterwählte Heldin haben dieſes Büchlein geſchaffen.“ Die Begeiſterung iſt ſo groß, daß ſie es nur ſehr ſelten zu einer epiſch gehaltenen Erzählung kommen läßt. Meiſtens ergeht ſich die Dichterin in farbenſatten Schilderungen, geiſtreichen Betrachtungen oder perſönlichen Anreden. Das iſt, wenn man will, der Grundfehler des Büchleins. Wir ſehen das Geſchehnis mehr wie in einem lebenden Bild, wozu dann die Dichterin die Erklärung giebt. Was ſie ſagt, iſt alles ſehr ſchön, begeiſternd und feſſelnd, aber man möchte doch für gewöhnlich etwas mehr Entwicklung, man möchte die Figuren vor uns aus ſich ſelbſt handeln und leben ſehen. Vor lauter Lyrik kommt es nur höchſt ſelten zum Geſtalten. Dieſe lyriſchen Ergüſſe knüpfen freilich an leicht umriſſene Geſtalten an, aber der Geiſt des Leſers ermüdet doch auf die Dauer, weil es ihm an dem ruhenden Punkt fehlt in all den vorübereilenden Wandelbildern. Dieſer Mangel an feſter Geſtaltungs- und epiſcher Erzählungskraft zeigt ſich beſonders in der zweiten Hälfte, wo von den verſchiedenen Kämpfen die Rede iſt. Aber wir wiederholen: Wenn es nun einmal kein rechtes Epos ſein kann, ſo findet man ſich doch ſo reich durch epiſche Lyrik entſchädigt, daß man ſich ſchon gern zufrieden giebt und froh iſt, endlich einmal wieder einer Dichtung zu begegnen, die ſichtlich aus dem Vollen ſprudelt, die ſingen und ſagen *muß*, wie es ſie drängt und brennt. Der lyriſche Feuergeiſt haucht auch der Phantaſie Bild um Bild zu, bisweilen nur zu raſch hintereinander, ſo daß das Vorhergehende nicht Weile hat, ſich auszugeſtalten. So finden wir denn ſelbſt bei dieſer ſonſt ſo feinfühligen und geſchmackvollen Poetin nicht ſelten die heute ſo häufige Bildermengerei, bei der man nur zu wohl ſieht, daß nicht die ſchaffende Phantaſie, ſondern das rege Gedächtnis an der Arbeit war, daß die Dichterin ihr erſtes Bild nicht *geſchaut*, ſondern die Sprache ihr dasſelbe geliefert hatte — eine Gefahr, die heute, „wo die Sprache für uns dichtet und denkt“, nur allzu nahe liegt. Es iſt übrigens, wie ſich dies bei einer wirklichen Dichterin von ſelbſt verſteht, auch kein Mangel an originellen, perſönlich geſchauten und trefflich durchgeführten Bildern und Vergleichen. Die Sprache iſt nicht bloß leicht fließend, ſondern meiſt, ſobald der Gegenſtand etwas bewegt iſt, im eigentlichſten Sinn wie ein Strom hinſchießend. Vers drängt ſich an Vers, Strophe an Strophe voll Begeiſterung und Gedankenfülle. Dabei verfällt die Dichterin bisweilen etwas in jene ſeit Webers „Dreizehnlinden“ ſo häufige Anſchlußform der einzelnen Strophen durch Wiederholung eines Wortes und Verſes. Es iſt aber hier wie anderswo bei ihr keine bewußte Nachahmung, kein Notbehelf wie bei manchen Dilettanten, die ſich in ihrer Ohnmacht ſolcher Krücken bedienen. Es iſt ein ungeſuchtes Ausſprechen inneren Erfaſſens durch eine von Webers Dichtung genährte und an ihm gebildete Phantaſie. Beſſer freilich wäre es, wenn ſolche äußerliche, auf ein beſtimmtes fremdes Original weiſende Formen nicht ſo häufig hervorträten, wenn die Dichterin durch ſtrengere Selbſtzucht nur einzig ſie ſelbſt ſein wollte. Sie hat ganz das Zeug zu

ter poetischen Selbständigkeit, sie ist eine dichterische Persönlichkeit, deren hervorchendste Seiten, ein hoher Zartsinn und ein ritterlicher Edelmut, sich in dieser ichtung ganz besonders aussprechen. Dabei ist ihr Geist reich und fein gebet, so daß sie aus dem Schatz ihres Wissens Altes und Neues zum Schmuck rer Dichtung hervorlangen kann. An einigen Überschwänglichkeiten, die wohl m Studium ihrer meist französischen Quellen zu danken sind, wird mancher eutsche sich wohl etwas stoßen. Die Dichterin erklärt ausdrücklich, daß ihr e Tendenz, am allermeisten eine politische, fern lag. Sie ist streng den Prozeßten und sonstigen historischen Quellen gefolgt, vielleicht für den Aufbau der ichtung zu sehr. Die Anknüpfung der Ereignisse an Maientage ist teilweise gründet, andere Male indes nur poetisch gefunden, vielleicht auch etwas gesucht. lles in allem wird das Büchlein seinen Zweck erreichen, das Bild der Jungfrau n Orleans dem Leser in demselben Lichte zu zeigen, in dem die Dichterin es schaut hat. Litterarisch genommen ist es uns ein Unterpfand, daß wir auf dem chten Felde — welches wohl das episch-lyrische der Ballade oder das rein rische des Liedes und der Ode sein dürfte — noch manche voll erschlossene d duftige Blüte von der Dichterin zu erwarten haben.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

as Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Nach der Vulgata übersetzt und erklärt von Dr. Benedikt Weinhart, Geistl. Rath und Lycealprofessor a. D. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Stahlstich. Lex.-8°. (XL u. 604 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 5; geb. in Halbfranz *M.* 7.50.

Dieses Werk sollte ein rechtes Haus- und Familienbuch werden. Es eignet ch dazu in jeder Hinsicht. Die Übersetzung ist wortgetreu, ohne der Sprache Gealt anzuthun; die Erklärung sehr ausgiebig, dabei einfach und gründlich. Die usstattung ist gut und der Preis gewiß mäßig.

as Buch Tobias, dem katholischen Volke erklärt von P. Bernhard Schmid O. S. B. 8°. (VIII u. 104 S.) München, Leutner, 1899. Preis *M.* 1.20.

Das Buch Tobias ist in den letzten Jahren wiederholt zum Gebrauch für as christliche Volk erklärt worden. Wirklich eignet es sich dazu in besonderem Maße. Das Haus des alten Tobias ist das Muster einer gottesfürchtigen, in reud und Leid auf Gott bauenden Familie und deshalb, obwohl dem Alten Bunde ngehörig, ein Spiegelbild auch für das christliche Haus. Neuerdings hat sich zu

den früheren populären Bearbeitungen des Buches Tobias eine weitere gesellt. Es ist die oben angezeigte Schrift des Benediktinerpaters Bernhard Schmid. Dem Charakter des Buches Tobias wie auch dem Zwecke der Arbeit entsprechend, ist in den Erläuterungen zu den einzelnen Kapiteln auf das praktische Moment besonderes Gewicht gelegt. Die Darstellung ist, ohne darum minder ansprechend zu sein, einfach und faßlich, gerade wie es der Leserkreis fordert, für den die Schrift bestimmt ist. Geschickt ist unter Benutzung der Philothea des hl. Franz von Sales Kap. 6 behandelt.

Die heiligen Sacramente der katholischen Kirche. Für die Seelsorger dogmatisch dargestellt von Dr. Nikolaus Gihr, Päpstl. Geheimkämmerer, Subregens am erzbischöflichen Priesterseminar zu St. Peter. Zweiter Band: Die Buße, die letzte Oelung, das Weihesacrament und das Ehesacrament. (Theologische Bibliothek. Zweite Serie.) gr. 8°. (VIII u. 560 S.) Freiburg, Herder, 1899. Preis *M.* 6.50; geb. *M.* 8.50.

Dieser Band steht auf der Höhe des ersten; das könnte zu seinem Lob genügen. Die spekulativen Erörterungen sind vortrefflich. Einzigartig ist die Benutzung der verschiedensten scholastischen Autoren, von denen Gihr eine ungewöhnliche Kenntnis hat. Das Dogmengeschichtliche tritt dem Zweck des Werkes entsprechend mehr in den Hintergrund, wird aber doch nicht vernachlässigt. Freilich wäre in einigen schwierigen Fragen, z. B. der Absolutionspraxis der älteren Zeiten und der Reordination, eine ausgiebige historische Erörterung erwünscht gewesen. So hätte auch unseres Erachtens bei einer Rücksichtnahme auf die Geschichte des Tridentinums der Satz eine Milderung erfahren, daß die Meinung, welche das reumütige Bekenntnis des Sünders nicht als wesentlichen Bestandteil des Bußsakramentes ansieht, seit dem Tridentinum nicht mehr solid wahrscheinlich sei. Sonst ist gerade dieser Paragraph über die innere Konstitution des Bußsakramentes vortrefflich. Ein großer Vorzug des Werkes ist die klare, ausführliche Darstellung, das liebevolle Eingehen sowohl auf die Einzelheiten als auch auf die Tiefe und den inneren Zusammenhang des Dogmas. Gerade dieser Umstand wird das Buch dem Seelsorger lieb und wert machen.

Institutiones philosophiae moralis et socialis quas in collegio maximo Lovaniensi Societatis Iesu tradebat A. Castelein S. J. 8°. (VI et 662 p.) Bruxelles, Schepens, 1899. Preis *Fr.* 6.

Das Buch ist keine systematische Entwicklung der Moralphilosophie, sondern eine Auswahl der wichtigsten Fragen dieses Wissenszweiges; sie sind in Thesen formuliert und werden mit Schärfe und Klarheit entwickelt. Es ist ein Grundriß für Vorlesungen, zu dem der Professor gehört. Immerhin hätte unseres Erachtens eine innigere Verbindung zwischen den einzelnen Thesen hergestellt werden dürfen. Einer der interessantesten Abschnitte der allgemeinen Ethik ist die Abhandlung über das Wesen der moralischen Güte; sie besteht nach Castelein in der Übereinstimmung mit dem letzten Ziel, eine Ansicht, welche bei katholischen Gelehrten neuerdings an Boden gewinnt. In der speziellen Ethik bringt der Herr Verfasser offenbar den sozialen Fragen das meiste Interesse entgegen. Neben der Widerlegung des Sozialismus sind die Thesen über den ökonomischen Fortschritt recht zeitgemäß. Castelein stellt vier Grundlagen dieses Fortschritts auf: Persönlicher Gewinn, Freiheit der Arbeit, Arbeitsteilung, verbunden mit einheitlicher Leitung, Konkurrenz, gemildert

ch professionelle Verbände. Bei Darlegung der Hauptbedingungen des wahren rtschritts sind die Ausführungen über die Organisation der Vereine und die atliche Intervention von Interesse. Sehr lesenswert sind auch die Abschnitte über hn und das Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern. In Bezug auf i Ursprung der staatlichen Gewalt verteidigt Castelein die Ansicht der alten holastiker. Das Buch ist in jeder Beziehung lehrreich und modern im besten Sinne.

stitutiones philosophiae moralis et socialis. Auctore A. Castelein S. J. Editio minor. 8°. (VI et 372 p.) Bruxelles, Schepens, 1899. Preis *Fr.* 4.

In dieser kleinen Ausgabe des eben besprochenen Werkes ist der Stoff nicht geschränkt, sondern nur zusammengezogen. Wir haben dieselben Thesen in der ichen Fassung; nur die Ausführung ist kompendiöser, wird aber nicht zum elett, bleibt vielmehr lebendig und klar.

iesaurus philosophiae thomisticae seu selecti textus philosophici ex Sancti Thomae Aquinatis operibus deprompti et secundum ordinem in scholis hodie usurpatum dispositi, cura et studio G. Bulliat, Presbyt. Societatis Sancti Sulpicii, Doctoris in sacra Theolog. et in Iure Can. Lex.-8°. (704 p.) Nannetis, Mazeau, 1899. Preis *Fr.* 6.25.

Der Titel des Buches enthält den Plan der Arbeit. Die Zusammenstellung htigerer Texte aus den Werken des hl. Thomas in einem mäßigen Band war e dankenswerte Leistung. Die Blumenlese selbst ist reichhaltig und geschickt ppiert.

is „Credo“. Ein Büchlein für Jung und Alt von Franz Xaver Wetzel. 1.—20. Tausend. kl. 4°. (142 S.) Ravensburg, Dorn, 1899. Preis 35 *Pf.*

Das Schriftchen des bekannten Domkapitulars und Dekans enthält eine klare, cht faßliche Erklärung der zwölf Artikel des Glaubensbekenntnisses, die durch ie große Anzahl aus dem modernen Leben gesammelter, treffender Beispiele anehender gemacht wird. Man kann ihm nur wünschen, daß dies 1.—20. Tausend ld ausverkauft sei und neue Tausende nötig werden. Es eignet sich trefflich zur laffenverbreitung nicht bloß für jung und alt, sondern auch für reich und arm, r vornehme und geringe Leute.

urch Atheismus zum Anarchismus. Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart. Allen, denen ihr Christentum lieb ist, besonders aber den angehenden Akademikern gewidmet von Victor Cathrein S. J. Zweite, erweiterte Auflage. 12°. (VIII u. 194 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 1.40.

Das vortreffliche Büchlein hat seine zweite Runde begonnen. Diesmal erheint es nicht mehr unter dem Pseudonym Nikolaus Siegfried, sondern unter dem ahren Namen des Verfassers. Es hat namentlich dadurch eine Erweiterung erhren, daß ihm außer neuen Beweisen gegen den Atheismus, die hauptsächlich der tlichen Ordnung entnommen wurden, eine eingehendere Besprechung des Problems s Übels in der Welt eingefügt wurde. Im übrigen verweisen wir auf das, was

in Bd. IL, S. 106 dieser Zeitschrift über das Schriftchen gesagt wurde. Möge es auch auf seinem zweiten Gange in den Kreisen, für die es vornehmlich bestimmt ist, bei der akademischen Jugend, freundliche Aufnahme finden. An guten Früchten wird es dann sicher nicht fehlen.

Das katholische Kirchenjahr und die gebräuchlichsten kirchlichen Andachten. Von Andreas Sladeczek. Ausgabe A. Zum Gebrauche in Volksschulen. Ausgabe B. Zum Gebrauche in erweiterten und höheren Schulen sowie beim Selbstunterricht. 8°. (VIII u. 66, bezw. VIII u. 166 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis 50 *Pf.* bezw. *M.* 1.20.

Wenn wir an den beiden übrigens von Sachkenntnis und gutem Verständnis für den Gegenstand wie auch echt religiösem Sinn zeugenden Schriftchen etwas auszusetzen haben, so ist es eher das Zuviel als das Zuwenig. Bei einer zweiten Auflage könnten unbedenklich manche Einzelheiten nicht nur ohne Schaden, sondern zum Nutzen des Ganzen weggelassen werden. Hier und da finden sich kleinere Ungenauigkeiten. So hat das Blau des verborgenen Veilchens (S. 7) mit der kirchlichen Farbensymbolik nichts zu thun. In der Passionszeit brauchen nur die Bilder auf den Altären, nicht aber auch diejenigen verhüllt zu werden, die außerhalb der Altäre aufgestellt sind (S. 38). Ferner giebt der Papst den Segen urbi et orbi nicht von der Galerie des Vatikans (S. 71), sondern von der Loggia von St. Peter.

Katechetische Handbibliothek. Praktische Hilfsbüchlein für alle Seelsorger. In Verbindung mit mehreren Katecheten herausgegeben von Franz Walk, Pfarrer u. Redakteur der „Katechetischen Blätter". 8°. Kempten, Kösel, 1899.

33. Bändchen: **Erklärung der hl. Messe.** Ausgabe für den Katecheten. Von Wilh. Jos. Hauseur, Pfarrer. (136 S.) Preis brosch. 80 *Pf.*

34. Bändchen: **Katechesen für die unteren Klassen der Volksschule** nach den Anfangsgründen der katholischen Religion bearbeitet von Joh. Nep. Huber, Benefiziumsvikar. (368 S.) Preis brosch. *M.* 2.

Die Erklärung der heiligen Messe ist mit tiefer Überzeugung von der Wichtigkeit dieses unblutigen Opfers geschrieben in einer den Kindern verständlichen und recht nützlichen Art. Der Verfasser rügt das viele Singen und Vorbeten bei der heiligen Messe, besonders wenn nach der Wandlung Gebete ausgewählt werden, die zur heiligen Messe nicht in Beziehung stehen. Über den Gesang bei der heiligen Handlung (S. 75 f. u. 131 f.) und hinsichtlich der Pflicht, sich über freiwillige Unandacht während derselben bei der heiligen Beichte anzuklagen (S. 64), urteilt der Verfasser wohl etwas zu strenge. — Die Katechesen für die unteren Klassen sind gut durchgearbeitet und werden dem Seelsorggeistlichen treffliche Dienste thun. Würden nicht einige Geschichten die Sache noch wertvoller machen?

Das Mainzer Schiffergewerbe in den letzten drei Jahrhunderten des Kurstaates. Von Christian Eckert, Dr. jur. et phil. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Band XVI. Heft 3.) 8°. (IX u. 155 S.) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1898. Preis *M.* 3.80.

Es ist ein lehrreiches Buch, welches Dr. Eckert uns bietet, nicht bloß interessant, weil es sich hier um ein Stück Geschichte des einst so berühmten Mainz

ındelt, sondern mehr noch dadurch, daß Eckert von gründlicher Detailforschung ısgehend einen tieferen Einblick gewährt in das Leben und die Entwicklung der unft und so ein richtiges Verständnis jener bedeutsamen Institution zu vermitteln ohl geeignet ist. Namentlich lassen die Angaben Eckerts u. a. die Pflege des unftwesens durch die kurfürstliche Regierung in einem ganz neuen und teilweise :ht günstigen Lichte erscheinen. „Während wir über Entstehung und Blütezeit er Zünfte im Mittelalter durch tüchtige Arbeiten bereits wohlunterrichtet sind, at man ihrer späteren Entwicklung seither nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Meist hat man sich damit begnügt, sie oberflächlich abzuurteilen unter völliger ußerachtlassung des wesentlichsten Momentes, das die Einrichtungen der Spät- nd Frühzeit voneinander unterscheidet: ihrer Beziehungen zur Staatsgewalt" (S. v). :ckert ist nicht der Ansicht, daß das Zunftwesen der späteren Zeit schlechthin als vertlos bezeichnet werden darf. „Es wäre müßig, die Frage aufzuwerfen, wie es ohl mit dem Mainzer Schiffergewerbe im 16. und 18. Jahrhundert bestellt ge- esen wäre, wenn es nicht unter Innungszwang gestanden hätte? Uns will es cheinen, als ob gerade die Zunftorganisation der Schiffleute bei mancherlei Schwächen und Auswüchsen nicht an innerer Bedeutungslosigkeit in dieser Zeit elitten hätte. Wenn auch die Elite des Standes ohne den äußeren Halt aus- ekommen wäre, es vielleicht sogar in einzelnen Punkten weiter gebracht hätte, o bedurfte doch der ganze Mittelschlag der ihm gewordenen Leitung" (S. 97 f.). — Die sorgfältige Quellen- und Litteraturangabe legen Zeugnis ab von dem großen Fleiße, welchen der Verfasser auf dieses durch angenehme Form, Gewandtheit des Ausdrucks, tiefgreifende Forschung und maßvolles Urteil ausgezeichnete Werk verwandt hat.

Das Koalitionsrecht der Arbeiter in Elsaß-Lothringen, im Vergleich zu dem in Frankreich und im Deutschen Reiche geltenden Rechte. Von Dr. oec. publ. Dionysius Will. 8°. (XII u. 144 S.) Straßburg, Agentur von B. Herder, 1899. Preis *M.* 2.

Einen gerade in letzter Zeit vielbesprochenen und mit Leidenschaft umstrittenen Gegenstand behandelt hier Dr. oec. publ. Dionysius Will mit großem Geschick. Will berücksichtigt dabei vorzugsweise die Verhältnisse seines Heimatlandes Elsaß-Lothringen. Ganz richtig betont der Verfasser, es genüge nicht, im Prinzip die Koalitionsfreiheit anzuerkennen, vielmehr müsse die Gesetzgebung auch die zur Nutzbarmachung jener Freiheit nötigen Voraussetzungen gewähren. Ohne eine vernünftige Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, sowie ohne die Rechtsfähigkeit der Vereine sei die Koalitionsfreiheit ein leeres Wort. Das beweisen in der That die interessanten Untersuchungen, deren Ergebnisse hier vorgelegt werden. Den prinzipiellen Standpunkt, den Will in der Sache einnimmt, teilen wir durchgehends. Namentlich stimmen wir dem Verfasser bei, wenn er sagt, eine Überbrückung der Klassengegensätze werde nur dann herbeigeführt, wenn die gesetzlich garantierte Gleichberechtigung zu einer faktischen werde; eine auf breiter Basis aufgebaute und wirklich nutzbare Koalitionsfreiheit werde die sozialen Gegensätze durchaus nicht verschärfen, sondern auf die Dauer wesentlich mildern. Die fleißige und gediegene Arbeit Wills ist eine anerkennenswerte Bereicherung unserer sozialpolitischen Litteratur. Sie gereicht dem Verfasser sowohl wie den Leitern des Münchener staatswissenschaftlichen Seminars L. Brentano und W. Lotz, auf deren Anregung das Werk geschrieben wurde, zur Ehre.

Der Rompilger. Wegweiser zu den wichtigsten Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt. Von Anton de Waal, Rektor des deutschen Campo Santo. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Titelbild, 96 Abbildungen im Text, einer Eisenbahn-Karte von Italien und einem Plane der Stadt Rom. 12°. (XIV u. 378 S.) Freiburg. Herder, 1900. Preis geb. *M.* 4.60.

Gern verzeichnen wir hier die vierte Auflage des vortrefflichen „Rompilgers" des Rektors am deutschen Campo Santo, Msgr. Anton de Waal (vgl. Bd. XXXV, S. 307, zweite Aufl., und Bd. IL, S. 216, dritte Aufl.). Er kommt zur rechten Zeit, weil ja das Jubiläumsjahr unzweifelhaft auch manchen deutschen Pilger zur ewigen Stadt führen wird. Eine besondere Empfehlung dieses Romführers ist überflüssig, da die vierte Auflage laut genug spricht.

Die Adlernichte und andere gereimte Erzählungen von Paula Gräfin Coudenhove. kl. 8°. (260 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis geb. *M.* 4.

Wir haben die Lesung dieses schmucken Büchleins unwillkürlich mit einem ungünstigen Vorurteil begonnen. „Gereimte Erzählungen!" — Der zu erwartende Genuß dünkte uns sehr zweifelhaft! Anfangs schienen sich denn auch unsere Befürchtungen bestätigen zu wollen. Der Kampf zwischen Poesie und gereimter Prosaerzählung war merklich; dabei wurden Motive in die Darstellung verflochten, die nicht ganz glaubhaft oder sonst nicht anziehend schienen. Allein bald nahm das Interesse sowohl an Form als an Inhalt immer mehr zu, und wir gestehen, daß wir das ganze Büchlein mit wachsendem Genuß zu Ende gelesen haben. Die Dichterin verfügt über ein unverkennbares poetisches Talent und es ist beim Studium dieser acht Erzählungen leicht festzustellen, wie dieses Talent durch die Übung wächst und erstarkt, nicht bloß in Beherrschung der Form, sondern auch in der Vertiefung des Stoffes. Dabei macht sich mitunter, wie z. B. in der Hundegeschichte „Schnaps", ein ganz glücklicher Humor geltend, der trotz der Reime nicht gerade „in engen Schuhen" geht und für die Zukunft das Beste erhoffen läßt. Über die hier geschilderte Tierfreundschaft wird freilich der Geschmack der Leser nicht einstimmig urteilen. Die Erzählungen sind nicht alle gleichwertig. Offen gestanden hat uns die erste und längste am wenigsten gefallen. Das psychologische Moment, das in der nicht ganz neuen Fabel selbst lag, ist unseres Erachtens zu wenig herausgearbeitet, dagegen zu viel Fremdes hineingetragen worden. Besonders wird die hier und anderswo so entschieden betonte Frömmigkeit in dieser Form nicht jedem behagen. Auch uns scheint sie bisweilen zu spezifisch. Einen schönen und neuen Ton schlägt das Stück „Unkraut" an, leider ohne zu seiner vollen Ausgestaltung zu kommen. — Wie der Dichterin die Flügel gewachsen sind, zeigt wohl am besten die letzte Erzählung „Aschenbrödel", nicht als ob sie nun schon ganz vollendet wäre, aber die Form sträubt sich sichtlich nicht mehr gegen die Idee, und die Dichterin sagt mit natürlicher Anmut das, was sie sagen will. Sie wird fortfahren, diese „gereimten Erzählungen" zu pflegen, und wir können sie dazu nur ermutigen. Nur wird sie in Zukunft der Fabel selbst etwas mehr Aufmerksamkeit schenken müssen, um nicht bloß Liebesgeschichten zu bringen. Nicht jedes Ereignis eignet sich für die poetische Einkleidung, und die psychologische Vertiefung wird immer mit dem materiellen Geschehnis Hand in Hand gehen müssen. Besonders aber ist der Rahmen äußerst

zu ziehen und die Handlung einfach und konkret zu gestalten, damit alles einzelne durchgeführt werden könne und Allgemeinheiten, der Tod jeder ſie, nach Möglichkeit ausgeſchloſſen bleiben. Etwas gewundert hat uns, daß den acht Erzählungen nicht weniger als fünf Liebesverhältniſſe zwiſchen Pflege- er und Tochter, Vetter und Muhme, Schwager und Schwägerin behandeln. lche Verhältniſſe mit ihren Gelegenheiten erleichtern dem Dichter ja die Arbeit nach katholiſchen Grundſätzen ſollte man es aber mit Verwandtenehen, auch in Litteratur, nicht ſo leicht nehmen. Doch auch wir wollen den Spruch des iſters in „Aſchenbrödel" üben und dem eigenartigen Talent der Dichterin keine engen Grenzen ziehen. Denn:

„Bäume giebt es viel hienieden;
Doch kein Gärtner kann ſie zwingen,
Fremde Blättertracht zu treiben,
Fremde Frucht hervorzubringen . . .
Unabhängig von dem Lehrer
Soll ſich ein Talent entfalten;
Wer es knechtet, wird es töten,
Freiheit nur kann es erhalten."

lebniſſe eines Miſſionärs in China. Geſchildert in Tagebuchblättern von P. Stenz. Mit einigen Illuſtrationen. 8°. (103 S.) Trier, Paulinus-druckerei, 1899. Preis 40 *Pf.*

Seit es ein „Deutſch-China" giebt, iſt das Intereſſe für das Reich der Mitte h in weiteren Volkskreiſen ſtark gewachſen, und manchem, dem größere Werke ıt zu Handen kommen, dürfte ein Büchlein, das auf engem Raum in friſcher, kstümlicher Weiſe ihn mit dem Lande, ſeinem Volke, ſeinen Sitten und Eigen- n bekannt macht, gewiß willkommen ſein. Dieſem Zweck dient vorliegendes riſtchen recht gut. P. Stenz aus der Steyler Miſſionsgeſellſchaft vom göttlichen rt, und bekannt geworden als eines der Opfer der letztjährigen Volksaufſtände Süd-Schantung, weiß gut zu ſchildern, ſchreibt einen kräftig klaren Stil und eiſt ſich als ſachkundigen und humorvollen Führer durch die Miſſion von Süd- antung, in der er ſeit 1893/94 wirkt und deren Entwicklung und Lage er über- lich zuſammenfaßt. Das Bild des Verfaſſers und fünf andere Illuſtrationen ıücken das Schriftchen, deſſen Reinertrag zum Beſten der Miſſionen beſtimmt iſt.

ttelhochdeutſche Grammatik und Schulwörterbuch. Von Dr. Valentin Kehrein. 8°. (VI u. 234 S.) Leipzig, Wigand, 1899. Preis *M.* 4.

Die Abtrennung dieſer ſelbſtändigen Teile von dem „altdeutſchen Leſebuch" oeckt ihre Verwendung neben andern Leſebüchern und beim Studium der be- ıteren mittelhochdeutſchen Klaſſiker. Die gediegene Arbeit hat in der That alle ſicht, in weiteren Kreiſen Freunde zu finden. Das Wörterbuch iſt ebenſo knapp praktiſch; es verzichtet auf Vollſtändigkeit, um gerade nur das zu bringen, was nächſten Bedürfnis dient, und braucht deshalb nicht einmal den Umfang des ıen Wörterbuches von Lexer zu erreichen. Die Grammatik iſt nicht minder durch rſichtliche Kürze ausgezeichnet, die Syntax bietet aber eine dankbare Erweiterung ähnlichen Bücher. Sie umfaßt nicht weniger als 74 Seiten gegen 28 Seiten menlehre. Die ſorgfältige Beobachtung, welche dieſe Satzlehre geſchaffen hat, dient hohe Anerkennung. Freilich iſt hier der praktiſche Standpunkt zu

verlassen und neben dem Zwecke der raschen Aufklärung über schwierigere Punkte auch der andere erstrebt worden, das Verhältnis der mittelhochdeutschen Grammatik zu der neuhochdeutschen bis ins einzelne der syntaktischen Ausdrucksweise zu beleuchten. Gar mancher wird es dem Verfasser danken, wenn er so viele jetzt vereinzelte Redeweisen als im Mittelhochdeutschen gäng und gebe kennen lernt. Die Lehre vom Satzgefüge ist besonders lehrreich. Das ganze Buch ist zugleich aus gelehrten Studien und aus der Schulpraxis hervorgegangen und darum gründlich, klar und praktisch brauchbar.

Ein Ausflug ins altchristliche Afrika. Zwanglose Skizzen von Dr. Franz Wieland. 8°. (196 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis *M.* 4.50.

Archäologische Studien, welche den Verfasser in den Jahren 1897—1899 in Rom sich aufhalten ließen, führten denselben auch auf die Ruinenstätten des altchristlichen Afrika. Was er dort erlebt, geschaut, empfunden, bietet er in vorliegender Schrift in Form zwangloser Skizzen, die freilich mit Unrecht diesen Namen tragen, wenn man ihren Eindruck auf den Leser ins Auge faßt. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird sich nur ungern dem Bann entwinden, in welchen ihn dasselbe zu ziehen versteht. Hier und da werden in diesen Reiseerinnerungen auch klassische Monumente gestreift, im übrigen aber sind es die Überreste der altchristlichen Vergangenheit, zu welchen der Verfasser als kundiger Cicerone den Leser führt. Die Kirche Afrikas hat eine reiche Geschichte voll von tröstlichen und erhebenden, aber auch von ergreifenden und traurigen Zügen. Solcher Bilder aus der Vorzeit entrollt uns der Verfasser eine Reihe, während er mit uns über die Stelle des alten Karthago wandelt und uns dann über eine Reihe altchristlicher Bischofssitze von Tunis nach Tebessa, von hier kreuz und quer nach Konstantine und von Konstantine ins Algerische bis Tipasa geleitet. Er weiß frisch und flott zu schildern und in ausgezeichneter Weise die geschichtlichen Erinnerungen an die jeweiligen Monumente anzuknüpfen. Wohlthuend berührt die warme religiöse Empfindung, welche die ganze Darstellung beseelt und einen so natürlichen und ungekünstelten Ausdruck findet, daß sie sich unwillkürlich dem Leser mitteilt. Dabei kommt aber auch der Humor bei passender Gelegenheit zu seinem Recht. Die Schrift ist reich und gut illustriert, zum großen Teil mit Aufnahmen und Skizzen, die der Verfasser selbst an Ort und Stelle gemacht hat. Über die calliculae (S. 43) wäre wohl das 5. Supplementheft der Römischen Quartalschrift S. 45 zu vergleichen.

Junge Herzen. Novellen von L. Rafael. 8°. (182 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis geb. *M.* 2.80.

Der Band enthält vier Erzählungen. Dieselben lesen sich leicht, vielleicht sind sie auch etwas leicht geschrieben. Wer es nicht weiß, würde unmöglich ahnen, wie ernst, tief und groß L. Rafael werden kann, wenn sie will, und wie sie es in jener Art von Gedichten wird, die man geschichtliche Monologe nennen könnte. In der Prosa ist sie oft etwas flüchtig nicht bloß im Stil, der den unverfälschten Charakter des Frauenstils trägt, sondern auch in der Komposition und Abwägung der Wahrscheinlichkeit. Manches sieht einem ersten Entwurfe ähnlich. Indes besitzen alle vier Erzählungen doch auch wieder etwas Anziehendes, das das wirkliche Talent der Verfasserin verrät. Am überzeugendsten schreibt sie, wo sie uns auf den Gutshof führt, den wir aus früheren Geschichten schon zu kennen meinen. Alles in allem werden die hübschen und flotten Geschichten von jungen Mädchen gern gelesen werden.

Neue Kommunionandenken aus der Verlagsanstalt Benziger & Co. in Einsiedeln.

Die Kommunionandenken suchen, wie Auffassung, Komposition und Stil zeigen, den verschiedenen heute sich geltend machenden Geschmacksrichtungen und Wünschen zu entsprechen. Sie lassen sich in drei Gruppen scheiden. Die eine, das Extrem nach archaistischer Seite, umfaßt die Blätter Nr. 14010 und 14011 (zu 40 bezw. 60 *Pf.*). Ersteres giebt das Mahl in Emmaus wieder; zu Beuron entworfen, hat es alle Vorzüge, aber auch alle Eigenarten des Stiles der Beuroner Klosterschule. Das zweite klingt an eine gewisse Richtung der französischen religiösen Monumentalmalerei an, welche gern Motive aus altchristlicher Zeit verwertet. Es ist ein Gruppenbild; die Zeichnung ist etwas zu skizzenhaft und der Farbenton zu kalt. Etwas neues ist, daß ihm bestimmte gute Vorsätze aufgedruckt sind, die der Erstkommunikant zu unterschreiben hätte. Wenn sie nicht zur Schablone wird, kann eine solche Einrichtung recht segensreich sein. Das Extrem nach der entgegengesetzten Seite bildet Gruppe 2, die sich aus den Nrn. 6533, 6534, 18435, 33585, 33586 zusammensetzt, teils Licht- teils Farbendrucken. Es sind Bilder mittlerer Größe in der Preislage von 20—28 *Pf.* Dazu kommen eine Anzahl gleichartiger kleiner Gedenkbildchen an die erste heilige Kommunion (100 Stück zu *M.* 2.40 bezw. *M.* 4.20). Man kann die Blätter keineswegs unwürdig nennen, doch lassen sie zum Teil etwas die Kraft und Weihe vermissen, welche nach unserer Meinung auch Darstellungen dieser Art eigen sein sollten. Wir anerkennen gern an, daß Kommunionandenken nicht nach dem Maße eines für eine Kirche bestimmten religiösen Gemäldes zu beurteilen sind. Sentimental und weich sollten aber auch die Bilder für das Haus nicht sein. Am besten scheinen uns der Idee eines wirklich schönen, erbaulichen und zugleich religiös-ernsten Kommunionandenkens die Nummern der dritten Gruppe 6531 (zu 20 *Pf.*), 6532 (zu 16 *Pf.*), 13582 (zu 25 *Pf.*) und 14009 (zu 40 *Pf.*) zu entsprechen. Die beiden ersten sind Licht-, die beiden letzten Farbendrucke. Uneingeschränktes Lob darf Nr. 6532, einem heiligen Abendmahl nach Zeichnung von Heinrich Commens, erteilt werden. Nicht minder kann das sich aus einem Mittelstück in Kreuzesform und vier Gruppenbildern zwischen den Kreuzesbalken zusammensetzende Kommunionandenken Nr. 14009 in jeder Beziehung als glücklich und recht befriedigend bezeichnet werden. Die Ausführung aller Bilder ist vortrefflich, wie das übrigens auch von den Erzeugnissen der Benzigerschen Verlagsanstalt ohnehin zur Genüge bekannt ist.

Drei neue Kommunion-Andenken für das Jubiläumsjahr 1900 hat B. Kühlen in M.-Gladbach hergestellt. Das erste (Nr. $52^1/_2$, Format 22 × 33 cm zu 15 *Pf.*) zeigt in lebhafter Farbengebung das Brustbild des Herrn, der auf sein heiligstes Herz hinweist, das zweite (Nr. $54^1/_4$, Format 25 × 36 cm zu 18 *Pf.*) bietet die in hellen weißen Gewändern, in einem lichten Strahlenglanze und vor blauem Hintergrunde thronende Gestalt des Herrn, auf dessen Brust sein heiligstes Herz glänzt. Beide von A. M. v. Oer gemalten Bilder sind koloristisch, zeichnerisch und technisch gleich preiswürdig. Im großen Blatte (Nr. 53, Format 32 × 44 cm, Preis 30 *Pf.*) umgeben vier in Medaillons gestellte Vorbilder die Darstellung des letzten Abendmahles. Das dritte Andenken ist reicher, aber nicht so vornehm und ruhig wie die beiden ersten.

Miscellen.

Wer hat die erste „Einigung" des Bonifatiusvereins gegründet? In der zum 50jährigen Jubiläum des Bonifatiusvereins erschienenen monumentalen Festschrift ist die Bedeutung hervorgehoben, welche für die innere Entwicklung dieses dem Katholiken so teuern Vereins den sogenannten „Einigungen" zukomme. Eine solche „Einigung" besteht darin, daß eine Anzahl von Vereinsmitgliedern sich verbinden, um für eine Reihe von Jahren die zur Gründung und Unterhaltung einer Missionsstelle jährlich erforderliche Summe aufzubringen oder, wo möglich, dieselbe dauernd zu fundieren. „Bald nach der Mitte der fünfziger Jahre", mutmaßt der Verfasser der Festschrift, müsse diese Idee zuerst aufgetaucht sein. Die Rechnungen des Vereins erwähnen 1858 zum erstenmal zwei solcher Einigungen: „einen Verein rheinischer Wohlthäter zur Unterhaltung eines Missionsgeistlichen in Nauen" (Osthavelland), wo Kapelle und Schule bereits seit Jahren bestand, ein Priester jedoch auf Kosten des Vereins erst von 1860 ab unterhalten werden konnte. An Zeit wie an Bedeutung voran steht diesem, wohl von einem der geistlichen Abgeordneten in Berlin ins Leben gerufenen „Verein" „eine Einigung katholischer Männer aus verschiedenen Diözesen, meist aus Rheinland und Westfalen, zur Fundierung einer Missionsstelle in der Stadt Küstrin (Diözese Breslau) und zur Unterhaltung eines Missionspfarrers daselbst". Über die Entstehung dieser ersten und für den Bonifatiusverein in ihrer Art epochemachenden Einigung sagt die Festschrift: „Ihr Gründer war der selige Kreisgerichtsrat Schmidt in Paderborn, der dieselbe bereits im Jahre 1856 als Mitglied des Abgeordnetenhauses zu Berlin, namentlich bei seinen westfälischen und rheinischen Kollegen und Freunden angeregt hatte. Überhaupt gebührt ihm vorzugsweise die Urheberschaft dieser Idee der Einigungen. . . . Er ist der eigentliche Urheber der Einigungen."

In der That hat dieser wackere Mann, der von der Gründung des Bonifatiusvereins an bis zu seinem Tode, 37 Jahre lang, dem Generalvorstand des Vereins angehört und mit der selbstlosesten Hingabe für denselben gewirkt hat, überaus große Verdienste und gerechten Anspruch auf die Anerkennung und Dankbarkeit seiner Glaubensbrüder. Es kann jedoch diesem Verdienst unmöglich Eintrag thun, dem Bonifatiusverein aber nur zu Ehre und Nutz gereichen, wenn an der Thatsache festgehalten wird, daß nicht Kreisgerichtsrat Schmidt, sondern ein weit hervorragenderer, über die ganze Welt hin bekannter katholischer Vorkämpfer zu diesen segensreichen „Einigungen" den Anfang gemacht hat. Unter den 76 Einigungen, welche die Festschrift der Zeitfolge gemäß aneinander reiht, verdanken die erste und die fünfte ihr Entstehen der Initiative und dem katholischen Opfersinn des unvergeßlichen Zentrumsführers Hermann von Mallinckrodt (vgl. Pfülf, H. v. Mallinckrodt S. 154).

Seit dem 21. Juni 1855 weilte Mallinckrodt als unverheirateter Regierungsassessor, aber schon angesehener katholischer Parlamentarier in Frankfurt a. O.

er Seite von Professor Frings hatte er einst mit Graf Stolberg und rich v. Ketteler an jenen Beratungen der Katholikenversammlung zu Breslau ommen, welche für die Gründung des Bonifatiusvereins von so großem ß waren. Zu dem ersten Präsidenten des Vereins stand er seit Jahren sönlich freundlichen Beziehungen. Wo immer er bis jetzt als Beamter ge- t hatte, wie in Erfurt und Stralsund, war der junge Assessor mit dem ndsten Beispiel religiöser Pflichterfüllung vorangegangen; auch der Pfarrer drängten Diaspora-Gemeinde zu Frankfurt a. O. fand an ihm eine Stütze. Dieser Pfarrer, der nachmalige Erzpriester von Glogau, Theod. Warnatsch, über jene Zeit an Mallinckrodts Biographen am 28. Mai 1890:

„Ein dauerndes Denkmal hat H. v. Mallinckrodt sich errichtet in der vier n von Frankfurt gelegenen Festungsstadt Küstrin. Hier hielt ehedem aus acht Meilen von Küstrin entfernten, zum Königreich Sachsen gehörigen, preußisch gewordenen Cistercienserkloster Neuzelle, ehe dasselbe samt der n sächsischen Nieder-Lausitz preußisch geworden und sofort säkularisiert wurde, istercienserpriester alljährlich einmal in einer Stube katholischen Gottesdienst nd das setzten nach Auflösung des Klosters die Weltgeistlichen in Neuzelle ich als Kaplan meine priesterliche Laufbahn begonnen habe) fort. Da er- e sich, in Frankfurt von dieser Not der Küstriner Katholiken hörend, H. allinckrodt und erbaute in Küstrin ... ein hübsches gotisches Kirchlein. ..."

Küstrin, das 1898 am Orte selbst 888 katholische Zivilpersonen und katholische Soldaten zählte, wurde um 1855 auf etwa 140 Katholiken ge- . Wann und wie Mallinckrodt auf die daselbst herrschende Seelennot auf- m wurde, darüber findet sich kein Anhaltspunkt, aber soweit aus seiner nlichen Art zu handeln sich schließen läßt, geschah es bei Gelegenheit einer lichen Anwesenheit daselbst. Um die Mitte Oktober 1856 überraschte ihn Tages in Frankfurt Graf Joseph Stolberg, der Präsident des Bonifatius- s, mit seinem Besuch. Derselbe kam gerade von der zweiten General- mmlung des Vereins in Paderborn und befand sich auf der Reise nach en, wohl zu einem Besuch beim Grafen Brühl, vorzüglich aber zum Zweck rrichtung einer Konfessionsschule daselbst für 40 katholische Kinder, die von an vom Bonifatiusverein erhalten wurde. „Er blieb den Nachmittag hier," t Mallinckrodt über Stolberg, „aß bei mir Abendbrot und segelte abends , nachdem wir den Kreis der uns berührenden Dinge so lich durchgesprochen und uns, anscheinend beiderseits, gut unterhalten ." Neun Monate später war die Küstriner Angelegenheit schon im vollen

„Den allernächsten point de vue", schreibt Mallinckrodt Sonntag den uli 1857, „bietet die Gründung eines Kirchensystems in Küstrin, in welcher egenheit ich vorgestern nach Neuzelle gewesen bin und Mittwoch mit dem ller Erzpriester und dem hiesigen Pfarrer nach Küstrin zu fahren beabsichtige. zu zwei Drittel verschuldetes Haus haben wir, aber auch nicht viel mehr. werden ja sehen, wie der Hase läuft."

Am 23. August des gleichen Jahres 1857 war auf Böddeken, dem Gute Mallinckrodts Bruder, unweit Paderborn, ein großes kirchliches Fest.

Besitzer des einstigen Klostergutes, Herr Georg von Mallinckrodt, hatte dem in dortiger Gegend in hoher Verehrung stehenden hl. Meinolph auf den Fundamenten einer alten Kapelle ein zierliches neues Kapellchen errichtet. Bischof Konrad Martin sollte am bezeichneten Tage es feierlich einweihen, und zu der frommen Feier des Familienpatrones war auch Hermann v. Mallinckrodt dringend eingeladen. Zwar ließen Rücksichten auf Arbeit und eine bevorstehende längere Reise ihn schwanken, aber einer der Gründe, die ihn zuletzt bestimmten, dennoch zu kommen, war, wie er am 13. August schrieb: „daß es mir in Sachen eines Kirchenbaues in Küstrin erwünscht wäre, mit Stolberg in Ergänzung eines Briefes, worauf ich noch keine Antwort habe, zu sprechen."

Bis dahin wurde also die Angelegenheit zwischen Mallinckrodt und Stolberg direkt verhandelt, und allem Anscheine nach wurden bei Gelegenheit der St. Meinolph-Feier die definitiven Verabredungen wegen Küstrin getroffen. Gegen Mitte Oktober 1857 trat dann Mallinckrodt seine mehrmonatige Reise nach Italien an. Erst mit dem 14. Januar 1858 war er wieder in Berlin zurück, wo eben die neue Session des Landtages eröffnet worden war. Auch diese Session sollte ihm Anlaß bieten, über die Unterdrückung der katholischen Minoritäten in den Diaspora-Gegenden und über die Hindernisse, welche der Errichtung katholischer Schulen da in den Weg gelegt werden, wie früher schon des öfteren sich auszusprechen. Es war in der 37. Sitzung am 24. April, daß er auch über die Leidensgeschichte der katholischen Schule seiner eigenen Gemeinde, die zu Frankfurt a. O., etwas den Schleier lüftete. Während dieser selben Landtagssession, bevor noch am 28. März die Abgeordneten in die Osterferien reisten, hatte sich im Interesse einer dieser Diaspora-Gegenden ein bedeutungsvoller Akt vollzogen. Zu Gunsten der Missionsstation Küstrin hatte sich im Kreise von Mallinckrodts persönlichen Freunden eine „Einigung" gebildet. Jedes der Mitglieder verpflichtete sich zu einem bestimmten jährlichen Beitrag; durch genaues Statut war die ganze Angelegenheit geregelt, das Statut datiert vom Feste des hl. Joseph, 19. März 1858. Mallinckrodt war es, welcher die Angelegenheit angeregt und welcher die Teilnehmer gewonnen hatte. Er hatte daher auch von dem Rechte Gebrauch gemacht, der Einigung wie dem zu errichtenden Missionskirchlein nach seiner persönlichen Andacht den Patron zu bestimmen. Als er drei Jahre später als Neuvermählter die Einigung für Alsleben a. S. zu stande brachte, benannte er sie zu Ehren seiner jungen Gemahlin nach deren Patronin St. Elisabeth. Jetzt aber für Küstrin wählte er den Schutzheiligen des Hauses Böddeken und der Familie Mallinckrodt, den hl. Meinolphus. Mit diesen Thatsachen stimmen die Erinnerungen des damaligen Pfarrers von Frankfurt a. O.: „H. v. Mallinckrodt bewirkte durch eine unter den westfälischen Abgeordneten in Berlin gegründete Vereinigung die Anstellung eines ständigen Missionspfarrers in Küstrin. Den Namen des hl. Meinolph ließ v. Mallinckrodt dem Kirchlein bei der Weihe desselben beilegen und des genannten Heiligen Statue in Stein über dem Portale anbringen, weil auf den v. Mallinckrodtschen Besitzungen im Paderbörnschen ... in einem Walde ... eine (diesem Heiligen geweihte) viel besuchte Kapelle existiert."

Juni 1858 hatte Mallinckrodt die Pläne des Architekten für das neue
rtig vorliegen, aber noch war der Bau nicht in Angriff genommen,
Hilfsarbeiter bei dem Ministerium des Innern berufen, 30. Juni 1859
inrücken mußte. Von jetzt ab bis 1872 begnügte er sich mit seinem
Beitrag von 15 Thalern für die „Einigung", nachdem er, soweit das
s damaligen Pfarrers von Frankfurt ins Gewicht fallen kann, für
des Kirchenbaues von Anfang an auch sonst namhafte pekuniäre
acht hatte. Die Sorge für die Angelegenheit der Küstriner Mission
Mallinckrodts Versetzung an hauptsächlich in den Händen des Kreis-
Joseph Schmidt in Paderborn, welcher Mitglied der Einigung und
t persönlich befreundet, zugleich aber auch Mitglied des Zentralvor-
Bonifatiusvereins war. Bis dahin war Schmidt in dieser An-
nie besonders hervorgetreten, und sein Name wird niemals genannt.
ibt es dabei immer, daß er etwa in freundschaftlichem Austausch zu-
at erteilt hätte, für die Sicherstellung der von Mallinckrodt so eifrig
Küstriner Mission einmal den Weg der „Einigung" zu versuchen.
nter Anhaltspunkt, ihm eine derartige Einflußnahme zuzuschreiben,
nicht vor. Sicher ist, daß 1. der Plan der Missionsgründung in
s Mallinckrodts eigener Initiative hervorgegangen; 2. bis wenigstens
t 1857 die diesbezüglichen Verhandlungen nicht mit Schmidt, sondern
dem Präsidenten des Bonifatiusvereins geführt wurden; 3. Mallinckrodt
die Teilnehmer der Einigung geworben und derselben den Namen
t. Schmidt selbst diese erste Einigung ganz als das Werk Mallinckrodts
at.

in nicht uninteressanter Beitrag zur inneren Geschichte des Bonifatius-
ge ein Brief Schmidts in dieser Sache hier seine Stelle finden. Außer
hebung zweier Worte im ersten Satze des Briefes, die von Schmidt
ihrt, werden zum Zweck besserer Beachtung noch mehrere andere
durch Sperrschrift besonders bezeichnet:

„Paderborn, 4. August 1871.

Lieber Freund!

ieser argen Zeit, wo alles die Waffen gegen unsere heilige Kirche er-
wo Sie auch namentlich berufen sind, den Kampf für unsere
er aufzunehmen und fortzusetzen, will ich Sie zur Stärkung an einen
ß Ihrer früheren Wirksamkeit führen, nämlich nach Küstrin. Ich
ie daran, daß Sie am 19. März 1858 die Einigung Sti. Meinolphi
n gerufen haben, welche bis zum heutigen Tage so segensreich
d hoffentlich, so Gott will, für die Zukunft noch größere Resultate
unserer heiligen Kirche erzielen wird. ‚Aber was soll das?' werden
, ‚das alles ist ja mir längst bekannt!' — ‚Jawohl,' antworte
was Ihnen noch nicht bekannt ist, das fasse ich in wenigen Worten
Ihr Werk ist jetzt vollendet!' —

bin überzeugt, daß Ihnen diese Nachricht eine nicht geringe Freude
d und daß Sie darin eine kleine Belohnung für Ihre Anstr[redacted]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Gott lohne es Ihnen für Zeit und Ewigkeit!

Einige Mitglieder unserer Vereinigung (zwei derselben) haben erklärt, nunmehr ihre Beiträge oder einen Teil derselben einer andern hilfsbedürftigen Mission zuwenden zu wollen. Ich teile Ihnen das pro notitia mit, damit Sie sehen, daß Ihr gutes Werk auch noch segensreiche Folgen für die Zukunft hat. Wir werden Ihre für ähnliche Zwecke bestimmten Gaben schon zu lassen wissen, da ich weiß, daß Sie in diesem Artikel auch anderweit Geschäfte machen.... NB. In der heutigen Sitzung des Generalvorstandes ist Ihr Jahresbericht über Alsleben zum Vortrag gekommen....

Laudate Dominum omnes gentes!

In alter Freundschaft und Liebe

Ihr J. Schmidt."

Auch die letztgenannte Missionsstation Alsleben a. S., die fünfte in der Reihe der auf Einigung gegründeten und die zweite von Mallinckrodts frommen Stiftungen, hat ihre Geschichte, die es verdienen würde, wenigstens in den Annalen des Bonifatiusvereins genauer aufgezeichnet zu werden. In ihr begegnen sich zum wenigsten drei gefeierte Namen, bedeutsam in der Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands in schwerer Zeit: Wilhelm Emmanuel Freiherr v. Ketteler, Geh. Oberregierungsrat Karl Friedr. v. Savigny und Hermann v. Mallinckrodt.

Klaatsch über unsere Ahnen. Unsere geneigten Leser müssen um Entschuldigung bitten, wenn sie vielleicht bisher noch nichts gehört haben von dem außerordentlichen Professor der Anatomie Hermann Klaatsch in Heidelberg. Sie haben einen großen Mann nicht gekannt, den sie nunmehr kennen lernen sollen.

Auf dem letzten Anthropologenkongresse in Lindau hatte der genannte Herr einen Vortrag gehalten über die Abstammung des Menschen. Zur Richtigstellung einer tendenziösen Ausführungen, die in echt Haeckelschem Stile gehalten waren, hatte sodann der Generalsekretär der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, der durch sein vortreffliches Werk „Der Mensch" auch in weiteren Kreisen bekannte Professor Johannes Ranke, das Wort ergriffen. Seine Kritik des Vortrages von Klaatsch faßte er in die Worte zusammen: „Das ist nicht Wissenschaft, das ist Phantasie." Selbstredend war dieses Urteil, zumal es von einem so angesehenen Anthropologen wie Ranke ausging, höchst unbequem für den außerordentlichen Herrn Professor. Da es ihm mißlungen war, die Zustimmung der Fachmänner in jener Gelehrtenversammlung für seine Abstammungsphantasien zu gewinnen, suchte er sich vor einem populärwissenschaftlichen Publikum dafür schadlos zu halten. Deshalb veröffentlichte er in der Zeitschrift „Globus" (LXXVI, 1899, No. 21 u. 22) eine weitläufige Abhandlung mit dem vielversprechenden Titel: „Die Stellung des Menschen in der Reihe der Säugetiere, speziell der Primaten, und der Modus seiner Heranbildung aus einer niedern Form. Nach einem auf dem Anthropologenkongresse zu Lindau am 7. September 1899 gehaltenen Vortrage von Professor Hermann Klaatsch, Heidelberg."

Eigentlich ist es gar nicht der Mühe wert, auf den Inhalt jener Abhandlung näher einzugehen; denn wenn dieselbe wirklich den Ergebnissen der Wissenschaft entspräche, würde Herr Klaatsch keine Veranlassung gehabt haben, seinen Vortrag im „Globus" zu veröffentlichen. Das Fiasko auf dem Anthropologenkongreß bewog ihn hierzu, um seine wissenschaftliche Ehre zu retten.

„Ich war vor meinem Vortrage der Meinung gewesen," so beginnt der außerordentliche Professor seine Abhandlung, „daß die große Geistesthat Darwins und die mühevollen Errungenschaften, die wir seinen Nachfolgern, insbesondere Haeckel, verdanken, den Boden doch wenigstens so weit geebnet hätten, daß die tierische Abstammung des Menschen als solche eine nicht mehr der Diskussion bedürftige Annahme sei, daß es vielmehr sich jetzt nur um den feineren Ausbau des Problems handle." Wir wissen aus dieser Einleitung zur Genüge, wessen

in Bd. II, S. 106 dieser Zeitschrift über das Schriftchen gesagt wurde. Möge es auch auf seinem zweiten Gange in den Kreisen, für die es vornehmlich bestimmt ist, bei der akademischen Jugend, freundliche Aufnahme finden. An guten Früchten wird es dann sicher nicht fehlen.

Das katholische Kirchenjahr und die gebräuchlichsten kirchlichen Andachten. Von Andreas Sladeczek. Ausgabe A. Zum Gebrauche in Volksschulen. Ausgabe B. Zum Gebrauche in erweiterten und höheren Schulen sowie beim Selbstunterricht. 8°. (VIII u. 66, bezw. VIII u. 166 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis 50 *Pf.* bezw. *M.* 1.20.

Wenn wir an den beiden übrigens von Sachkenntnis und gutem Verständnis für den Gegenstand wie auch echt religiösem Sinn zeugenden Schriftchen etwas auszusetzen haben, so ist es eher das Zuviel als das Zuwenig. Bei einer zweiten Auflage könnten unbedenklich manche Einzelheiten nicht nur ohne Schaden, sondern zum Nutzen des Ganzen weggelassen werden. Hier und da finden sich kleinere Ungenauigkeiten. So hat das Blau des verborgenen Veilchens (S. 7) mit der kirchlichen Farbensymbolik nichts zu thun. In der Passionszeit brauchen nur die Bilder auf den Altären, nicht aber auch diejenigen verhüllt zu werden, die außerhalb der Altäre aufgestellt sind (S. 38). Ferner giebt der Papst den Segen urbi et orbi nicht von der Galerie des Vatikans (S. 71), sondern von der Loggia von St. Peter.

Katechetische Handbibliothek. Praktische Hilfsbüchlein für alle Seelsorger. In Verbindung mit mehreren Katecheten herausgegeben von Franz Walk, Pfarrer u. Redakteur der „Katechetischen Blätter". 8°. Kempten, Kösel, 1899.

33. Bändchen: **Erklärung der hl. Messe.** Ausgabe für den Katecheten. Von Wilh. Jos. Hauseur, Pfarrer. (136 S.) Preis brosch. 80 *Pf.*

34. Bändchen: **Katechesen für die unteren Klassen der Volksschule** nach den Anfangsgründen der katholischen Religion bearbeitet von Joh. Nep. Huber, Beneficiumsvikar. (368 S.) Preis brosch. *M.* 2.

Die Erklärung der heiligen Messe ist mit tiefer Überzeugung von der Wichtigkeit dieses unblutigen Opfers geschrieben in einer den Kindern verständlichen und recht nützlichen Art. Der Verfasser rügt das viele Singen und Vorbeten bei der heiligen Messe, besonders wenn nach der Wandlung Gebete ausgewählt werden, die zur heiligen Messe nicht in Beziehung stehen. Über den Gesang bei der heiligen Handlung (S. 75 f. u. 131 f.) und hinsichtlich der Pflicht, sich über freiwillige Unandacht während derselben bei der heiligen Beichte anzuklagen (S. 64), urteilt der Verfasser wohl etwas zu strenge. — Die Katechesen für die unteren Klassen sind gut durchgearbeitet und werden dem Seelsorggeistlichen treffliche Dienste thun. Würden nicht einige Geschichten die Sache noch wertvoller machen?

Das Mainzer Schiffergewerbe in den letzten drei Jahrhunderten des Kurstaates. Von Christian Eckert, Dr. jur. et phil. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Band XVI. Heft 3.) 8°. (IX u. 155 S.) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1898. Preis *M.* 3.80.

Es ist ein lehrreiches Buch, welches Dr. Eckert uns bietet, nicht bloß interessant, weil es sich hier um ein Stück Geschichte des einst so berühmten Mainz

andelt, sondern mehr noch dadurch, daß Eckert von gründlicher Detailforschung usgehend einen tieferen Einblick gewährt in das Leben und die Entwicklung der Zunft und so ein richtiges Verständnis jener bedeutsamen Institution zu vermitteln ohl geeignet ist. Namentlich lassen die Angaben Eckerts u. a. die Pflege des Zunftwesens durch die kurfürstliche Regierung in einem ganz neuen und teilweise echt günstigen Lichte erscheinen. „Während wir über Entstehung und Blütezeit er Zünfte im Mittelalter durch tüchtige Arbeiten bereits wohlunterrichtet sind, at man ihrer späteren Entwicklung seither nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Meist hat man sich damit begnügt, sie oberflächlich abzuurteilen unter völliger Außerachtlassung des wesentlichsten Momentes, das die Einrichtungen der Spät- und Frühzeit voneinander unterscheidet: ihrer Beziehungen zur Staatsgewalt" (S. v). Eckert ist nicht der Ansicht, daß das Zunftwesen der späteren Zeit schlechthin als verlos bezeichnet werden darf. „Es wäre müßig, die Frage aufzuwerfen, wie es ohl mit dem Mainzer Schiffergewerbe im 16. und 18. Jahrhundert bestellt gewesen wäre, wenn es nicht unter Innungszwang gestanden hätte? Uns will es scheinen, als ob gerade die Zunftorganisation der Schiffleute bei mancherlei Schwächen und Auswüchsen nicht an innerer Bedeutungslosigkeit in dieser Zeit gelitten hätte. Wenn auch die Elite des Standes ohne den äußeren Halt ausgekommen wäre, es vielleicht sogar in einzelnen Punkten weiter gebracht hätte, so bedurfte doch der ganze Mittelschlag der ihm gewordenen Leitung" (S. 97 f.). — Die sorgfältige Quellen- und Litteraturangabe legen Zeugnis ab von dem großen Fleiße, welchen der Verfasser auf dieses durch angenehme Form, Gewandtheit des Ausdrucks, tiefgreifende Forschung und maßvolles Urteil ausgezeichnete Werk verwandt hat.

Das Koalitionsrecht der Arbeiter in Elsaß-Lothringen, im Vergleich zu dem in Frankreich und im Deutschen Reiche geltenden Rechte. Von Dr. oec. publ. Dionysius Will. 8°. (XII u. 144 S.) Straßburg, Agentur von B. Herder, 1899. Preis *M.* 2.

Einen gerade in letzter Zeit vielbesprochenen und mit Leidenschaft umstrittenen Gegenstand behandelt hier Dr. oec. publ. Dionysius Will mit großem Geschick. Will berücksichtigt dabei vorzugsweise die Verhältnisse seines Heimatlandes Elsaß-Lothringen. Ganz richtig betont der Verfasser, es genüge nicht, im Prinzip die Koalitionsfreiheit anzuerkennen, vielmehr müsse die Gesetzgebung auch die zur Nutzbarmachung jener Freiheit nötigen Voraussetzungen gewähren. Ohne eine vernünftige Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, sowie ohne die Rechtsfähigkeit der Vereine sei die Koalitionsfreiheit ein leeres Wort. Das beweisen in der That die interessanten Untersuchungen, deren Ergebnisse hier vorgelegt werden. Den prinzipiellen Standpunkt, den Will in der Sache einnimmt, teilen wir durchgehends. Namentlich stimmen wir dem Verfasser bei, wenn er sagt, eine Überbrückung der Klassengegensätze werde nur dann herbeigeführt, wenn die gesetzlich garantierte Gleichberechtigung zu einer faktischen werde; eine auf breiter Basis aufgebaute und wirklich nutzbare Koalitionsfreiheit werde die sozialen Gegensätze durchaus nicht verschärfen, sondern auf die Dauer wesentlich mildern. Die fleißige und gediegene Arbeit Wills ist eine anerkennenswerte Bereicherung unserer sozialpolitischen Litteratur. Sie gereicht dem Verfasser sowohl wie den Leitern des Münchener staatswissenschaftlichen Seminars L. Brentano und W. Lotz, auf deren Anregung das Werk geschrieben wurde, zur Ehre.

Der Rompilger. Wegweiser zu den wichtigsten Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt. Von Anton de Waal, Rektor des deutschen Campo Santo. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Titelbild, 96 Abbildungen im Text, einer Eisenbahn-Karte von Italien und einem Plane der Stadt Rom. 12°. (XIV u. 378 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis geb. *M.* 4.60.

Gern verzeichnen wir hier die vierte Auflage des vortrefflichen „Rompilgers" des Rektors am deutschen Campo Santo, Msgr. Anton de Waal (vgl. Bd. XXXV, S. 307, zweite Aufl., und Bd. IL, S. 216, dritte Aufl.). Er kommt zur rechten Zeit, weil ja das Jubiläumsjahr unzweifelhaft auch manchen deutschen Pilger zur ewigen Stadt führen wird. Eine besondere Empfehlung dieses Romführers ist überflüssig, da die vierte Auflage laut genug spricht.

Die Adlernichte und andere gereimte Erzählungen von Paula Gräfin Coudenhove. kl. 8°. (260 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis geb. *M.* 4.

Wir haben die Lesung dieses schmucken Büchleins unwillkürlich mit einem ungünstigen Vorurteil begonnen. „Gereimte Erzählungen!" — Der zu erwartende Genuß dünkte uns sehr zweifelhaft! Anfangs schienen sich denn auch unsere Befürchtungen bestätigen zu wollen. Der Kampf zwischen Poesie und gereimter Prosaerzählung war merklich; dabei wurden Motive in die Darstellung verflochten, die nicht ganz glaubhaft oder sonst nicht anziehend schienen. Allein bald nahm das Interesse sowohl an Form als an Inhalt immer mehr zu, und wir gestehen, daß wir das ganze Büchlein mit wachsendem Genuß zu Ende gelesen haben. Die Dichterin verfügt über ein unverkennbares poetisches Talent und es ist beim Studium dieser acht Erzählungen leicht festzustellen, wie dieses Talent durch die Übung wächst und erstarkt, nicht bloß in Beherrschung der Form, sondern auch in der Vertiefung des Stoffes. Dabei macht sich mitunter, wie z. B. in der Hundegeschichte „Schnaps", ein ganz glücklicher Humor geltend, der trotz der Reime nicht gerade „in engen Schuhen" geht und für die Zukunft das Beste erhoffen läßt. Über die hier geschilderte Tierfreundschaft wird freilich der Geschmack der Leser nicht einstimmig urteilen. Die Erzählungen sind nicht alle gleichwertig. Offen gestanden hat uns die erste und längste am wenigsten gefallen. Das psychologische Moment, das in der nicht ganz neuen Fabel selbst lag, ist unseres Erachtens zu wenig herausgearbeitet, dagegen zu viel Fremdes hineingetragen worden. Besonders wird die hier und anderswo so entschieden betonte Frömmigkeit in dieser Form nicht jedem behagen. Auch uns scheint sie bisweilen zu spezifisch. Einen schönen und neuen Ton schlägt das Stück „Unkraut" an, leider ohne zu seiner vollen Ausgestaltung zu kommen. — Wie der Dichterin die Flügel gewachsen sind, zeigt wohl am besten die letzte Erzählung „Aschenbrödel", nicht als ob sie nun schon ganz vollendet wäre, aber die Form sträubt sich sichtlich nicht mehr gegen die Idee, und die Dichterin sagt mit natürlicher Anmut das, was sie sagen will. Sie wird fortfahren, diese „gereimten Erzählungen" zu pflegen, und wir können sie dazu nur ermutigen. Nur wird sie in Zukunft der Fabel selbst etwas mehr Aufmerksamkeit schenken müssen, um nicht bloß Liebesgeschichten zu bringen. Nicht jedes Ereignis eignet sich für die poetische Einkleidung, und die psychologische Vertiefung wird immer mit dem materiellen Geschehnis Hand in Hand gehen müssen. Besonders aber ist der Rahmen äußerst

ng zu ziehen und die Handlung einfach und konkret zu gestalten, damit alles ns einzelne durchgeführt werden könne und Allgemeinheiten, der Tod jeder Poesie, nach Möglichkeit ausgeschlossen bleiben. Etwas gewundert hat uns, daß von den acht Erzählungen nicht weniger als fünf Liebesverhältnisse zwischen Pflegevater und Tochter, Vetter und Muhme, Schwager und Schwägerin behandeln. Solche Verhältnisse mit ihren Gelegenheiten erleichtern dem Dichter ja die Arbeit — nach katholischen Grundsätzen sollte man es aber mit Verwandtenehen, auch in der Litteratur, nicht so leicht nehmen. Doch auch wir wollen den Spruch des Meisters in „Aschenbrödel" üben und dem eigenartigen Talent der Dichterin keine zu engen Grenzen ziehen. Denn:

„Bäume giebt es viel hienieden;
Doch kein Gärtner kann sie zwingen,
Fremde Blättertracht zu treiben,
Fremde Frucht hervorzubringen . . .

Unabhängig von dem Lehrer
Soll sich ein Talent entfalten;
Wer es knechtet, wird es töten,
Freiheit nur kann es erhalten."

Erlebnisse eines Missionärs in China. Geschildert in Tagebuchblättern von P. Stenz. Mit einigen Illustrationen. 8°. (103 S.) Trier, Paulinusdruckerei, 1899. Preis 40 *Pf.*

Seit es ein „Deutsch-China" giebt, ist das Interesse für das Reich der Mitte auch in weiteren Volkskreisen stark gewachsen, und manchem, dem größere Werke nicht zu Handen kommen, dürfte ein Büchlein, das auf engem Raum in frischer, volkstümlicher Weise ihn mit dem Lande, seinem Volke, seinen Sitten und Eigenarten bekannt macht, gewiß willkommen sein. Diesem Zweck dient vorliegendes Schriftchen recht gut. P. Stenz aus der Steyler Missionsgesellschaft vom göttlichen Wort, und bekannt geworden als eines der Opfer der letztjährigen Volksaufstände in Süd-Schantung, weiß gut zu schildern, schreibt einen kräftig klaren Stil und erweist sich als sachkundigen und humorvollen Führer durch die Mission von Süd-Schantung, in der er seit 1893/94 wirkt und deren Entwicklung und Lage er übersichtlich zusammenfaßt. Das Bild des Verfassers und fünf andere Illustrationen schmücken das Schriftchen, dessen Reinertrag zum Besten der Missionen bestimmt ist.

Mittelhochdeutsche Grammatik und Schulwörterbuch. Von Dr. Valentin Kehrein. 8°. (VI u. 234 S.) Leipzig, Wigand, 1899. Preis *M.* 4.

Die Abtrennung dieser selbständigen Teile von dem „altdeutschen Lesebuch" bezweckt ihre Verwendung neben andern Lesebüchern und beim Studium der bekannteren mittelhochdeutschen Klassiker. Die gediegene Arbeit hat in der That alle Aussicht, in weiteren Kreisen Freunde zu finden. Das Wörterbuch ist ebenso knapp als praktisch; es verzichtet auf Vollständigkeit, um gerade nur das zu bringen, was dem nächsten Bedürfnis dient, und braucht deshalb nicht einmal den Umfang des kleinen Wörterbuches von Lexer zu erreichen. Die Grammatik ist nicht minder durch übersichtliche Kürze ausgezeichnet, die Syntax bietet aber eine dankbare Erweiterung der ähnlichen Bücher. Sie umfaßt nicht weniger als 74 Seiten gegen 28 Seiten Formenlehre. Die sorgfältige Beobachtung, welche diese Satzlehre geschaffen hat, verdient hohe Anerkennung. Freilich ist hier der praktische Standpunkt zum Teil

verlassen und neben dem Zwecke der raschen Aufklärung über schwierigere Punkte auch der andere erstrebt worden, das Verhältnis der mittelhochdeutschen Grammatik zu der neuhochdeutschen bis ins einzelne der syntaktischen Ausdrucksweise zu beleuchten. Gar mancher wird es dem Verfasser danken, wenn er so viele jetzt vereinzelte Redeweisen als im Mittelhochdeutschen gäng und gebe kennen lernt. Die Lehre vom Satzgefüge ist besonders lehrreich. Das ganze Buch ist zugleich aus gelehrten Studien und aus der Schulpraxis hervorgegangen und darum gründlich, klar und praktisch brauchbar.

Ein Ausflug ins altchristliche Afrika. Zwanglose Skizzen von Dr. Franz Wieland. 8°. (196 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis *M.* 4.50.

Archäologische Studien, welche den Verfasser in den Jahren 1897—1899 in Rom sich aufhalten ließen, führten denselben auch auf die Ruinenstätten des altchristlichen Afrika. Was er dort erlebt, geschaut, empfunden, bietet er in vorliegender Schrift in Form zwangloser Skizzen, die freilich mit Unrecht diesen Namen tragen, wenn man ihren Eindruck auf den Leser ins Auge faßt. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird sich nur ungern dem Bann entwinden, in welchen ihn dasselbe zu ziehen versteht. Hier und da werden in diesen Reiseerinnerungen auch klassische Monumente gestreift, im übrigen aber sind es die Überreste der altchristlichen Vergangenheit, zu welchen der Verfasser als kundiger Cicerone den Leser führt. Die Kirche Afrikas hat eine reiche Geschichte voll von tröstlichen und erhebenden, aber auch von ergreifenden und traurigen Zügen. Solcher Bilder aus der Vorzeit entrollt uns der Verfasser eine Reihe, während er mit uns über die Stelle des alten Karthago wandelt und uns dann über eine Reihe altchristlicher Bischofssitze von Tunis nach Tebessa, von hier kreuz und quer nach Konstantine und von Konstantine ins Algerische bis Tipasa geleitet. Er weiß frisch und flott zu schildern und in ausgezeichneter Weise die geschichtlichen Erinnerungen an die jeweiligen Monumente anzuknüpfen. Wohlthuend berührt die warme religiöse Empfindung, welche die ganze Darstellung beseelt und einen so natürlichen und ungekünstelten Ausdruck findet, daß sie sich unwillkürlich dem Leser mitteilt. Dabei kommt aber auch der Humor bei passender Gelegenheit zu seinem Recht. Die Schrift ist reich und gut illustriert, zum großen Teil mit Aufnahmen und Skizzen, die der Verfasser selbst an Ort und Stelle gemacht hat. Über die calliculae (S. 43) wäre wohl das 5. Supplementheft der Römischen Quartalschrift S. 45 zu vergleichen.

Junge Herzen. Novellen von L. Rafael. 8°. (182 S.) Stuttgart und Wien, Roth, 1900. Preis geb. *M.* 2.80.

Der Band enthält vier Erzählungen. Dieselben lesen sich leicht, vielleicht sind sie auch etwas leicht geschrieben. Wer es nicht weiß, würde unmöglich ahnen, wie ernst, tief und groß L. Rafael werden kann, wenn sie will, und wie sie es in jener Art von Gedichten wird, die man geschichtliche Monologe nennen könnte. In der Prosa ist sie oft etwas flüchtig nicht bloß im Stil, der den unverfälschten Charakter des Frauenstils trägt, sondern auch in der Komposition und Abwägung der Wahrscheinlichkeit. Manches sieht einem ersten Entwurfe ähnlich. Indes besitzen alle vier Erzählungen doch auch wieder etwas Anziehendes, das das wirkliche Talent der Verfasserin verrät. Am überzeugendsten schreibt sie, wo sie uns auf den Gutshof führt, den wir aus früheren Geschichten schon zu kennen meinen. Alles in allem werden die hübschen und flotten Geschichten von jungen Mädchen gern gelesen werden.

ne Kommunionandenken aus der Verlagsanstalt Benziger & Co. in Einsiedeln.

Die Kommunionandenken suchen, wie Auffassung, Komposition und Stil
ien, den verschiedenen heute sich geltend machenden Geschmacksrichtungen und
nschen zu entsprechen. Sie lassen sich in drei Gruppen scheiden. Die eine, das
rem nach archaistischer Seite, umfaßt die Blätter Nr. 14010 und 14011 (zu
bezw. 60 *Pf.*). Ersteres giebt das Mahl in Emmaus wieder; zu Beuron ent-
rfen, hat es alle Vorzüge, aber auch alle Eigenarten des Stiles der Beuroner
sterschule. Das zweite klingt an eine gewisse Richtung der französischen reli-
sen Monumentalmalerei an, welche gern Motive aus altchristlicher Zeit verwertet.
ist ein Gruppenbild; die Zeichnung ist etwas zu skizzenhaft und der Farbenton
kalt. Etwas neues ist, daß ihm bestimmte gute Vorsätze aufgedruckt sind, die
Erstkommunikant zu unterschreiben hätte. Wenn sie nicht zur Schablone wird,
n eine solche Einrichtung recht segensreich sein. Das Extrem nach der entgegen-
etzten Seite bildet Gruppe 2, die sich aus den Nrn. 6533, 6534, 13435, 33585,
586 zusammensetzt, teils Licht- teils Farbendrucken. Es sind Bilder mittlerer
öße in der Preislage von 20—28 *Pf.* Dazu kommen eine Anzahl gleichartiger
iner Gedenkbildchen an die erste heilige Kommunion (100 Stück zu *M.* 2.40
w. *M.* 4.20). Man kann die Blätter keineswegs unwürdig nennen, doch lassen
zum Teil etwas die Kraft und Weihe vermissen, welche nach unserer Meinung
ch Darstellungen dieser Art eigen sein sollten. Wir anerkennen gern an, daß
mmunionandenken nicht nach dem Maße eines für eine Kirche bestimmten reli-
isen Gemäldes zu beurteilen sind. Sentimental und weich sollten aber auch die
lder für das Haus nicht sein. Am besten scheinen uns der Idee eines wirklich
önen, erbaulichen und zugleich religiös-ernsten Kommunionandenkens die Nummern
· dritten Gruppe 6531 (zu 20 *Pf.*), 6532 (zu 16 *Pf.*), 13582 (zu 25 *Pf.*) und
009 (zu 40 *Pf.*) zu entsprechen. Die beiden ersten sind Licht-, die beiden letzten
rbendrucke. Uneingeschränktes Lob darf Nr. 6532, einem heiligen Abendmahl nach
ichnung von Heinrich Commens, erteilt werden. Nicht minder kann das sich aus
em Mittelstück in Kreuzesform und vier Gruppenbildern zwischen den Kreuzes-
lken zusammensetzende Kommunionandenken Nr. 14009 in jeder Beziehung als
icklich und recht befriedigend bezeichnet werden. Die Ausführung aller Bilder ist
trefflich, wie das übrigens auch von den Erzeugnissen der Benzigerschen Verlags-
stalt ohnehin zur Genüge bekannt ist.

Drei neue Kommunion-Andenken für das Jubiläumsjahr 1900 hat Kühlen in M.-Gladbach hergestellt. Das erste (Nr. $52^1/_2$, Format 22 × 33 cm 15 *Pf.*) zeigt in lebhafter Farbengebung das Brustbild des Herrn, der auf sein ligstes Herz hinweist, das zweite (Nr. $54^1/_4$, Format 25 × 36 cm zu 18 *Pf.*) bietet in hellen weißen Gewändern, in einem lichten Strahlenglanze und vor blauem ntergrunde thronende Gestalt des Herrn, auf dessen Brust sein heiligstes Herz inzt. Beide von A. M. v. Oer gemalten Bilder sind koloristisch, zeichnerisch und nisch gleich preiswürdig. Im großen Blatte (Nr. 53, Format 32 × 44 cm, eis 30 *Pf.*) umgeben vier in Medaillons gestellte Vorbilder die Darstellung des ten Abendmahles. Das dritte Andenken ist reicher, aber nicht so vornehm und hig wie die beiden ersten.

Miscellen.

Wer hat die erste „Einigung" des Bonifatiusvereins gegründet? In der zum 50jährigen Jubiläum des Bonifatiusvereins erschienenen monumentalen Festschrift ist die Bedeutung hervorgehoben, welche für die innere Entwicklung dieses dem Katholiken so teuern Vereins den sogenannten „Einigungen" zukomme. Eine solche „Einigung" besteht darin, daß eine Anzahl von Vereinsmitgliedern sich verbinden, um für eine Reihe von Jahren die zur Gründung und Unterhaltung einer Missionsstelle jährlich erforderliche Summe aufzubringen oder, wo möglich, dieselbe dauernd zu fundieren. „Bald nach der Mitte der fünfziger Jahre", mutmaßt der Verfasser der Festschrift, müsse diese Idee zuerst aufgetaucht sein. Die Rechnungen des Vereins erwähnen 1858 zum erstenmal zwei solcher Einigungen: „einen Verein rheinischer Wohlthäter zur Unterhaltung eines Missionsgeistlichen in Nauen" (Osthavelland), wo Kapelle und Schule bereits seit Jahren bestand, ein Priester jedoch auf Kosten des Vereins erst von 1860 ab unterhalten werden konnte. An Zeit wie an Bedeutung voran steht diesem, wohl von einem der geistlichen Abgeordneten in Berlin ins Leben gerufenen „Verein" „eine Einigung katholischer Männer aus verschiedenen Diözesen, meist aus Rheinland und Westfalen, zur Fundierung einer Missionsstelle in der Stadt Küstrin (Diözese Breslau) und zur Unterhaltung eines Missionspfarrers daselbst". Über die Entstehung dieser ersten und für den Bonifatiusverein in ihrer Art epochemachenden Einigung sagt die Festschrift: „Ihr Gründer war der selige Kreisgerichtsrat Schmidt in Paderborn, der dieselbe bereits im Jahre 1856 als Mitglied des Abgeordnetenhauses zu Berlin, namentlich bei seinen westfälischen und rheinischen Kollegen und Freunden angeregt hatte. Überhaupt gebührt ihm vorzugsweise die Urheberschaft dieser Idee der Einigungen. . . . Er ist der eigentliche Urheber der Einigungen."

In der That hat dieser wackere Mann, der von der Gründung des Bonifatiusvereins an bis zu seinem Tode, 37 Jahre lang, dem Generalvorstand des Vereins angehört und mit der selbstlosesten Hingabe für denselben gewirkt hat, überaus große Verdienste und gerechten Anspruch auf die Anerkennung und Dankbarkeit seiner Glaubensbrüder. Es kann jedoch diesem Verdienst unmöglich Eintrag thun, dem Bonifatiusverein aber nur zu Ehre und Nutz gereichen, wenn an der Thatsache festgehalten wird, daß nicht Kreisgerichtsrat Schmidt, sondern ein weit hervorragenderer, über die ganze Welt hin bekannter katholischer Vorkämpfer zu diesen segensreichen „Einigungen" den Anfang gemacht hat. Unter den 76 Einigungen, welche die Festschrift der Zeitfolge gemäß aneinander reiht, verdanken die erste und die fünfte ihr Entstehen der Initiative und dem katholischen Opfersinn des unvergeßlichen Zentrumsführers Hermann von Mallinckrodt (vgl. Pfülf, H. v. Mallinckrodt S. 154).

Seit dem 21. Juni 1855 weilte Mallinckrodt als unverheirateter Regierungsassessor, aber schon angesehener katholischer Parlamentarier in Frankfurt a. O.

An der Seite von Professor Frings hatte er einst mit Graf Stolberg und Wilderich v. Ketteler an jenen Beratungen der Katholikenversammlung zu Breslau teilgenommen, welche für die Gründung des Bonifatiusvereins von so großem Einfluß waren. Zu dem ersten Präsidenten des Vereins stand er seit Jahren in persönlich freundlichen Beziehungen. Wo immer er bis jetzt als Beamter gearbeitet hatte, wie in Erfurt und Stralsund, war der junge Assessor mit dem leuchtendsten Beispiel religiöser Pflichterfüllung vorangegangen; auch der Pfarrer der bedrängten Diaspora-Gemeinde zu Frankfurt a. O. fand an ihm eine Stütze.

Dieser Pfarrer, der nachmalige Erzpriester von Glogau, Theod. Warnatsch, schrieb über jene Zeit an Mallinckrodts Biographen am 28. Mai 1890:

„Ein dauerndes Denkmal hat H. v. Mallinckrodt sich errichtet in der vier Meilen von Frankfurt gelegenen Festungsstadt Küstrin. Hier hielt ehedem aus dem acht Meilen von Küstrin entfernten, zum Königreich Sachsen gehörigen, 1815 preußisch gewordenen Cistercienserkloster Neuzelle, ehe dasselbe samt der ganzen sächsischen Nieder-Lausitz preußisch geworden und sofort säkularisiert wurde, ein Cistercienserpriester alljährlich einmal in einer Stube katholischen Gottesdienst ab, und das setzten nach Auflösung des Klosters die Weltgeistlichen in Neuzelle (wo ich als Kaplan meine priesterliche Laufbahn begonnen habe) fort. Da erbarmte sich, in Frankfurt von dieser Not der Küstriner Katholiken hörend, H. v. Mallinckrodt und erbaute in Küstrin ... ein hübsches gotisches Kirchlein. ...“

Küstrin, das 1898 am Orte selbst 888 katholische Zivilpersonen und 450 katholische Soldaten zählte, wurde um 1855 auf etwa 140 Katholiken geschätzt. Wann und wie Mallinckrodt auf die daselbst herrschende Seelennot aufmerksam wurde, darüber findet sich kein Anhaltspunkt, aber soweit aus seiner gewöhnlichen Art zu handeln sich schließen läßt, geschah es bei Gelegenheit einer persönlichen Anwesenheit daselbst. Um die Mitte Oktober 1856 überraschte ihn eines Tages in Frankfurt Graf Joseph Stolberg, der Präsident des Bonifatiusvereins, mit seinem Besuch. Derselbe kam gerade von der zweiten Generalversammlung des Vereins in Paderborn und befand sich auf der Reise nach Pförten, wohl zu einem Besuch beim Grafen Brühl, vorzüglich aber zum Zweck der Errichtung einer Konfessionsschule daselbst für 40 katholische Kinder, die von 1857 an vom Bonifatiusverein erhalten wurde. „Er blieb den Nachmittag hier,“ schreibt Mallinckrodt über Stolberg, „aß bei mir Abendbrot und segelte abends weiter, nachdem wir den Kreis der uns berührenden Dinge so ziemlich durchgesprochen und uns, anscheinend beiderseits, gut unterhalten hatten.“ Neun Monate später war die Küstriner Angelegenheit schon im vollen Zuge. „Den allernächsten point de vue“, schreibt Mallinckrodt Sonntag den 12. Juli 1857, „bietet die Gründung eines Kirchensystems in Küstrin, in welcher Angelegenheit ich vorgestern nach Neuzelle gewesen bin und Mittwoch mit dem Neuzeller Erzpriester und dem hiesigen Pfarrer nach Küstrin zu fahren beabsichtige. Ein zu zwei Drittel verschuldetes Haus haben wir, aber auch nicht viel mehr. Wir werden ja sehen, wie der Hase läuft.“

Am 23. August des gleichen Jahres 1857 war auf Böddeken, dem Gute von Mallinckrodts Bruder, unweit Paderborn, ein großes kirchliches Fest. Der

Besitzer des einstigen Klostergutes, Herr Georg von Mallinckrodt, hatte den in dortiger Gegend in hoher Verehrung stehenden hl. Meinolph auf den Fundamenten einer alten Kapelle ein zierliches neues Kapellchen errichtet. Bischof Konrad Martin sollte am bezeichneten Tage es feierlich einweihen, und zu der frommen Feier des Familienpatrones war auch Hermann v. Mallinckrodt dringend eingeladen. Zwar ließen Rücksichten auf Arbeit und eine bevorstehende längere Reise ihn schwanken, aber einer der Gründe, die ihn zuletzt bestimmten, dennoch zu kommen, war, wie er am 13. August schrieb: „daß es mir in Sachen eines Kirchenbaues in Küstrin erwünscht wäre, mit Stolberg in Ergänzung eines Briefes, worauf ich noch keine Antwort habe, zu sprechen."

Bis dahin wurde also die Angelegenheit zwischen Mallinckrodt und Stolberg direkt verhandelt, und allem Anscheine nach wurden bei Gelegenheit der St. Meinolph-Feier die definitiven Verabredungen wegen Küstrin getroffen. Gegen Mitte Oktober 1857 trat dann Mallinckrodt seine mehrmonatige Reise nach Italien an. Erst mit dem 14. Januar 1858 war er wieder in Berlin zurück, wo eben die neue Session des Landtages eröffnet worden war. Auch diese Session sollte ihm Anlaß bieten, über die Unterdrückung der katholischen Minoritäten in den Diaspora-Gegenden und über die Hindernisse, welche der Errichtung katholischer Schulen da in den Weg gelegt werden, wie früher schon des öfteren sich auszusprechen. Es war in der 37. Sitzung am 24. April, daß er auch über die Leidensgeschichte der katholischen Schule seiner eigenen Gemeinde, die zu Frankfurt a. O., etwas den Schleier lüftete. Während dieser selben Landtagssession, bevor noch am 28. März die Abgeordneten in die Osterferien reisten, hatte sich im Interesse einer dieser Diaspora-Gegenden ein bedeutungsvoller Akt vollzogen. Zu Gunsten der Missionsstation Küstrin hatte sich im Kreise von Mallinckrodts persönlichen Freunden eine „Einigung" gebildet. Jedes der Mitglieder verpflichtete sich zu einem bestimmten jährlichen Beitrag; durch genaues Statut war die ganze Angelegenheit geregelt, das Statut datiert vom Feste des hl. Joseph, 19. März 1858. Mallinckrodt war es, welcher die Angelegenheit angeregt und welcher die Teilnehmer gewonnen hatte. Er hatte daher auch von dem Rechte Gebrauch gemacht, der Einigung wie dem zu errichtenden Missionskirchlein nach seiner persönlichen Andacht den Patron zu bestimmen. Als er drei Jahre später als Neuvermählter die Einigung für Alsleben a. S. zu stande brachte, benannte er sie zu Ehren seiner jungen Gemahlin nach deren Patronin St. Elisabeth. Jetzt aber für Küstrin wählte er den Schutzheiligen des Hauses Böddeken und der Familie Mallinckrodt, den hl. Meinolphus. Mit diesen Thatsachen stimmen die Erinnerungen des damaligen Pfarrers von Frankfurt a. O.: „H. v. Mallinckrodt bewirkte durch eine unter den westfälischen Abgeordneten in Berlin gegründete Vereinigung die Anstellung eines ständigen Missionspfarrers in Küstrin. Den Namen des hl. Meinolph ließ v. Mallinckrodt dem Kirchlein bei der Weihe desselben beilegen und des genannten Heiligen Statue in Stein über dem Portale anbringen, weil auf den v. Mallinckrodtschen Besitzungen im Paderbörnschen ... in einem Walde ... eine (diesem Heiligen geweihte) viel besuchte Kapelle existiert."

Im Juni 1858 hatte Mallinckrodt die Pläne des Architekten für das neue Kirchlein fertig vorliegen, aber noch war der Bau nicht in Angriff genommen, als er, zum Hilfsarbeiter bei dem Ministerium des Innern berufen, 30. Juni 1859 in Berlin einrücken mußte. Von jetzt ab bis 1872 begnügte er sich mit seinem jährlichen Beitrag von 15 Thalern für die „Einigung", nachdem er, soweit das Zeugnis des damaligen Pfarrers von Frankfurt ins Gewicht fallen kann, für die Sache des Kirchenbaues von Anfang an auch sonst namhafte pekuniäre Opfer gebracht hatte. Die Sorge für die Angelegenheit der Küstriner Mission lag von Mallinckrodts Versetzung an hauptsächlich in den Händen des Kreisgerichtsrats Joseph Schmidt in Paderborn, welcher Mitglied der Einigung und Mallinckrodt persönlich befreundet, zugleich aber auch Mitglied des Zentralvorstandes des Bonifatiusvereins war. Bis dahin war Schmidt in dieser Angelegenheit nie besonders hervorgetreten, und sein Name wird niemals genannt. Möglich bleibt es dabei immer, daß er etwa in freundschaftlichem Austausch zuerst den Rat erteilt hätte, für die Sicherstellung der von Mallinckrodt so eifrig betriebenen Küstriner Mission einmal den Weg der „Einigung" zu versuchen. Ein bestimmter Anhaltspunkt, ihm eine derartige Einflußnahme zuzuschreiben, liegt indes nicht vor. Sicher ist, daß 1. der Plan der Missionsgründung in Küstrin aus Mallinckrodts eigener Initiative hervorgegangen; 2. bis wenigstens zum August 1857 die diesbezüglichen Verhandlungen nicht mit Schmidt, sondern direkt mit dem Präsidenten des Bonifatiusvereins geführt wurden; 3. Mallinckrodt persönlich die Teilnehmer der Einigung geworben und derselben den Namen beigelegt; 4. Schmidt selbst diese erste Einigung ganz als das Werk Mallinckrodts angesehen hat.

Als ein nicht uninteressanter Beitrag zur inneren Geschichte des Bonifatiusvereins möge ein Brief Schmidts in dieser Sache hier seine Stelle finden. Außer der Hervorhebung zweier Worte im ersten Satze des Briefes, die von Schmidt selbst herrührt, werden zum Zweck besserer Beachtung noch mehrere andere Wendungen durch Sperrschrift besonders bezeichnet:

„Paderborn, 4. August 1871.

Lieber Freund!

In dieser argen Zeit, wo alles die Waffen gegen unsere heilige Kirche erhebt, und wo Sie auch namentlich berufen sind, den Kampf für unsere Sache wieder aufzunehmen und fortzusetzen, will ich Sie zur Stärkung an einen stillen Platz Ihrer früheren Wirksamkeit führen, nämlich nach Küstrin. Ich erinnere Sie daran, daß Sie am 19. März 1858 die Einigung Sti. Meinolphi ins Leben gerufen haben, welche bis zum heutigen Tage so segensreich gewirkt und hoffentlich, so Gott will, für die Zukunft noch größere Resultate zum Nutzen unserer heiligen Kirche erzielen wird. ‚Aber was soll das?' werden Sie fragen, ‚das alles ist ja mir längst bekannt!' — ‚Jawohl,' antworte ich, ‚aber was Ihnen noch nicht bekannt ist, das fasse ich in wenigen Worten zusammen: Ihr Werk ist jetzt vollendet!' —

Ich bin überzeugt, daß Ihnen diese Nachricht eine nicht geringe Freude machen wird und daß Sie darin eine kleine Belohnung für Ihre Anstrengungen,

wovon die Akten so manche Beweise liefern, finden werden. Sie werden gewiß wissen wollen, wie und auf welche Weise endlich das Ziel erreicht ist. So hören Sie!

Bereits im Jahre 1868 hatte die ‚Einigung' durch Kapitalzahlung so viel abgebürdet, daß von da ab den Missionen seitens der Einigung nur noch jährlich 100 Thaler zu zahlen waren. Ich verwendete deshalb, Ihrem vortrefflichen Beispiele gemäß, die Überschüsse zum Ankaufe von Papieren und erwarb dafür 600 Rth. 5% Eisenbahn-Prioritäts-Aktien. Dazu kam, daß ein Mitglied unserer Einigung am Jubelfest unseres Heiligen Vaters aus Dankbarkeit, daß derselbe diesen Tag erlebt, mir eine päpstliche Obligation von 1000 Franks zur Dotation Küstrins übergab und endlich, daß von einem jetzt Verstorbenen der Diözese Augsburg 3000 Gulden in 4 % bayrischen Papieren dem Generalvorstand des Bonifatiusvereins zur Dotierung irgend einer Stelle zugewandt waren. Ich stellte nun namens unserer Einigung (Sti. Meinolphi) beim Generalvorstand den Antrag, diese 3000 Gulden Küstrin zuzuwenden, da die Mission seit 1858 von der Einigung unterhalten sei und als die erste und älteste der auf Einigung gegründeten Missionen auch ein kleines Anrecht auf definitive Fundierung haben werde. Der Generalvorstand genehmigte einstimmig und mit Freuden den von mir im Namen der Einigung Sti. Meinolphi gestellten Antrag, und ich hoffe, daß Sie, lieber Freund, und die übrigen Mitglieder der Einigung dieses mein eigenmächtiges Vorangehen in dieser Sache nachträglich genehmigen werden.

So wäre denn, Gott sei Dank, das Werk, welches Sie am 19. März 1858 ins Leben gerufen, glücklich vollendet. Ich werde in diesen Tagen die obigen Wertpapiere an den Fürstbischof von Breslau einsenden und ihm nochmals vollständigen Schlußbericht erstatten, auch ihn ersuchen, daß die Bedingung, welche wir an unsere Gaben für Küstrin geknüpft haben, nämlich: ‚daß jährlich, so lange die Mission Küstrin besteht, eine heilige Messe für das Heil der Seelen der Mitglieder der Einigung gelesen werde' (vgl. § 7 des Statuts), vom jedesmaligen Pfarrer in Küstrin erfüllt werde. Zu dem Ende werde ich das Originalstatut beifügen, damit es im Archive der Pfarrei Küstrin in perpetuam rei memoriam niedergelegt werde.

Es erübrigt noch, daß ich Ihnen namens der Mitglieder der Einigung und besonders noch meinen persönlichen Dank ausspreche für die vielen Bemühungen, welchen Sie sich in dieser Angelegenheit unterzogen und ohne welche wir heute sicher nicht da ständen, wo wir jetzt stehen. Gott lohne es Ihnen für Zeit und Ewigkeit!

Einige Mitglieder unserer Einigung (zwei derselben) haben erklärt, nunmehr ihre Beiträge oder einen Teil derselben einer andern hilfsbedürftigen Mission zuwenden zu wollen. Ich teile Ihnen das pro notitia mit, damit Sie sehen, daß Ihr gutes Werk auch noch segensreiche Folgen für die Zukunft hat. Sie werden Ihre für ähnliche Zwecke bestimmten Gaben schon zu lassen wissen, da ich weiß, daß Sie in diesem Artikel auch anderweit Geschäfte machen.... NB. In der heutigen Sitzung des Generalvorstandes ist Ihr Jahresbericht über Alsleben zum Vortrag gekommen....

Laudate Dominum omnes gentes!

In alter Freundschaft und Liebe

Ihr J. Schmidt."

Auch die letztgenannte Missionsstation Alsleben a. S., die fünfte in der Reihe der auf Einigung gegründeten und die zweite von Mallinckrodts frommen Stiftungen, hat ihre Geschichte, die es verdienen würde, wenigstens in den Annalen des Bonifatiusvereins genauer aufgezeichnet zu werden. In ihr begegnen sich zum wenigsten drei gefeierte Namen, bedeutsam in der Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands in schwerer Zeit: Wilhelm Emmanuel Freiherr v. Ketteler, Geh. Oberregierungsrat Karl Friedr. v. Savigny und Hermann v. Mallinckrodt.

Klaatsch über unsere Ahnen. Unsere geneigten Leser müssen um Entschuldigung bitten, wenn sie vielleicht bisher noch nichts gehört haben von dem außerordentlichen Professor der Anatomie Hermann Klaatsch in Heidelberg. Sie haben einen großen Mann nicht gekannt, den sie nunmehr kennen lernen sollen.

Auf dem letzten Anthropologenkongresse in Lindau hatte der genannte Herr einen Vortrag gehalten über die Abstammung des Menschen. Zur Richtigstellung seiner tendenziösen Ausführungen, die in echt Haeckelschem Stile gehalten waren, hatte sodann der Generalsekretär der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, der durch sein vortreffliches Werk „Der Mensch" auch in weiteren Kreisen bekannte Professor Johannes Ranke, das Wort ergriffen. Seine Kritik des Vortrages von Klaatsch faßte er in die Worte zusammen: „Das ist nicht Wissenschaft, das ist Phantasie." Selbstredend war dieses Urteil, zumal es von einem so angesehenen Anthropologen wie Ranke ausging, höchst unbequem für den außerordentlichen Herrn Professor. Da es ihm mißlungen war, die Zustimmung der Fachmänner in jener Gelehrtenversammlung für seine Abstammungsphantasien zu gewinnen, suchte er sich vor einem populärwissenschaftlichen Publikum dafür schadlos zu halten. Deshalb veröffentlichte er in der Zeitschrift „Globus" (LXXVI, 1899, No. 21 u. 22) eine weitläufige Abhandlung mit dem vielversprechenden Titel: „Die Stellung des Menschen in der Reihe der Säugetiere, speziell der Primaten, und der Modus seiner Heranbildung aus einer niedern Form. Nach einem auf dem Anthropologenkongresse in Lindau am 7. September 1899 gehaltenen Vortrage von Professor Hermann Klaatsch, Heidelberg."

Eigentlich ist es gar nicht der Mühe wert, auf den Inhalt jener Abhandlung näher einzugehen; denn wenn dieselbe wirklich den Ergebnissen der Wissenschaft entspräche, würde Herr Klaatsch keine Veranlassung gehabt haben, seinen Vortrag im „Globus" zu veröffentlichen. Das Fiasko auf dem Anthropologenkongreß bewog ihn hierzu, um seine wissenschaftliche Ehre zu retten.

„Ich war vor meinem Vortrage der Meinung gewesen," so beginnt der außerordentliche Professor seine Abhandlung, „daß die große Geistesthat Darwins und die mühevollen Errungenschaften, die wir seinen Nachfolgern, insbesondere Haeckel, verdanken, den Boden doch wenigstens so weit geebnet hätten, daß die tierische Abstammung des Menschen als solche eine nicht mehr der Diskussion bedürftige Annahme sei, daß es vielmehr sich jetzt nur um den feineren Ausbau des Problems handle." Wir wissen aus dieser Einleitung zur Genüge, wessen

Geistes Kind Herr Hermann Klaatsch ist: er ist ein Nachahmer Haeckels, der noch bis in die neueste Zeit seine alten Versuche wiederholt, die darwinistische Abstammungslehre in ihrer Anwendung auf den Menschen als eine zweifellose Errungenschaft der Wissenschaft auszugeben. Allerdings gestalten sich diese Versuche immer hoffnungsloser; denn durch die ruhige, sachliche Kritik, welche die wissenschaftliche Anthropologie in Deutschland besonders durch Ranke und Virchow in den letzten Jahrzehnten an den Haeckelschen Phantasiegebilden geübt hat, sind die „unwiderstehlichen Beweise", durch deren „Kettenschüsse" die Burg des papistischen Aberglaubens über den Haufen geworfen werden sollte, zu einem unscheinbaren Häuflein leerer Phrasen zusammengeschmolzen. Da es deshalb Herrn Klaatsch an sachlicher Kraft für seine Beweisführung fehlt, sucht er ihr um so größeren persönlichen Nachdruck zu verleihen. Er stellt daher den Satz auf: „Als Basis der Bearbeitung des ganzen Problems muß natürlich die Annahme der tierischen Herkunft des Menschen als solche dienen. Wer auf diesem Boden nicht steht, mit dem ist eine Diskussion unmöglich, mag nun sachliche Unkenntnis, mangelhafte biologische Ausbildung oder irgend ein Rest von mittelalterlich-religiöser Befangenheit ihn zum negativen Standpunkte bringen." Das heißt mit andern Worten: Wer nicht von vornherein von der tierischen Abstammung des Menschen überzeugt ist, wie ich, Hermann Klaatsch, und alle treuen Haeckelianer es sind, der ist in dieser Frage überhaupt nicht zurechnungsfähig; er ist auf diesem wissenschaftlichen Gebiete nichts weiter als was man im gewöhnlichen Leben einen „Esel" zu nennen pflegt. — Wenn Bescheidenheit das Kennzeichen eines wahren Gelehrten ist, so müssen wir allerdings nach dieser imponierenden Erklärung erst recht an der Gelehrsamkeit des Herrn Professors zweifeln.

Die „überzeugenden Beweise", welche Klaatsch in seinem ersten Artikel im „Globus" für die tierische Abstammung des Menschen ins Feld führt, sind längst bekannt und auch längst widerlegt. Er argumentiert aus der morphologischen Ähnlichkeit des Menschen mit den höheren Säugetieren, aus der Ähnlichkeit ihrer embryonalen Entwicklung, aus dem dreizehigen Hipparion des Tertiärs, das es trotzdem zu einem fünfzehigen Pferde der Gegenwart gebracht habe, u. s. w. Wir wissen wirklich nicht, in welchem Teile von Europa der außerordentliche Herr Professor sich während der letzten zwanzig Jahre eigentlich aufgehalten hat, daß er es mit solcher Dreistigkeit wagen kann, die darwinistische Entwicklungstheorie mit irgend einer Entwicklungstheorie schlechthin, oder die Anwendung der darwinistischen Abstammungslehre auf den Menschen mit der Verwandtschaft zwischen Equus und Hipparion noch immer zu verwechseln. Wenn Klaatsch glaubt, seinen Lesern im „Globus" auch heute noch einen Abklatsch aus Haeckels Anthropogenie als wissenschaftliche Quintessenz vorsetzen zu dürfen, so muß er von dem Bildungsgrade derselben einen recht niedrigen Begriff haben. Es ist doch hinreichend bekannt, daß die einst so vielgerühmten, hauptsächlich aus dem Atavismus geschöpften Beweise für die tierische Abstammung des Menschen bereits durch die Arbeiten Rankes und anderer kritischer Anthropologen Stück für Stück widerlegt und als unhaltbar nachgewiesen worden sind. Selbst unter den entwicklungstheoretischen deutschen Zoologen haben nicht wenige in den letzten Jahr-

zehnten ehrlich dazu beigetragen, Stein für Stein von dem morschen Gebäude des Atavismus, das sie einst selber voreilig errichtet hatten, wiederum abzubrechen[1]. Und da kommt ein Herr Klaatsch und versichert uns auf Ehre, das Gebäude stehe noch so felsenfest wie ehedem!

Am Schlusse seines ersten Artikels ist der Herr Professor in seiner Beweisführung endlich so weit gelangt, daß er herausgefunden hat, es gebe einen „allgemeinen Affentypus", von dem aus die einzelnen Affengruppen der Gegenwart sowie die affenähnlichen Vorfahren des Menschen sich abgezweigt haben. Dieser „allgemeine Affentypus" besteht jedoch nur in der entwicklungstheoretischen Phantasie seines Entdeckers; denn in früheren Erdperioden ist ebensowenig ein wirklich „allgemeiner" Affe umhergelaufen als heutzutage. Der wunderschön ausgedachte „Uraffe" ist nichts weiter als eine Abstraktion aus der morphologischen Vergleichung der existierenden sowie der ausgestorbenen Affenarten; er ist nichts weiter als ein allgemeiner Begriff, welche bekanntlich zu mager sind, um als solche in rerum natura existieren zu können. Ebensogut kann man aus dem Vergleiche der verschiedenen wirklichen Mineralien durch Abstraktion ein „allgemeines Urmineral" gewinnen, welches den idealen Ausgangspunkt für die Entstehung sämtlicher wirklichen Mineralien bildet. Aber vorzugeben, daß dieses Urmineral, das weder dieses noch jenes Mineral, sondern ein „allgemeines Mineral" ist, jemals wirklich existiert habe, das hieße dem Publikum einen Bären aufbinden. Gerade so verhält es sich auch mit dem „allgemeinen Affentypus", von welchem wir nach Herrn Klaatsch abstammen sollen. Jeder, der Logik studiert hat, weiß, daß die allgemeinen Begriffe als allgemeine nur im menschlichen Verstande — bei Herrn Klaatsch wohl mehr in der Phantasie — existieren, nicht aber in der Wirklichkeit, wo es nur die konkreten Einzeldinge giebt, aus denen jene Begriffe durch Abstraktion gebildet werden. Und einen solchen groben Schnitzer gegen die Logik, der auf einer handgreiflichen Verwechslung zwischen dem ordo idealis und realis beruht, giebt Herr Klaatsch als einen wissenschaftlichen Beweis für die thatsächliche Abstammung des Menschen von affenähnlichen Vorfahren aus! Der Herr Professor hätte gut daran gethan, ein collegium logicum zu hören, bevor er sich als Privatdozent habilitierte.

Das „allgemeine" Affenbild, das unsere Ahnengalerie nach Herrn Klaatsch zieren soll, schildert er uns sodann näher in seinem zweiten Artikel im „Globus". Aber bei dieser Schilderung werden die Züge jenes Bildes immer gespensterhafter und verschwommener, bis es sich schließlich in einen blauen Dunst auflöst. Mit den wirklichen Affen der Gegenwart ist seine Ähnlichkeit ebenso gering wie mit dem Menschen; denn, wie Klaatsch selber zugesteht, „der Mensch knüpft in dem einen Punkte der Organisation mehr an diese, in dem andern mehr an jene Affenform an. Keine der lebenden Primatenarten darf unbedingt als sein nächster Verwandter angesehen werden". Aber auch mit

[1] Vgl. hierüber „Der Atavismus einst und jetzt" in „Natur und Offenbarung" 1899, 1. Heft, S. 1—10.

den ausgestorbenen Affenarten, welche als „missing links“ die zwischen dem Menschen und seinem Uraffenahn bestehende Lücke ausfüllen sollen, ist nach Herrn Klaatsch nicht viel anzufangen. Auch sie gleichen dem „allgemeinen Affenbilde“ nicht, dessen Modelle sie doch sein sollen; denn sie sind eben trotz ihres Alters immer noch ganz besondere Affen, nicht aber der gesuchte „allgemeine Affe“. Deshalb will Klaatsch auch dem berühmten „Pithecanthropus erectus“ von Eugène Dubois keine große Bedeutung für die Klärung des Abstammungsproblems zuerkennen. Als Grund hiefür giebt er an: „Nicht zwischen Anthropoiden und dem Menschen, nicht zwischen irgend einem der jetzt lebenden Affen und dem Menschen ist das Bindeglied zu suchen, sondern von dem niedersten Primatenzustande aus, wie ich ihn oben als Uraffen bezeichnete, ist die Brücke zu schlagen zur ‚Krone der Schöpfung‘.“

Dieses Ergebnis der vielversprechenden Untersuchung des Herrn Klaatsch über die Abstammung des Menschen ist doch ein recht trostloses. Nachdem er in der Einleitung mit vollem Siegesbewußtsein eine Klärung der Frage versprochen hat, muß er am Schlusse selber gestehen, daß wir über die tierische Abstammung des Menschen eigentlich gar nichts wissen. Es bleibt uns nach seinem eigenen Urteil nichts weiter übrig, als die logische Abstraktion eines „Uraffen“ oder „Urprimaten“, und diese Abstraktion wird von ihm durch einen unlogischen Schnitzer zu einem wirklich existiert habenden Wesen gestempelt. Dieses Ergebnis ist für jeden denkenden Menschen gleichbedeutend mit einer Bankerotterklärung der darwinistischen Affentheorie.

Doberaner Reliquien. Das Cistercienserkloster Doberan, „von dem uns zuerst das Evangelium ins Land hineinleuchtet“, ist eine der ehrwürdigsten Stätten Mecklenburgs. Noch heute steht seine schöne und ernste Kirche, gefüllt mit den wertvollsten Resten mittelalterlicher Kunst und mit den Grabstätten der Fürsten des Landes. Sie ist mit sorgfältiger Pietät wiederhergestellt und jüngst musterhaft beschrieben worden vom Geheimen Hofrat Professor Dr. Friedrich Schlie, Museumsdirektor, in „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Im Auftrage des Großherzoglichen Ministeriums des Innern herausgegeben von der Kommission zur Erhaltung der Denkmäler. III. Bd. Schwerin, Bärensprung, 1899“. Besondere Zierden des hochaufragenden Gotteshauses sind der Hochaltar und der mit einem stattlichen Triumphkreuz versehene Lettneraltar. Nun schrieb aber bereits Münzenberger in seinem monumentalen Werk „Zur Kenntnis und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands“ (I, 47 Anm.): „In traurigem Gegensatz zu der Pietät, mit der einstens die großherzigen Stifter des Doberaner Altares denselben zur würdigen Aufbewahrung der von ihnen als unschätzbare Erinnerungen an die Vorbilder des christlichen Lebens, die Heiligen so hochgeachteten Reliquien bestimmten, thut man jetzt in Doberan alles, um diese Verehrung ins Lächerliche zu ziehen. In dem ‚Fremdenführer durch Doberan und seine Umgebung von Hauptmann a. D. J. F. v. Klein, Mitglied der gemeinnützigen Gesellschaft zu Doberan. Rostock, Adlers Erben, 1884‘ heißt es S. 37: ‚Es zeigt der Küster auf Verlangen folgende noch aufbewahrte Reliquien:

1. Flachs vom Spinnrocken der Jungfrau Maria. 2. Ein Stück von dem Schurzfell des Schlächters, der bei der Wiederkunft des verlorenen Sohnes das Kalb schlachtete. 3. Delilas Schermesser, womit sie Samsons Locken abschor. 4. Einen Lappen vom Rock des armen Lazarus. 5. Ein Stück von Josephs Mantel, das in Putiphars Frau Händen blieb. 6. Die Schlafmütze Marias, in der einige Knochen der unschuldigen Kinder aufbewahrt werden, die der König Herodes umbringen ließ. 7. Ein Stück von den Windeln Christi. 8. Einige Knochen von Adams Großmutter. 9. Ein kleiner Ast von dem Baum, an welchem Absalom an den Haaren hängen blieb. 10. Die auffallendste Reliquie ist gewiß einer von den Steinen, die der kleine David in der Schleuder hatte, als er Goliath zu Boden schlug, ein Dammstein von der See. 11. Die in eine Salzsäule verwandelte Frau Loths. 12. Ein Knochen vom hl. Christopher u. a. m.'"

„Schreiber dieses wollte bei seinem Besuche der Doberaner Klosterkirche natürlich auch diese Kleinschen ‚Reliquien' sehen. Der ihn herumführende Bedienstete muß aber wohl bei ihm (einem katholischen Priester) nicht die rechte Gläubigkeit vorausgesetzt haben, denn sie wurden ihm nicht gezeigt, während, wie er vernahm, andern Besuchern fortwährend diese und andere noch drastischere Beweise des alten Aberglaubens vorgeführt werden. Herr v. Klein macht zum Überfluß noch an einer andern Stelle seines ‚Fremdenführers' ausdrücklich darauf aufmerksam; S. 2 heißt es: ‚In seinem (des von uns erwähnten ehemaligen Triumphkreuzes) Sockel auf der Rückseite befindet sich ein außerordentlich reichhaltiger Reliquienschrein, den sich vom herumführenden Küster erklären zu lassen, kein Besucher versäumen sollte.'"

Schlie, gewiß ein kundiger und zuverlässiger Gewährsmann, zeigt nun III, 681, daß „der Torso, welcher unter dem Namen ‚Lots Weib' bekannt ist, mit den übrigen Reliquien erst nach Pastor Eddelins (Mitte des 17. Jahrhunderts) Zeit auf eine unbekannte Art in die Kirche gekommen.... Krause hat im Rostocker Schulprogramm von 1876 mitgeteilt, daß das Gestein des Torso von Professor Hermann Karsten für den zur Quadersandsteinformation gehörenden sogen. Pläner Kalk erklärt sei, wie er unweit Doberan im Diedrichshäger Berge gebrochen werde. Er hält den Torso deshalb für das Trümmerstück einer Gartendekoration aus der Renaissancezeit". Da das Kloster 1552 aufgehoben ward, stammt also die Bezeichnung des Torso als Reliquie aus der protestantischen Periode. Man hat ihn zur Reliquie gestempelt und die übrigen „Beweise des alten Aberglaubens" fabriziert, alles dann in die Reliquienschreine gebracht, um die Mönche zu verspotten und lächerlich zu machen. Jahrhundertelang hat man Tag um Tag in dem Besucher durch ein solches betrügerisches und lügenhaftes Mittel die Verachtung und den Haß gegen den alten Glauben wachgerufen und genährt. Tausende sind so betrogen worden. Der Geist, der zu solchen Verdächtigungen trieb, offenbart seine Natur am klarsten durch die bekannten skurrilen Inschriften, welche im 18. Jahrhundert in das ehrwürdige Gotteshaus hineinkamen. Man hat sich nicht geschämt, sie neben die prachtvollen Grabmäler der alten Fürsten des Landes, der Bischöfe und Äbte hinzuschreiben. Die drastischsten dürfen wir aus Achtung vor unsern Lesern und vor uns selbst nicht mitteilen. Eine der noch kaum anständigen lautet:

„Hier ruhet Gottlieb Merkel,
In sin Jugend was hei'n Ferkel,
Ob sin Öller was hei'n Swin,
Mien Gott, wat mag hei nu woll sin?"

Eine zweite besagt:

„Hier ruhet Peter Knust,
Gott zu Ehren hat er gepust,
Bis er selbst den Pust bekam,
Und ihm Gott den Pust benahm."

Dritte Inschrift nach Schlie (S. 680 Anm.):

„Hier ruhet Aalcke Aalcke Pott,
Bewahr mie leve Herre Gott,
Als ick die wull bewahren,
Wenn du warst Alcke Alcke Pott
Und ick wär leve Herre Gott."

In der Lübowschen Grabkapelle liest man (Schlie S. 660) eine um 1700 gemalte Inschrift:

„Wieck Düfel wieck, wieck wiet van my,
Ick scheer mie nig een Hohr (Haar) üm dy,
Ick bünn een Mecklenbörgsch Edelmann,
Wat geit dy Düfel mien supen an?
Ick sup mit mienen Herrn Jesu Christ,
Wenn du Düfel ewig dösten müst,
Un drinck mit öm söet Kolleschahl,
Wenn du sitzst in de Hellenquahl.
Drüm rahd' ick: wieck, loop, rönn un gah
Efft by dem Düfel ick tau schlah."

Bei der Eingangsthüre dieser Kapelle stand ein Keulenschläger mit dem Anrufe:

„Stoh up, hör, van de Doer."

Maler Andreae aus Dresden hat ihn in einen heiligen Ritter Georg verwandelt. Ein auf dem Altare der Kapelle des heiligen Grabes befindliches Bild aus Holz stellte den sitzenden Heiland dar, vielleicht in der Art, wie Dürer den Schmerzensmann zeichnete. Es wurde von Schröder (um 1732) für einen papistischen Heiligen, von Klüver (um 1738) für Vitzliputzli, von Franck für den alten Radegast erklärt (Schlie III, 641 Anm.).

Wie solche Dinge auf das Volk wirken, zeigte sich 1892 in Muchow. Man besaß dort einen wertvollen Flügelaltar aus dem Mittelalter. Die Bauern wollten das treffliche Kunstwerk, das ihnen länger als dreihundert Jahre nach der Reformation gedient hatte, nicht länger in ihrer Kirche dulden, indem sie sagten: „Hei is kathoolsch" (Schlie III, 226). So kam er ins großherzogliche Museum zu Schwerin, wo er nach Gebühr geschätzt wird.

Politische Emanzipation der Frauen.

In der Frauenemanzipationsbewegung treten besonders zwei Rich-
gen in den Vordergrund, wenigstens in Deutschland: die proletarische
die bürgerliche, wie sie von vielen genannt wird.

Die proletarische oder sozialdemokratische Richtung der Eman-
ationsbewegung steht auf dem Boden des Klassenkampfes. Ihr Evan-
um sind die Schriften von Lewis Morgan und Friedrich Engels über
Ursprung und die Geschichte der Familie. Ursprünglich gab es keine
ntliche Ehe und Familie. Es herrschte regelloser Geschlechtsverkehr
romiskuität). Weil der Vater meist unbekannt war, blieben die Kinder
ter der Herrschaft der Mutter. Sie war der Kryſtallisationspunkt der
prünglichen Familie. Es war die Zeit des Mutterrechts und der
auenherrschaft (Gynokratie). Erst allmählich gelang es dem Mann, die
au aus ihrer leitenden Stellung zu verdrängen und sie schließlich durch
t und Gewalt zur rechtlosen Sklavin herabzuwürdigen. In zahlreichen
ialdemokratischen Schriften und Versammlungen werden derlei Phan-
ien dem unwissenden Publikum zum besten gegeben, um daraus den
hluß zu ziehen, daß jede rechtliche Unterordnung der Frau unter den
nn nur die Folge roher Gewalt sei und deshalb der vollen und all-
igen Gleichberechtigung Platz machen solle.

Die Sozialdemokratie tritt in dieser Beziehung nur das Erbe der
istisch-materialistischen Wissenschaft an. Nicht Sozialisten sind es, die
e Theorien ersonnen und aufgebracht haben, sondern die Anhänger der
läubigen Wissenschaft: Darwin, Spencer, Lubbock, Dargun, Bachofen
unzählige andere. Vom Standpunkt dieser Wissenschaft läßt sich den
aldemokratischen Forderungen ihre Berechtigung schwerlich absprechen.
ß aber dieselben den Grundanschauungen des Christentums schnurstracks
iderlaufen, haben wir schon gezeigt [1].

[1] Vgl. diese Zeitschrift oben S. 361 ff.

Die sogen. bürgerliche Richtung der Emanzipationsbewegung zählt ihre Anhänger meist in liberalen Kreisen, die dem Christentum mehr oder weniger entfremdet sind, aber es doch nicht wagen, herzhaft auf den Boden des Klassenkampfes zu treten, weil er ihnen zu proletarisch ist. Diese Richtung ist viel verschwommener und zahmer in ihren Forderungen. Sie verlangt nicht für alle Gebiete die Gleichberechtigung der Frauen, sondern — zunächst wenigstens — bloß für das öffentlich rechtliche oder politische Gebiet. Die Frauen sollen politisch emanzipiert und den Männern gleichgestellt werden. Warum, so fragen die Wortführer dieser Partei, schließt man die Frau noch heute von der Politik aus? Warum gewährt man ihnen nicht das Recht, mitzuregieren im Staate? Warum versagt man ihnen noch immer das Recht, sich an den Wahlen in Gemeinde und Staat zu beteiligen und allenfalls auch in den Gemeinde- oder Stadtrat und ins Parlament gewählt zu werden (aktives und passives Wahlrecht)? Warum giebt man nicht wenigstens den unverheirateten und selbständigen Frauen, die auch Steuern bezahlen müssen, die politischen Rechte?

Einzelne Schriftsteller haben schon früher ihre Stimme zu Gunsten der politischen Emanzipation der Frauen erhoben, so z. B. zur Zeit der französischen Revolution der Philosoph Condorcet und einige Jahrzehnte später die Romanschriftstellerin George Sand. Aber die planmäßige Agitation zu Gunsten dieser Emanzipation stammt erst aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und hat ihre Heimat in jenem Lande der Neuen Welt, das in allen gesellschaftlichen Neuerungen den Staaten Europas immer um einige Meilen voraus ist. Am 23. und 24. Oktober 1850 fand zu Worcester in Massachusetts unter ungeheurem Zudrang der erste große Kongreß zu Gunsten der politischen Frauenrechte statt. Unter andern radikalen Forderungen wurde auch diese aufgestellt, „daß jedes menschliche Wesen, welches sich im reifen Alter befindet, seit einer entsprechenden Zahl von Jahren im Lande ansässig und den Gesetzen unterworfen ist, auch auf eine Stimme beim Erlaß der Gesetze ein Recht hat; daß ferner jede Person, deren Eigentum oder Arbeit besteuert wird zum Zweck der Regierung, auch auf einen direkten Anteil an derselben Anspruch hat; daß mithin die Frauen Anspruch haben auf das Stimmrecht und auf die Wählbarkeit zu öffentlichen Ämtern". Eine Forderung lautete sogar, das Wort „männlich" solle aus allen Verfassungsurkunden getilgt werden.

Seit jener Zeit hat jenseits des Ozeans die Agitation zu Gunsten der politischen Rechte der Frauen nicht mehr geruht. Im Jahre 1869

entstanden zwei Stimmrechtsvereine, die sich im Jahre 1890 zu dem großen „Amerikanisch-nationalen Frauenstimmrechtsverband" (National American woman suffrage Association) vereinigten. Im Jahre 1869 erlangten die Frauen das aktive und passive Wahlrecht in Wyoming, im Jahre 1883 in Washington, im Jahre 1893 in Colorado. Merkwürdig ist, daß in einigen Staaten die Regierungsmänner radikaler sind als das Volk. So verliehen z. B. in Nebraska und Oregon die gesetzgebenden Körper den Frauen die politischen Rechte, aber das Volk, das wegen der Verfassungsänderung befragt werden mußte, verweigerte seine Zustimmung.

In Großbritannien ist die politische Frauenbewegung hauptsächlich durch den Philosophen und Nationalökonomen John Stuart Mill in Fluß gekommen. Dessen Schrift „Die Hörigkeit der Frau" ist noch heute die beachtenswerteste Leistung zu Gunsten der politischen Emanzipation der Frauen. Dieselbe ist die Erweiterung eines Aufsatzes, der im Juli 1851 in der Westminster Review unter dem Namen Mills erschien, aber zum großen Teil von seiner durch Geistesgaben hervorragenden Gattin herrührte. Wir werden diese Schrift im folgenden vorzugsweise berücksichtigen.

Mill war aber nicht bloß litterarisch thätig für die Frauenbewegung, sondern gründete auch 1867 einen Frauenwahlrechtsverein, dessen erster Vorsitzender er war. In demselben Jahre stellte er im Parlamente zum erstenmal den Antrag auf Gewährung des Wahlrechts an die unverheirateten selbständigen Frauen, ein Antrag, der von da an fast in jeder Parlamentssitzung wiederkehrte. Im Jahre 1897 wurde er zum erstenmal vom Unterhause angenommen, vom Oberhause jedoch verworfen. Solange das Oberhaus bestehen bleibt, ist der Antrag aussichtslos. Wohl aber haben in mehreren englischen Kolonien, so z. B. in Neuseeland und in Süd-Australien, die Frauen das Wahlrecht erlangt.

In Frankreich war der bedeutendste Vertreter und Wortführer der Frauenemanzipation der Jurist und Publizist Ed. R. de Laboulaye; doch hat auch hier die Bewegung — abgesehen von sozialistischen Kreisen — noch wenig Boden gewonnen.

Größere Rechte als für die staatlichen Wahlen besitzen die Frauen vielfach für die Gemeindewahlen und in Gemeindeangelegenheiten, so z. B. in den Landgemeinden in Sachsen, Braunschweig, mehreren Provinzen Preußens. Doch ist das Gemeindewahlrecht meistens an einen bestimmten selbständigen Grundbesitz geknüpft und eher ein dem selbständigen Grund-

beſitz als den Frauen verliehenes Recht und beweiſt deshalb für die politiſche Emanzipation nichts.

Den eigentlichen Hauptherd der Emanzipationsbewegung bilden in faſt allen Ländern eine größere oder kleinere Zahl von Frauenvereinen, die ihre regelmäßigen Verſammlungen abhalten, Zeitungen, Zeitſchriften und Flugblätter herausgeben und die öffentliche Meinung zu ihren Gunſten umzuſtimmen ſuchen. England und Nordamerika ſtehen hier wieder an der Spitze.

Die deutſchen Frauen haben ſich bisher in ihrer übergroßen Mehrheit an der politiſchen Emanzipationsbewegung nur wenig beteiligt. Dafür bekommen ſie von ihren fortgeſchritteneren Schweſtern bittere Vorwürfe über Stumpfſinn, Indolenz u. dgl. zu hören. Der Grund dieſer Teilnahmsloſigkeit mag wohl darin liegen, daß man von der völligen Ausſichtsloſigkeit einer ſolchen Bewegung überzeugt iſt. Und in der That, wie ſollte eine ſolche Bewegung Ausſicht auf Erfolg in einem Lande haben, wo die Männer ſelbſt beſorgen müſſen, daß eine übermächtige Partei ihnen über Nacht das allgemeine Wahlrecht entziehe?

Wie ſtellen wir uns nun vom chriſtlichen Standpunkt zu dieſer politiſchen Emanzipationsbewegung?

Vor allem ſei bemerkt, daß dieſe Frage gar nichts zu ſchaffen hat mit der Frage des Frauenerwerbs oder der Frauenernährung. Stuart Mill behauptet freilich, der Ausſchluß von der Politik ſtelle die Frauen vor die Wahl, entweder Mütter zu werden oder nichts zu ſein. Doch das iſt nur eine hohle Deklamation. Was zunächſt die große „Wahl" betrifft, ſo wird dieſelbe wohl wenigen Frauen ſchwer fallen. Es giebt ja großmütige Seelen — wenigſtens in der katholiſchen Kirche —, die aus reiner Liebe zu Gott jeder irdiſchen Neigung entſagen und jungfräulich bleiben. Aber dieſe bilden eine ganz verſchwindende Minderheit. Die immenſe Mehrzahl der Mädchen ſteuert mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln dem Hafen des Eheſtandes zu. Wenn ſie in denſelben nicht einlaufen, ſo iſt es fürwahr nicht ihre Schuld.

Sind aber diejenigen, die gegen ihren Willen keine Freier finden, durch den Ausſchluß von der Politik dazu verurteilt, nichts zu ſein? Keineswegs. Nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895 gab es im Deutſchen Reich 5 264 393 erwerbsthätige weibliche Perſonen ohne die Dienſtboten. Rechnen wir dieſe hinzu, ſo gab es 6 578 350 weibliche Erwerbsthätige, davon waren 4 545 766 ledig und 974 931 verwitwet und ge-

schieden. Die weiblichen Erwerbsthätigen überhaupt haben von 1882 bis 1895 um 1036833 oder 18,71 % zugenommen. Aus diesen Zahlen geht doch klar hervor, daß die Frauen nicht vor die Wahl gestellt sind, entweder Mütter oder nichts zu sein. Es giebt schon heute eine große Zahl nützlicher Berufe, die den Frauen offen stehen, und es ist nur recht und billig, daß man den veränderten Zeitumständen und Bedürfnissen Rechnung trage und namentlich den unverheirateten Frauen neue Wirkungskreise eröffne, in denen sie der Gesellschaft nützliche Dienste erweisen und sich selbst den nötigen Unterhalt erwerben können.

Allein die Frage der politischen Emanzipation hängt mit dieser Erwerbs- und Ernährungsfrage gar nicht zusammen. Die Politik ist für die allermeisten ein völlig brotloses Gewerbe. Es handelt sich ja in unserer Frage hauptsächlich um das aktive und passive Wahlrecht und den damit verbundenen Einfluß auf die Gesetzgebung. Nun aber erhalten die Wähler für die Ausübung ihres Rechtes nicht einmal ein Butterbrot. Auch die politische Laufbahn bringt wenig oder nichts ein. In die Volksvertretungen können nur wenige gewählt werden, und diese können von ihrem Berufe nicht leben, selbst wenn Diäten bezahlt werden. Ist dies nicht der Fall, so können nur Leute, die sonstwoher ein gesichertes Einkommen besitzen, Abgeordnete werden. Die Sozialdemokraten müssen viele ihrer Reichstagsabgeordneten mit Geld unterstützen.

Ein Hauptgrund, den man für die politische Emanzipation der Frauen geltend zu machen sucht, ist also vollständig unstichhaltig. Aber ist es vielleicht wahr, was Stuart Mill behauptet, einer der vornehmsten Gründe, um dessentwillen man den Frauen die politischen Rechte vorenthalte, sei die bloße Macht der Gewohnheit? „Bei drei Vierteilen der bewohnten Welt macht die Antwort: es ist immer so gewesen, noch heute jeder Erörterung ein Ende. Aber es ist der Stolz der modernen Europäer und ihrer amerikanischen Vettern, daß sie viele Dinge kennen und thun, welche ihre Vorfahren weder kannten noch thaten."

Wäre diese Behauptung richtig, dann hätte allerdings die politische Emanzipation der Frauen die günstigsten Aussichten. Aber sie ist nicht richtig. Gewiß, eigensinniges, starres Festhalten am Alten trotz vernünftiger Gegengründe ist unvernünftig; aber ebenso unvernünftig, ja noch viel unvernünftiger ist blindes und ungestümes Haschen und Jagen nach Neuem ohne andere Gründe, als weil es eben neu ist. Eine alte und allgemeine Gewohnheit legt demjenigen, der sie umstoßen will, die Pflicht

auf, die Berechtigung der Neuerung nachzuweisen. Das gilt erst recht, wenn es sich um eine so alte und so allgemeine Gewohnheit handelt, wie in unserem Falle. Mill selbst klagt darüber, daß bis in die neueste Zeit kein zivilisiertes Volk die Frauen zur Mitregierung zugelassen. Eine so tief eingewurzelte und allgemeine Gewohnheit muß doch wohl in der Natur der Dinge ihre Gründe haben. Die Meinungen und Gewohnheiten der Menschen ändern sich sonst stets wie die Wolken am Himmel. Wie kommt es also, daß diese Gewohnheit ein so zähes Leben hat?

Der Grund dieser Erscheinung ist sehr einfach, erwidert Mill. „Es bedarf dafür keiner andern Erklärungsgründe als der physischen Macht." „Bis ganz vor kurzem war die Herrschaft der physischen Kraft das allgemeine Gesetz der Menschheit." „Die Welt ist noch sehr jung und hat eben erst angefangen, sich von Ungerechtigkeiten loszumachen."

Das ist allerdings eine sehr einfache Erklärung, wie sie dem individualistischen und positivistischen Standpunkt Mills ganz entspricht. Der englische Frauenanwalt geht von der stillschweigenden Annahme aus, alle Menschen seien von Haus aus völlig gleichberechtigt und jede Unterordnung, die nicht von dem Menschen selbst freiwillig anerkannt werde, sei ein Unrecht, das im Mißbrauch physischer Überlegenheit seinen Grund habe. Das gilt nach ihm auch von der Unterordnung der Frau unter den Mann.

Aber diese Voraussetzung ist falsch und schließt im Grunde die Leugnung jeder von Gott gesetzten Autorität ein. Ohne Zweifel spielt auch bei Bildung der Herrschaftsverhältnisse die physische und noch mehr die geistige Überlegenheit eine Rolle, aber sie ist ein untergeordneter Faktor. Die Menschen sind vom Schöpfer zum Zusammenleben und Zusammenwirken bestimmt. Dazu bedarf es aber einer Autorität in den verschiedenen Gesellschaftskreisen. Das ist gottgewollte Ordnung. Erst wenn es sich um die Frage handelt, wer der Träger dieser Autorität sein solle, kommt die physische und geistige Überlegenheit in Betracht.

Für die Familie insbesondere ist es leicht zu erkennen, nicht nur daß es in derselben eine Autorität geben muß, sondern auch wer nach dem Willen des Urhebers der Natur der Träger dieser Autorität sein soll. Wir verweisen auf unsere früheren Ausführungen, die für alles Folgende die Grundlage bilden[1]. Freilich wer mit Mill der Ansicht ist, daß wir mit unserem Erkennen nicht über die Welt der Erfahrung hinaus-

[1] S. diese Zeitschrift oben S. 367 ff.

nmen und mithin von Gott nichts wissen können, dem bleibt nichts rig, als jede vom einzelnen Individuum nicht freiwillig angenommene ıtorität auf Vergewaltigung zurückzuführen. Das ist der Standpunkt ıusseaus, das Prinzip der Revolution. Wir wenden uns aber hier an :istliche Leser.

Damit erledigt sich auch die Bemerkung, mit der sich Mill über die gemeine Annahme hinwegsetzt, die Politik sei nicht der angemessene Wirngskreis der Frau. „Wir bestreiten, daß irgend ein Teil der Gattung er ein Individuum das Recht hat, für einen andern Teil oder ein ıdividuum zu entscheiden, was sein angemessener Wirkungskreis sei und ıs nicht. Der angemessenste Wirkungskreis aller menschlichen Wesen ist r höchste und weiteste, zu dem sie sich erheben können."

So redet der Freidenker, der von Gott nichts weiß. Der Christ hrt eine andere Sprache. Der angemessene Wirkungkreis des Menschen derjenige, zu dem ihn die Vorsehung bestimmt. Den Willen des chöpfers aber erkennen wir durch die Vernunft aus der Natur der inge und durch die übernatürliche Offenbarung. Aus beiden Quellen ssen wir, daß es die Bestimmung der Frau ist, die Gefährtin und die :hilfin des Mannes zu sein. Der ihr von der Vorsehung vorzugsweise gewiesene Wirkungskreis ist die Familie, in der sie unter der Herrschaft s Mannes als Gattin und Mutter walten soll. Nur insoweit als dieser ientümliche Beruf der Frau es gestattet, kann sie auch zu andern Been im öffentlichen Leben zugelassen werden. Nun aber ist die allgemeine ılassung der Frau zur Politik unvereinbar mit ihrer Stellung als Mutter d Gattin.

Damit kommen wir auf den eigentlichen durchschlagenden Grund ıen die politische Emanzipation: die Rücksicht auf das Wohl der ımilie. Der Grundstein der menschlichen Gesellschaft, die Urzelle und s Vorbild aller Gesellschaftsbildung ist die Familie. Nur auf dem :unde des Familienglücks kann das Glück der menschlichen Gesellschaft ıühen. Deshalb muß uns alles an der Erhaltung der christlichen Falie gelegen sein. Die Familie kann aber nur gedeihen, wenn die Frau Unterordnung unter den Mann sich ganz und ungeteilt ihrem Wohle dmet. Hier ist das ihr von der Vorsehung zugewiesene Arbeitsfeld. ie Sorge für das Innere der Familie, welche ihr die Stellung als attin und Mutter auferlegt, nimmt ihre ganze und ungeteilte Aufmerkmkeit und Kraft in Anspruch und zwar nicht etwa bloß hie und da.

ſondern fortwährend. Kaum hat ſie das erſte Kind der Mutterbruſt entwöhnt, ſo wartet ſie vielleicht ſchon auf das zweite, mit dem die Mühen und Sorgen wieder von vorne anfangen, und dieſe Sorgen dulden keine wichtigen und zeitraubenden Nebenbeſchäftigungen, namentlich da ſie gleichzeitig für den Gatten und den ganzen Haushalt zu ſorgen hat. Und wie lange dauert es, bis alle Kinder großgezogen und für ihren Beruf herangebildet ſind!

Was würde nun aus dieſer Sorge werden, wenn die Frauen allgemein anfingen, ſich an der Politik zu beteiligen? Wer z. B. das Wahlrecht vernünftig ausüben will, muß das politiſche Leben in etwa überſchauen, den Wahlagitationen und Kammerdebatten folgen, ſelbſt öffentliche Verſammlungen beſuchen oder ſeine Zeitung leſen und wohlgemerkt nicht bloß den Teil, der unter dem Striche ſteht. Ja wenn die Frauen die politiſchen Rechte haben, warum ſollten ſie nicht auch ihre politiſchen Verſammlungen abhalten, eigene Kandidaten oder Kandidatinnen aufſtellen, in ihrem Sinne agitieren, die Preſſe bearbeiten u. ſ. w.? So würde faſt notwendig die Frau ihrem häuslichen Berufe entfremdet zum großen Schaden der Familie.

Doch das iſt nur eine Seite der Frage. Die Familie kann nur gedeihen unter Vorausſetzung des richtigen Verhältniſſes zwiſchen Mann und Frau! Der Mann iſt das Haupt der Frau, der geborene Regent der Familie. Obwohl in der Familie alles möglichſt in Liebe und gegenſeitigem Einverſtändnis geregelt werden ſoll, ſo bedarf es doch einer Autorität, der nötigenfalls das entſcheidende Wort zuſteht. Träger dieſer Autorität iſt der Mann, der in Bezug auf Klugheit, Beſonnenheit, Thatkraft und Energie der Frau durchſchnittlich weit überlegen iſt. Kurz und bündig ſagt Ariſtoteles[1]: „Der Mann iſt im Vergleich zur Frau der beſſere Teil, die Frau der geringere; jener ſoll herrſchen, dieſe ſich unterordnen"; und ebenſo bündig der hl. Thomas von Aquin: „Die Frau bedarf des Mannes auch zur Leitung; denn der Mann iſt ſowohl in Bezug auf Vernunft als Kraft der Frau überlegen"[2]. Deshalb bezeichnet auch der allgemeine Sprachgebrauch der ziviliſierten Völker das Kräftige, Entſchiedene als männlich oder mannhaft, das Gegenteil als weiblich oder weibiſch.

[1] Polit. I, 5.

[2] C. Gent. III, 123: Femina indiget viro non solum propter generationem ... sed etiam propter gubernationem, qua mas est et ratione perfectior et virtute fortior.

Würde nun dieses richtige Verhältnis der Unterordnung und Ein-
ht bestehen bleiben, wenn man den Frauen allgemein die politischen
hte gewährte? Wohl schwerlich, und zwar nicht bloß deshalb, weil
Frau häufig in Versuchung käme, das Hauswesen zu vernachlässigen.
die Frau im Besitze der politischen Rechte, so muß sie auch befugt
, dieselben unabhängig von ihrem Manne auszuüben; sonst könnte sie
er illusorisch machen, indem er ihr entweder das Verlassen des Hauses
bietet oder Arbeiten aufträgt, welche sie an der Benutzung ihrer poli-
jen Rechte hindern. Ist sie aber einmal unabhängig in dieser Be-
ung, so werden fast notwendig Konflikte zwischen der Gattin und der
atsbürgerin entstehen. Wie leicht würden auch die politischen Streitig-
en von den Kasinos und öffentlichen Versammlungen in das Innere
Familie hineingetragen! Selbst angenommen, die Ehegatten hielten zur
en Partei, so würden doch die politischen Ansichten nur allzuhäufig aus-
ndergehen. Gern verneint die Frau, was der Mann bejaht, und um-
hrt. Und nun nehme man erst an, sie gehörten durch Erziehung oder
wandtschaft verschiedenen Parteien an, wird da nicht allzuhäufig das
tige Einvernehmen unter den Gatten gestört und der politische Partei-
er in die Familie getragen werden, namentlich wenn es sich um Fragen
Religion und des Unterrichts handelt und die Gatten verschiedenen
giösen Bekenntnissen angehören, was heute leider infolge der gemischten
n so häufig der Fall ist?

Auch die Rücksicht auf die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, die des
ibes Glanz und Stärke ausmacht, darf nicht übersehen werden. Keusche
ht und Ehrbarkeit, zarte Zurückhaltung, dieser schönste Schmuck des
ibes, gedeiht nicht auf dem offenen Markt des Lebens, sondern im still
friedeten Garten der Familie, wo die Frau unter dem Schutze des
nnes sorglich ihres Amtes als Gattin und Mutter waltet. Im Innern
Familie ist die christliche Frau das geworden, was sie ist; dort ge-
jen und blühen die ihr eigentümlichen Tugenden und Vorzüge. Von
t ist der mildernde, verschönernde und sittigende Einfluß ausgegangen,
die Frau unstreitig auf die Lebensart der christlichen Völker ausgeübt
. Nur im Heiligtum der christlichen Familie begegnen wir Frauen,
i denen es wahr ist, daß sie himmlische Rosen in das irdische Leben
hten.

Um diese zarte Zurückhaltung und Sittsamkeit wäre es bald geschehen,
nn die Frau aus der Familie in das unruhige, lärmende Treiben des

öffentlichen Lebens hineingezogen würde. Man stelle sich nur vor, daß die Frauen allgemein zu gemischten Versammlungen erscheinen und auftreten, Agitationsreisen unternehmen, bis tief in die Nacht in den Lokalen eingreifen oder im Kasino präsidieren!

Und wie stünde es mit der Achtung und Verehrung des Mannes gegen die Frau? Dieselbe wäre bald vernichtet. Die Frauen würden sich arg, die da glauben, durch die politische Emanzipation ihrem Geschlechte Achtung und Verehrung bei der Männerwelt zu verschaffen. Jeder nicht völlig verdorbene Mann wird nach Ritterart die Frau achten und schützen und sich gern für sie opfern, aber unter der Bedingung, daß sie sich nie eine Hilfesuchende unter seinen Schutz und seine Obhut stelle. Tritt die Frau dem Manne herausfordernd als Gleichberechtigte gegenüber, stellt sie sich mit ihm auf denselben Boden des Kampfes ums Dasein, der allgemeinen Konkurrenz: so wird er auch gegen sie keine andern Rücksichten gelten lassen als das Recht des Stärkeren, und in diesem Kampfe wird sie immer unterliegen. Der Mann hat nun einmal die stärkere Faust, und tritt das Faustrecht in Kraft, so gerät die Frau in die Knechtschaft des Mannes. Der Mann, der seine Frau nicht auf den Händen trägt, der tritt sie mit Füßen. Entweder betet er sie an oder er verachtet sie. Das ist eine alte Erfahrung. Will die Frau die Achtung und Liebe des Mannes gewinnen, so muß sie die Waffen gebrauchen, in denen das Geheimnis ihrer Macht über den Mann ruht: Sittsamkeit, Güte, Milde, Sanftmut und Geduld und besonders demütige Unterordnung unter seine Autorität und liebende, opferwillige Hingabe an ihn. Mit diesen Waffen wird auf die Dauer jede Frau einen mächtigen Einfluß auf das Herz ihres Mannes erlangen und dadurch ihr eigenes Glück und das Glück der ganzen Familie begründen.

Liegt nun in dieser Einschränkung der weiblichen Thätigkeit etwas Entehrendes, Schimpfliches? Nicht im mindesten. Freilich manche moderne „Dame" möchte auch eine Rolle im öffentlichen Leben spielen und schaut mit Verachtung auf das stille, bescheidene Wirken einer wahrhaft christlichen Frau im Kreise ihrer Familie. Aber das ist thörichter Hochmut.

Was ist denn größer und schöner: das Wirken des Mannes, der die äußeren Güter durch mühsame Arbeit erwirbt und herbeischafft, oder das der Frau, die mit denselben ein liebliches und behagliches Heim einrichtet? Die Thätigkeit des Mannes, der mit dem Werkzeug in der Hand die tote Materie bearbeitet, oder die der Frau, welche die Kinder zu guten, ge-

eten Christenmenschen erzieht und sie zu Ebenbildern Gottes heranbildet? rwahr, der Beruf der Frau, Erzieherin des Menschengeschlechtes zu sein, so schön und erhaben, daß es einen schöneren und erhabeneren kaum en kann. Nur thörichte Verblendung und eitle Selbstüberhebung kann en solchen Beruf unter ihrer Würde halten.

Allerdings wenn wir uns eine emanzipierte Dame denken, die das en rein zoologisch auffaßt und seinen Wert nach dem Staub bemißt, den aufwirbelt, und nach den sinnlichen Genüssen, die es verschafft, so men wir wohl begreifen, daß das geräuschlose demütige Wirken in der milie ihr bald nicht mehr behagt, ja sie mit Ekel und Überdruß erfüllt. e wird nun suchen, außerhalb der Familie die Leere und Öde ihres mütes zu befriedigen. Noch mehr als dies beim Manne der Fall ist, eiht ein wahrhaft sittliches, tugendhaftes Leben der Frau nur auf dem unde wahrer und echter Religiosität. Wo die Frömmigkeit aus einem auenherzen entschwunden, stellt sich fast notwendig Überdruß und Lange- ile ein in der stillen Pflichterfüllung in der Familie mit ihren tag- lichen Mühen und Opfern, und es entsteht das Bedürfnis, sich hinein- verfen in das genußsüchtige Treiben dieser Welt. In der Frauenfrage gt sich so recht, wie innig die soziale Frage mit der Religion ver- ipft ist.

Aus dem bisher Gesagten folgt unseres Erachtens ganz unzweifel- it, daß die allgemeine Gewährung der politischen Rechte an die Frauen were Nachteile für die Familie und für die Frauen selbst zur Folge hätte.

Würden diese Nachteile vielleicht aufgewogen durch die ebenso großen r noch größeren Vorteile, welche der gesamten Gesellschaft aus der poli- hen Emanzipation erwüchsen? Ganz und gar nicht. Liegt denn etwa end ein öffentliches Bedürfnis vor, dem durch die politische Eman- ation abgeholfen werden sollte? Genügen denn die Männer nicht, um politischen Angelegenheiten zum Wohl des Staates zu erledigen? Be- rfen sie dazu der Mithilfe der Frauen? Keineswegs. Es sind auch ht Rücksichten auf das öffentliche Wohl, die man von gegnerischer Seite tend macht, sondern bloß allgemeine Rechts- und Gleichheitsideen, die n der Rüstkammer des abstrakten Doktrinarismus entlehnt.

Niemand hat mehr Einwände erhoben gegen den Ausschluß der Frauen n der Politik als Stuart Mill. Seine zwar geistreichen aber ober- chlichen Aufsätze über die Frauenfrage bilden noch immer das Haupt- senal, aus dem die Frauenrechtler ihre Waffen herholen. Aber auch er

beruft ſich nicht etwa auf Gründe des öffentlichen Wohles, ſolche ſind eben keine zu finden, ſondern nur auf die allgemeine Gleichheitsidee, die ihn in der politiſchen Zurückſetzung der Frau ein Unrecht erblicken läßt.

Er eifert namentlich dagegen, daß man den Frauen die Tauglichkeit und Befähigung zur Politik abſpricht. Allein auf dieſe Tauglichkeit kommt es gar nicht an erſter Stelle an. Die Frage iſt, ob die ſchweren Nachteile, welche die politiſche Emanzipation für das Familienleben unleugbar nach ſich zöge, aufgewogen werden durch die mindeſtens ebenſo großen Vorteile, welche dieſe Emanzipation der Geſamtheit bringen würde. Aus der bloßen Tauglichkeit der Frau zur Politik laſſen ſich aber ſolche Vorteile nicht folgern. Daraus, daß ſich mehr Individuen an der Politik beteiligen, folgt noch nicht, daß dieſelbe beſſer beſorgt werde.

Doch ſehen wir uns einmal dieſe ſogen. Tauglichkeit etwas näher an. Wir glauben, daß dieſelbe eher gegen als für die politiſche Emanzipation ſpricht. Mill weiſt hin auf ſo viele große Fürſtinnen, die ſich in ihren Stellungen glänzend bewährt haben und den größten Herrſchern würdig an die Seite geſtellt werden können: eine Iſabella von Kaſtilien, Blanka, die Mutter des hl. Ludwig, Eliſabeth von England, Katharina II. von Rußland, Maria Thereſia von Öſterreich und ſo viele andere. Gewiß hat es ſolche hochbegabte Frauen gegeben, die Liſte derſelben ließe ſich leicht vermehren, aber als Beweis für die allgemeine politiſche Befähigung kann man ſie doch nicht anführen. Sie bilden Ausnahmen, die noch dazu in ausnahmsweiſer Stellung wirkten und durch die Umſtände mächtig begünſtigt wurden. Die politiſche Befähigung der Frau bildet nicht die Regel. Die öffentlichen Angelegenheiten, bei denen es ſich oft um die vitalſten Intereſſen von vielen Millionen von Menſchen handelt, erfordern kalte Ruhe und Beſonnenheit, reife Überlegung und Abwägung aller Gründe dafür und dagegen; endlich Entſchiedenheit, Ausdauer und Entſchloſſenheit in der Durchführung. In allen dieſen Beziehungen iſt der Mann durchſchnittlich der Frau weit überlegen. Ausnahmen giebt es, aber auch hier gilt das Sprichwort exceptio confirmat regulam. Die Frauen werden vielfach weniger von Gründen als von Neigungen und Gemütsſtimmungen geleitet. Auch ſind ſie häufig unſelbſtändig in ihrem Urteil und viel ſeltener als der Mann fähig, ihr Augenmerk vom Nächſtliegenden und Gegenwärtigen hinweg auf allgemeine, weite Kreiſe und lange Zeiten umfaſſende Intereſſen zu richten. Das liegt nun einmal im weiblichen Charakter. Schiller hat ganz richtig das „weibliche Urteil“ gekennzeichnet:

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urteil ist seine Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

Dazu kommt noch ein anderer Grund gegen die behauptete Tauglichkeit der Frau zum politischen Regiment. Wir meinen ihre physische Schwäche und ihre Aufgaben als Mutter, welche sie zur Führung des Schwertes ungeeignet machen.

Ja was hat denn das Schwert mit der Politik zu schaffen? wird der Leser erstaunt fragen. Sehr viel. Nicht umsonst gilt das Schwert als das Symbol des politischen Regiments. Nach dem hl. Paulus ist die Obrigkeit „Gottes Dienerin, dir zum besten. Wenn du aber Böses tust, so fürchte dich, denn nicht umsonst trägt sie das Schwert, denn sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der das Böse thut“ [1].

Das erste und allgemeinste Bedürfnis, das überall und zu allen Zeiten die Menschen im politischen Gemeinwesen vereinigt, ist das Bedürfnis nach Sicherheit, nach Schutz gegen äußere und innere Feinde. Dementsprechend ist auch die erste und wesentlichste Aufgabe der Staatsgewalt der Rechtsschutz, der Gebrauch des Schwertes. Sie soll die Unterthanen in ihren Rechten und Gütern schützen gegen äußere und innere Feinde. Sie soll die Bösen im Zaume halten und nötigenfalls mit Gewalt unter das Recht beugen. Dieser Rechtsschutz bildete in den ältesten Zeiten fast die einzige Wirksamkeit derjenigen, die an der Spitze des Gemeinwesens standen. Die Fürsten waren nach außen die geborenen Feldherren und nach innen die geborenen Richter. Im Altertum waren die Ausdrücke Herrschen und Richten nahezu gleichbedeutend, so daß Artemidorus schreiben konnte: „Die Vorfahren nannten das Regieren Richten.“ [2] Auch der Heiligen Schrift ist diese Ausdrucksweise geläufig [3].

Mit dieser Zwangs- und Richtergewalt geht die Gesetzgebung notwendig Hand in Hand. Nur derjenige wird sich in seiner Stellung als Gesetzgeber dauernd behaupten, der nötigenfalls mit dem Schwerte seinem Willen Nachdruck zu verleihen vermag. Die Gesetzgebungsgewalt heftet sich sozusagen von selbst an den Träger des Schwertes.

Ist nun die Frau zum Kriegshandwerk tauglich? Es hieße Wasser in den Rhein tragen, wollte man darüber viele Worte verlieren. Die

[1] Röm. 13, 4. [2] Oneirver. 2, 14.
[3] Vgl. 1 Kön. 8, 5. 20.

Frau entbehrt ja während einer nicht unbeträchtlichen Zeit ihres Lebens der Herrschaft über ihren Leib, so daß sie nicht einmal sich selbst zu schützen imstande ist, sondern dringend fremden Schutzes bedarf. Aber auch davon abgesehen, ist ihre Hand zu zart für das Schwert, sind ihre Nerven zu schwach für den Kanonendonner. Ausnahmen ändern an dieser Regel nichts. Die kriegerischen Amazonen begegnen uns übrigens häufiger in den Romanen als in der Wirklichkeit. Namentlich wo es sich um die Offensive handelt, erreicht die Frau nur in den seltensten Fällen die Tapferkeit des Mannes. Dagegen kommt es allerdings nicht selten vor, daß in der Defensive, wenn die Lage nahezu eine verzweifelte ist, die Frau sich zum heldenmütigsten Widerstand versteht. Das ist psychologisch in der Eigenart der Frau begründet. Wir finden in dieser Beziehung nur beim Menschengeschlecht wieder, was uns sonst im ganzen Tierreiche begegnet. Das männliche Geschlecht ist durchschnittlich kräftiger, kampfesmutiger und entschlossener, aber in der äußersten Not werden die weiblichen Tiere weit zäher und mit dem Mute der Verzweiflung ihre Nachkommenschaft verteidigen.

Doch das sind ausnahmsweise Lagen, die an dem Durchschnittsverhältnis nichts ändern. Durchschnittlich ist die Frau nicht zur Führung des Schwertes und deshalb auch nicht zum politischen Regiment berufen. Gleichwie der Mann der von der Natur bestellte Leiter und Schirmer der Familie ist, so ist er auch der geborene Regent und Beschützer der zu einem größeren Gemeinwesen vereinigten Familien, d. h. des Staates.

Um das noch besser einzusehen, müssen wir uns daran erinnern, daß der Staat nicht ein bloßes Konglomerat von gleichen Individuen ist, die durch die Staatsgewalt zusammengehalten werden. Das ist die individualistische Auffassung des Staates, die Rousseau und andere in Aufnahme gebracht haben. Dieselbe denkt sich das Haus wie einen regellosen Haufen von Ziegelsteinen, über die sich ein gemeinsames Dach breitet. Ganz anders die organische Auffassung des Staates. Das Haus besteht nicht aus einem bloßen Ziegelhaufen, sondern aus verschiedenartigen Räumen: Zimmern, Küche, Keller, Gängen, Stiegen u. s. w. Die Pflanze, z. B. ein Baum, besteht nicht aus bloßen gleichmäßig aneinandergereihten Zellen, sondern aus verschiedenen Organen: Wurzeln, Stamm, Ästen, Zweigen u. s. w., welche alle einen besondern unmittelbaren Zweck haben und doch gemeinsam zum Wohle des Ganzen zusammenwirken: so ist es auch mit dem Staat. Die Individuen einigen sich zunächst zur Familie, die älter

ist als der Staat. Die Familien, und nicht die einzelnen Individuen, sind die ersten Zellen, aus denen sich der Staat zusammensetzt. Deshalb ist auch nur der Familienvater oder derjenige, der die unmittelbare Tauglichkeit dazu hat, der selbständige Mann, im strengen Sinne Bürger (πολίτης), wie schon der größte griechische Denker bemerkt. Frau und Kinder unterstehen unmittelbar dem Familienvater, er vertritt sie nach außen, sowohl der Gesamtheit als andern Familien gegenüber.

Wenn wir die Frau zur Politik für untauglich erklären, so behaupten wir damit keineswegs eine allseitige Inferiorität derselben. Es giebt viele treffliche Eigenschaften, in denen die Frau dem Manne überlegen ist. Aber dieselben liegen vorwiegend auf der Seite der Phantasie, des Gemütes und Herzens und haben ihre große Bedeutung für die Frau als Mutter und Gattin oder überhaupt als Gehilfin des Mannes. Die Frau hat das Bedürfnis, sich anzulehnen und anzuschmiegen, wie der Epheu, der an der Mauer emporrankt, oder die Rebe, die der Stütze bedarf, um zu gedeihen. Das ist vom Schöpfer weise so angeordnet und von der größten Bedeutung für die Familie. Hätte die Frau denselben Trieb nach Freiheit und Unabhängigkeit, denselben Thatendrang, dieselbe Energie und Ausdauer, so wäre ein dauerndes friedliches Zusammenwirken der Ehegatten äußerst erschwert.

Mill erblickt eine seltsame Inkonsequenz darin, daß man die Frauen von den politischen Rechten sonst allgemein ausschließt und ihnen dann ausnahmsweise das höchste politische Recht, die königliche Gewalt, gewährt. Allein diese Inkonsequenz ist nur eine scheinbare. Der eigentliche Grund für den Ausschluß der Frau aus der Politik ist die Rücksicht auf die Familie. Eine allgemeine Beteiligung der Frauen an der Politik ist unvereinbar mit der ihnen von der Vorsehung angewiesenen Stellung in der Familie. Dieser Grund kann aber nicht gegen die Verleihung der fürstlichen Gewalt an eine Frau geltend gemacht werden, schon deshalb nicht, weil ein solcher Fall nur selten eintreten kann. Außerdem sprechen wichtige Gründe des öffentlichen Wohles für die weibliche Thronfolge. Zur Sicherheit und Stetigkeit einer Monarchie ist erfordert, daß die Dynastien selten wechseln und den Erbstreitigkeiten beim Thronwechsel möglichst vorgebeugt werde. Dazu ist aber das den weiblichen Nachkommen gewährte Recht der Thronfolge beim Fehlen männlicher Erben ein sehr zweckdienliches Mittel. Auch hindern die Regierungsgeschäfte die Königin nicht an ihren Pflichten als Mutter und Gattin. Die allermeisten Geschäfte kann und

muß ſie — namentlich in konſtitutionellen Monarchien — durch Männer ausführen laſſen. Thatſächlich bleibt die Regierung des Landes immer in den Händen der Männer, obwohl eine Frau die Krone trägt.

Aber, wendet Stuart Mill noch ein, haben denn die Frauen nicht dasſelbe Recht, gut regiert zu werden, und tragen ſie nicht dieſelben öffentlichen Laſten wie die Männer? Warum alſo verweigert man ihnen ſo hartnäckig die politiſchen Rechte?

Ganz gewiß haben die Frauen dasſelbe Recht, gut regiert zu werden, wie die Männer; allein daraus folgt nicht das Recht zum Mitregieren. Sonſt könnte man auch ſo ſchließen: alle haben das gleiche Recht, gut regiert zu werden, alſo haben auch alle das gleiche Recht der Teilnahme an der Regierung, und folglich iſt die extreme gleichheitliche Demokratie die einzige berechtigte Regierungsform. Aus dem Recht, gut regiert zu werden, folgt nur, daß die Regierung ſtreng verpflichtet iſt, aufrichtig das Wohl aller Unterthanen zu ſuchen, weiter gar nichts. Mill iſt übrigens nicht konſequent. Seine Gründe gelten, wenn ſie Wert haben, für alle Frauen ohne Ausnahme. Trotzdem verlangt er nur für die ſelbſtändigen ſteuerzahlenden Frauen das Wahlrecht.

Was ſodann die Teilnahme an den öffentlichen Laſten betrifft, ſo iſt richtig, daß auch die Frauen zu den Steuern herangezogen werden, wenn ſie eigenes Vermögen oder Einkommen beſitzen. Die Steuern treffen eben nicht ſo ſehr die Perſon als das Vermögen. Aber dieſes Vermögen iſt ſicher in 99 von 100 Fällen vom Manne erworben worden und nur durch Erbſchaft auf die Frau übergegangen. Übrigens beſchränkt ſich die Teilnahme der Frauen an den öffentlichen Laſten auf die Steuern. Werden die Frauen auch Soldaten? Werden ſie der Armee und der Marine eingereiht? Wenn die Frauen immer nach Gleichheit rufen, dann iſt es gewiß billig, daß ſie auch mit der Pickelhaube auf dem Kopf und dem Torniſter auf dem Rücken ins Feld ziehen, daß ſie ihre Dienſtzeit in der Kaſerne durchmachen, zu den Herbſtmanövern einberufen werden u. dgl. Es müßte dann allerdings in den weiblichen Armeekorps für die nötigen ambulanten Entbindungsanſtalten und für ein Hebammenbataillon geſorgt werden. Die übertriebenen Gleichheitsforderungen zu Gunſten der Frauen müſſen ſchließlich ins Lächerliche und Abſurde verlaufen.

Vielleicht wird uns jemand noch entgegenhalten, unſere Ausführungen richteten ſich nur gegen die politiſche Emanzipation der verheirateten

frauen. Könnte man nicht wenigstens den ledigen die politischen Rechte gewähren? Allein viele unserer Erwägungen sind dem weiblichen Charakter und der Rücksicht auf Sittsamkeit und Ehrbarkeit entnommen und gelten also allgemein. Sodann sind die allermeisten ledigen Personen noch auf dem Wege zum Ehestand oder leben wenigstens in der Hoffnung auf einen kommenden Bewerber. Von den am 14. Juni 1895 gezählten 15 368 036 ledigen Personen weiblichen Geschlechts waren 10 535 091 noch nicht 20 Jahre alt, also noch nicht in dem Alter, an welches überall die politischen Rechte geknüpft sind; weitere 2 440 608 standen im Alter von 20 bis unter 30 Jahren, warten also noch auf „Beförderung". Sollte man nun allen diesen Personen Rechte geben, welche sie später beim Eintritt in den Ehestand verlieren würden? Hieße das nicht eine Art Zoll oder Strafe auf den Eintritt in die Ehe setzen? Von denen, die überhaupt ledig bleiben, gehört die weitaus größte Zahl dem Stande der Dienstmägde an. Sind dies die geeigneten Trägerinnen der politischen Rechte? Sollte man diesen Rechte gewähren, welche man den Frauen der höheren Stände verweigern muß?

Von welcher Seite wir also auch die Frage der politischen Emanzipation der Frauen betrachten, es giebt keine stichhaltigen Gründe, abzugehen von der Überlieferung der ganzen christlichen Vergangenheit, ja aller zivilisierten Völker. Die Hereinziehung der Frau in die Politik würde nur dazu dienen, das schon ohnehin gelockerte Familienleben noch mehr zu lockern und das öffentliche politische Leben noch leidenschaftlicher zu gestalten, als es schon ist.

Wir wiederholen aber, daß die politische Emanzipation mit der Frage des Frauenerwerbs und der Frauenarbeit nichts zu thun hat. Mit dieser Frage wollen wir uns ein anderes Mal beschäftigen.

Viktor Cathrein S. J.

Die alten Klaſſiker und die moderne Bildung.

Gegen das Studium der lateiniſchen und der griechiſchen Sprache und Litteratur, überhaupt gegen die allgemeinere Beſchäftigung mit dem klaſſiſchen Altertum findet die flüchtige oder einſeitige Betrachtung ſowiel wahre und ſcheinbare Gründe, daß die Empfehlung der klaſſiſchen Studien faſt eine Entſchuldigung nötig hat. Verdient nicht, ſo heißt es, die arme Jugend herzliches Mitleid, die von Kindesbeinen mit der Handhabung des toten Werkzeuges alter Sprachen gequält wird? Iſt das Lernen peinlicher Regeln aus den mit Ballaſt überladenen Grammatiken und Stiliſtiken mehr als eine unerquickliche Mühe und einſeitige Übung des Gedächtniſſes? Kann das mechaniſche Hin- und Her-Überſetzen von Phraſen ohne viel Gehalt eine freie Geiſtesbildung fördern? Wozu die Jugend auf einem ſo dornenvollen Wege in das Land längſt ausgeſtorbener Völker einführen? Verſchwenden nicht Lehrer und Schüler ihre beſten Kräfte an eitlem Wortkram und im günſtigſten Falle an Dingen, welche für das Leben ohne Bedeutung ſind, ja aus der lebendigen Gegenwart weit hinausführen? Wird die Frucht eine andere ſein als Überſchätzung des Altertums, Geringſchätzung der chriſtlichen Litteratur und der Mutterſprache, eine andere als Pedanterie, Stubenweisheit, Gelehrtenſtolz? Eine ſo regſame Zeit wie die unſere lebt ja nicht von Worten und Wortkünſten, ſie drängt zur Realbildung, ſie erzieht tüchtige Praktiker fürs Leben.

Die Reihe der Einwürfe iſt hiermit bei weitem nicht abgeſchloſſen; ſie gipfelt in dem alten Schlagwort, das bereits aus dem Beginne des 17. Jahrhunderts ſtammt, da die Realiſten ſich den Philologen als Reales den Verbales entgegenſtellten. Es hat nur die Bezeichnung beiderſeits einen etwas andern Sinn erhalten. Die formale Seite der Altertumswiſſenſchaft drängt ſich heute weniger einſeitig vor, und die Realwiſſenſchaft ihrerſeits beſagt etwas anderes als die gehaltvolle Wiſſenſchaft im allgemeinen; ſie nennt ſich unter einer Rückſicht auch mit Vorliebe die exakte Wiſſenſchaft, weil ſie ſich immer im Gegenſatz ſieht zu einer andern Wiſſenſchaft, deren Sicherheit und Bedeutung für das Leben ſie nicht anzuerkennen ſcheint.

Die Wichtigkeit der exakten und realen Wiſſenſchaft in der Gegenwart kann nicht beſtritten werden; es fragt ſich nur, ob ſie nicht des

gengewichtes wie der Philosophie, so auch der klassischen Studien be-
rfe, vor allem aber, ob die althergebrachte Unterrichtsmethode an unsern
ittel- und Hochschulen um ihretwillen geändert werden müsse. Zahlreiche
rsuche nach dieser Seite sind bis jetzt ohne den erstrebten Erfolg ge-
eben; sie sind nicht nur an der Zähigkeit, mit der man in maßgebenden
reisen am Alten festhielt, sondern ebensowohl an der Überzeugung ge-
citert, welche schließlich durchdrang, daß die Wohlfahrt des Menschen
ht allein von dem Fortschritte der experimentierenden und rechnenden,
ıdern auch von dem Gedeihen der denkenden und der formalen Wissen-
aft abhänge. Der Kampf gegen die großenteils formalen Altertums-
dien erneuert sich aber fast in jedem Menschenalter; da ist es denn
mer wieder an der Zeit, auch zu Gunsten derselben ein Wort ein-
egen.

I.

Zunächst muß die Thatsache gewürdigt werden, daß unsere Kul-
r sich zu einem großen Teile auf der griechisch-römischen
fbaut; wir können diese nicht verleugnen, ohne die Grundlage unserer
enen zu verkennen und ohne die unausbleiblich damit verbundenen
elstände herbeizuführen. Trotz des schroffen Gegensatzes zu den religiösen
rtümern und den sittlichen Gebrechen des Heidentums haben schon die
ten Jahrhunderte des Christentums den Wert der klassischen Bildung
ıktisch anerkannt. Bei den Heiden suchten noch im 4. Jahrhundert
ıilius d. Gr., sein Bruder Gregor von Nyssa, sein Freund Gregor
ı Nazianz und der hl. Chrysostomus ihre weltliche Bildung. Diese galt
ıen als kostbare „Beute Ägyptens", die man, wie einst die Juden die
rtvollen Schätze ihrer Bedrücker entwendeten, in das Haus Gottes retten
ısse. So schreibt auch der hl. Augustin[1]: „Mit welchen Schätzen an
ld, Silber und Gewanden beladen sehen wir nicht den liebenswürdigen
ırer und seligen Märtyrer Cyprian Ägypten verlassen! Nicht minder
ctantius, Victorinus, Optatus, Hilarius, um von den noch Lebenden zu
weigen. Ferner unzählige Griechen. Sie hatten darin ein Vorbild in
n treuen Diener Gottes Moses, von dem wir lesen, daß er in aller
eisheit der Ägypter unterrichtet war." Derselbe Kirchenvater[2] sieht eine
ihre Christenverfolgung in dem Verbote Julians an die Christen, durch
lches er ihnen die Schulen verschloß. Wie der abtrünnige Kaiser, so

[1] Von der christlichen Lehre 2, 61. [2] Stadt Gottes 18, 52.

begriffen auch die Chriſten ſelbſt recht gut die Bedeutung der alten Klaſſiker; denn obwohl die beiden Apollinaris durch eigene Produktionen den Ausfall zu decken ſich beeilten, ſo kehrten doch die Chriſten nach dem Tode des Kaiſers raſch wieder zu der alten Gewohnheit, ſich an den Heiden zu bilden, zurück, und Sokrates[1] rechtfertigt dies in ſeiner Kirchengeſchichte mit guten Gründen.

Der hl. Baſilius dachte bei der Einrichtung ſeiner Kloſterſchulen nicht anders; wir ſehen aus ſeiner Rede an die ſtudierende Jugend, was er von dem Werte der Klaſſiker hielt und wie dieſelben in ſeinen Schulen gebraucht wurden. Weder im Morgen- noch im Abendlande beeilte man ſich, die Werke der großen Kirchenväter, ſei es der bereits genannten griechiſchen, ſei es der hll. Ambroſius, Auguſtinus und Hieronymus, dem Schulunterrichte zu Grunde zu legen. Den Söhnen des hl. Benediktus verdanken wir großenteils die Abſchriften der klaſſiſchen Litteraturwerke. Sie waren es auch, welche, unter Mitwiſſen und auf den Rat der römiſchen Päpſte, bei den neubekehrten Völkern die gelehrte Bildung auf klaſſiſcher Grundlage aufbauten. Von dem Eifer in den Schulen Englands mag unter anderem das Wort des hl. Beda[2] Zeugnis geben: „Bis auf den heutigen Tag leben noch Schüler Theodors und Hadrians, welche das Lateiniſche und das Griechiſche wie ihre Mutterſprache kennen“, und: „Der Abt Albinus hat nicht unbedeutende Kenntniſſe in der griechiſchen Sprache und beherrſcht die lateiniſche wie die engliſche, in der er geboren iſt“[3]. Beda ſelbſt entnimmt in ſeinen Schulbüchern die Beiſpiele aus Cicero, Livius, Virgil u. ſ. w. So wanderte denn das Studium der alten Sprachen auch nach Deutſchland. Der hl. Bonifatius errichtete ſeine Schulen nach engliſchem Muſter und berief Lehrer und Lehrerinnen aus ſeiner Heimat. Die Domſchulen, wie ſie von Chrodegang von Metz zur Heranbildung von Weltgeiſtlichen begründet wurden, hatten dieſelbe Einrichtung.

Es war ſelbſtverſtändlich, daß ſich gelegentlich Bedenken gegen das Leſen heidniſcher Schriftſteller erhoben; „aber trotz aller Bedenken hielt man doch im allgemeinen während des ganzen Mittelalters an der altüberlieferten und von den Vätern der Kirche gebilligten Lehrweiſe feſt“[4]. Der Erſatz z. B. des Virgil durch Prudentius, Juvencus und Sedulius

[1] Kirchengeſchichte 3, 16. [2] Kirchengeſchichte 4, 2. [3] Ebd. 5, 20.
[4] Specht, Geſchichte des Unterrichtsweſens in Deutſchland S. 52.

drang nicht durch. „Man konnte der heidnischen Autoren, als der notwendigen Vorstufen zu einer höheren geistigen Bildung, einmal nicht entraten. Wurde aber im Widerspruche mit der Tradition der Väter irgendwo der Versuch gemacht, sie gänzlich beiseite zu schieben, da geriet bald die theologische Bildung in Verfall und geistige Verrohung nahm überhand.“ [1] Unter den gelesenen Schriftstellern befanden sich auch Horaz, Statius, Terenz, Ovid, Juvenal. Der alte gute Rat des hl. Hieronymus [2] und des Rabanus Maurus [3], daß man aus den profanen Büchern „streichen und wegschneiden“ müsse, was für den Christen wertlos oder gefährlich sei, wurde nicht einmal immer zur Genüge beobachtet, wie denn auch der Eifer im Studium der Alten bisweilen die rechten Grenzen überschritt. Aber der Aufschwung der Bildung unter Karl dem Großen, unter den Ottonen und in den Klosterschulen ging im allgemeinen mit der Bemühung um eine tüchtige Kenntnis der lateinischen Sprache aus den klassischen Mustern Hand in Hand. Das Studium des Griechischen freilich erlahmte im Mittelalter nach jenem ersten Aufschwung vielerorts; in Deutschland war es überhaupt nie in weitem Umfange betrieben worden. Es bleibt aber wahr, daß uns mittelbar durch die griechische und unmittelbar durch die lateinische Sprache wie die Religion, so auch Gesetzgebung, Wissenschaft und Bildung überliefert worden ist.

Diese Grundlage unserer Kultur macht uns das Studium der lateinischen und griechischen Sprache und, in gewissen Grenzen, des klassischen Altertums überhaupt zu einer dringenden Pflicht. Wenn unsere Geschichtschreiber weder einen Thukydides oder Tacitus, noch einen Saxo Grammaticus oder Beda, noch irgend einen von den mittelalterlichen Chronisten, die nicht immer ungebildete Leute waren, mit Leichtigkeit verstehen, wenn unsere Juristen das römische Recht nicht mehr durch dessen ganze Geschichte verfolgen können, wenn unsere Litteraten Fremdlinge in der alten und mittelalterlichen Litteratur sind, wenn vollends unsere Philosophen und Theologen die klassischen Sprachen nicht beherrschen, wie wird es dann mit der Gründlichkeit der Wissenschaft bestellt sein? wie auch mit dem Fortschritt derselben, da wir doch von der Vergangenheit noch viel zu lernen haben? Nicht einmal auf den Gebieten der Naturforschung, der Kunst und der Medizin kann man die älteren in lateinischer oder gar in

---

[1] Specht a. a. O. S. 8. 57.
[2] Br. 70, an Magnus.
[3] Unterricht der Kleriker 3, 18.

griechiſcher Sprache geſchriebenen Werke der Vergangenheit entbehren. Überſetzungen, die vielleicht von ſolchen Werken bereits gemacht worden ſind, können für wiſſenſchaftliche Zwecke im allgemeinen ebenſowenig genügen wie die Übertragungen der äſthetiſch wertvollen Werke für künſtleriſche Zwecke.

Solange alſo die Wohlfahrt der menſchlichen Geſellſchaft und der Fortſchritt der Kultur es nötig machen, daß das wiſſenſchaftliche Erbe der Vergangenheit von einer Klaſſe von Gelehrten bewahrt und allen Ständen je nach Bedürfnis mitgeteilt werde, ſo lange muß es Schulen geben, auf denen zukünftige Gelehrte zu Lehrern für Hoch- und Mittelſchulen auch in den klaſſiſchen Sprachen und den damit unablöslich verbundenen Hilfskenntniſſen herangebildet werden. Für diejenigen, welche berufsmäßig nicht den idealen, ſondern den realen Bedürfniſſen der Geſellſchaft dienen, wird man freilich zunächſt keine andern Kenntniſſe als in der Phyſik, Chemie, Mechanik und ähnlichen Fächern, die von unmittelbar praktiſcher Bedeutung ſind, erwarten; aber für diejenigen Berufe, welche die Höhe der geiſtigen Kultur darſtellen, darf nie der Faden, welcher ſie an die Vergangenheit knüpft, abgeriſſen werden. Solange wir die Kultur nicht von vorne neu aufbauen, müſſen wir mit den geſchichtlichen Verhältniſſen rechnen. Wir können die Geſellſchaft nicht auf eine andere Bahn der Entwicklung ſtellen, als diejenige iſt, auf welcher ſie durch alle Jahrhunderte geſtanden hat. Auch werden die Hochſchulen allein für den beſagten Zweck nicht genügen; auf den Mittelſchulen muß der Grund gelegt werden, da die zu leiſtende Arbeit erfahrungsmäßig nicht leicht zu bewältigen iſt. Die Mehrzahl der Schüler muß ſogar ziemlich ungeteilt eine Reihe von Jahren ſich den klaſſiſchen Studien hingeben, wenn ſie mehr als ungenügende Kenntniſſe erwerben ſoll.

II.

Doch eben hier liegt der Stein des Anſtoßes für ſo viele, welche die klaſſiſchen Studien je eher je lieber aus den Schulen verbannt ſähen. Zuerſt hat man die Jugend nebenher mit allem Möglichen ſo überbürdet, daß ſie neun oder zehn Jahre braucht, um den Lehrſtoff zu bewältigen, und dann doch ſchließlich weder in den Realfächern noch in den klaſſiſchen das zu erreichen ſcheint, was man erwarten zu dürfen glaubte. Statt aber den Grund in der Abweichung von der altbewährten Schulordnung, in der unverſtändigen Vermengung beider Fächer zu ſuchen, klagt man

die klassischen Studien an und überredet sich, daß sie zur Erzielung einer genügenden oder einer zeitgemäßen Bildung ungeeignet seien. Es genügt nicht mehr, daß zahlreiche Realschulen denen offen stehen, welche im späteren Leben die klassischen Fächer voraussichtlich nicht brauchen werden; man möchte die Gymnasien so umgestalten, daß sie sich von den Realschulen nicht mehr viel unterschieden. Hinwiederum ist man an letzteren oft genötigt, wenigstens dem Lateinischen einen breiten Raum zu gestatten, und so thut man beiden höchsten Aufgaben Eintrag. Ehedem hatte man einen fünf- oder sechsjährigen Vorbereitungskurs für alle, nach welchem erst die Berufsstudien nach verschiedenen Richtungen auseinandergingen. Jene Grundlage war nach der hergebrachten klassischen Methode gelegt und trug die gesamte höhere Bildung. Man wußte aber durch weise Beschränkung in wenigen Jahren eine wirklich genügende klassische Bildung zu vermitteln. Lassen wir indessen das auf sich beruhen und sehen wir einmal zu, ob unsere heutigen Gymnasialstudien gerade darum einer Reform bedürfen, weil sie auf die klassischen Sprachen und die Kenntnis des Altertums ein so starkes Gewicht legen.

Es darf zuvörderst daran erinnert werden, daß es schon in pädagogischer Beziehung bedenklich ist, mit der altbewährten Methode zu brechen. Für viele Jahre wäre man auf unsicher tastende Versuche angewiesen, und wer darunter litte, wäre niemand anders als das Versuchsobjekt, die liebe Jugend, der man helfen will. Es ist leicht, neue Ziele vorzustecken, aber nicht so leicht, eine neue Schulmethode zu erfinden. Wird das zu zahlende Lehrgeld die gehofften Vorteile nicht aufwiegen? Gewiß, wenn wir eine neue Nation anzupflanzen hätten, wenn völlig reine Bahn wäre und keine äußeren Gründe uns bestimmen müßten, wenn wir uns ferner darein ergäben, es in Jahrzehnten nicht weiter zu bringen, als es unsern mancherlei Versuchen gelingen könnte: ja dann würden wir alles getrost auf nationaler Grundlage auf- und ausbauen können, eine Aufgabe, welche nach der gewöhnlichen Auffassung dem Griechenvolke gestellt war; es hatte in der That das Glück, wenn es anders ein Glück war, daß es sich mit der Erlernung fremder Sprachen und mit der schulmäßigen Aneignung einer entlehnten Kultur nicht abzumühen brauchte. Bei uns aber steht das ältere Geschlecht ganz auf dem Boden der aus dem Altertum hergeleiteten Kultur; die Verhältnisse der gebildeten Welt setzen sie voraus; die technischen Ausdrücke der Wissenschaften und Künste, ja so viele entlehnte Wörter der gewöhnlichen Sprache sind nur aus jener zu

Die Lehrer ſelbſt haben keine andere Schulmethode als die überlieferte kennen gelernt. Darum iſt an einen völligen Bruch mit dem Alten überhaupt nicht zu denken; es handelt ſich lediglich um ein halbes Werk: man beſchneidet mehr und mehr die klaſſiſchen Lehrfächer, macht ſo einen rechten Erfolg in denſelben unmöglich, benimmt den Schülern jede Achtung vor ihnen und auch den Eifer dafür, ſo daß die alten Autoren ſchließlich zum Ballaſte der Schule werden, deſſen man ſich leider niemals ganz entledigen kann. Ein ſolches Reformwerk wird ſich einen durchſchagenden Erfolg nimmer verſprechen können.

Man hofft, es werde den „nützlichen“ Fächern das zu gute kommen, was man den formalen entzogen hat. Die Zeit dazu wäre allerdings gewonnen; ob aber auch der Antrieb dazu, iſt eine andere Frage. Man macht an Freiſchulen nicht immer die Beobachtung, daß die, welche das Lateiniſche aufgeben, in den andern Fächern um ſo mehr leiſten. Das kommt zum Teil daher, daß für die neueren Sprachen die Kenntnis des Lateins eine nicht zu verachtende Hilfe iſt, viel mehr aber daher, daß die Spannkraft des Geiſtes eine geringere wird, ſobald ſie durch das Lateiniſche nicht mehr in Anſpruch genommen iſt. Die Schwierigkeit der philologiſchen Fächer muß freilich oft gerade als Anklagepunkt gegen dieſelben dienen; aber ſie hat unverkennbar die eine gute Wirkung, daß der Studierende genötigt wird, ſeine Geiſteskräfte ernſtlich anzuſtrengen. Weder das Griechiſche noch das Lateiniſche lernt ſich ſo leicht wie etwa das Franzöſiſche oder die Weltgeſchichte. Die Beſiegung der größeren Schwierigkeit iſt aber, ſolange dieſe zu den Kräften im rechten Verhältnis ſteht, eine wahre Gymnaſtik des Geiſtes. Aber wie viel wäre nicht gewonnen, wenn die den klaſſiſchen Sprachen entzogene Zeit den neueren Sprachen oder den praktiſchen Fächern zugewendet würde! Gewiß; worauf es aber bei der echten Bildung ankommt, das iſt in erſter Linie die Schulung des Geiſtes, und dazu ſind die neueren Sprachen weniger geeignet, eben weil ſie mehr Lernſtoff für das Gedächtnis als Denkſtoff für den Verſtand bieten. Die Realfächer ſind aus demſelben Grunde minder geeignet; nur genau ſo weit, als ſie die Mathematik ſtreifen, machen ſie dem Geiſte des Studierenden dauernd zu ſchaffen. Die Mathematik ſelbſt endlich iſt ſo abſtrakt, daß ſie, ſolange es ſich um die Bildung des jugendlichen Geiſtes handelt, ſicher weniger brauchbar iſt als das Sprachſtudium und die Beſchäftigung mit den klaſſiſchen Schriftſtellern. Sie iſt wenigſtens in frühen Jahren durchaus nicht für

alle, schon deshalb nicht, weil sie dem Geiste nur Formen, der Phantasie aber gar nichts bietet.

Doch kommen wir auf die modernen Sprachen zurück, welche den begründeteren Anspruch erheben. Sie sind so wichtig fürs Leben, so anregend für den Geist, führen in so reiche Litteraturen ein! Wer will das leugnen? Sehen wir indes etwas näher zu. Einige der wichtigsten beruhen großenteils auf dem Latein, haben aber durch Abschleifung der Flexionsendungen und Vereinfachung der Syntax in grammatikalischer Beziehung ihren Bildungswert eingebüßt. Nicht ihr Wörterbuch hat sich vereinfacht; im Gegenteil nur gerade das, was den Geist vorzüglich bildet, nämlich die mannigfachen Formen des logischen Ausdruckes. Mit einiger Übertreibung könnte man sagen, sie haben überhaupt keine Grammatik mehr; eine „angewandte Logik" sind sie jedenfalls bei weitem nicht in dem Maße wie die alten Sprachen. Obendrein liegen die noch übrig gebliebenen Formen des logischen Ausdruckes sowohl in der Flexion wie in der Syntax uns so nahe, daß wir sie vielfach schon kennen, bevor wir an sie herantreten. Wie ganz anders nimmt die lateinische Deklination den Geist des Studierenden in Anspruch als die der romanischen oder germanischen Sprachen, wenn man hier überhaupt noch von einer Deklination sprechen will! Mit welcher Vorsicht und Überlegung will der lateinische Infinitiv von den verwandten Konstruktionen unterschieden werden! Will man nun aber einwenden, daß man die modernen Sprachen bald praktisch handhaben lerne und so doch einen großen Gewinn fürs Leben erziele, so ist zu erwidern, daß eine oder auch mehrere Sprachen sprechen lernen noch immer nicht soviel heißt als: die Sprache überhaupt lernen, deren Aufbau durchschauen und die damit gegebene Geistesbildung erwerben. Ein Handelsreisender, der sich in einer andern Sprache leidlich ausdrückt, kann doch darum noch nicht zu den Gebildeten gezählt werden. Bildung bedeutet Schulung, allseitige Bearbeitung, oder wie Cicero[1] sich ausdrückt, „ein-, zwei- und dreimalige Durchackerung" des Geistes. Das leistet in hohem Maße die mühsame Erlernung der vollkommenen alten Sprachen, die genaue Zergliederung der mustergültigen alten Schriftwerke, die Übung des mündlichen und schriftlichen Ausdruckes nach Art der Klassiker. Bei den neueren Sprachen bringen die ähnlichen Übungen keineswegs den gleichen Nutzen. Es ist schon nicht möglich, die Jugend so lange festzuhalten bei einem

[1] Vom Redner 2, 131.

Schriftſtücke, das ſie ebenſo raſch ergründet wie geleſen zu haben meint; auch die Verwandtſchaft mit der Ausdrucksweiſe der Mutterſprache veranlaßt eine viel oberflächlichere Betrachtung.

So geht denn doch der Vorteil, welcher mit der raſcheren Lektüre in den modernen Sprachen gegeben iſt, durch den Mangel an Gründlichkeit wieder verloren. Die Vorbedingung einer tüchtigen Bildung iſt aber vor allem die Gründlichkeit. Der Umfang des Wiſſens iſt nur eine Frage der Zeit, wenn der Geiſt einmal die nötige Schärfe, Sicherheit und Selbſtändigkeit des Urteils erworben hat. Es kommt auf die ſogen. formale Bildung an, die den Geiſt befähigt, ſeine Kräfte in wirkſamſter Weiſe zu bethätigen, nicht auf die materiale Bildung, welche nach der Fülle des Lehrſtoffes geſchätzt wird, den das Gedächtnis aufgenommen und der Verſtand irgendwie, ſei es vollkommen, ſei es unvollkommen, erfaßt hat. Dieſe iſt vielleicht ein wertvoller Beſitz des Geiſtes, jene aber die Tauglichkeit zur Erwerbung eines reicheren Beſitzes und eine höhere Vollkommenheit des Geiſtes ſelbſt, der an Leiſtungsfähigkeit gewonnen hat; jene kann zu jeder Zeit erworben werden, dieſe iſt naturgemäß das Ziel der erſten Studien. Wäre die Aufgabe der Schule keine andere, als die Jugend zu den äußeren Geſchäften des Lebens, zum Gelderwerb oder zur Hebung der Induſtrie abzurichten, ſo wäre die materiale Bildung vollauf genügend; gilt es aber, ſtrebſame junge Leute zu Trägern der geiſtigen Bildung, zu Lehrern für andere, zu den idealen Berufsarten vorzubereiten, ſo muß der Geiſt eine neue Faſſung und Form bekommen, die ihn zu ungewöhnlichen Leiſtungen geeignet macht. Da aber das Wohl der Geſellſchaft nicht bloß vom Handwerk, vom Maſchinenweſen und von der Induſtrie bedingt wird, ſo muß es auch Schulen geben, deren Hauptziel die formale Bildung iſt. Die hausbackene Nützlichkeitsfrage verdient hier eigentlich gar keine Antwort; ſonſt könnte man darauf hinweiſen, daß mit dem Lateiniſchen der Schlüſſel zu den romaniſchen Sprachen gegeben, daß mit einer gründlichen formalen Bildung eine nicht zu unterſchätzende Tüchtigkeit verbunden iſt, auch andere Gebiete, wenn ſie noch zeitig betreten werden, geiſtig zu beherrſchen; daß endlich die ernſten klaſſiſchen Studien ihren Zweck ganz verfehlen müßten, wenn ſie nicht eine ſolide Arbeitskraft heranbildeten.

Ein Schulmann gab auf die Frage, warum man denn ſtatt anderer nützlichen Dinge ſoviel Lateiniſch und Griechiſch lerne, aus langer Erfahrung die Antwort: die Plage ſei die Hauptſache. Er wollte damit ſagen, daß die Gewöhnung an ernſte Arbeit, die Anſpannung aller Geiſteskräfte

und die aus der Anstrengung selbst erwachsende feste Richtung des Verstandes und des Willens die schönste Frucht seien, die der junge Mann aus der Schule ins Leben hinübernehme. Man braucht in der That kein Verächter der Realbildung und der von ihr erzielten Erfolge zu sein; man braucht die Leistung der Lateinschulen nicht zu übertreiben: es liegt in der Natur der Sache begründet, daß die letzteren den Geist in strengere Zucht nehmen, auf Schritt und Tritt von ihm größere Aufmerksamkeit und ernstere Arbeit verlangen, daß also unter sonst gleichen Umständen der Unterricht in den klassischen Sprachen in höherem Grade die Denkkraft schärft und den Willen stählt. Man wird sagen, das geschehe auf Kosten der geistigen Freiheit und der Ausbildung anderer Anlagen; die Phantasie gehe leer aus, und der Blick fürs Leben werde abgestumpft. Aber solche Nachteile werden, wo sie zu Tage treten, nicht durch das Wesen der Sache verursacht, sondern durch eine falsche Methode, insbesondere durch Überbürdung der Schüler. Obendrein lassen sich leicht andere Übelstände namhaft machen, die im Gefolge einer freieren und leichteren Schulbildung sich einzustellen pflegen. Das ist allerdings immer wahr, daß die klassischen Studien nicht eine unmittelbare, sondern nur eine mittelbare Vorbereitung fürs Leben sind und sein wollen, und daß darum für manche Berufsarten, vielleicht für die allermeisten, ein neun- bis zehnjähriger Gymnasialkurs zu lang ist. Es nahm aber auch die ältere Schule nie so viele Jahre für die allgemeine grundlegende Schulbildung in Anspruch. Indessen solche Erwägungen berühren die Hauptfrage nicht.

III.

Noch bleibt eines der gewöhnlichsten Bedenken zu erledigen. Es wird oft behauptet, daß über dem Studium weit entlegener Sprachen und Litteraturen das der vaterländischen zu leiden habe. Im Mittelalter, so sagt man, waren die Landessprachen zu unvollkommen entwickelt, um als Werkzeug der höheren Bildung zu dienen; nachdem sie aber so weit vervollkommnet sind, daß sie den alten nicht nachstehen, sollten wir, wie die Griechen, die Muttersprache dem Schulunterrichte zu Grunde legen. Die hohe Vollendung der Muttersprache haben wir Deutsche sicherlich keinen Grund zu verkennen; aber wiederum stellt die Frage sich ein, ob es ratsam sei, aus diesem Grunde die hergebrachte Unterrichtsmethode zu ändern. Wir haben nun einmal nicht von vorne anzufangen, sondern stehen mitten in der Entwicklung, welche auf ganz andern Voraussetzungen beruht. Zu-

[illegible] des grammatischen Studiums völlig [illegible] wir schon, bevor man uns in das [illegible] und die Jugend ist nicht leicht mehr [illegible] den grammatischen Bau der Muttersprache eine [illegible] Die Erfahrung bestätigt es auch voll- [illegible] Grammatik einer fremden als in die der [illegible] Das grammatische Studium trägt erst [illegible] fremden Sprache bethätigt wird. Es [illegible] ferner abliegt als diejenigen neueren [illegible] zu werden pflegen, damit nicht [illegible] die Aufmerksamkeit und den Fleiß [illegible] das Sprachstudium als solches zum [illegible] die alten Sprachen auch wegen [illegible] jedenfalls geeigneter als irgend [illegible] formeller Beziehung abgeschliffen, [illegible] Gebrauch allein zugeschnitten. Je [illegible] der eigenen Sprache, zurück- [illegible] Flexionsformen finden wir vor. Die [illegible] ebenso ausgebildete syntaktische Form. [illegible] reiche grammatische Form sich fast ver- [illegible] Handhabung des Sprachmaterials, ohne Sorge [illegible] Rechte der Form, zugestutzt. Darüber [illegible] Vergleichung der klassischen und der meisten modernen [illegible] bleiben. Aus dem regelrechten quadragesima [illegible] quaresima, der Spanier cuaresma, der Franzose [illegible] Kasusendungen sind in den romanischen Sprachen abgeworfen [illegible] mechanische Weise ersetzt worden, der alte Accusativ dient [illegible] Nominativ und als beliebiger Kasus; die Folge, das Begehren, [illegible] und manche andere Verhältnisse werden gleichmäßig durch das [illegible] lateinischen quod entsprechende Wort ausgedrückt. Überhaupt sind [illegible] romanischen wie die germanischen Sprachen formell schwer geschädigt worden.

Man wird entgegnen: Nun gut, so lassen wir die trockene Grammatik ganz beiseite; werden wohl die Griechen sich viel mit der griechischen Grammatik gequält haben? Aber den Griechen war ihre Bildung nicht ebenso in einer vollkommen ausgebildeten Sprache überliefert worden. Das grammatische Studium ist für uns eines der vorzüglichsten, wenn auch ein

genug einseitig verwendetes Mittel, den jungen Geist an Fleiß, Genauigkeit und Gründlichkeit zu gewöhnen; es ist aber viel mehr als das. Es hat die Übersetzungsübungen im Gefolge, und welch eine Palästra des Geistes diese sind, lehrt die alltägliche Erfahrung der Schule besser, als es Worte und innere Gründe thun können. Hier wird denn auch, wofern nur der Lehrer seine Aufgabe nicht verkennt, die Muttersprache dafür, daß ihr so viele Zeit entzogen wird, reichlich entschädigt. Es ist kein Lehrer, der nicht all seine Gewandtheit in der deutschen Sprache, so ausgebildet diese auch ist, nötig hätte, um die Texte der Alten, sei es des Demosthenes und Cicero oder des Sophokles und Horaz, treu, wirklich deutsch und schön nach Wort, Gedanken und Stimmung wiederzugeben. In dieser Kunst lernt niemand aus, zumal die Art der Alten, zu denken, zu empfinden und zu sprechen, sich so weit von der unsrigen unterscheidet. Heutzutage, da die Schüler sich durch vieles Lesen in der Muttersprache frühzeitig eine ansehnliche Sprechgewandtheit neben der Schule erwerben, fällt es am meisten in die Augen, wie groß die Verlegenheit derselben wird, wenn sie nun die Mittel der Muttersprache zu einer glatten und stilistisch schönen Übertragung der Alten aufbieten sollen. Da offenbart sich, wie viel ihnen zur Beherrschung des Deutschen noch mangelt, wie viel sie durch die Übersetzungsübungen noch lernen können. Eine bessere Schule giebt es wahrlich nicht. Begabtere Schüler mögen sich auch in der metrischen Übertragung der Dichter versuchen, einem der wirksamsten Mittel, den ästhetischen Sinn zu wecken. Die ausgezeichnetsten der Römer, an der Spitze der Meister des lateinischen Stiles, übersetzten fleißig, sowohl in prosaischer als in poetischer Form, aus den Griechen; die Umarbeitungen der älteren römischen Dichter versuchte Cicero gleichfalls, ließ sie aber, wie er selbst erzählt, darum wieder fallen, weil er nicht denselben Nutzen daraus schöpfte.

Es läßt sich noch auf anderem Wege zeigen, daß die Lateinstudien der Ausbildung der Muttersprache nicht im Wege stehen. Die Neubelebung der Studien des klassischen Altertums in der Renaissance hat der Ausbildung der Landessprachen gewiß nicht hinderlich im Wege gestanden. In Italien bezeichnet dasselbe 14. Jahrhundert die Wiedergeburt der alten und das Aufblühen der italienischen Litteratur. Petrarca und Boccaccio gehören zu den ersten und entschiedensten Vertretern des Humanismus; ihnen hatte schon Dante mächtig vorgearbeitet, indem er, ganz vom Geiste Virgils beseelt, seine großartige „Komödie" dichtete. Alle drei Männer

schrieben sowohl in lateinischer als in italienischer Sprache. In Spanien, Frankreich und England folgte der Blüte des Humanismus alsbald der Aufschwung der einheimischen Litteratur, so daß die ersten Klassiker in dieser mindestens aus den humanistischen Schulen, da diese noch in voller Blüte standen, hervorgingen. Zumal in Frankreich ist es unverkennbar, wie eng die Ausbildung und Vervollkommnung der Landessprache mit der Bewunderung und dem Einflusse der klassischen Litteratur zusammenhing. Boileau wurde der Gesetzgeber auf dem französischen Parnasse durch eine Neubearbeitung der Ars poetica des Horaz; vor ihm hatte Malherbe, der strenge Grammatiker aus der alten Schule, der französischen Metrik und Lyrik die Wege gewiesen. Daß das französische Theater an die Alten anknüpfte, ist jedem augenfällig. La Harpe, der berühmte Litterarhistoriker, faßt (im vierten Bande seines Lycée ou Cours de littérature ancienne et moderne) sein Urteil in diese Worte zusammen: „Ich beharre auf meinem Glauben, daß das Studium der alten Sprachen dem Fortschritte der Litteratur nicht nur nicht hinderlich, sondern vielmehr förderlich und notwendig war; daß das Genie seinen Blick erweitert und seine Hilfsmittel vermehrt in demselben Maße, wie es eine große Zahl von Objekten zur Vergleichung vor sich schaut; daß das Studium der Sprachen sich anfangs auf die Worte zu beschränken scheint, daß es aber naturgemäß auf die Sachen führt, daß also die (klassische) Gelehrsamkeit, wenn sie auch gewöhnlich nicht selbst in den Musentempel eingeht, doch wenigstens den Weg dahin bahnt und den Eingang eröffnet. Die alte Litteratur hat uns gebildet und großgezogen; ihre Milch ist stark und nährend. Man muß sich nicht darüber verwundern, daß Menschen von schwacher Konstitution dieselbe nicht in gesunde Säfte umsetzten, sondern krank und schwächlich blieben; aber besser veranlagte Zöglinge haben daraus Gesundheit, Kraft und Anmut gewonnen."

(Schluß folgt.)

G. Gietmann S. J.

August Reichensperger.

(Schluß.)

9.

Die durch und durch kirchliche Gesinnung Reichenspergers wankte nicht, auch als Döllinger, einst sein Mitstreiter für kirchliche Freiheit im Frankfurter Parlament, seine verhängnisvollen Schachzüge gegen den Papst und das Papsttum begann. Über dessen Odeonsvorträge im Jahre 1861 schrieb er an Montalembert: „Wie sehr auch Döllinger von der Wahrheit seiner Ansichten durchdrungen sein mag, gewiß war der Augenblick der bittersten Prüfung für den Heiligen Vater und die Kirche nicht der geeignete, denselben Ausdruck zu geben; auch in seiner Eigenschaft als Priester mußte er mehr Rücksicht auf die Stimme des Episkopates nehmen, dessen Feinden er nunmehr Waffen geschmiedet hat." Über „Kirche und Kirchen" notiert er in seinem Tagebuch: „Döllinger gegen das Papsttum — eine unbegreifliche Verirrung, wenn nicht zu dem Zwecke, um auch von den Protestanten endlich als ein Stern erster Größe anerkannt zu werden." Nicht weniger mißbilligte er die „hämischen Artikel der Allgem. Zeitung", in welchen Döllinger und seine Genossen von 1869 das Vatikanische Konzil bekämpften, und lehnte „ohne Bedenken" die Einladung ab, im Februar 1870 die Kölner Zustimmungsadresse an Döllinger zu unterzeichnen. Gleich andern hervorragenden Katholiken Deutschlands war er indes in der theologischen Lehre über Primat und Infallibilität nicht sehr bewandert, sah die Formulierung mancher Punkte, wie sie das Konzil später feststellte, für inopportune Wünsche der „Civiltà" und der „Partei Veuillot" an, auf die er längst gleich Montalembert nicht gut zu sprechen war und von der er meinte, sie schiene „förmlich darauf auszugehen, uns, in konfessionell gemischten Staaten wenigstens, das Leben zu erschweren."

Während Janssen bis zur Schwermut niedergedrückt war, weil er einen massenhaften Abfall von der Kirche befürchtete, hatte er noch frohen Mut genug, um „ihn etwas beruhigter in die Zukunft blicken zu machen". Nachdem das Konzil gesprochen, war für ihn die Opportunitätsfrage wie die dogmatische Frage gelöst. Als Knoodt es wagte, ihm in einem Briefe Pius IX. als Häretiker und Vernichter der Kirche darzustellen, ward ihm „heimgeleuchtet". „Der ganze Verlauf der Döllingerei", schrieb er im

Juli 1871 an seinen protestantischen Freund Dr. Crull in Wismar, „bringt mich dem Gedanken immer näher, daß ich mich im Irrtum befand, als ich den betreffenden Konzilsausspruch für inopportun hielt. Es will mir scheinen, als ob ein gewisser Krankheitsstoff notwendig hätte ausgeschieden werden müssen." Am 4. Januar 1872 äußerte er demselben Freunde die Ansicht: „daß die sogen. altkatholische Bewegung eine für die katholische Kirche heilsame Krisis darstellt. Warum ich dies thue, ergiebt im wesentlichen der nachfolgende Spruch des Thomas von Kempis (I, 7): Non confidas in tua *scientia* vel *astutia* cuiuscumque viventis, sed magis in Dei gratia, qui adiuvat *humiles* et de se praesumentes humiliat. Der Hochmut der deutschen ‚Träger der Wissenschaft' konnte auf die Dauer mit der kirchlichen Lehrautorität nicht zusammengehen, und der Schwanz, welcher sich den protestierenden Professoren anhängt, zeigt zur Genüge, wie notwendig der Ausscheidungsprozeß war. Teilweise sind es die allerschlechtesten Subjekte, teilweise Leute, die froh sind, einen Prätext gefunden zu haben, auf welchen hin sie auch ferner nicht mehr den Gottesdienst besuchen, teilweise endlich politische Spekulanten, wie z. B. Herr Lutz und noch höher hinauf. Die wahrhaft respektablen Protestkatholiken haben leider die Grenzlinie nicht beachtet, an welcher die Umkehr geboten war, und entbehren des nötigen Mutes echter Demut, um öffentlich ihren Irrtum zu bekennen."

Jetzt, wo die Umtriebe und Hetzereien der Anti-Infallibilisten, der Moabiter Klostersturm und andere Zeichen die Lage der deutschen Katholiken als sehr ernst und gefährdet erscheinen ließen, hielt es Reichensperger für seine Pflicht, wieder auf den parlamentarischen Kampfplatz zu treten, und ließ sich im Herbst 1870 in den Landtag wählen. In den Vorbesprechungen bekämpfte er aufs entschiedenste den Rat der katholischen „Piepmeyer", welche meinten, die Katholiken sollten sich auf die verschiedenen Fraktionen verteilen, befürwortete vielmehr mit den Genossen der früheren Zeit die Gründung einer eigenen Fraktion, die denn auch am 3. November glücklich zu stande kam und „Zentrum" genannt wurde.

Im Landtag entfaltete er alsbald wieder die alte Rührigkeit, unterstützte den Minister v. Mühler gegen die liberalen Kulturkämpfer, brachte mit gutem Erfolge den menschenfreundlichen Antrag ein, daß die Regierung bei den Eisenbahnen auf Heizung aller vier Wagenklassen im Winter dringen solle, arbeitete mit an dem Adreßentwurf an den neuen Kaiser, beantragte die Erweiterung der Akademie in Münster zu einer Universität. Daneben

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

leitete er mit an einem Wahlaufruf des Zentrums für den neuen Reichs- und nahm teil an den Vorbereitungen, die zur Wahl getroffen wurden.

Im Reichstag erhielt er (23. März 1871) bei der Wahl zum zweiten zepräsidenten 65 Stimmen, während der liberale Kandidat mit nur ei Stimmen siegte. Er vertrat das Zentrum gleich bei der Verteidigung es Adreßentwurfs und unterstützte dann den Antrag seines Bruders, Grundrechte der preußischen Verfassung in die Reichsverfassung aufehmen. Das fanatische Anstürmen der Liberalen gegen die katholische rche gab ihm dabei Gelegenheit, auch ein Wort über die angeblichen fahren der „Infallibilität" zu sagen:

„Gegenüber dem großen Gewicht, das jetzt auf die Erklärung der fallibilität des Papstes gelegt wird, will ich nur daran erinnern, daß on immer, wenn früher vom Papste die Rede war, uns entgegengehalten rde: der unfehlbare Papst. Schon damals also haben Sie ihn zum fehlbaren gestempelt, und nun, wo er es geworden ist, wollen Sie es ht gelten lassen. (Heiterkeit.) Sie kennen die Stellung des Papstes t alle nur aus Zeitungen und einzelnen Broschüren. Sie würden sonst annt haben, daß durch die Infallibilität in seiner Stellung gegenüber dern Staaten und Konfessionen nichts geändert ist. Es ist von jeher chliche Lehre gewesen, daß der Papst die höchste Autorität in allen agen kirchlicher Lehre sei. Also die äußerliche Wirkung seiner Ausüche war ganz dieselbe; alle Katholiken mußten ihm Folge leisten, oder traten eben aus der Kirche wie die Jansenisten."

In einem herrlichen Aufsatz La situation religieuse en Allegne et la fraction du centre au parlement allemand, der 1871 der Revue Générale zu Brüssel (II, 209—221) erschien, zeichnete er damalige Lage der Zentrumspartei und warnte Kaiser Wilhelm I. d dessen Kanzler mit staatsmännisch-prophetischem Seherblick vor dem eits geplanten Kulturkampf.

„Die Hoffnung, daß die dunkeln Wolken, welche seit den letzten onaten sich über Deutschland gesammelt haben, ohne vorherigen Gewitterrm wieder verschwinden werden, gründet sich auf die staatsmännische nsicht, die persönlichen Erfahrungen und das Herz des Kaisers Wilhelm. läßt sich kaum denken, daß der lorbeergekrönte Monarch, nachdem er t Hilfe der Tapferkeit und der treuen Hingebung des deutschen Volkes seiner Gesamtheit den Frieden nach außen hin erkämpft hat, in eine rfolgung von Millionen Deutschen um ihres Glaubens wegen einwilligen

und den inneren Frieden preisgeben werde, einen Frieden, welcher hauptsächlich das Werk seines seligen Bruders ist, dessen Andenken um deswillen die ihrem Glauben treu gebliebenen Katholiken segnen. Sobald nur erst einmal die vereinte Stimme dieser Katholiken zum Thron vordringt, wird die Erhörung derselben schwerlich lange auf sich warten lassen. Aber auch der dem Throne am nächsten stehende, durch ein Glück fast ohnegleichen so hoch gehobene Staatsmann, dessen Namen, schwerlich mit seiner Einwilligung, die Feinde der Kirche auf ihrer Fahne führen, wird, wenn die begonnenen Wirren immer größere Dimensionen annehmen, sich nicht wohl der Einsicht verschließen können, daß es weit schwerer ist, mit moralischen als mit physischen Faktoren zu rechnen, und daß die Polizeimaschinerie gegen erstere nicht ausreicht. Er wird in ernste Erwägung ziehen, ob es ritterlich ist, mit den enormen in seinen Händen liegenden materiellen Mitteln des Staates einen Kampf gegen solche zu führen, welche ihm nichts anderes entgegensetzen können und wollen als die passive Kraft und eine Energie, wie sie die Überzeugung gewährt, daß es die Wahrung der höchsten idealen Güter der Menschheit gilt. Vielleicht aber werden alle diese Hoffnungen sich als ebensoviele Täuschungen erweisen; vielleicht beginnt auch in unserem deutschen Vaterlande jener unheilvolle Kampf, der bereits die besten Kräfte anderer Länder aufzehrt, indem er die gefährlichsten Leidenschaften entfesselt. Die Katholiken Deutschlands haben sich alsdann auf eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten gefaßt zu halten, schwere Prüfungen ihres Glaubensmutes zu bestehen; Opfer aller Art werden sie für ihren Glauben bringen müssen, eingedenk der Lehren des Evangeliums, nicht bloß dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, sondern auch Gott, was Gottes ist. Wie es indes auch immer kommen, welche Wechselfälle der Kampf auch mit sich führen möge, die Kirche Gottes, welcher das Dulden den höchsten Glanz verlieh, wird in dem Kampfe mit dem Unglauben wie mit der falschen, in ihrem Übermut das Eritis sicut dii der Welt neu verkündenden Wissenschaft nicht unterliegen: Magna est veritas et praevalebit — groß ist die Wahrheit und sie wird siegen!"

Der eiserne Kanzler achtete der so würdigen Mahnung nicht, der selbst ein Görres keine gewaltigere Fassung hätte geben können. Berauscht vom Erfolge, im stolzen Selbstgefühl der materiellen Übermacht blind für die Kraft der sittlichen Faktoren, stürzte er sich in den unklugen, unritterlichen und erfolglosen Kampf. Über die Katholiken brachen all die Prüfungen

herein, welche Reichensperger vorausgeschaut; sie haben aber auch den Glaubensmut und Opfermut bewährt, den er von ihnen erwartete. Mit heldenmütiger Standhaftigkeit hat vorab der bereits bejahrte Reichensperger stets in vorderster Linie, mit Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit, den jahrelangen, ermüdenden Kampf selber mitgestritten.

Um seine Verdienste zu beleuchten, müßte man beinahe die ganze Geschichte aller Landtage und Reichstage von 1871 bis 1884 ausführlicher behandeln. Denn er hat beinahe in alle wichtigeren Debatten eingegriffen. In meisterhafter Rede trat er (19. Juni 1872) für die Jesuiten ein: mit Recht hat Pastor sie als „monumental" der Biographie einverleibt. Bedeutsam sind seine Reden „Über den Austritt aus der Kirche" (21. Jan. 1873), „Über die Änderung der Artikel 15 und 18 der Verfassung" (31. Jan. 1873), gegen die „Kirchenknebelungsgesetze" (10., 11., 14., 18., 20. März und 1. Mai 1873), „Über die Sonntagsruhe" (2. April 1873), „Über die römische Frage" (9. Juni 1873), „Gegen den Impfzwang" (18. Febr. 1874), „Über das Reichspreßgesetz" (16. März 1874), „Über das Militärgesetz" (15. April 1874), „Über die Kirchenpolitik der Regierung" (21. Nov. 1874).

Gegen die letztere Rede erhob sich Fürst Bismarck selbst mit der Anklage, die Zentrumspartei stünde auf demselben Standpunkt wie die Sozialdemokraten. In zündenden Worten wies Reichensperger diesen Vorwurf zurück und schloß: „Hüten Sie sich, meine Herren, vor dem Prinzip, welches der Herr Reichskanzler eben proklamiert hat, vor dem Prinzip der absoluten Staatsomnipotenz! Die absolute Staatsomnipotenz ist Byzantinismus; statuieren Sie dieselbe, so werden Sie weiter nichts thun, als dem Reiche das Ende von Byzanz bescheren." Bismarck schwieg. Als man Reichensperger gratulierte, daß er den Gegner demontiert habe, erwiderte er: „Dank der Güte der Sache, für welche ich eintrat."

Wiederholt wurden Versuche gemacht, ihn und seinen Bruder vom Zentrum abwendig zu machen und so die Einheit der Fraktion zu sprengen. Einmal umschmeichelte ihn der Reichskanzler selbst in dieser Absicht und lud seinen ganzen Groll auf Windthorst ab; aber Reichensperger nahm diesen entschieden in Schutz und ließ sich nicht von ihm abbringen. Ein andermal suchte ihn der württembergische Minister v. Varnbüler für eine andere Politik zu gewinnen, aber nur mit dem Erfolg, daß Reichensperger ihm das ganze Sündenregister des Kulturkampfes noch schärfer vorhielt als in seinen öffentlichen Reden. Mit rührender Treue nahm

Opfer der Kulturkampfes an. Seinen Erzbischof Melchers besuchte er noch am Vorabend seiner Verhaftung, später im Gefängnis und wieder nach dessen Entlassung aus der Haft. Auch den Bekenner-Bischof Eberhard suchte er persönlich im Gefängnis zu Trier auf. Er litt die Trauer, Not und Bedrängnis des katholischen Volkes und seiner Hirten im tiefsten Herzensgrunde mit, und es war keine bloße Rhetorik, wenn er (15. April 1874) eine einschneidende Charakteristik des ganzen Kampfes mit den Worten beschloß: „Meine Herren, was hier so vielfach ein ‚Kulturkampf' genannt worden ist, das nennen Millionen der treuesten, loyalsten deutschen Staatsbürger einfach ‚Verfolgung', und das ist es auch."

Wie Reichensperger in diesen schlimmsten Tagen der Verfolgung unbesieglich treu zu seiner Kirche, zu Recht, Freiheit und Wahrheit stand, so gewährte ihm das hohe Ansehen, das er durch Alter, Fachkenntnis, Charakter und parlamentarische Gewandtheit besaß, beim Nachlassen des Kampfes und bei der allmählichen „Durchlöcherung" der Maigesetze vielfache Gelegenheit, die Sache des Zentrums weiter zu fördern. Bismarck selbst hatte sich ihm persönlich immer wohlwollend erwiesen; er seinerseits hegte die Überzeugung, daß der Fürst „nicht aus Kirchenfeindschaft oder gar Christushaß", sondern lediglich aus politischen Gründen „den Kulturkampf inszenierte, wie er denn überhaupt von den Freimaurerhäuptlingen à la Gambetta, Crispi, Tisza ꝛc. streng zu unterscheiden" sei. Er bedauerte später den Rücktritt desselben, weil er von ihm noch weitere Maßregeln zur völligen Beilegung des Kulturkampfes erhoffte und ihm allein den Mut zutraute, auch die Jesuiten zurückzurufen, „wenn auch nur um Herrn Stöcker und Genossen zu ärgern".

Von seiten der Regierung hat Reichensperger zeitlebens wenig Liebes erfahren. Im Jahre 1860 verlieh ihm der Prinzregent den Roten Adlerorden vierter Klasse; dreißig Jahre später erhielt er den Roten Adlerorden dritter Klasse mit Schleife. Während aber die erbittertsten einstigen Gegner der Regierung, wie Sybel und Gneist, zu den höchsten Ehrenstellen befördert wurden, ward ihm, der auf Kosten der eigenen Popularität im Verfassungskonflikt die Regierung unterstützt hatte, als er 1875 nach 45jährigem treuen Dienste um Pensionierung einkam, gegen alles Herkommen nicht die geringste Auszeichnung zu teil. Er fühlte es tief. „Man entließ mich, als ob ich silberne Löffel gestohlen hätte." Er ertrug die schmerzliche Zurücksetzung jedoch ohne jede Verbitterung und bewahrte dem preußischen Herrscherhause die treueste Loyalität.

Eine noch unzweifelhaft viel schmerzlichere Prüfung traf ihn, als sich Jahre 1880, nach der unermüdlichen Arbeit von mehr als 40 Jahren, Traum seiner Jugend, das erhabenste Ziel seines Wirkens verwirklicht te, der Kölner Dom vollendet stand, die Turmhalle auf ihre feierliche nweihung harrte, Dom und Stadt, die Diözese und mit ihr die Katho- n Deutschlands noch in Trauer waren. Denn „in ihren Augen war d ist der Dom vor allem ein Gotteshaus; der Stuhl seines obersten rten stand in demselben leer; der nicht bloß von seinen Diözesanen, stlichen und weltlichen, hochverehrte Oberhirt trauerte jenseits der terländischen Grenzen im Hinblick auf die stetig zunehmende Zerrüttung er kirchlichen Einrichtungen innerhalb seines Sprengels und weiterhin". rgeblich bot er bei dem Oberpräsidenten v. Bardeleben, bei Minister Puttkamer wie in der Presse alles auf, um den Trauerflor zu be- tigen, der über den Dom gebreitet war. Das Fest ward auf den . Oktober festgestellt. Den Katholiken blieb nichts übrig, als eine irdige Zurückhaltung zu beobachten. Reichensperger blieb dem Feste lig fern, sein Haus trauerte ohne Schmuck und Flagge.

„Der Domvollendungs-Spektakel", schrieb er am 25. Oktober, „ist n vorüber. Solche Säkularbauten müssen gar manches über sich ergehen sen, was ihrem Wesen und ihrer Bestimmung zuwiderläuft; sie über- uern es aber und bleiben *unser*, falls wir durch Glaubenstreue es :dienen. . . .

„Der Rausch geht vorüber, der Dom bleibt.

„Es legt die Vollendung des Domes Zeugnis dafür ab, daß verstandes- ißiges Erkennen und exaktes Wissen, worauf die heutige Welt so be- dern Wert legt, worauf sie stolz zu sein allerdings Ursache hat, keines- gs das Streben nach dem Idealen ausschließt, daß, wenn einerseits der rom des atheistischen Materialismus immer mehr aufschwillt, anderseits ch der Glaube an das Höhere, Überirdische und der Drang zu dem- ben hin an Stärke gewinnt, daß mit einem Worte unser Zeitalter zu- ich als das Zeitalter der Revolution und das der Restauration bezeichnet rden kann."

So tröstete er sich mit dem großen Erfolg der Sache, der er sein ben geweiht, über die schmerzlichen Opfer, die er dabei zu bringen hatte.

Dieselbe mannhafte Selbstlosigkeit legte er auch in seinem parlamen- tischen Leben an den Tag. Über zwanzig Jahre hatte er mit seinem ruder an der Spitze der deutschen Katholiken gestanden, die katholische

und die spätere Zentrumsfraktion begründet und taktisch herangeschult, als in dem neuen Reichstag 1871 der hannoversche Exminister Windthorst, der bisher dem politischen und dem Vereinsleben der deutschen Katholiken völlig fern gestanden, die Leitung des Zentrums übernahm und die zwei Brüder aus ihrer bisher führenden Stellung zurückdrängte. August Reichensperger wußte indes seine außerordentliche Befähigung zum Führer im parlamentarischen Kampf ganz und voll zu würdigen und auch rückhaltslos anzuerkennen.

„Windthorst", so sagt er, „muß als ein parlamentarisches Wunder betrachtet werden. Er war weder ein Orator, noch ein Gelehrter, sondern ein eminenter Debater, wie es die Engländer nennen: schlagfertig, kaltblütig und überaus klug. Er allein war einem Bismarck gewachsen: er beherrschte stets die Situation, er hatte das feinste Gefühlsorgan für alle politischen Dinge und verstand mit wunderbarer Kunst zu manövrieren. Bewunderungswürdig war, wie er sich in jeden, auch den ihm am fernsten liegenden Gegenstand hineinzuarbeiten verstand: er konnte, wenn man ihm mit wenig Worten eine Sache dargelegt hatte, sofort eine ausgezeichnete Rede darüber halten. Unvergleichlich war seine kaltblütige Ruhe: in dem größten Tumult ging er ganz ruhig zur Tribüne — mir wäre das unmöglich gewesen — und beschwor den Sturm."

Daß Windthorst nicht immer in allen Einzelfragen die Ansicht der übrigen Zentrumsführer teilte, das ist begreiflich und beeinträchtigt weder sein Verdienst noch das der andern. Schon aus diesem Grunde ist es auch erklärlich, daß Reichensperger die parlamentarische Begabung Windthorsts höher anschlagen mochte als seine staatsmännischen Talente. Ebensowenig zu verwundern ist es, wenn der tapfere Retter im Sturm, getragen von der begeisterten Bewunderung des Volkes, auf seine Kollegen nicht immer jene Rücksicht nahm, welche sie von ihm erwarten zu dürfen vermeinten. Äußerungen, die Pastor aufgezeichnet, deuten darauf hin, daß dies der Fall war.

Bei solchen Charakterverschiedenheiten und oft genug auch entsprechenden Meinungsverschiedenheiten erheischte es von seiten der Brüder Reichensperger keinen geringen Grad von Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit, sich der Führung Windthorsts unterzuordnen, und im Reichstag wie bei den Fraktionsberatungen, im Vereinsleben und in der Presse vor seiner wachsenden Popularität in die zweite Linie, oft genug auch in den Hintergrund bescheiden zurückzutreten. Diesem selbstlosen Opfer hat das Zentrum einen

großen Teil seiner Erfolge zu verdanken, und Windthorst selbst hat nicht ermangelt, das hohe Verdienst seiner Mitstreiter auch in der Öffentlichkeit gebührend hervorzuheben.

10.

Eine lebensgefährliche Krankheit brachte Reichensperger im April 1885 zu Berlin an den Rand des Grabes. Trotz seiner 77 Jahre bestand er sie glücklich und fühlte sich nach einem Aufenthalt in der Schweiz im Herbst wieder völlig hergestellt. Er entschloß sich aber jetzt doch, dem aufreibenden parlamentarischen Leben zu entsagen. Die zehn Jahre, die ihm noch vergönnt waren, widmete er teils seiner Familie, teils dem persönlichen und schriftlichen Verkehr mit Freunden, teils litterarischen und Kunststudien.

Während die übrigen großen Zentrumsführer, sein Bruder Peter, Windthorst, Franckenstein, Mallinckrodt und Schorlemer, sich ausschließlich auf das Gebiet der Politik beschränkten, pflegte er sein ganzes Leben lang nicht nur die Kunst, sondern auch die Litteratur. Bis zu seinem Tode wurde er nicht müde, zu lernen und zu lehren, und zwar nicht zu bloßer Unterhaltung und Beschäftigung, zu eigener Anregung und Bildung, sondern um auch in der Litteratur wie in der Kunst, gegenüber der modernen, neu-heidnischen Verflachung, wieder die christlichen Ideen und Ideale zur Geltung zu bringen. Auch hier sollte Ordnung geschafft, auch hier eine Wandlung zum Bessern erzielt werden. Er verfolgte darum alle geistigen Bewegungen mit lebhaftestem Interesse und that alles, um die großen Impulse, welche Görres und seine Freunde gegeben hatten, der heranwachsenden Generation zu vermitteln.

Sein größtes und bleibendstes Verdienst in dieser Richtung ist unzweifelhaft die bereits erwähnte Gründung und fortgesetzte Förderung des Borromäusvereins. Einer Menge trefflicher Werke, wie Kreusers „Christlicher Kirchenbau", Bocks „Geschichte der liturgischen Gewänder", Stolz' „Legende", Lindemanns „Bibliothek der deutschen Klassiker", den Weltgeschichten von Kiesel und Bumüller, Herders „Konversationslexikon" und vielen andern wurde durch diesen Verein der Weg geebnet. Dabei hatte es aber nicht sein Bewenden. Wie Reichensperger sich selbst unermüdlich weiter zu bilden suchte, so benutzte er jede sich darbietende Gelegenheit, auch andere zu litterarischem Schaffen zu ermuntern. Durch eine anonyme Zuschrift regte er Görres zu seiner „Wallfahrt nach Trier" an, durch mündlichen Zuspruch veranlaßte er Janssen, seine verstreuten früheren Aufsätze zu den

bedeutsamen „Zeit- und Lebensbildern" zu vereinigen. Mehr als 30 Jahre lang ermunterte, unterstützte und förderte er seinen Freund A. v. Thimus bei seinem großartig angelegten Werke „Die harmonikale Symbolik des Altertums". Als Cotta Schwierigkeiten machte, den zweiten Band der meisterhaften Übersetzung zu drucken, welche Joseph v. Eichendorff von den schönsten Autos Calderons verfaßt hatte, setzte Reichensperger den Vormäusverein in Bewegung, um den Druck zu sichern. Ähnlich rettete er Eichendorffs herrliche Schrift über die poetische Litteratur Deutschlands, an deren Drucklegung der Verfasser selbst bereits verzweifelt hatte. Mit dem lebhaftesten Interesse folgte er der litterarischen Thätigkeit des ihm befreundeten Dr. Fastenrath und nahm noch im hohen Greisenalter dessen Hilfe in Anspruch, um sich in der Kenntnis der spanischen Sprache zu vervollkommnen und ältere wie neuere Meisterwerke spanischer Dichter im Urtext zu genießen.

Längere Bekanntschaft und Übung erleichterten es ihm, sich mit den Erzeugnissen französischer und englischer Litteratur vertraut zu machen. Auf dem Gebiete der letzteren besaß er eine mehr als gewöhnliche Belesenheit. In jüngeren Jahren war Byron sein Liebling, später ward das Shakespeare. Aus eingehendem Studium des letzteren erwuchs die Schrift „William Shakespeare, insbesondere sein Verhältnis zum Mittelalter und zur Gegenwart", die er 1871 unter den „Zeitgemäßen Broschüren" erscheinen ließ. Den Kern dieser Schrift bildet die aus Shakespeares Werken selbst gewonnene Überzeugung, daß seine Dichtung nicht das Schauspiel eines Sonnenaufgangs, sondern dasjenige des herrlichsten Sonnenuntergangs darstellt, d. h. nicht als erster Vorläufer und Herold der modernen Aufklärung und des modernen Fortschritts, sondern als der glänzendste Höhepunkt und Schlußpunkt mittelalterlicher Entwicklung zu betrachten ist. Der englische Shakespeareforscher Edw. Dowden sprach ihm seine vollste Zustimmung aus, und wenn gewisse „gelehrte Kreise" in Deutschland seine Arbeit ignorierten, so dürfte der Hauptgrund darin zu suchen sein, daß seine Ausführungen sich im wesentlichen kaum widerlegen lassen; man hielt es darum für klüger, zu thun, als ob Bernays die Anschauungen Rios nach allen Seiten zurückgewiesen und für immer begraben hätte. In katholischen Kreisen hat das Schriftchen aber mächtig weitergewirkt und einer richtigeren Auffassung des großen englischen Dramatikers Bahn gebrochen. Kardinal Wiseman und der irische Dichter und Konvertit Aubry de Vere faßten Shakespeare ebenso auf, und die Kontroverse selbst deutet darauf

hin, daß der geniale Dichter nicht als ein Vorkämpfer des Protestantismus betrachtet werden kann, sondern eher als ein Vermittler, der die getrennten Konfessionen, Mittelalter und Neuzeit, einander näher rückt.

Mit wahrem Jubel begrüßte Reichensperger Janssens Geschichte des deutschen Volkes, welche in ihrem ersten Band sein eigentliches Lieblingsgebiet, die deutsche Kunst des Mittelalters, ganz in seinem Sinne berührte und den Vorabend der Glaubenstrennung von einer Seite beleuchtete, an welche man bis dahin gar nicht gewöhnt war. In mündlichem wie schriftlichem Verkehr hat er das große Werk seines Freundes nach besten Kräften zu fördern gesucht und auf die Kunstauffassung Janssens selbst bestimmenden Einfluß gewonnen.

Auch der litterarischen Thätigkeit der verbannten deutschen Jesuiten hat Reichensperger eine wohlwollende Aufmerksamkeit geschenkt, dieselben ermuntert und unterstützt, sie in Blijenbeck und Exaeten aufgesucht. An letzterem Orte weilte er einmal zu ihrer großen Freude drei Tage in ihrer Mitte und unterhielt sich mit den einzelnen wie ein gemütlicher alter Hausfreund.

Mit seinem Eifer für deutsche Kunst und deutsche Bildung verband er überhaupt einen weltweiten Blick für alle idealen, besonders katholischen Interessen. Durch einen wahrhaft internationalen Briefwechsel wirkte er weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Wie mit dem Grafen Montalembert stand er mit vielen andern hervorragenden Franzosen, besonders Kunstforschern und Gelehrten, im Verkehr, mit de Caumont, Didron, Vernier, Lassus, Viollet-le-Duc, Rio; ebenso mit den Engländern Gilbert Scott, den zwei Pugins, Parker, Beresford-Hope, Sutton, mit bedeutenden Männern in Belgien und Holland, mit dem Staatsminister Eyschen in Luxemburg, den italienischen Kunstforschern Mella und Gallucci. Die Zahl der deutschen Korrespondenten aber ist Legion.

Die Architekten Ungewitter, Friedrich v. Schmidt, v. Statz ehrten ihn als ihren Bannerträger und treuen Bundesgenossen; August v. Essenwein und viele andere dankten ihm reiche Anregung und Förderung. Von den vielen Malern, zu denen er in Beziehung stand, gehörten Peter v. Cornelius und Eduard v. Steinle zu seinen vertrautesten Freunden. Den Medailleur Radnitzki in Wien gewann er für Rehabilitierung des selbständigen Kunsthandwerks. Stadtpfarrer Münzenberger in Frankfurt wurde der eifrigste Apostel seiner Ideen in Bezug auf die mittelalterlichen Altäre, Altar- und Kirchenschmuck. Die Kardinalerzbischöfe von Köln und zahlreiche andere Bischöfe konsultierten ihn in Kunstfragen wie in kirchen-

politischen Angelegenheiten; dem etwas stürmischen Gesellenvater Kolping war er ein beruhigender, praktischer Mentor. Die Namen von Staatsmännern, Parlamentariern, Schriftstellern, besonders Kunstschriftstellern, aber auch Dichtern und Prosaikern, mit welchen er in Verbindung stand, füllen ganze Seiten in Pastors Biographie. Zum näheren Freundeskreise gehören auch mehrere Protestanten, wie der Maler Karl Andreae, der preußische Minister von Bethmann-Hollweg, der Hamburger Kunstfreund Arnold Otto Meyer, der Wismarer Kunstforscher Dr. med. Crull, der Berliner Philosophie-Professor Paulsen, der Parlamentarier Freiherr von Langwerth-Simmern und dessen Schwager Friedrich v. Klinggräff.

Schmerzlich mußte es ihm sein, so viele dieser Freunde und Bekannten, oft in weit jüngeren Jahren, scheiden zu sehen. Die großen Zentrumsführer gingen ihm alle voraus: erst Mallinckrodt, dann Franckenstein, Windthorst, sein Bruder Peter und sogar der viel jüngere Schorlemer-Alst; ebenso die lieben Frankfurter Freunde Steinle, Münzenberger, Janssen. Auch seinen Familienkreis lichteten einige Todesfälle. Doch brachten die letzten Jahre auch noch manchen Freudentag. In seltener Rüstigkeit führte er noch das Ehrenpräsidium bei dem großen Katholikentage zu Trier (1887), zu Koblenz (1890), zu Köln (1894), machte (1891) die Wallfahrt zum heiligen Rock nach Trier mit und wohnte (1892) dem Feste des fünfzigjährigen Bestandes des Kölner Dombauvereins bei. Die Städte Oppenheim, Koblenz und Köln ernannten ihn feierlich zu ihrem Ehrenbürger. Das freundlichste Fest aber war die Feier seiner goldenen Hochzeit am 3. Mai 1892. In der St. Gereonskirche nahm Erzbischof Krementz selbst die Wiedertrauung vor; Papst Leo XIII. sandte als Ehrengabe das Großkreuz des Gregoriusordens; die Zentrumspartei hielt am folgenden Sonntag eine öffentliche Nachfeier, in welcher der Dank der deutschen Katholiken zu würdigem Ausdruck kam. Der treuen Gattin hatte es Reichensperger in nicht geringem Grade zu danken, daß er, stets heiter und frohen Muts, kleinlichen Sorgen überhoben und durch das ungetrübteste Familienleben beglückt, eine so lange unausgesetzte, vielseitige Thätigkeit entwickeln konnte, wie sie wenigen beschieden ist. Ein frommer, echt christlicher Tod krönte am 14. Juli 1895 das Leben des wahrhaft großen Mannes, das, selbstlos und anspruchslos den höchsten Zielen geweiht, noch künftigen Generationen zum Segen gereichen wird.

Die Ideale, für welche er gelebt, haben in dem Dome von Köln eine großartige, monumentale Verkörperung gefunden. Diese Ideale sterben

ɔt, ſie altern nicht. Auch heute gilt darum noch der Feſtgruß, welchen : dem hochverdienten Vorkämpfer der katholiſchen Sache bei ſeiner denen Hochzeit gewidmet haben:

Als Zeuge noch von jenen Lenzestagen,
Die Clemens Auguſt duldend uns errang,
Zum Ritter ſchon in jener Zeit geſchlagen,
Durch Görres' Freundſchaft, eignen Herzensdrang,
Bewährt im Weltorkan, der alle Reiche
Erſchütternd riß in wildem Taumel fort,
Stehſt du vor uns, noch immerdar der gleiche,
Des Rechtes und der Freiheit treuer Hort.

Wie iſt ſeitdem die Welt ſo alt geworden,
Matt, kalt, verzweifelt, in enttäuſchtem Spiel, —
Herzlos im Bau'n, Zerſtören, Schaffen, Morden, —
Von Gott getrennt, drum ohne ſichres Ziel! —
Die Jugend ſelbſt ſiecht ohne Hoffnungsblüte
Altklug, frühwelk in wirrem Traum dahin. —
Doch du hegſt noch im freudigen Gemüte
Dein Jugendziel mit ungebeugtem Sinn!

Hoch ragen heut des Kölner Domes Thürme;
Auch ihm hat dich ein Herzensbund vermählt
Ein halb Jahrhundert, und durch manche Stürme
Ward deine Jugendliebe feſt geſtählt.
Der hehre Bau wird noch der Nachwelt ſagen,
Was du geglaubt, gehofft, mutvoll erſtrebt,
Was du gekämpft und duldend haſt getragen,
Was deinem Geiſt hat leuchtend vorgeſchwebt:

Ein chriſtlich Deutſchland, nach des Kreuzes Plane
Gegründet und gegliedert wie der Dom,
Zum Himmel ſtrebend, nicht in ſtolzem Wahne,
Getragen von des Glaubens mächt'gem Strom,
Gefeſtigt bis zur Spitze nach den Normen
Der ew'gen Schönheit und Gerechtigkeit,
Verklärt, geheiligt durch die Lebensformen,
Die Chriſtus ſelbſt für immerdar geweiht.

Ein freies Deutſchland, durch der Liebe Bande
Geeint in allen Gliedern bis zum Thron,
Licht, Luft und Leben ſpendend jedem Stande,
Frei von des Mammons feilem Sklavenlohn,
Dem Schwachen ſich in Huld und Güte neigend,
Den Starken zügelnd ohne Haß und Zorn,
Des Forſchers Geiſt die höchſten Bahnen zeigend,
Des Künſtlers Aug der Schönheit ew'gen Born.

Ein deutsches Deutschland, frei von welschen Moden,
Von fremden Göttern, Zöpfen und Geschwatz,
Zufrieden mit dem eignen Grund und Boden,
Des eignen Volkes unerschöpftem Schatz,
Begeistert für der Vorzeit hehres Walten,
Für Frauenwürde, Rittertreu und Mut,
Der alten Kunst erhabene Gestalten,
Des alten Sanges helle, volle Glut.

Ein fröhlich Deutschland! Ja, das Mittelalter,
Es war so jugendfrisch, so herzensgut.
Auf Blumen wiegt sich wie der schönste Falter
Sein Freudensang, sein kräft'ger Lebensmut.
Wie in des Domes Hallen, hat im Leben
Dem Kreuz sich zugesellt der Rose Pracht,
Und ew'ger Freude Jubelklänge schweben
Versöhnend in der Erde Kampf und Nacht.

Das hast du uns so oft, so schön verkündet —
Und nicht umsonst. Dein Wort ist nicht verhallt.
Aus allen Gauen Deutschlands treu verbündet
Ein Herzensglückwunsch freudig zu dir schallt:
Gott segne dich und lasse lange, lange
Dich uns noch Führer, Bannerträger sein!
Nicht ist uns vor der dunkeln Zukunft bange:
Auch sterbend kämpfst du noch in unsern Reih'n!

A. Baumgartner S. J.

Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus.

(Schluß.)

II.

4. Es ist in letzter Zeit von einer Ergänzung des Marxismus durch den Kantianismus die Rede gewesen. „Sozialisierende Kantianer" (wie Cohen, Stammler, Natorp, Staudinger, Vorländer u. a.) suchen den Zusammenhang des geläuterten Sozialismus mit Kants Lehre und Weltanschauung herzustellen oder nachzuweisen, während aus dem Kreise der jüngeren Marxisten (Jaurès, Schmidt, Bernstein, Woltmann) der Ruf:

Zurück zu Kant!" erschallt [1]. Allerdings bedeuten die Forderungen, welche V. der Führer unter den heutigen Neukantianern, Hermann Cohen Marburg [2], an den Sozialismus stellt, die Preisgabe des marxistischen ystems [3] in wesentlichen Stücken: Der Materialismus soll als Fun- ment radikal aufgegeben, die Gottesidee als Krönung des sozialistischen bäudes anerkannt werden. Doch ist bei Cohen die Gottesidee lediglich r Glaube an die Macht des Guten, die Hoffnung auf die Verwirklichung r gerechten Sache. Recht und Staat sollen ferner als Ideen Achtung d Ehrfurcht finden, endlich mit der Idee der Menschheit (menschlichen sellschaft) die Idee des Volkes (der Nationalität) sich verbinden.

Franz Staudinger [4] sodann vermag seinerseits an Prinzip und ethode der Marxschen Forschung keinen „prinzipiellen Fehler, sondern r einen Mangel zu entdecken, der zu ergänzen ist". Marx vernach- sigt die Frage des Verhältnisses der Ökonomie zur Ethik, sucht nur ch den thatsächlich in der heutigen Volkswirtschaft herrschenden Gesetzen, ne sich auf die Begründung ihres Rechts oder Unrechts einzulassen. is genügt aber nicht.

„Solange der Marxismus das soziale Werden nach dem kausalen Ge- tspunkte wissenschaftlich verfolgt, ist er leistungsfähig und kann etwaige Irr- ier stets wieder nach wissenschaftlich-einheitlicher Methode korrigieren. Sobald sich aber bewußte und planmäßige Umgestaltung des Gegebenen zum le macht, kann er den Maßstab hierzu nicht in jenem kausalen Werden ent- en. . . . Sobald der Marxismus dessen inne wird, kommt er in konse- nter Verfolgung seines eigenen Prinzips zu Kant", dessen Forschungen die sicht in das Gesetz der Zweckbildung zugeschrieben wird. Anderseits bleiben e Gesetze der Zweckbildung ein leeres Schema, sobald die Naturgesetze des tsächlichen Lebens nicht die Grundlage darbieten. Sobald der Kantianer dies erkennt, kommt er in folgerechter Entwicklung seiner eigenen Grundgedanken Marx", der mit seiner Forschung uns die Einsicht in die Gesetze der bis- gen wirtschaftlichen Entwicklung vermittelte [5].

---

[1] Vgl. Karl Vorländer, Kant und der Sozialismus, unter besonderer ücksichtigung der neuesten theoretischen Bewegung innerhalb des Marxismus. weiterter Sonderdruck aus den „Kantstudien".) Berlin 1900. 69 S.

[2] Cohen, Kants Begründung der Ethik. Berlin 1877; Vorwort zu A. Langes Geschichte des Materialismus (1881) und Einleitung mit kritischem htrag zur 5. Aufl. desselben Werkes (1896).

[3] Vgl. Vorländer a. a. O. S. 18.

[4] Ethik und Politik (Berlin 1899) S. 110.

[5] Vgl. Staudinger a. a. O. S. 159. Vorländer a. a. O. S. 31.

Auch Rudolf Stammler[1] hält den Theoretikern des sozialen Materialismus vor, daß es neben der kausalen noch eine andere, ihr nicht widersprechende, sondern sie ergänzende teleologische bezw. ethische Betrachtungsweise der sozialen Erscheinungen gebe. Genetische Erklärung eines sozialen Vorkommnisses ist noch keine ethische Beurteilung. Hierfür muß aber ein allgemein gültiges Endziel ins Auge gefaßt werden, ein formaler Gedanke, ein einheitlicher Gesichtspunkt, der über allen bedingten Einzelzwecken in unbedingter Geltung richtend und leitend steht. Dieses soziale Endziel ist nun nach Stammler: die Gemeinschaft frei wollender Menschen, in der ein jeder die objektiv berechtigten Zwecke des andern zu den seinigen macht[2].

Im Grunde genommen bildet angeblich ein solches Endziel gerade den eigentlichen Kernpunkt des sozialistischen Grundgedankens, und damit ist die Brücke zwischen Kant und Marx geschlagen.

„Der wahre und wirkliche Zusammenhang des Sozialismus mit dem kritischen Philosophen", sagt Karl Vorländer[3], „ist in dem ‚rein Moralischen' gegründet, in den — von Kant selbst praktisch nicht immer gezogenen — Konsequenzen jener einfach-erhabenen Formel des kategorischen Imperativs, die uns die Menschheit in der Person eines jeden Mitmenschen jederzeit zugleich als Selbstzweck, niemals bloß als Mittel zu achten lehrt. Auf diesem Fundamente muß der Sozialismus bauen, wenn anders er überhaupt nach einer ethischen Begründung verlangt. Und von dieser Seite, d. h. von seiten der ethischen Begründung aus läßt sich der Königsberger Weise in der That als der betrachten, zu dem ihn ein, wohl auch nur in diesem und nicht im engen historischen Sinne gebrauchtes, kühnes Wort Hermann Cohens stempelt: ‚Der wahre und wirkliche Urheber des deutschen Sozialismus.'"

5. Es ist ja immerhin ein bedeutender Fortschritt, daß die heutigen Anhänger Kants mit großer Schärfe die sozialen Gesichtspunkte, die soziale Gerechtigkeit, den gesellschaftlichen Gemeinschaftsgedanken betonen. Allein wir finden darin nichts weniger als eine Errungenschaft der spezifisch-kantianischen Philosopie, da dieselben Ideen und Forderungen, das teleologische, ethische Moment in der christlichen Sittenlehre und Philosophie um vieles klarer, reiner, bestimmter schon lange vor Kant zum Ausdruck gelangt waren. Anderseits wird es den Neukantianern kaum gelingen, sie mögen noch so viele einzelne Aussprüche des Königs-

[1] Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. Leipzig 1896.

[2] Ebd. S. 575. [3] A. a. O. S. 13.

erger Philosophen zusammenstellen, Kants Ethik in der öffentlichen Meinung den Charakter einer Gemeinschafts-Ethik zu verschaffen, ebensowenig, die der Versuch gelungen ist, Adam Smith von dem Vorwurfe einer individualistischen Auffassung des Wirtschaftslebens rein zu waschen.

Überdies genügt die Gemeinschafts-Ethik der Neukantianer den wesentlichen Lehren des modernen Sozialismus vom Endziele der historischen Bewegung in keiner Weise. Wollen die Neukantianer den sozialistischen Zukunftsstaat, wenn auch in grauer Zukunft, mit dem Eigentum der Gesellschaft an den Produktionsmitteln, oder wollen sie ihn nicht? Das ist die Frage! Nur die Gemeinschaft in der Form und Art des kollektivistischen Zukunftsstaates genügt dem marxistischen Sozialismus. Wer auf die so geartete Gemeinschaft verzichtet, ergänzt den Marxismus nicht mit neuen Gesichtspunkten, sondern er verleugnet und verneint ihn!

6. War es die den marxistischen Sozialisten lieb gewordene Gewohnheit, im Schatten der „klassischen deutschen Philosophie" zu wohnen, was neuere Sozialisten veranlaßte, nachdem es mit Hegel und Feuerbach nicht mehr ging, nun bei dem Königsberger Philosophen sich häuslich niederzulassen? Zurück zu Kant! hat E. Bernstein zuerst dem Sozialismus zugerufen[1]. Bereits früher war von dem französischen Sozialisten Jean Jaurès eine Dissertation[2]: De primis socialismi Germanici lineamentis apud Lutherum, Kant, Fichte et Hegel, geschrieben und hier der wahre Ursprung des Sozialismus nicht auf den Materialismus der „äußersten Hegelschen Linken", sondern auf den Idealismus eines Luther, Kant, Fichte und Hegel zurückgeführt worden. Auch ist bekannt, daß Lassalle vorzugsweise an die Fichtesche Philosophie anknüpfte, wie Stern an Spinoza. Bernstein[3] jedoch wählte Kant zu seinem Führer, hierzu veranlaßt, wie er sagt, vor allem durch das Studium Friedrich Albert Langes.

Er bekennt, daß „der Sozialdemokratie ein Kant not thut, der einmal mit der überkommenen Lehrmeinung mit voller Schärfe kritisch-sichtend ins Gericht geht, der aufzeigt, wo ihr scheinbarer Materialismus die höchste und darum leicht irreführende Ideologie ist, daß die Verachtung des Ideals, die Erhebung der materiellen Faktoren zu den omnipotenten Mächten der Entwicklung Selbst-

[1] Neue Zeit XVI[2], 226. [2] Tolosae 1891.

[3] Auch Konrad Schmidt (3. Beilage z. „Vorwärts" 17. Oktober 1897) befürwortet den Anschluß an Kant auf erkenntnistheoretischem Gebiete. Vgl. Vorländer a. a. O. S. 44 ff.

täuschung ist, die von denen, die sie verkünden, durch die That bei jeder Gelegenheit selbst als solche aufgedeckt ward und wird“ [1].

Also fort mit dem flachen naturwissenschaftlichen Materialismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, fort auch mit dem mystisch metaphysischen Gedankenspiel der nachkantischen Idealisten, dagegen Beibehaltung des für alle Wissenschaften fruchtbaren Entwicklungsgedankens, aber im Lichte des kritischen Idealismus!

7. Ausführlicher als Bernstein beschäftigt sich Ludwig Woltmann, Dr. med. et phil., mit dem philosophischen System des Marxismus [2]. Die vielfachen Widersprüche, die sich bei Marx und Engels selbst finden, entschuldigt Woltmann mit dem Umstande, daß der Marxismus eine fünfzigjährige Entwicklungsgeschichte durchgemacht habe. Wir möchten darin eher eine Anklage erblicken, daß trotz dieser fünfzigjährigen Entwicklung die Begründer des historischen Materialismus ihren Schülern kein festes und klares System zu hinterlassen vermocht haben. Hier nun will Woltmann jetzt endlich Wandel schaffen.

„Die widerstreitenden Diskussionen über die materialistische Geschichtstheorie, welche den Mittelpunkt dieses philosophischen Systems bildet, und über deren Auslegung selbst unter den Marxisten eine auffällige Verschiedenheit der Meinungen herrscht, haben mich überzeugt, daß nur eine systematisch-historische Erforschung und Kritik der Marxschen Gesamtphilosophie zu Klarheit und Einheit der Ansichten führen kann.“ [3]

Alle stimmen darin überein, daß die Marxsche Theorie „von Anfang bis Ende mit der klassischen deutschen Philosophie von Kant bis Feuerbach zusammenhängt und das letzte und reifste Glied in der Entwicklungsreihe ihrer Systeme darstellt“ [4]. Woltmann beabsichtigt, gerade diese „Herausentwicklung des dialektischen Materialismus aus der klassischen deutschen Philosophie“ zu untersuchen, um zur vollen Orientierung über die große Bedeutung der Marxschen Philosophie und ihre Stellung in der Geschichte der intellektuellen Systeme zu gelangen.

„Daß mein Buch unter dem Zeichen der Rückkehr zu Kant steht,“ fügt er bei [5], „wird mancher Marxist für einen Rückschritt halten. Wer aber die

---

[1] Bernstein, Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie (Stuttgart 1899) S. 187.

[2] Woltmann, Der historische Materialismus. Darstellung und Kritik der Marxistischen Weltanschauung. Düsseldorf 1900. IX u. 480 S.

[3] Ebd. S. III. [4] Ebd. S. IV. [5] Ebd. S. V.

itische Stellung Marx' zu Hegel und seine eigene wissenschaftliche Methode enauer kennt, wird einsehen, daß Marx' Auffassung des wissenschaftlichen Denkrozesses durchaus Kants kritischer Philosophie entspricht, und daß Marx' Absage n Hegel und seine Zuwendung zur Naturwissenschaft und Geschichte im Grunde enommen eine Rücklehr zu der unverfälschten Urschrift der klassischen deutschen hilosophie war, ohne daß sich Marx dieses prinzipiellen Zusammenhanges klar ewußt gewesen ist."

Indem also Woltmann in erster Linie die klassische deutsche Philoophie von Kant bis Feuerbach als die Quelle bezeichnet, aus welcher die heoretischen Anschauungen von Marx und Engels entsprungen sind, können n seiner Auffassung alle andern Einflüsse, wie das Studium der klassischen lationalökonomie, der französischen und englischen Materialisten und Soialisten, der zeitgeschichtlichen Entwicklung seitens Marx' und Engels, nur ehr als Nebenquellen gelten. Demgemäß übt er denn auch Kritik an nen Autoren, welche eine abweichende Ansicht über den Ursprung des istorischen Materialismus geäußert haben.

Als Entdecker der ökonomischen Geschichtsauffassung wird z. B. von P. Barth Saint-Simon bezeichnet. A. von Wenckstern weist auf J. Le Chevalier hin. Rühlberger meint, Proudhon sei der eigentliche Erfinder des historischen Materialismus. Mit gleichem Rechte, sagt Woltmann, könne man Spuren der ökonomisch-historischen Theorie bei R. Owen finden und bei Ricardo, der in seinen „Untersuchungen über die Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung" fast alle ethischen und humanistischen Reflexionen außer acht lasse und mit den Menschen als bloßen ökonomischen Kategorien rechne. Auch Adam Smith habe zwar noch nicht den Einfluß der technisch-ökonomischen Produktionsstufe auf das soziale und geistige Leben in Betracht gezogen, aber doch wenigstens das ökonomische Bedürfnis und die ökonomische Interessiertheit — mit ausdrücklicher Ablehnung von Humanität und Wohlwollen — zur Basis des gesellschaftlichen Getriebes gemacht. Woltmann weist seinerseits auf Giovanni Battista Vico als einen wirklichen Vorläufer hin, ebenso auf J. G. Herder, und natürlich vor allem Immanuel Kant. „Während bei Herder die Natur, obgleich er von Bildungen und Entwicklungen redet, im Grunde stille steht und er alles in Spinozistischer Weise sub specie aeternitatis, ähnlich wie Hegel unter dem Gesichtspunkte der absoluten Idee, betrachtet, vertritt Kant den Standpunkt einer natürlich-zeitlichen Entwicklung der kosmischen, organischen und geistigen Natur." [1]

Mag immerhin Kant als Begründer der „klassischen deutschen Philosophie" jene „klassische" Begriffsverwirrung mit zu verantworten haben, in welcher die folgenden philosophischen Systeme, den Marxismus ein-

[1] Woltmann a. a. O. S. 18.

geschlossen, laborieren. Werfe ich jedoch die spezielle Frage auf, woher Marx und Engels die Elemente ihrer Theorie entlehnt haben, so werden jedenfalls diese Autoren selbst den besten und sichersten Aufschluß erteilen können[1]. Beide haben aber den Königsberger Philosophen keineswegs als ihren unmittelbaren Lehrer anerkannt, wie auch Woltmann zugiebt. Sie haben sich lediglich mit Hegel und Feuerbach begnügt „als dem Abschluß der ganzen Bewegung seit Kant".

Hier scheint uns Masaryk[2] das Richtige getroffen zu haben, wenn er bezüglich der wissenschaftlichen Entwicklung von Marx bemerkt: „Karl Marx vereinigt in sich die neuen Einflüsse beinahe alle. Hegel hat ihn zur Geschichts- und zur politischen Philosophie geführt; diese Geschichtsphilosophie ist durch Feuerbachs Kritik der Religion materialistisch und sozial geworden. Im Jahre 1843 nach Paris gekommen, lernte Marx den französischen Sozialismus und Positivismus kennen. Saint-Simon, Proudhon, Comte werden jetzt auf Jahre seine Lehrer; von Frankreich und Belgien flüchtet der Proskribierte schließlich nach England, um sich hier, seit 1849 bis zu seinem Tode 1883, mit wenigen politischen Unterbrechungen die meiste Zeit mit dem erschöpfenden Studium des englischen Sozialismus, der Nationalökonomie und der englischen sozialen Entwicklung überhaupt zu beschäftigen. Die Rolle des praktischen politischen Führers von früher her wird auf kurze Zeit in der Internationale erneuert. Aus dem deutschen Hegelianer hat das Leben einen fränkisch-englischen Positivisten (Positivismus, Historismus auf materialistischer Grundlage) gebildet, der seine Philosophie in nationalökonomischen Fachstudien niederlegt." In seinem Historismus wird Marx durch den modernen Evolutionismus, namentlich den Darwinismus befestigt. Der „Kampf ums Dasein" und die Idee des Klassenkampfes bringen Darwinismus und Marxismus in Berührung, während die Triebkräfte verschieden sind. Von den Nationalökonomen haben namentlich Smith und Ricardo, von den englischen Sozialisten Owen, Thomson u. a. Einfluß auf Marx ausgeübt. Doch blieb Marx vor allem der deutsche Philosoph, von der deutschen Philosophie beherrscht, wenn er auch auf nationalökonomischem Gebiete philosophiert, was bei den deutschen Philosophen nicht üblich war. „Marx' philosophische Grundlage, ich möchte sagen sein philosophisches Knochengerüste, ist in Hegels Philosophie. Hegel hat Marx' Geist formiert. Das Hegelsche Knochengerüste hat Feuerbach und die Hegelsche Linke mit den Weichteilen ausgestattet." Dazu kommt dann noch der Einfluß der französischen und englischen Philosophen, Nationalökonomen, Sozialisten. „Es kann sich nicht bloß darum handeln, welche einzelnen Gedanken Marx von dem oder jenem hat. Marx dachte und arbeitete mit einer ganzen Reihe von

[1] Vgl. hiezu auch Woltmann a. a. O. S. 247. 256.

[2] Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus (Wien 1899) S. 21.

ämmern, die mit ihm geistig und durch ihre Richtung mehr oder minder verndt waren." [1]

Man darf darum auch nicht so absolut verwerfen, was P. Barth sagt [2], ß nämlich Marx zu dem, was er vorfand, keinen neuen Gedanken hinzugefügt, r es mit einer gewissen Hegelschen spekulativen Energie in ein einheitliches ystem gebracht habe. Auch das ist ja immerhin keine kleine Geistesarbeit gesen: aus den gegebenen Elementen ein Ganzes zu schaffen und dabei aus dem nzelnen und dem Ganzen die vollen praktischen Folgerungen zu ziehen. —

Aber Woltmann ist mit der bisherigen geistigen Abstammungslehre s Sozialismus nicht zufrieden. Er bezeichnet es als ein schreiendes Unht, daß die Marxisten und insbesondere Engels Kant nur als ein hilosophisches Paradestück, mehr wie einen Schwachkopf, als wie n größten Philosophen der neueren Zeit behandelten. Wenn Engels it Spott und Verachtung von den „eklektischen Bettelsuppen" redet, die i den deutschen Universitäten heute ausgeteilt werden, so findet das im lgemeinen Woltmanns Beifall. Daß er aber nicht an eine Reform des larxismus durch die Kantsche Philosophie ernstlich gedacht hat, das ist verzeihlich. Da heißt es, Engels sei mit der Wiedererweckung der antschen Philosophie — dem Neukantianismus — nicht in dem laße vertraut gewesen, um ein sachliches und gerechtes Urteil über seinen ert fällen zu können: „Er (Engels) sieht in ihm ein Einschläferungsittel für das Volk. Wenn er dabei an die moralische Metaphysik Kants nkt, welche über Gott und Unsterblichkeit handelt, so hat er entschieden cht; aber sie hat mit der kritischen Methode nichts gemein und ist von n Neu-Kantianern nie anerkannt worden. Im Gegenteil, man hat die itische Methode naturwissenschaftlich und systematisch zu vertiefen gesucht id alle theologisch-metaphysischen Spekulationen von vornherein abgelehnt."

Bei dem Bestreben, Kantsche Elemente in die Marxsche Lehre hineinlegen, ist Woltmann, auch nach dem Urteile der Neukantianer, z. B. Vorders [3], jedenfalls zu weit gegangen. Wir unsererseits halten die Kantsche hilosophie überhaupt nicht für geeignet, um vermittelst derselben aus m Marxismus ein brauchbares System zu verfertigen, während Woltann gerade in ihr die „logischen Mittel" zu finden glaubt, „um eine stematische Kritik des Marxismus herbeizuführen" [4]. Allerdings geben ir zu, daß die Kritik, welche Woltmann von seinem Standpunkte aus

[1] Masaryk a. a. O. S. 38 f. 41.
[2] Die Philosophie der Geschichte als Soziologie (Leipzig 1897) S. 309.
[3] A. a. O. S. 60. [4] Woltmann a. a. O. S. 26.

an dem Marxismus übt, in einzelnen Punkten Beachtung verdient. Allein um in diesen Stücken und mit diesem Erfolge Kritik zu üben, bedarf es der Kantschen Philosophie in keiner Weise. Auch bei Autoren, die dem Kantianismus ablehnend gegenüberstehen, finden sich gleiche Ausstellungen.

Zunächst kann z. B. auch Woltmann nicht umhin, eine gewisse Einseitigkeit und die Neigung zu übertreiben bei den Begründern des Marxismus anzuerkennen[1]. Die dialektisch-materialistische Theorie litt sehr unter dem Einflusse der damaligen Kampf- und Zeitverhältnisse. Unter Philosophie wird dabei lediglich die Hegelsche Philosophie verstanden, und dann noch Feuerbach. Viel mehr als Kant war für Marx und Engels die christliche Philosophie des Mittelalters ganz und gar eine terra incognita. — Ihre historischen und ökonomischen Begriffe ferner entwickelten sie ursprünglich fast nur aus der Beobachtung der Bourgeoisie und des Kapitalismus. Sobald sie aber auch frühere Perioden der sozialen Geschichte in Betracht zogen, mußten sie das ursprüngliche Entwicklungsschema ändern, so gut es ging.

Marx und Engels sind überdies Revolutionäre mit starker Neigung zum Prophetismus. Die Zukunft ist ihnen alles, die Vergangenheit nur Vorgeschichte der künftigen Gesellschaft, die geistigen Werte der Vergangenheit toter und unfruchtbarer Ballast! — Ohne Zweifel war die Zukunftsgesellschaft in Wirklichkeit ein Ideal, welches alle Triebfedern ihres Denkens und Handelns bestimmte:

„Marx' Geschichtsphilosophie hat deshalb in letzter Hinsicht einen teleologischen und idealistischen Charakter," sagt Woltmann[2]. „Freilich, viele dogmatische Marxisten, die klüger als der Meister sein wollen, behaupten das Gegenteil. Man soll sich dadurch aber nicht täuschen lassen. Eine sachliche Darstellung und vorurteilslose Deutung des Marxschen Gedankensystems zwingt uns mit Notwendigkeit das Urteil auf, daß die historische Theorie des Marxismus durchaus von teleologischen Ideen durchsetzt ist und, wie Wenckstern treffend bemerkt, einen ethischen Charakter trägt." Ganz unsere Ansicht! Und doch würde der Theoretiker Marx selbst sich jenen dogmatischen Marxisten angeschlossen haben!

Es ist eben der unversöhnliche Widerspruch: der materialistische Irrtum als Grundlage einer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungslehre! Die Entwicklung besagt die Entfaltung aus einem Keime nach einem im voraus bestimmten Ziele hin und gemäß dem Gesetze, welches jene Ent-

[1] A. a. O. S. 256 ff. [2] Ebd. S. 257.

faltung beherrscht und leitet. Alles dies setzt aber den wesentlich von der Materie verschiedenen Geist und in letzter Instanz einen die Weltgeschichte beherrschenden Geist voraus. Jede Geschichtsauffassung auf dem Untergrunde des atheistischen Materialismus aufgebaut, ist daher von vornherein ein gänzlich verfehltes, weil in sich widerspruchvolles Unternehmen. Die Marxsche Philosophie, die Woltmann selbst „als das vollendetste System des Materialismus" preist, ist eben dieses ihres Charakters wegen einer Umbildung und Ergänzung unfähig. Hier ist reinliche Scheidung einzig und allein am Platze!

Was sodann den ethischen Charakter des marxistischen Systems betrifft, so hat schon Bernstein darauf hingewiesen, in welcher Weise Marx sehr oft, namentlich in seiner Wert- und Ausbeutungstheorie, mit ethischen Begriffen operiert, obwohl derselbe anderseits versichert, nicht wie der kritisch-utopistische oder naturrechtliche Sozialismus, auf die justice éternelle, sondern lediglich auf die Thatsachen der sozialen Entwicklung, auf den vor unsern Augen sich vollziehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft, sich stützen zu wollen. Die höhere, ethisch veranlagte Natur läßt sich eben nicht so leicht verleugnen. Immer wieder bricht sie sich Bahn und beansprucht gerade bei der Beurteilung gesellschaftlicher Zustände ein machtvolles, entscheidendes Wort mitzusprechen.

Wenn Woltmann meint, daß die psychologische und auch die idealistische und ethische Geschichtsbetrachtung eine unumgänglich notwendige Ergänzung der ökonomischen Auffassung sei, um zu einer erschöpfenden Geschichtstheorie zu gelangen, so spricht er damit einen ganz vortrefflichen Gedanken aus, dem wir gerade von unserem Standpunkte und allerdings in unserem Sinne beistimmen. Allein wir bestreiten die Behauptung Woltmanns, daß in den letzten Modifikationen, welche Engels an der grundlegenden Theorie des Marxismus vollzog, den ideologischen Faktoren bereits diejenige Bedeutung zugewiesen wurde, welche ihnen thatsächlich gebührt. Es wurde in jenen Modifikationen die Zahl der treibenden Kräfte, der Bedingungen und Umstände erweitert, die Wechselwirkung derselben schärfer betont, aber keineswegs der materialistische und materialistisch verstandene Satz preisgegeben, daß die letzten, schließlich entscheidenden „Triebkräfte der Triebkräfte" ökonomischer Art seien: Produktion und Austausch, — daß ferner die Geschichte der Menschheit nach Art eines Naturprozesses verlaufe und auch wesentlich denselben Bewegungsgesetzen und derselben Naturnotwendigkeit unterworfen sei.

Woltmann bemerkt sodann[1], daß die Kritik vor allem die logischen Grundbegriffe der materialistischen Dialektik als einer philosophischen Methode, überhaupt die Möglichkeit einer Erklärung des Denkens durch das materielle Sein zu prüfen habe. Bei einer vorurteilsfreien Kritik wird sich dann allerdings sehr bald eben wieder die absolute Unhaltbarkeit der materialistischen Voraussetzungen des Marxismus ergeben müssen. Auch die Aufnahme der naturwissenschaftlichen Seelenkunde, der physiologischen Psychologie oder der Psychophysik in die marxistische Theorie, die Woltmann voraussetzt für den Fall, daß Marx und Engels genauere Kenntnis erlangt von den Arbeiten eines Lotze, Fechner, T. Müller, Helmholz, Wundt u. a., hätte wenig helfen können. Auf materialistischer Grundlage läßt sich nun einmal Bewußtsein und Denkprozeß gerade in seinem innersten Wesen nicht erklären.

Es freut uns, daß Woltmann mit der Unterscheidung zwischen metaphysischer und dialektischer Philosophie und der Erklärung dieses Gegensatzes, wie Engels sie bietet, nicht einverstanden ist. Für die metaphysische Philosophie soll hiernach der Begriff des Seins, für die dialektische Philosophie der Begriff des Werdens das Absolute sein.

„Diese Anschauungsweise ist nicht ganz richtig," sagt Woltmann. „Es giebt auch ein absolutes Sein. Engels weist selbst auf die Erhaltung des Stoffes und der Energie in den verschiedenen Wandlungsprozessen der Natur hin. Ferner sind die allgemeinen Gesetze, nach denen sich die Natur entwickelt und im Werden darstellt, eine absolute Form des Seins. Marx nennt die Geschichte eine fortgesetzte Umwandlung der menschlichen Natur. Also bleibt doch mindestens innerhalb der Geschichte, trotz aller Umwandlungen, die menschliche Natur als solche ein Beharrendes. Über aller Entwicklung und Umwandlung soll man nicht vergessen, daß ein Subjekt verharrt, das sich entwickelt, und Gesetze beharren, nach denen das Subjekt sich wandelt." [2]

Nicht minder ehrt es die Einsicht Woltmanns, wenn er die Tradition keineswegs mit Engels schlechthin als Spuk und Blödsinn verwerfen will.

„Die Tradition", sagt er[3], „hat auch eine gute und notwendige Funktion in der Geschichte. In der Beurteilung der Tradition ging der revolutionäre Instinkt mit der historischen Logik durch."

Es gehört Mut dazu, in einer Zeit, wo die Gelehrsamkeit fast allgemein in geradezu kindischer Weise an der historischen, genetischen Er-

[1] A. a. O. S. 260 ff. [2] Ebd. S. 263. [3] Ebd. S. 267.

klärung sich ergötzt und damit den Gipfel der Weisheit endgültig erstiegen zu haben meint, ein wenn auch noch so bescheidenes Wort zu Gunsten der Tradition zu reden. Gerade der modernen Philosophen Unglück ist es, daß sie in verhängnisvoller Selbstüberhebung allem traditionellen, festen Bestande Feindschaft geschworen haben, auch an der klarsten Wahrheit vorübergehen, um nur nicht als im Banne von „Dogmen" stehend verdächtigt zu werden. So baut jeder sein Systemchen, überzeugt, die Welt mit der ewigen Wahrheit zu beglücken, während er zugleich die ewige Wahrheit leugnet. Auch Marx und Engels waren sicher durchdrungen von dem Gedanken, daß sie der Welt erst das rechte Licht aufgesteckt hätten. Und nun kommen so bald schon ihre Schüler und Jünger, bessern aus, stoßen um und bauen neue Systeme, die auch nicht von langem Bestande sein werden.

In welchem Sinne Woltmann selbst die Gedankenrichtungen des Marxismus weiter auszubauen unternimmt, das sagt er wiederum mit den Worten[1]:

„Die Untersuchung der organischen und technischen Geschichte des Menschengeschlechtes wird die Grundlage für eine natürliche Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Bewußtseins bilden und nachweisen, daß der geistige Lebensprozeß ein ebenso selbständiger Faktor in der geschichtlichen Entwicklung ist wie der ökonomische, und daß sowohl die geistige wie ökonomische Geschichte des Menschengeschlechtes ihren gemeinsamen Ursprung in der allgemeinen biologischen Naturgeschichte haben. Dieser Standpunkt ist der Leitfaden für die ganze folgende Untersuchung. Sie wird den kritischen Idealismus der deutschen klassischen Philosophie wieder in seine Rechte einsetzen und mit den fundamentalen Prinzipien des dialektisch-historischen Materialismus zu versöhnen suchen. Sie wird überzeugend darthun, daß die Rückkehr zu Kant für den Marxismus keineswegs einen Rückschritt bedeutet, sondern daß er im Gegenteile durch ein solches Bündnis an innerem Wahrheitswert nur gewinnen kann."

Wir wollen dem Leser nicht die Qual einer Wanderung durch die öden Steppen einer hier wirklich unfruchtbaren Spekulation bereiten. Liegt es ja für jeden einsichtsvollen Denker sofort auf der Hand, daß eine wahre Selbständigkeit des geistigen Faktors auf der Grundlage wenigstens der heutigen allgemeinen biologischen Naturgeschichte absolut nicht zu erlangen ist. Ebensowenig ist für die Wahrheit und Wissenschaft von einer bloßen Purgierung des historischen Materialismus durch Kant und den kritischen Idealismus zu erhoffen.

[1] A. a. O. S. 269.

Es thut uns leid, daß ein so talentvoller Mann wie Woltmann diesem gänzlich verfehlten und aussichtslosen Unternehmen seine große Begabung und seinen außerordentlichen Forscherfleiß gewidmet hat: ein seinen wesentlichen Inhalte nach unheilbares System heilen zu wollen und zwar heilen zu wollen mit Elementen und Mitteln, die selbst eine Verirrung des menschlichen Geistes bedeuten und die zu den gewaltigsten Irrungen den Anlaß und die Ursache geboten haben.

Nur auf eines möchten wir noch kurz hinweisen. Woltmann nennt es eine „dialektische Selbsttäuschung“ [1], daß auf Grund ökonomischer Veränderungen eine sozialistische Gesellschaft notwendig herauswachsen müsse:

„Die ökonomischen Produktivkräfte sind an sich ebensosehr ein Mittel der Knechtschaft wie der Freiheit; die Entwicklung der wirtschaftlichen Technik führte daher immer nur zu einem ‚Formenwechsel der Knechtschaft‘, zu einer historischen Ablösung, aber nie und nimmer zu einer prinzipiellen Abschaffung der Klassenherrschaft. Denn letztere ist eine Frage der Ethik und nicht der Technik.“

So gilt ihm der „Sozialismus in erster Linie als eine ethische Notwendigkeit“ [2]. Hier berührt sich die Ansicht Woltmanns, wie bei der Betonung der Selbständigkeit des geistigen Faktors für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, mit der unsrigen. Auch wir fordern, wo die Gesetze der menschheitlichen Entwicklung in Frage kommen, ein Gesetz mit reicherer Füllung, als wie der historische Materialismus es bietet, ein Gesetz, das in der That dem ganzen Begriffe der Geschichte gerecht wird. Ebenso ist in unserer Auffassung die soziale Frage vor allem, wenn auch nicht allein, eine Frage der Ethik, des Rechts, die soziale Reform in erster Linie eine ethische Notwendigkeit. Schließlich billigen wir, mit für unsern Standpunkt selbstverständlichen Beschränkungen und Ergänzungen, auch den Weg, den Woltmann der sozialen Reform vorzeichnet:

„Die ‚umwälzende Praxis‘ kann infolge der ökonomischen Lage der gesellschaftlichen Verhältnisse nur darin bestehen, daß die Arbeiterklasse durch Gewerkschaften und Genossenschaften in den Produktions- und Konsumtionsprozeß der Waren als machtbegabter solidarischer Faktor direkt eingreift und ihre geistige und politische Emanzipation durch die revolutionäre Selbsthilfe wirtschaftlicher Organisationen herbeiführt.“ [3]

---

[1] A. a. O. S. 428. [2] Ebd. S. 427.

[3] Vgl. hiezu auch Woltmanns Erklärung zur Umfrage nach den Ergebnissen des Hannoverschen Parteitages in „Sozialistische Monatshefte“. V. Jahrg. 1899. Heft XII, S. 599.

Hat auch Woltmann als „Bernsteinianer" den marxistischen Dogmen gegenüber wenigstens eine gewisse Selbständigkeit des Urteils bewahrt und bekundet, so ist er freilich anderseits doch noch zu sehr in der sozialistischen „Endziels"-Idee befangen, als daß er das schließliche Heil außerhalb einer sozialistischen Gesellschaftsform zu suchen vermöchte. Wir hoffen jedoch, daß dieser so geistvolle Mann sich allmählich aus dem Banne aller ihn noch beherrschenden Idole befreien werde.

8. Wenn Woltmann im zweiten Teile seines Werkes „zum erstenmal" eine systematische Inventur, d. h. eine zusammenfassende und übersichtliche Darlegung des philosophischen Inhaltes des Marxismus vornehmen wollte, so soll die „Geschichte des Sozialismus und Kommunismus von Plato bis zur Gegenwart" von Prof. Dr. Georg Adler[1] ein „Versuch" sein, die Geschichte des Sozialismus „zum erstenmal nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten" zu schreiben.

„Die Einteilung des Stoffes ergab sich", bemerkt Adler im Vorwort[2], ganz ungezwungen aus den beiden Entwicklungsphasen, welche die sozialistische Idee durchlaufen hat. In der ersten tritt der Sozialismus wesentlich bloß als Bewegung im Reiche des Geistes auf, als Konsequenz philosophischer und religiöser Spekulationen, und wird darum nur ganz ausnahmsweise das Ideal weiterer Kreise, — in der zweiten Epoche dagegen ergreift die sozialistische Idee die Massen und wird zum Selbstzweck, wo sie dann als soziale Philosophie der modernen Arbeiterklasse zur Vertretung ihrer Ansprüche auf wirtschaftliche und politische Macht dient: hier wird das sozialistische Gesellschaftsideal zum Kitt der Massen — als Illusion, hinter der als Thatsache die heutige Arbeiterfrage steht, die aber nicht bloß als ein ökonomisches, sondern im weitesten Sinne auch als Macht- und Herrschafts-, ja als Kulturproblem überhaupt aufgefaßt werden muß."

Der vorliegende erste Band führt uns nur bis an die Schwelle der Zeit, wo der Sieg der kapitalistischen Produktionsweise errungen wird, also in der Technik bis zur Einführung des Fabriksystems, in der politischen Ökonomie bis zur Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft im Anschlusse an die französische Revolution.

Der Name des Verfassers bürgt im allgemeinen für die Gediegenheit seiner Forschung. Doch macht sich in einzelnen Punkten eine gewisse Ein-

---

[1] Als Bestandteil des Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften, begründet von Kuno Frankenstein, fortgesetzt von Max von Heckel. I. Abtl. Volkswirtschaftslehre, III. Bd. — Erster Teil: Bis zur französischen Revolution. Leipzig 1899. x u. 289 S.

[2] S. VII.

seitigkeit in der Beurteilung von Anschauungen, Lehren und Einrichtungen geltend, die weniger angenehm berührt. Ganz richtig beruft sich z. B. Adler mit H. Holtzmann darauf, daß der hl. Paulus nichts von dem Kommunismus als einer Begleiterscheinung des ursprünglichen christlichen Lebens gelehrt hat.

„Allenthalben stellte Paulus", sagte Holtzmann, „wohl die Forderung der gegenseitigen Unterstützung als eines Ausflusses der Bruderliebe, nirgends diejenige der Verteilung des Besitzes, des gemeinschaftlichen Eigentums; durchaus entspricht der Allgemeinheit der Verbindlichkeit die Freiheit der individuellen Leistung; etwas muß jeder Genosse der christlichen Gemeinde opfern können, das Wieviel bleibt seiner Erwägung überlassen.... Durchweg setzen die Paulusbriefe Thatsache und Berechtigung des Privateigentums voraus, wie in Thessalonich, so in Korinth, wie in Rom, so in Ephesus."

Dem gegenüber wird nun aber das Evangelium Lucä und die Apostelgeschichte als Ausdruck einer extremen, auf die Spitze getriebenen Ascese hingestellt, geradezu „die Gütergemeinschaft das soziale Ideal des dritten Evangelisten" genannt[1]. Hätte Adler neben den protestantischen ebenfalls katholische Autoren zu Rate gezogen, die katholischen Exegeten und unter andern insbesondere auch die Schrift Alfred Wintersteins: Die christliche Lehre vom Erdengut nach den Evangelien und apostolischen Schriften[2], so würde er sein Urteil ohne Zweifel wesentlich modifiziert haben. Die Gütergemeinschaft im Sinne einer wirtschaftlichen Institution hat bei den ersten Christen weder thatsächlich bestanden, noch ist sie in der urchristlichen Lehre als ein wirklich zu erstrebendes Ideal hingestellt worden.

Recht interessant sind Adlers Darlegungen über Thomas Mores kommunistisches Staatsideal. Der Versuch der Sozialisten und Kommunisten, den edlen englischen Kanzler ohne weiteres für sich in Anspruch zu nehmen, wird auch hier abgelehnt.

Ohne Zweifel paßt die scharfe Kritik, welche More an der Gesellschaft seiner Tage ausübt, zum Teile auf die spätere Zeit der kapitalistischen Epoche (mutatis mutandis). Er vergleicht die große Menge der englischen Edelleute mit müßigen Drohnen, die von der Arbeit anderer leben. Er wirft ihnen vor, daß sie ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl den fruchtbaren Ackerboden in Viehweiden umwandelten, um aus der Schafzucht größeren Vorteil zu ziehen, Vorenthaltung des gerechten Lohnes, Mißbrauch des Geldes u. s. w.

---

[1] Holtzmann a. a. O. 73. [2] Mainz 1898.

Aber man muß bei Thomas More wohl unterscheiden zwischen der scharfen direkten und indirekten Kritik der zu seiner Zeit bestehenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse einerseits und anderseits der Organisation seines Idealstaates auf der Insel Utopien. Wie man die heutige, selbstsüchtige Menschheit mit Recht auf die außerordentliche Liebesthätigkeit der ersten Christen hinweisen kann, ohne damit die praktische und allgemeine Durchführbarkeit derselben Form und Art jener Liebesthätigkeit behaupten zu wollen, so hat More in seiner Utopia in romanhaftem Gewande eine ideelle Gesellschaft gezeichnet, lediglich um darzuthun, daß der Menschen Glück nicht in der Kunst bestehe, die Habsucht und Trägheit zu befriedigen, sondern in der Unterordnung derselben unter die Gesetze der Vernunft, der Gerechtigkeit und Liebe.

„Mit Recht", sagt G. Adler[1], „konnte Erasmus von Rotterdam, der persönlich mit More befreundet war, an Ulrich von Hutten schreiben (1519): Die Utopia sei mit der Absicht verfaßt, ‚zu zeigen, woran es liege, daß die Zustände der Staaten nur wenig befrieden könnten'. Offenbar sollte der Kontrast zwischen dem im Glanze der Gerechtigkeit und des Glückes erstrahlenden Utopien und den korrumpierten und unglücklichen Nationen Europas dazu dienen, die Mächtigen dieser Welt und ihre gelehrten Ratgeber an ihre höchsten sozialen Pflichten gegen die leidenden Völker und an die Wichtigkeit der Pflege friedlicher Beziehungen zu erinnern." —

Eine abschließende Beurteilung der Adlerschen „Geschichte des Sozialismus und Kommunismus" müssen wir uns für später vorbehalten, wann das Buch in seiner Vollständigkeit uns vorliegen wird. So viel läßt sich jetzt schon sagen, daß dieses Werk als eine recht wertvolle Bereicherung der sozial-wissenschaftlichen Litteratur bezeichnet zu werden verdient.

---

[1] A. a. O. S. 179.

Heinrich Pesch S. J.

Die S. Lorenzo-Kirche in Florenz.

Wie früher bemerkt worden[1], ist Florenz dadurch so lehrreich und anziehend, daß sich dort die Erstlingsblüten der verschiedenen Arten des Kirchenbaustils in ihrer ganzen Eigentümlichkeit wie zur Schau ausgestellt finden.

Das gilt namentlich von der Renaissance. Florenz ist wie keine andere Stadt das Athenerland der Renaissance, es war ihre Wiege, ihr Mittel- und Ausgangspunkt in alle Welt. Dort sprach Brunellesco mit der verwegenen Leistung der Domkuppel das erlösende Wort für die Baukunst der Renaissance, nachdem Litteratur, Philosophie und Poesie schon längst sich in deren Dienst gestellt hatten.

Noch vor der Vollendung der Domkuppel entsprangen in Florenz unter Brunellescos neuerndem Geist noch andere Werke der Renaissancebaukunst. Unter andern auch S. Lorenzo.

Eine kurze Besprechung dieses Bauwerkes wird uns zuerst Anlaß geben, etwas über die Renaissance überhaupt zu sagen, an zweiter Stelle werden uns dann das Hauptbauwerk und an dritter dessen Nebenbauten beschäftigen.

I.

Die Renaissance im weiteren Sinne des Wortes ist das Wiederaufleben, die Wiedergeburt des altklassischen griechisch-römischen Geistes in Wissenschaft und Kunst, hier beziehungsweise namentlich der Baukunst. Es ist aber dieses Wiederaufnehmen der Antike in die Baukunst nicht eine reine Wiederholung und Nachahmung derselben, sondern eine ganz freie und eigentümliche. Die Renaissance verarbeitete die alten Gedanken und Grundsätze nach ihrer Weise entsprechend dem Geist der neuen Zeit. Diesen Geist aber brachte sie fertig mit und suchte in dem Alten bloß die Ausdrucksweise. Sie spricht ihre Baugedanken in altklassischer Form aus[2].

Grund und Urquell der Renaissance wie jeder andern Kunstrichtung ist nichts anderes als die Kultur. Die Kultur geht der Kunst immer voraus. Die Kultur ist nämlich nichts anderes als das Ergebnis, ein gewisser Geist des Denkens, Schaffens und Fühlens, der sich aus dem Zusammenwirken von Religion und Sitte, von Staat und Kirche, von Volkswirtschaft und gesellschaftlicher Ordnung, von Wissen und Können einer Zeit ergiebt und deren Leben, Ziele und Strebungen erfaßt, bestimmt und lenkt. Alle Lebensäußerungen einer Zeit sind nur Ausdruck und Spiegelbild dieses Geistes, so auch die Kunst, welche ja nur die verschönerte Darstellung des inneren und äußeren Lebens einer Zeit und eines Volkes ist. Selbst die großen Meister in der Kunst und die tonangebenden Kunstschulen sind nur Kinder dieses Geistes und dieser Kultur[3].

---

[1] Band LIII dieser Zeitschrift S. 355.

[2] Burckhardt, Cicerone II, 78.

[3] Vgl. Schrörs, Kultur und Kunst (Zeitschrift für Kirchl. Kunst 1896).

Die Kultur des 15. Jahrhunderts nun war in einem besondern Sinne altklassisch, namentlich römisch. Es hat überhaupt kein größeres Kulturvolk gegeben als die Römer. Sie haben mehr oder weniger ganz Europa, besonders Italien, ein unauslöschliches Gepräge aufgedrückt. Die wilden Fluten der Völkerwanderung und der Barbarei konnten das Leben dieser Kultur wohl zeitweilig verwüsten und überschütten; der germanische Geist des Mittelalters vermochte es wohl in mancher Weise zurückzudrängen und umzuformen; es gänzlich auszurotten gelang, dank der Kirche und den Bemühungen der Klöster und Gelehrtenschulen, nie. Die altklassische Bildung aber zur Weltmacht zu erheben, war das Werk des 15. Jahrhunderts vermittelst der Renaissance.

Die Renaissance nun schlug in ihrem Verlauf einen doppelten Weg ein. Es giebt eine schlechte und eine gute Renaissance. Für beide Erscheinungen mögen hier die Entstehungsgründe einigermaßen angedeutet werden [1].

Die grundchristlichen Anschauungen des Mittelalters hatten durch die vielen bedauerlichen Fehden zwischen Staat und Kirche schon selbst beim Ausgang desselben, dann aber besonders durch das abendländische Schisma und die Meinungskämpfe des 14. Jahrhunderts eine gewaltige Schädigung erlitten. Die Stellung des Papsttums und der Glaube selbst war vielfach erschüttert, und Gleichgültigkeit in Religionsfragen und Leichtfertigkeit des Lebens hatten breite Bahnen geöffnet. Die Scholastik, die berufene Vorkämpferin des Glaubens, war bei der Neige des Mittelalters einem bedauerlichen Niedergang und die lateinische Gelehrten- und Kirchensprache vielfach einer barbarischen Verwilderung verfallen. Gerade um diese Zeit nun brachte die Einwanderung der Griechen, die durch die Mohammedaner aus dem Morgenlande vertrieben waren, ungeahnte Schätze der alten, namentlich der griechischen Litteratur nach dem Abendlande und weckte daselbst allenthalben eine außerordentliche Begeisterung für das Studium des altklassischen Altertums. Unter diesen Umständen ist es nun nicht befremdlich, wenn bei dem glühenden Forschungs- und Wissensdrang auf dem Gebiete der Weltkenntnis und bei dem Studium der altklassischen Litteratur nach und nach ganz andere Absichten und Gelüste erwachten, als von dem Altertum bloß den sprachlichen Ausdruck der alten, überkommenen Wahrheiten zu suchen. Die Antike sollte nunmehr im Gegensatz zum Mittelalter nicht bloß Form, sondern auch Stoff und Inhalt des Denkens und Lebens geben. Es war gemach ein Geist erwacht, der, nicht bloß der Kirche, sondern dem Christentum selbst feindlich abgewandt, den Menschen mit seinen Lüsten frei gab und gleichsam auf sich selbst stellte. Der „moderne Mensch", der Naturmensch, oder das „Individuum", wie die moderne Sprachweise ihn verblümt nennt [2], war geboren und suchte und fand in der heidnischen Kultur, in ihrer Philosophie, in ihrem Staatsrecht und in ihrer Kunst das vollendete Musterbild des privaten und öffentlichen Lebens, die Quelle der Bildung und das Ziel und Ideal des gesamten Daseins [3]. Die Renaissance im 15. Jahrhundert ist

[1] Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste I, 1 f. 12. 35.
[2] Ebd. III, 75. Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien S. 131 f.
[3] Ebd. S. 132.

bereits vielfach der volle Bruch mit der Überlieferung des Mittelalters, die schrankenlose Hingabe an die Antike, das ernstliche Bestreben, die Welt dem Klassizismus zu unterwerfen und in mancher Beziehung ein wahres Neuheidentum[1]. Es war diese Renaissance der verfehlte und verhängnisvolle Schluß aus dem Überdruß an den Lebensgewohnheiten und an den wirklichen oder vermeinten Mißständen des Mittelalters und die unselige That der Geisteskämpfe des 14. Jahrhunderts.

Das ist die minder gute und verirrte Renaissance und ihr geschichtlicher Entstehungsgrund. Es gab aber auch eine gerechtfertigte und gute Renaissance. Bei treuem Festhalten des Glaubens und der christlichen Sittengrundsätze suchte sie in dem Klassizismus bloß die äußere Ausdrucksform der Gedanken, der religiösen Anschauungen und ihres äußeren Lebens. Es hatte sich nämlich mit dem anbrechenden 15. Jahrhundert ein allgemeiner und unwiderstehlicher Drang der Menschheit bemächtigt, aus dem Geleise der alten Lebensformen herauszutreten, neue Bahnen zu befahren und etwas Neues zu schaffen. So bezeichnete eigentlich das Wort „Renaissance" (rinascimento) anfänglich bloß die Baubewegung in dem 12. Jahrhundert und den Aufschwung der Kunst im Gegensatz zu dem Mittelalter[2]. Diese Neuheit fand sich in der altklassischen Kultur, Kunst und Litteratur. Die gutgesinnten Geister und selbst die Kirche konnten um so weniger Bedenken haben, sich dieser neuen Richtung hinzugeben, als die alte Litteratur und Kunst mit der Fülle ihrer vielfachen, klaren und stets wahren Formeln des natürlichen Denkens und Fühlens, mit ihrer lebendigen Naturwahrheit und der vollendeten Wiedergabe der vollkommenen Natur, mit dem maßvollen, edeln und harmonischen Ausdruck der Schönheit, die stete und unverrückbare Grundlage der rein menschlichen Bildung bietet. Immer hat deshalb die Kirche die klassische Bildung hochgehalten, sie geschützt und mit mütterlicher Sorge gepflegt. War aber bisher die Benutzung des altklassischen Altertums bloß eine gelehrte und abstrakte, so war es dem 15. Jahrhundert vorbehalten, selbst dem praktischen kirchlichen Leben vielfach den Charakter der alten Bildung aufzudrücken, weshalb mit Recht die Rede ist von Renaissance in der kirchlichen Kunst, in der kirchlichen Amtssprache und selbst von Renaissancepäpsten. Das Übel lag nicht in der Sache, sondern im Mißbrauch derselben. Nur wenn sich der Mißbrauch auch in der Kirche einstellte, so wurde ihm gesteuert durch die Bemühungen der Päpste selbst in der Reform der Kirche[3]. Es war nun ganz besonders Italien, das die Renaissancebewegung flüssig machte und ihr zur weltgeschichtlichen Bedeutung und Macht verhalf. Dort lagen die Verhältnisse zu diesem Vorgang besonders günstig. In Italien hatte sich nach dem Falle der Hohenstaufen, der Urheber der modernen Staatswissenschaft, die nur die Wiederaufnahme des altrömischen Kaisergedankens ist, ein mächtiges Städteleben entwickelt und mit demselben eine gewisse Gleichheit

[1] Reumont, Geschichte der Stadt Rom III, 288.

[2] Burckhardt a. a. O. S. 33. Vasari braucht zum erstenmal in diesem Sinne das Wort rinascimento.

[3] Pastor a. a. O. II, 288 f. Vgl. I, 34. 49.

Stände, man möchte sagen eine „allgemeine Gesellschaft“ [1] aus Bürgern und
lstand gebildet, die ihren gemeinsamen Boden in der Kenntnis und Pflege
alten, namentlich der römischen Litteratur besaß. Bei dem stets wachsenden
durch die Buchdruckerkunst mächtig geförderten Bekanntwerden mit den alten
ssikern, bei dem leichten Verständnis und dem vielfältigen Gebrauch der
inischen Sprache in der Kirche, in der Gelehrtenwelt und selbst im Geschäfts-
ehr, endlich bei den Bemühungen der überall thätigen Humanisten [2] nahm in
lien nach und nach eine große und allgemeine Parteinahme für das klassische
idium und den Geist der Alten überhand. Auf diese Weise bemächtigte sich
s neue der Geister das alte Rom, das nicht bloß Mutter aller italienischen
idte, sondern als geschichtliche Macht die große Erinnerung und der Stolz
italienischen Nation ist. Eine fernere Annäherung an Rom knüpfte der Um-
id an, daß seit dem Mittelalter die mächtigsten Staaten von Mittel- und Ober-
ien die republikanische Staatsform angenommen und an Freiheitsliebe, Gemein-
i und Ruhmesbegierde dem Vorbilde der Mutterrepublik mit Anspannung aller
ifte nachzueifern suchten. Lebhaft genug auch sprachen die Überreste der alten
nst, deren Muster nirgends in so großer Zahl und staunenswerter Mannig-
igkeit, in größerer Massenhaftigkeit gleichsam zur Schau ausgestellt sind wie in
m, zu den Gemütern der Tausende, die jedes Jahr zur ewigen Stadt pil-
ten. Was Wunder, wenn in Italien nach Niederwerfung der Kaisermacht
bei der Abwesenheit des Papsttums in Avignon und noch später zu wieder-
ten Malen, wenn auch ohne Erfolg, selbst der Wahn einer Wiederherstellung
alten römischen Republik und des Kaiserreiches aufblitzte [3]? Jedenfalls erstand
m wieder geistig in der Kunst, Wissenschaft und Litteratur und begann, von
lien ausgehend, in der Renaissance seinen Triumphzug durch die ganze Welt.
m zweitenmal eroberte so Rom durch den italienischen Volksgeist die abend-
dische Welt [4].

Diese Kultur des ausgehenden 14. und des angehenden 15. Jahrhunderts
r also römisch-klassisch, und sofort folgte ihr auf ihrer Spur als erste Schülerin
Litteratur, ja die Litteratur lange, fast ein Jahrhundert vor der Kunst, und
ter den Künsten als die letzte die Baukunst. Der Sieg der Renaissance über
bildenden Künste war längst, beinahe ein halbes Jahrhundert schon entschieden,
die Gotik noch fortbaute. Erst gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts war
gotische Bauweise überwunden und die Renaissance an ihre Stelle getreten [5].
n nun an übernahm sie die Führerrolle und trat den Siegeslauf durch die
elt an. Er sollte nicht minder glorreich als derjenige der Schwesterkünste
rden. Fortan wurde Rom das Wanderziel aller großen Baumeister, um an
Quelle selbst die große Formsprache der alten Baukunst zu studieren.

---

[1] Burckhardt a. a. O. S. 142.

[2] Ein früher Ansatz nationaler Litteratur war von den Humanisten vergewaltigt
d erstickt worden. Kultur der Renaissance S. 198. 267.

[3] Pastor a. a. O. I, 73. 223. 420; II, 294.

[4] Burckhardt a. a. O. S. 171. [5] Ebd. S. 33. 35.

Zu den Urſachen, welche nun der Renaiſſancebauart zur Weltherrſchaft verhalfen, iſt alſo vor allem der altklaſſiſche Charakter der Kultur zu rechnen, der, wie in allen andern Zweigen der Bildung, ſo auch auf dem Gebiete der Baukunſt nie eigentlich ausgeſtorben war und weder in Italien noch in Europa je aufgehört hatte, von ſich Zeugnis zu geben. Die alte Baſilika war ein echt römiſches Bauwerk, und ſie hatte ſich in Rom und Florenz gehalten ſelbſt während der Herrſchaft der romaniſchen Bauart, die ſelbſt wieder nur eine Umformung und Entwicklung der Baſilika iſt und in mancher Beziehung mit Recht die „Protorenaiſſance“ [1] genannt werden kann, ſo viele alte Bauteile behält ſie in ihren Werken und verwendet ſie mit großer Selbſtändigkeit. Selbſt die Gotik, dieſe grundſätzliche Gegnerin des neuen Bauſtils, vermochte die alte Bauweiſe nie vollſtändig zu verdrängen. Abgeſehen von Orcagna, bauten Niccola Piſano und Arnolfo in beiden Weiſen [2]. Wahrhaft ernſt wurde es überhaupt mit der Gotik in Italien nie genommen. Stets herrſchte die Längenlinie und die Vorliebe für ſchöne Weiträumigkeit, für Maſſen und Flächen vor. Das Zierwerk der Gotik ließ man ſich gefallen, ſonſt aber fühlte man ſich bei ihr beengt, und iſt überhaupt ſtrenge Einheit in der Bauweiſe nicht das erſte Verdienſt der italieniſchen Baumeiſter. Ja, als die vollendetſte Ausbildung des Hochgewölbebaues und als Schule der Mechanik hat die Gotik der Renaiſſance hervorragende Dienſte geleiſtet und ſie in einem gewiſſen Sinne vorbereitet. Unter den Konſtruktionsprobeſtücken der Gotik entwickelte ſich mächtig das Gefühl der Italiener für Räume, Linien und Verhältniſſe, und gerade der innere Widerſpruch zwiſchen dem Grundſatze und der Einzelgeſtaltung verhalf der neuen Bauform zum Durchbruch. Die Italiener hatten kein gutes Gewiſſen bei der Gotik, und deshalb ließen ſie ſie fallen, ja die Abwendung von ihr ging ſpäter in Haß und Verachtung über [3].

Neben dieſem Entſtehungs- und Ausbreitungsgrund der Renaiſſancebauweiſe gab es einen zweiten, der aus dem erſten hervorging, nämlich die anregende Macht einzelner Mittel- und Ausgangspunkte und der Einfluß und die Wirkſamkeit einzelner Förderer der Kunſt. Dahin iſt namentlich zu rechnen eine äußerſt lebhafte und geweckte Bauluſt, eine monumentale Baugeſinnung und der mächtige Ruhmſinn großer Gemeinweſen und einzelner Herrſcherfamilien, wie die der Medici, Eſte, Gonzaga und namentlich der Päpſte Nikolaus V., Pius II., Julius II. und Leo X., welche alle Ehre darein ſetzten, ſich durch großartige öffentliche Bauten zu verewigen und alles Dageweſene an Größe und Kunſtherrlichkeit zu überbieten. „Bücher und Bauten“, ſagt man, „ſind die Leidenſchaft der Renaiſſance.“ [4] Meinte doch einer der größten Bauherren, der alte Coſimo Medici, 50 Jahre nach ſeinem Tode werde vom Beſitze und von der Herrlichkeit des Hauſes Medici nur noch übrig ſein, was er gebaut habe [5]. Namentlich ſind unter den großen Kunſtſtätten Rom und Florenz zu nennen, jenes als Fundort der alten Muſter

---

[1] Burckhardt a. a. O. S. 22. [2] Ebd. S. 22. 23. 25.
[3] Ebd. S. 29. 30.
[4] Springer, Renaiſſance in Italien S. 15.
[5] Burckhardt a. a. O. S. 6.

nd Vorlagen, wo alle großen Meister Bautechnik und struktiven Organismus er Vorzeit studierten und wo sie an den Päpsten die begeistertsten Liebhaber und ächtigsten Förderer fanden; dieses als Heimat der größten Meister und als nflußreichste Kulturstätte der Renaissance, ja in mancher Beziehung wichtiger ls Rom selbst schon wegen der Stetigkeit und des natürlichen Kunstsinnes der evölkerung. Ging die Renaissance von Italien aus, dann war Florenz deren Biege für Italien, und wenn dieselbe nicht sofort in ihrem jugendlichen Willmut erwilderte, so ist es ebenfalls dem Kunstsinn der Florentiner zu danken.

Allein Liebhaberei, Bewunderung und großmütige Förderung der Kunst eichen noch nicht aus, ein Kunstjahrhundert heraufzubeschwören; es müssen auch ochbegabte Künstler zur Stelle sein, die des heiligen Dienstes der Kunst warten. s ist nun wieder ein ganz einziger Vorzug des 15. Jahrhunderts, erstens diese ülle von Künstlern ersten Ranges, wie ein Alberti, Brunellesco, Donatello, hiberti, Robbia, Rosellino, Majano, Michelozzo, da Sangallo, da Sansovino, a Vinci, Raffael und Michelangelo, und zweitens die staunenswerte Vielitigkeit dieser Künstler zugleich in verschiedenen Kunstzweigen. Manche dieser Männer sind Meister in der Goldschmiedekunst, in der Bildhauerei, in Malerei nd in der Baukunst. Und was sonderbar ist, keiner von ihnen beginnt mit der Baukunst, ja bei manchen ist sie die letzte. Es war wirklich das 15. Jahrhundert as Jahrhundert der „Vielseitigen und Allseitigen“ [1]. Diese Allseitigkeit aber ommt der Baukunst überhaupt und namentlich der Renaissancebaukunst, welche ufolge ihrer Eigenart den Schwesterkünsten so ausgedehnte Rechte einräumt, außerordentlich zu nutze. Die Vielseitigkeit nämlich setzt den Baumeister in stand, as Bauganze und dessen Einzelteile, namentlich den Zierteil zu übersehen, zu npfinden und dem Ganzen eine einheitliche, harmonische, vollendete Gestaltung u geben. Freilich liegt in dieser Übermacht des Talentes auch die Gefahr, aß die gute Tradition von der Persönlichkeit vergewaltigt wird, wie das leider ei Michelangelo der Fall war. Die Kunstgeschichte wurde fortan ziemlich Künstlergeschichte [2].

Im allgemeinen nun stellt sich die Renaissancebaukunst in folgenden Charakterügen dar. Das Streben geht von vornherein dahin, nach Kräften die Gesetze er römischen Konstruktion für das einzelne nachzuahmen, für das Ganze aber, ir Anlage, Hauptform und Verhältnisse gemäß Zweck und Schönheitssinn sich reiheit vorzubehalten. Die Renaissance hat nie einen antiken Tempel, oder ein ntikes Gebäude, wie denn dies schon durch die besondern Zeitbedürfnisse ausgeschlossen war, vollständig nachgeahmt und wiedergegeben. Bei diesem Streben, ach der Antike zu arbeiten, legt sie es naturgemäß und folgerichtig nicht wie die otik auf Rhythmus der Bewegung und auf inneren Organismus ab, sondern uf Reichtum und Gleichgewicht der Verhältnisse, nicht auf kühnes Aufsteigen und ntlastung der Massen, sondern auf die Majestät der Breite und Ruhe, auf chönheit der Räume und Gleichgewicht der Flächen zu einander. Es liegt in er Renaissancebaukunst weniger Betonung und Ausdruck der Triebkräfte und

[1] Burckhardt a. a. O. S. 137. [2] Springer a. a. O. S. 35.

strenger, innerer Organismus, als vielmehr ein Scheinorganismus, der sich befriedigt fühlt in einer gefälligen, malerischen Erscheinung und in einer harmonischen Gesamtwirkung des Bauganzen für das Auge. Die Baumeister nennen diese Wirkung eine Art „Musik", deren Geheimnis in einem gewissen Zusammenklang zwischen den einzelnen Teilen und Gliedern besteht und nach dem Vorgang des spätrömischen Baustils hervorgebracht wird durch anmutige Abwechslung und Ausgleichung der Gegensätze zu einer wohlthuenden und abgerundeten Gleichmäßigkeit, so daß nichts dazu gethan und nichts davon genommen werden kann, ohne die Gesamtwirkung zu zerstören [1].

In der Entwicklung und im Fortschreiten dieser Bauweise sind drei Hauptabschnitte zu unterscheiden. Der erste Zeitraum, die Frührenaissance genannt, von 1420 bis 1500 ist die Zeit des Suchens, des Anpassens und der Probestücke, die alten Baugedanken mit den neuen in Einklang zu bringen. Eifrig geht die Erstrenaissance der Linienführung der Antike nach. Ihre Erscheinungsweise ist Einfachheit, Klarheit, ernste Würde und Maß in dem Zierwerk. Noch unter dem Einfluß mittelalterlicher Gedanken stehend, hängt ihr einige Befangenheit und Mangel an Organismus an. Die Liebe zu den Zierteilen, manchmal ohne Unterschied der guten und minder guten Zeiten der römischen Bauweise, beginnt schon früh bedenklich den feinen Geschmack zu überwuchern. Besonders kennzeichnen diese Zeit die Pilaster als Rahmen mit vortretenden Rändern und vertieften, durch Rautenwerk verzierten Feldern. Vorzügliche Heimstätte der Frührenaissance ist Florenz. Ihr gehören die großen Namen Alberti, Brunellesco, Michelozzo, die beiden Sangallo an, und eine ihrer schönsten Zierden sind die mustergültigen, herrlichen Grabdenkmäler von Rosselli, Settignano, Majano, Mino und Verrocchio. —

Dem zweiten Abschnitt gehört die Hochrenaissance, von 1500 bis 1540, das goldene Zeitalter der neuen Baukunst. Die Hochrenaissance vereinfacht einerseits die Zierteile, anderseits verstärkt sie die Wirkung derselben durch plastisches Hervortretenlassen der Hauptteile, durch Verzierung der Felder mit Farben oder Stuck, durch Schattenschlag, Nischen, kräftige Einfassung der Türme und Fenster durch Doppelhalbsäulen statt der Pilaster und durch kräftigen Quaderbau an den Ecken. Der Wert der Hochrenaissance besteht im Fortschritt zum Organischen, im Geschlossenen und Abgerundeten; die Bauteile sagen und leisten, was sie sollen; auch bei den höchsten Leistungen herrscht Harmonie zwischen Hauptsache und Beiwerk und in der Verteilung und Anordnung der baulichen Massen; vielfache Größe und Weiträumigkeit in allem. Hauptsitz der Hochrenaissance ist Rom und ihre Berühmtheiten sind Bramante, Raffael, Michelangelo, Vignola und Palladio. —

Mit 1540 beginnt schon der Verfall durch den Barockstil, dessen Ausläufer der Rokoko und der Zopf sind. Sie bilden zusammen den Spätrenaissancestil. Es ist diese Stilart der verwilderte und verlorene Sohn der guten Renaissance.

[1] Springer a. a. O. S. 35. — Burckhardt a. a. O. S. 41. 42. 44. 46. 82.

elcher, von der gefährlichen Nachgiebigkeit gegen den gefälligen Sinneneindruck rleitet, dem Banne des Sinnenreizes auch verfällt und denselben zur Hauptsache achte. Mit Willkür wirft die Spätrenaissance mit den alten Formen um sich. n ihrer Unruhe, Leidenschaft, Derbheit, Verwegenheit und Zierwut hebt sie die uhe der Bauglieder auf, bricht in allen möglichen Arten die Baulinien, läßt ieselben sich winden, bäumen und schwingen und ergeht sich in maßlosen perektivischen Täuschungen und Unnatürlichkeiten. Damit soll aber nicht gesagt in, daß die Spätrenaissance jeden Restes ästhetischen Wertes bar gegangen. Man nn nicht leugnen, daß bei manchem ihrer Werke eine gewisse Befriedigung und in Wohlgefallen in dem Geiste des Beschauers sich regt. Das kann aber nur errühren von einem Funken baulicher Schönheit, der im Kunstgebilde lebt und ch, wenn man näher darauf achtet, im Gebiet der Verhältnisse, dem unveräußerchen Erbstück der Renaissance in der Verteilung der Flächen und in der scharfen Betonung bestimmter Stellen durch geschickte Schattenwirkung offenbart[1]. Die Spätrenaissance wird wegen ihrer reichen, gefälligen und nachgiebigen Formen ohl bei allen Zeiten, deren lobenswerte Eigenschaft nicht der Ernst ist, nade finden.

Um nun auf einige Einzelheiten einzugehen, so hat die Renaissance keinen estimmten und ausschließlichen Kirchenstil. Sie gefällt sich sowohl in Rund- ls in Langbauten. Die Langkirchen sind entweder einschiffig, flach gedeckt, mit kapellen wie bei den Klosterkirchen, und dies entsprach besonders dem Empfinden er Renaissance, die freie Breite des Mittelschiffes liebt; oder sie sind dreischiffig, ewölbt und mit Kuppeln gekrönt. Die Frührenaissance, noch unter dem Eindruck er romanischen Bauart, zog die flachgedeckte Säulenbasilika vor. Später tritt iese zurück vor dem Rundbau oder dem gewölbten Langbau mit Kuppel. Im Gegensatz zur Gotik pflegte die Renaissance mit Vorliebe den Zentralbau, als Rund oder Vieleck, mit oder ohne Kapellenkranz, mit hoher, alles beherrschender Kuppel, später selbst mit lichtspendendem Cylinder. Dieser Kuppelbau gilt der Renaissance als das Letzte und Vollkommenste im Raum möglicher Baugebilde. Alle Ideale fand sie hier verwirklicht: vollendete Einheit und Symmetrie, schöne Gliederung und Steigerung des Raumes, harmonische Ausbildung des Innern und Äußern ohne müßige Fassade[2]. Selbst den späteren Langbauten weiß sie nach der Mitte des 16. Jahrhunderts durch den Chor und Kuppelbau den Gedanken eines Rundbaues einzuhauchen.

Was das Innere, vor allem die Stützen des Lang- und Oberhauses betrifft, brachte die Frührenaissance die alte Säule mit ihrem ganzen Zubehör, mit Sockel, Knauf, Gebälk und Bogen wieder zur vollen Ehrung. Nur gegen die Kanelierung der Säule bewies sie Abneigung. Dagegen legte sie für gewöhnlich ein Gebälkstück zwischen Kapitäl und Bogen und unterbricht seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Bogenreihe manchmal durch gerades Gebälk. Wie die Römer liebt die Erstrenaissance mit Vorzug die korinthische Säulenordnung, aber

[1] Burckhardt, Cicerone II, 81. 255.
[2] Burckhardt, Renaissance in Italien S. 89. 90.

selten nach der alten feierlichen Ordnung, sondern nach selbsterfundenen Mustern. Mit der Hochrenaissance hingegen wird die dorische Ordnung nach römisch-toskanischem Zuschnitt vorherrschend. Ebenso übernimmt mit dem Anbruch der Hochrenaissance statt der Säule der Pfeiler mit Halbsäulen die Aufgabe der Stützung. Eine häßliche Gewohnheit der Spätzeit ist, Säulen zwischen hervortretenden Wänden einzuschachteln. Bezüglich der Deckung haßt die Renaissance im Gegensatz zur Gotik das Kreuzgewölbe und legt über die Stützen und wagerechten Linien mit Vorliebe das Tonnengewölbe mit Kappen und Einschnitten an beiden Seiten. Am schönsten macht sich das Tonnengewölbe als Durchgang zwischen zwei lichten Räumen[1]. Die Hochrenaissance erfand auch eine Scheinform von Gewölbe durch Stuck und Malerei auf Rundfeldern und einschneidenden Kappen, wodurch auch das Gewölbe ganz in den Bereich des Schönen gezogen wurde.

Zur Belebung der inneren Wandflächen dienten der Renaissance fortlaufende Nischen und Fenster, welch letztere anfangs Rundbögen zeigten mit Säulen oder Pilastereinfassung und oben einen Giebel mit stumpfem Winkel oder Kreisausschnitt. Die Nischen waren erst flach mit Kragsteinen, auf denen die Statuen standen, später erscheinen sie halbrund zur Aufnahme von Standbildern. Zur Scheinerweiterung des Raumes erfand die Spätrenaissance allerhand perspektivisch einwärts vertiefte Wandverzierungen — lauter Spielereien und Grillen.

Die Fassade endlich ist in der Frührenaissance oft vernachlässigt und stimmt nicht mehr wie im Mittelalter zum Durchschnitt des Langhauses, sondern behebt sich beliebig über die Dächer in einer oder zwei Ordnungen von Pilastern und Halbsäulen. Im allgemeinen ist der Eindruck der Frührenaissancefassade schwach, zaghaft und spielerig und nimmt bei Verdoppelung der Geschosse mehr den Charakter einer weltlichen Halle an. Im Verlauf der Renaissance löst sich die Fassade immer mehr vom Bauganzen los, wird Hauptzweck und Ausgangspunkt der Baubewegung und ist als reines Pracht- und Schaustück behandelt.

Namentlich schön sind in der Renaissance die Sakristeien und die Kapellen, weil sie meist als Rundbau entworfen sind. Manchmal tragen sie eine zierliche, kleine Kuppel gleich einem aufgewehten Regenschirm, auf einem Unterbau mit kleinen Rundfenstern. Dagegen scheint der Glockenturm, meist getrennt und als Schaustück für sich und oft mit Verschwendung aller Säulenordnungen behandelt, ein wahres Kreuz und ein notwendiges Übel für die Renaissance zu sein. Besonders groß wird die Ratlosigkeit im oberen Abschluß des Turmes.

Geradezu mustergültig für den späteren Renaissancekirchenbau in Fensterschnitt und Stuck, im Anschluß des Chors, des Haupt- und Querschiffes an die Kuppel, ist die Kirche al Gesù in Rom, begonnen von Vignola 1568 und vollendet von della Porta 1574. Die Kirche mit ihrem hohen und breiten Langhause, mit ihrem gemalten und stuckverzierten Tonnengewölbe, mit ihrer tadellosen, schön und und hellgestalteten Kuppel, mit dem Schmuckabschluß des Chores und mit ihrem Kapellenkranz, erfüllt alle Gedanken und Hoffnungen der Renaissance: durch Ge-

[1] Man denke an den baulichen Hintergrund der „Schule von Athen“ von Raffael.

schlossenheit der Gestaltung, Machtwirkung des Zierschmuckes, ungestörten vollen Genuß aller Herrlichkeiten des katholischen Gottesdienstes in Opferhandlung, in Gesang, Musik und Predigt[1].

II.

An der Hand dieser Vorbemerkungen gehen wir nun über zur Besprechung der Lorenzokirche.

S. Lorenzo ist eine der ältesten Kirchen von Florenz. Sie liegt fast im Schatten des Domes und hart an dem Palast Riccardi, dem alten Medici-Heim. Ursprünglich reichte ihre Stiftung bis ins 4. Jahrhundert hinauf. Eine heiligmäßige Frau, Namens Juliana, soll sie 390 gebaut haben, und der hl. Ambrosius, der, in der Absicht, dem Usurpator Eugenius aus dem Wege zu gehen, von Mailand aus Bologna und Florenz besuchte, weihte sie zu Ehren des Märtyrers Laurentius 392 ein. Bei Anlaß eines Festes, das im Laufe der Jahrhunderte die Republik Florenz zu Ehren des hl. Laurentius beging, äscherte ein Brand die Kirche ein. Giovanni de Medici, der Vater des berühmten „alten Cosimo", erbot sich, die Sakristei und einen bedeutenden Teil der Kirche wieder herzustellen. Er ging Brunellesco, der eben die Domkuppel baute, um einen Plan an, und Cosimo der Ältere, der Sohn des Giovanni, ließ den Bau der Kirche nach den Angaben Brunellescos 1425 ausführen[2].

Der neue S. Lorenzo nun ist eine dreischiffige Kirche. Sieben Säulen korinthischer Ordnung mit überwölbten Bogen teilen das Mittelschiff von den Nebenschiffen. Über den Bogen hin zieht sich, einem Verbindungsglied ähnlich, ein Gesims und über demselben eine Reihe von rundbogigen Fenstern durch die ganze Kirche. An das Langhaus schließt sich ein geräumiges Querschiff an, dessen Vierung von einer kleinen, unansehnlichen Kuppel überwölbt ist[3], während sonst Mittelschiff, Querschiff und Chor — wahrscheinlich eine Nachwirkung der alten Basilika — eine verzierte Flachdecke tragen; bloß die Nebenschiffe sind gewölbt. Hinter der Vierung öffnet sich ein einfacher, viereckiger, seitwärts durch zwei Fenster erleuchteter Chor, der befremdlicherweise auf der Hinterwand über dem Gesimse statt eines majestätischen Mosaikbildes oder farbigen Glasgemäldes das silberschimmernde Orgelgefüge zeigt. An den Chor reihen sich rechts und links, offenbar eine Erinnerung an die Bettelordenskirchen, welche den Übergang zur Renaissance bildeten, sofort zwei, ebenfalls viereckige Kapellen an, denen gegenüber im Grunde des Querschiffes eine ähnliche dritte, an das Seitenschiff angelehnt, entspricht. Die ganze Kirche beherbergt so 24 Kapellen, von denen die der Seitenschiffe bloß niedere, flache Nischen mit Altar und Tafelgemälden verziert und stilvoll in Pilaster und Gesimse gefaßt sind. Die Innenseite der Fassadenwand ziert auf einem Pilasterbau ein Balkon zum Vorzeigen von Re-

[1] Springer a. a. O. S. 165.

[2] *Richo*, Notizie storiche delle chiese fiorentine V, 2 sg.

[3] Die Kuppel soll nach einigen nicht von Brunellesco herrühren. Burckhardt, Renaissance in Italien S. 114.

liquien, der im Hintergrund eine Thüre mit rundem und zwei Fenster mit stumpfem Giebel hat.

Das sind die Grundzüge der Kirche des hl. Laurentius. Was gleich beim Eintreten auffällt und überrascht, ist die gewaltige Macht und Bedeutung, welche hier Brunellesco, ganz im Gefühl der Erstrenaissance, der Säule zu geben weiß. Man wird sich so recht bewußt beim Anblicke dieser machtvoll herausschreitenden und forteilenden Halle, was ein Säulenbau zu bedeuten hat[1]. Um den Eindruck zu erhöhen, brachte Brunellesco nach dem Vorgange der spätrömischen Baumeister zwischen dem Kapitäl und dem Ansatz des Bogens ein Mittelglied, den sogen. Kämpfer, ein Gebälkstück mit Architrav, Fries und Kranzgesims, an. Die Wölbung des Bogens selbst spannte er weit über den Umfang des Halbkreises. Das eingeschobene Mittelglied nämlich und die Stellung in der Höhe benehmen, von unten gesehen, dem Bogen etwas von seiner Spannung. Eigentümlich und befremdend trifft ferner den Eintretenden die Einfachheit und Zierlosigkeit des Innenbaus. Außer der Einfassung der Fenster, der Altarnischen und der Bogen, außer den Tafelbildern der Altäre und außer den Rosen und Arabesken der flachen Decke begegnet das Auge nirgends einem Zierstück. Das bläuliche Grau des Sandsteines der Säulen, des Gesimses und der Einfassungen, die einfach weiße Tünche der Mauerflächen, sind die einzigen Farben, welche den Innenbau beleben. So kann man sich anfangs nicht eines Gefühls von Nüchternheit, von vornehmer Kälte und freudloser Größe erwehren. Wir sind nämlich von Haus aus gewohnt an den heimischen, warmen Schmuck unserer Gotteshäuser, und so fühlen wir uns hier zuerst kalt und ungemütlich angeweht. Besucht man aber S. Lorenzo öfter und betrachtet das seltsame Bauwerk wiederholt, so versöhnt man sich immer mehr mit demselben, ja die einfachen Flächen und schmucklosen Bauglieder fangen an zu leben, zu sprechen und zu tönen. Sie vollführen nach und nach wirklich eine Art „Musik", welche die Seele mit stillem Wohlgefallen und mit Bewunderung erfüllt. So mächtig ist der Zauber einfacher, regelrechter architektonischer Linien auch ohne irgend eine Zuthat von Schmuck und so wohlthuend das Gefühl ruhiger Harmonie und Ebenmäßigkeit. Das ist eben der geheimnisvolle Zauber der guten Renaissance und der Beweis ihres Kunstgehaltes.

Die Außenfassade der Kirche dagegen steht ganz kunstvergessen da und schaut wie ein heller Vorwurf und ein Gewissensbiß in das kunstsinnige Florenz hinein. Zahlreich, wie einst die Verfassungen der Republik, waren die Pläne, die für den Fassadenschmuck von S. Lorenzo entworfen wurden. Nicht weniger als fünf bis sechs große Meister, unter andern Michelangelo und Raffael, reichten Entwürfe ein. Allein trotz allem Planen und Entwerfen bleibt die Stirnseite der Kirche bis auf den heutigen Tag ein häßlicher Rohbau.

III.

Bei aller Einfachheit des Hauptbaus entbehrt das Innere doch nicht bedeutender Kunstwerke. Zwischen den zwei letzten Säulen vor dem Chor rechts

[1] Burckhardt, Renaissance in Italien S. 116.

und links im Mittelschiff stehen auf einem Gestell von vier Säulen Kanzeln oder Bettner, die man beim ersten Anblick für Grabmäler halten möchte. Die Wände der Kanzeln bilden Erztafeln mit erhabener Arbeit, welche meist Vorgänge aus dem Evangelium darstellen. Die Platten sind teils von Donatello, teils von einem letzten Schüler Bartoldo. Die Schildereien sind dramatisch lebhaft, aber durchweg sehr ungleich, teils sehr realistisch und übertrieben. Auch hier fehlen im Gesimse nicht die lieblichen Kindergestalten, in denen Donatello so glücklich ist. — Im rechten Querflügel hat Desiderio da Settignano, den wir bereits durch sein herrliches Grabdenkmal des Marsuppini in S. Croce kennen, für die Sakramentskapelle ein sehr schönes Wandtabernakel geschaffen, in seinem wenigen, der köstlichen Zierwerk ganz klassisch und der guten Renaissance entsprechend.

Wie früher bemerkt wurde, ist die Frührenaissance besonders glücklich in Anlagen von Kapellen und Sakristeien, weil sie in denselben ihre Meisterschaft im Rundbau bekundet. So ein anmutiger Bau ist links an der Kirche die sogen. „alte Sakristei", ein viereckiger Raum, überdeckt von zwölfseitiger, aufgesetzter Fächerkuppel mit Laterne und mit einer zweiten kleinen Flachkuppel über dem zierlichen Altaranbau. Der originelle Brunnen daselbst und das herrliche Porphyrgrabmal des Piero und Giovanni de Medici, der Söhne Cosimos des Älteren, und aus der Hand des Verrocchio. Man wird keinen schöneren Zierranken, aus Erz getrieben, begegnen, als sie hier am Fuße des Sarges zu sehen sind. Donatello schuf hier die Erztürme mit kräftigen, aber etwas eintönigen Apostel- und Heiligenbildern, dann einige bedeutende Rundbilder mit Evangelisten und mit Schilderungen aus dem Leben des Täufers in den Blenden und Zwickeln der Decke und unter dem Altar das Grabmal des Giovanni Medici, Vaters des älteren Cosimo. Etwas ärmlich mutet hier die weiße Tünche der schönen Stuckarbeiten an.

Eine Erweiterung und Vervollkommnung der geistreichen Idee Brunellescos ist der alten Sakristei ist rechter Hand an der Kirche ausgeführt in der „neuen" Sakristei durch Michelangelo [1]. Auch sie ist ein viereckiger, kuppelbedeckter Raum, belebt durch eine doppelte Pilasterordnung und durch Nischen. Gegenüber der Eintrittsthüre steht die Altarnische mit einem Muttergottesstandbild, an beiden Seiten befinden sich die berühmten Särge des Lorenzo und des Giuliano Medici, gegenüber dem Altar gewahrt man ein drittes, unvollendetes und namenloses Grab.

Die geschichtlichen Anhaltspunkte dieser merkwürdigen Grabkapelle sind folgende: Leo X., ein Medici, plante mit seinem Neffen Giulio, dem späteren Papst Clemens VII., für seinen Vater Lorenzo Magnifico und seinen Oheim Giuliano (den Vater Clemens' VII.), der in der Pazzischen Verschwörung im Dom ermordet worden war, eine Grabkapelle und betraute Michelangelo mit deren Ausführung. Seit 1519 war Michelangelo an dem Werke beschäftigt. Mittlerweile aber wurde die Vollendung unterbrochen durch die Schilderhebung der Stadt

[1] Michelangelo, befragt, warum er Brunellesco wiederhole und nichts Eigenes schaffe, antwortete, man könne wohl etwas anderes leisten, aber nichts Besseres als Brunellesco. *Rio*, L'art chrétien IV, 386 sg.

gegen die Medici, bei welcher Michelangelo sich als eifriger Republikaner mit ganzer Seele beteiligte. Der Verzweiflungskampf endete 1530 aber mit der Unterwerfung der Stadt und mit der Umformung der Republik in ein Herzogtum unter der Botmäßigkeit der Medici. Clemens VII. befahl nun Michelangelo 1533 die Wiederaufnahme der Arbeiten für die Kapelle. Im folgenden Jahre befreite der Tod Clemens' VII. den Meister von dem verhaßten Frondienst der Unterdrücker seines Vaterlandes. Er floh nach Rom, und keine Bitten und Versprechungen Cosimos I. vermochten ihn zur Rückkehr zu bestimmen. Er gab nur noch 1558 Weisungen an Vasari für den Fortbau des Grabdenkmals. Der Plan Michelangelos wurde vielfach geändert und kam auch nicht zur vollständigen Verwirklichung. Von 17 geplanten Standbildern kamen nur fünf zur Ausführung. In den zwei hauptsächlichen Grabnischen zu seiten des Altars kamen auch nicht Lorenzo Magnifico und Giuliano, für welche die Grabkapelle eigentlich bestimmt war, zur Beisetzung, sondern zwei ganz unrühmliche Glieder der Familie Medici, Giuliano und Lorenzo, der erstere Bruder, der zweite Neffe Leos X., die durch ihren unerwarteten Tod die Familie eben in Trauer versetzt hatten.

Auf den abgeschrägten Deckeln des schön geformten Sarges liegen vier allegorische Gestalten, rechts Tag und Nacht, links Morgen- und Abenddämmerung; die Gestalten der Beigesetzten sitzen in der Nische des Oberbaus in kriegerischer Rüstung, rechts Giuliano, gebieterisch, barhaupt (aber eigentlich unbestimmt und nach nichts ausschauend), den Befehlshaberstab auf den Knien, links Lorenzo, nachdenkend, das Antlitz vom Helm tief überschattet und den linken Arm auf das Knie gestützt. An den allegorischen Gestalten ist vieles unfertig, nicht einmal an die Muttergottes auf dem Altar und an alle sinnbildenden Gestalten hat Michelangelo die vollendende Hand mehr legen mögen. Gegenüber dem Altare steht, wie bemerkt worden, ein einfacher, mitten in der Kunstherrlichkeit der Umgebung fast armer Marmorsarg. Der ist die Heimstätte des Lorenzo Magnifico und seines ermordeten Bruders. Der Leib des Lorenzo, gestorben 1492 am 8. April, wurde nach St. Marco gebracht und dort in der Sakristei über dem Sarge seines ermordeten Bruders Giuliano beigesetzt. Cosimo I. ließ am 3. Juni 1559 die Leiber in die neue Grabkapelle überbringen und in besagtem Sarge bestatten. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß der Leib Lorenzos noch ganz erhalten und vollständig erkenntlich war. Das weiße Leichenkleid, in welches der Leib gehüllt war, hatte etwas Schaden gelitten, die rote Scharlachmütze war noch fast wie neu. Dagegen war der Leib Giulianos aufgelöst. Am Haupte gewahrte man noch die Todeswunde, die ihm die Mörderhand beigebracht. Derselbe Befund stellte sich heraus bei einer neuen Untersuchung des Marmorsarges am 5. Oktober 1895. Zwei Särge lagen übereinander, unten der des Lorenzo, oben der kleinere Giulianos, dessen Schädel noch immer die Spur des tödlichen Streiches trug [1].

Der Wert dieses leichten und herrlichen Bauwerkes liegt in der wunderbaren Harmonie des Zierschmuckes mit dem Bauganzen. Es ist da alles für einander

[1] Revue de l'art chrétien (1897) p. 185—194.

gemacht wie aus einem Guſſe. Die Ausbildung des Pilaſterbaus, das unvergleichliche Gleichgewicht der Verhältniſſe und Maſſen, die wohlthuende Gegenwirkung von Licht und Schatten, von einer auswärtstretenden, von mittleren und ſeitwärtsliegenden Flächen, die Klarheit, Gebundenheit und Abrundung des ganzen Entwurfes, ſind alles Züge, welche dieſe Grabkapelle zu einem Meiſterwerk der Hochrenaiſſance machen. Sie iſt aber auch ſo recht die Schöpfung Michelangelos namentlich in dem Statuenſchmuck. Die Großartigkeit des Entwurfes, die Urſprünglichkeit und Reckenhaftigkeit der Geſtalten voll Naturwahrheit und vollendeter Formbildung, dieſer titaniſche Drang und Ungeſtüm, mit ſeiner Kunſt die äußerſten Gegenſätze ſelbſt auf Koſten der Ruhe und Wahrſcheinlichkeit zu verwagen, die geheimnisvollen Tiefen und Schattenſeiten, die von allen Seiten in das Kunſtgebilde herniederdämmern, kennzeichnen vollkommen den ernſten, einſamen, tiefglühenden, leidenſchaftlichen und gewaltthatluſtigen Geiſt des Meiſters. Es iſt vieles unaufgeklärt in dieſen Schöpfungen. Bekanntlich arbeitete Michelangelo nur mit Widerſtreben und Widerwillen an dem Werke, deshalb ſind die beiden Hauptgeſtalten nicht einmal Porträtfiguren, ſondern bloß allgemeine Idealgeſtalten, und die ſinnbildlichen Standbilder ſind ſo allgemeiner Bedeutung, daß der Grund ihres Hierſeins immer und immer wieder in Frage kommt[1]. Die Kapelle ſteht ſchließlich unter dem Unſtern, der nicht wenige plaſtiſche Werke, für welche doch der Meiſter das größte Kunſtvermögen zu haben behauptete, begleitet, nämlich die Unfertigkeit und Unvollendung, und dann, daß ſie trotz oder vielmehr infolge ihrer Eigenartigkeit der Anfang der traurigen Verwilderung in der Kunſt wurde, wie Michelangelo einſt ſelbſt geſagt haben ſoll: „Wie viele werden an meinen Schöpfungen zum Narren werden.“

An die linke Langſeite der Kirche ſchließt ſich der ſchöne, anmutige, doppelſchoſſige Säulenhof der Domherren des hl. Laurentius an, den Brunellesco auch entworfen haben ſoll. Die Laurentianiſche Bibliothek, die man vom Kloſterhof betritt, iſt von Michelangelo und durch Clemens VII. gebaut worden, als er noch als Kardinal Giulio in Florenz weilte. Das Hauptgebäude iſt würdevoll; das Zierwerk von feinem Schönheitsſinn; die Vorhalle aber mit ihren Doppelſäulen, in hervortretende Wandflächen eingeſtellt, iſt allweg weniger glücklich und fällt Vaſari zur Laſt.

Die ſogenannte mediceiſche Kapelle, begonnen von Ferdinand I., hinter der Laurentiuskirche, iſt ein Achteck mit hoher Kuppel aus dem Jahre 1604. Erſt ſollte die Kapelle das heilige Grab aufnehmen, das ein Emir der Druſen dem Großherzog Ferdinand I. von Jeruſalem herüberzuſchaffen für viel Geld in Ausſicht geſtellt hatte. Der Anſchlag mißlang; aber nun wurde der Bau zur Erinnerungsſtätte der Großherzoge, von denen ſechs Namen (1577—1733) an den Niſchen der Granitſärge zu leſen ſind, beſtimmt. Äußerſt koſtbare Moſaikbilder ſind die Städtewappen an den Sockeln der Grabmäler. Sonſt iſt alles eitel plumpe und mißlungene Pracht, deren Verantwortung ein gewiſſer Prinz Giovanni Medici und der Baumeiſter Nigetti zu tragen haben.

[1] Burckhardt, Cicerone II, 221.

IV.

So ist denn S. Lorenzo ein Werk der Renaissance im weitesten Sinne des Wortes. Die Kirche mit ihren Sakristeien, ihrem Klosterhof, mit ihrer Bibliothek und ihren Kapellen bildet ein abgerundetes Ganzes, in dem diese Bauweise mit ihren verschiedenen Entwicklungsstufen von ihren zarten Anfängen bis zur Hochrenaissance und bis zum Niedergange in lebendigen Bildern zur Anschauung kommt. Besonders anmutend und unterrichtend ist die Erscheinung der Erstrenaissance mit ihren einfachen, schüchternen, jungfräulich zarten Versuchen, es der Antike im christlichen Sinne nachzuthun. Neben S. Lorenzo zählt Florenz noch andere Blüten dieser Art mit denselben einnehmenden Zügen. Da ist vor allem die schöne Kapelle der Pazzi im Klosterhof von S. Croce, dann am Fuße der Fäsulanerhöhen die Badia mit dem herrlichen Fassadenstück in Mosaik aus der romanischen Zeit, dem Florenz nichts Ähnliches in diesem Zweige an die Seite zu stellen hat; ferner die Kirche S. Salvatore ai Monti, die Michelangelo „das schöne Landmädchen" zu nennen pflegte; die große Kirche S. Spirito endlich, nach den Angaben Brunellescos entworfen, ist nichts als großartige Erweiterung des Baugedankens von S. Lorenzo. Die Nebenschiffe sind hier um Chor und Querschiffe herumgeführt, aber die einfache Schönheit von S. Lorenzo erreicht S. Spirito nicht.

Es ist S. Lorenzo auch in der That die Grabkirche der Medici. Überall begegnet man in der Kirche dem Kugelwappen der Familie. Noch kurz vor ihrem Aussterben schmückte sie die Decke derselben mit dem goldenen Zierwerk. Nicht weniger als 59 Glieder der Familie sind in S. Lorenzo beigesetzt.

Die ältere Linie der Medici von Giovanni d'Averardo, Cosimos des Älteren Vater, an bis auf den letzten unwürdigen Sprößling, Alessandro, den ermordeten ersten Herzog von Florenz, der noch in dem Grabe Lorenzos, des Herzogs von Urbino, untergebracht wurde, ist, verewigt durch Inschriften und verherrlicht durch die Hand eines Donatello, eines Verrocchio und eines Michelangelo, in den verschiedenen Kapellen und Sakristeien der Kirche bestattet. Cosimo der Ältere ruht unter dem Chor der Kirche, und eine Ehreninschrift, auf Staatskosten hergestellt, nennt ihn: Pater patriae. Unweit von ihm hat Donatello, sein Lieblingskünstler, seine Grabstätte gefunden.

Die zweite Linie der Medici, die eigentliche Herrscherfamilie, die im Jahre 1537 mit Cosimo I. den Thron bestieg, besitzt zwar in der oben genannten Fürstenkapelle an den leeren Granitsärgen und Grabstatuen herrliche Erinnerungszeichen, die sterblichen Überreste aber wurden in einer Halle des riesigen Totengewölbes unter der Kirche beigesetzt. Beunruhigende Gerüchte, die über den Zustand der Gruft umgingen, bewogen im Herbst des Jahres 1857 den Großherzog Leopold II. aus dem habsburgisch-lothringischen Hause, das im Jahre 1733 den Medici gefolgt war, eine Untersuchung der Gewölbe anstellen zu lassen. Dieselbe förderte eine traurige Entdeckung zu Tage. Die Särge lagen da vernachlässigt und teils erbrochen; die Toten selbst von ruchlosen Händen beraubt und manche selbst ohne Sarg. Aber alle lagen sie da von Cosimo I. bis auf Johann Gaston,

den letzten Mediceer; alle, zuerst Giovanni delle Bande nere, Cosimos Vater, der tüchtige Kriegsmann, dem im Kampfe gegen Jörg von Frundsberg bei Governolo das Bein zerschmettert worden war; in einfacher Eisenrüstung des Söldners lag er da, das Visier geschlossen und verrostet, und neben ihm die gute, verständige Gemahlin Maria Salviati; dann Cosimo I. selbst, der unermüdete Schaffer und Ordner des toskanischen Staates, noch ganz erkennbar, Kinn und Wangen von braunem Bart bedeckt, neben sich ein Schwert mit zerbrochenem Griff; an der Seite seine Gemahlin Eleonore von Toledo, die Tochter des berühmten Vizekönigs von Neapel, als bloßes Gerippe, aber die kastanienbraunen Locken noch vollständig erhalten; ferner ihr Sohn Francesco I., eine schwarze Mumie, und seine Gemahlin, die Habsburgerin Johanna, mit todesblassem Antlitz; dann noch fünf Großherzoge, teils in Mäntel des Malteser- oder Stephansordens gehüllt, und ihre Gemahlinnen, in Resten von prächtigen Gewändern und goldverzierten Stoffen, die kleinen Füße in purpurnen Pantoffeln mit handhohem Absatz; weiter Kardinäle in Mitra und rotem Birett mit Brustkreuz, Ring und Rosenkranz; endlich fürstliche Prinzessinnen und Kinder mit goldenen Denkpfennigen voll rührender Anspielungen, so die Darstellung des Paradiesvogels mit dem Sinnspruch: Aethera, die Geburt der Perle mit der Umschrift: Dos in candore; während um andere Frauen- und Kinderleichen sich Sagen von häuslichen Unthaten gleich unheimlichen Schleiern woben; denn auch im Hause Medici soll Gift und Mord häufig umgegangen sein. Besonders ergreifend und erschütternd war der Anblick des Waltens der Vergänglichkeit und der Verwesung bei Johann Gaston, mit dem das Haus Medici ruhmlos schloß. Eine goldene Denkmünze in seinem Sarge zeigt einen geborstenen Tempel, an dem die Künste weinen, und eine weibliche Gestalt, die einen Anker fallen läßt für immer.

Ein Augenzeuge des Thatbefundes in der Mediceergruft schreibt: „Ich kann die Empfindung nicht schildern, welche mich erfüllte, als ich in dem matt erhellten Gewölbe stand, umgeben von dem einzigen, was übrig geblieben war von einer großen historischen Familie, einer Familie, bemerkenswert im Guten wie im Schlimmen, die ihrer Heimat die Freiheit nahm und vielleicht ihre Unabhängigkeit rettete, deren Namen verwachsen ist mit dem Namen von Florenz und der Geschichte der ganzen modernen Zivilisation, deren Spuren man bei jedem Schritte begegnet, glänzend weit über die Grenzen ihres eigentlichen Wirkungskreises hinaus, viel gerühmt und viel geschmäht, beides nicht selten ohne Maß und Recht. So viel Glanz, so viel Thatendurst, so viele Verdienste, so viele Laster und Verbrechen — und diese Spanne Raum, diese Särge, diese Gebeine und modernden Reste! Die Pforte zweier Jahrhunderte schien mir verschlossen, zweier Jahrhunderte der Herrschaft durch Gewandtheit, Klugheit, List und Gewalt angebahnt, in Blut gegründet, durch Konsequenz befestigt, in Ruhmlosigkeit erloschen! ... Lassen wir den Deckel fallen; es ist ein fürchterliches Memento mori. Im Camposanto zu Pisa malte Orcagna den Triumph des Todes, er stellte sprechend den Eindruck dar, den die Verwüstung machte, auf den Menschen nicht nur, auch auf Tiere. Ich dachte des Bildes, als ich am Sarge des letzten toskanischen Herrschers mediceischen Stammes stand. Es ist eine ernste Lehre, ein Blick in eine solche Toten-

gruft, wie die Gewölbe von S. Lorenzo sie bieten. Über der Erde Glanz, unter derselben Graus und Moder. So viel Arbeit um ein Leichentuch.“ [1]

Gewiß — niemand kann dieser Totengruft seine Teilnahme versagen. Der Großherzog Leopold ließ auch sogleich seine sorgende Hand walten und ließ die verwahrlosten Überreste der Hingegangenen in 24 neue, prächtig gearbeitete Särge sammeln und in der Gruft aufstellen.

Dort ruhen sie nun im Schatten des leichten, gefälligen S. Lorenzo, des ersten Renaissancebaus, im Schoße ihrer Pfarrkirche, die sie größtenteils gebaut, und in der Hut ihres Schutzheiligen — diese Männer der modernen Kultur, die selbst hervorgehend aus dem Geiste dieser Kultur und leibhaftige Träger ihrer Licht- und Schattenseiten, deren Segen und Unsegen mit voller Hand nicht bloß über die Vaterstadt, sondern über Italien und Europa ausgestreut und eine neue Zeit der Wissenschaft, der Politik und Kunst heraufgeführt haben. Eingedenk ihrer Fehlungen sowie ihrer Sühnungen scheiden wir versöhnt von ihrer Asche.

---

[1] v. Raumer in der Beilage zu Nr. 346 der Allg. Zeitung 12. Dez. 1857. Vgl. *Peruzzi*, Gius publico populare dei Toscani (Firence 1860) p. 108 sg.

M. Meschler S. J.

Rezensionen.

Lehrbuch der Pastoraltheologie. Erster Band: Das Priesteramt. Darbringung des heiligen Meßopfers und Spendung und Empfang der von Gott angeordneten Gnadenmittel. Von **Joh. Ev. Pruner**, Dr. der Theologie, Päpstl. Hausprälat, Dompropst und Professor der Theologie in Eichstätt. 8°. (XIV u. 432 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis *M.* 4.40.

Das Werk ist eingegliedert in die Reihe der theologischen Lehrbücher der Wissenschaftlichen Handbibliothek des Schöninghschen Verlags. Die Verlagshandlung hat dem betreffenden Leserkreis einen wertvollen Dienst erwiesen, indem sie den hochw. Verfasser zur Herausgabe der Schrift gedrängt hat. Wohl besitzen wir erst den I. Band; doch dürfen wir das Erscheinen des ausstehenden II. Bandes wohl bald hoffen. Übrigens bildet der jetzige für sich ein gewisses Ganzes, da er die eigentliche Priesterthätigkeit des Seelsorgers zur Darstellung bringt.

Was besonders an dem Werke hervorzuheben ist, das ist zuerst der Form nach die einfache und herzliche Sprache, die den Leser nicht ermüdet, aber erbaut und belehrt und ohne Aufdringlichkeit den echt priesterlichen Geist, welchen das ganze Buch atmet, in andern aufweckt und kräftigt. Der Sache nach zeichnet sich der Band aus durch die Reichhaltigkeit der besprochenen Fälle, die im Seelsorgeramt auftauchen können, durch die Korrektheit der Lehre und der Entscheidungen, durch die Besonnenheit in Auswahl umstrittener Meinungen. Selbst wer hie und da anderer Meinung sein mag, wird dem Verfasser zugeben müssen, daß er keine Frage von irgend welcher Bedeutung entschied, ohne für sich wichtige Gründe und angesehene Autoritäten zu haben.

Für den liturgischen Abschnitt war es nicht angebracht, auf die noch unvollendete und erst seither bis zu den letzt erflossenen Dekreten fertiggestellte Sammlung der Decreta authentica Congr. S. Rit. ex actis eiusdem collecta eiusque auctoritate promulgata sub auspiciis SS. D. N. Leonis PP. XIII. zu verweisen; allein alle irgendwie wesentliche Dekrete bis zur neuesten Zeit hin sind thatsächlich benutzt worden und aus andern zuverlässigen Quellen sorgfältig zusammengetragen.

In prinzipiellen Entscheidungen, welche die dogmatische und moraltheologische Disziplin betreffen, können oft kleine Bemerkungen, die in ein paar Zeilen abgemacht werden, dem Leser deutlich zeigen, welch sorgfältige Rechenschaft der

Verfasser sich über alles gegeben hat, was in Frage kommen kann und was die Würde des Dienstes Gottes und die Auswirkung des Heiles der Seelen berührt.

Wir erwähnen beispielshalber die lichtvolle Erörterung über „Sakramentalien" S. 99 ff. Dann heben wir hervor die paar Seiten (S. 175—181) über die „Reue". Eine ganze Reihe von Fragen werden in dieser kurzen und bündigen Erklärung berührt und für die Praxis gelöst. Es finden nicht nur die nötigen Eigenschaften der Reue gründliche Erörterung — unter Ausscheidung von zuweilen auftauchenden übertriebenen Forderungen —; auch auf die hohe Bedeutung der vollkommenen Reue und der Unterweisung der Gläubigen über dieselbe, sowie auf den unschätzbaren Wert der baldigen Wiederversöhnung des gefallenen Sünders mit Gott wird aufmerksam gemacht. Ferner möchten wir den Leser hinweisen auf die Bemerkungen über die in gewissen Fällen eintretende verschärfte Pflicht zur Spendung der heiligen Ölung und über die richtige Art und Weise, dieselbe bedingungsweise zu spenden (S. 89. 307).

Es sind dies nur ein paar Stellen, die wir herausgehoben haben. Das Buch wird dem Seelsorgspriester ein Berater sein, zu welchem er gerne greifen und welchen er mit Nutzen für sich selbst und für andere zu Rate ziehen wird.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Die babylonische Mondrechnung. Zwei Systeme der Chaldäer über den Lauf des Mondes und der Sonne. Auf Grund mehrerer von J. N. Straßmaier S. J. copirten Keilinschriften des Britischen Museums von **Franz Xaver Kugler** S. J. Mit einem Anhang über chaldäische Planetentafeln. Lex.-8°. (XVI u. 214 S. u. 13 Tafeln.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 24.

P. Joseph Epping S. J. veröffentlichte vor etwa einem Jahrzehnt sein Werk[1], welches für unsere Kenntnis der babylonischen Astronomie in vollem Sinne grundlegend und bahnbrechend gewesen ist. Vor Epping kannte man die Astronomie der Chaldäer nur aus den dürftigen Notizen, welche sich in den Schriften der Alten zerstreut vorfinden. Der astronomische Text der Keilinschriften war völlig unverständlich trotz der bedeutenden Fortschritte, welche die Assyriologie durch Jules Oppert und andere Forscher gemacht hatte. Nur der eine oder andere Planetenname und ein paar Kunstausdrücke waren mehr oder weniger sicher bestimmt. Da war es Epping, welcher gleich in seiner ersten Publikation nicht bloß einige wichtige Winke gab, um die endgültige Erschließung einzuleiten, sondern sofort chaldäische Kalendertafeln für zwei volle Jahre entzifferte und erklärte. Mit einem Schlage waren die Zeichen sämtlicher Planeten definitiv bestimmt; eine Menge von Fixsternen (Sirius, Aldebaran, Kastor, Pollux, Regulus, Antares) war identifiziert, alle Bilder des Tierkreises waren erkannt, eine Unsumme

[1] Astronomisches aus Babylon oder das Wissen der Chaldäer über den gestirnten Himmel. Unter Mitwirkung von P. J. N. Straßmaier S. J., von J. Epping S. J. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 44.) Freiburg, Herder, 1889.

von techniſchen Ausdrücken war erklärt. Unterſtützt wurde Epping bei ſeiner Arbeit durch P. Johannes Nepomuk Straßmaier S. J. Nur ein ſo vollendeter Kenner der Keilinſchriften war im ſtande, die überaus ſchwierigen aſtronomiſchen Tafeln mit ſo viel Verſtändnis und Genauigkeit zu kopieren, daß im Anſchluſſe daran mit Ausſicht auf Erfolg eine Entzifferung durch Rechnung, wie Epping ſie durchführte, verſucht werden konnte. Auch während der Arbeit konnte er zuweilen brauchbare Ratſchläge geben, obwohl hier aſſyriſche Philologie wenig helfen mochte. Ihm iſt es auch zu danken, ſagt Epping, „daß nach Feſtſtellung der ſachlichen Bedeutung der Inſchriften ſowohl der Keilſchrifttext als die Transſkription Sicherheit und Klarheit gewonnen haben".

Dem „Aſtronomiſchen aus Babylon" ließ Epping eine Reihe Publikationen folgen, in welchen er die gewonnenen Ergebniſſe zur Erklärung neuer Tafeln benutzte, die Straßmaier ihm übermittelte. Dabei wurde auch manch neue, nicht unwichtige Entdeckung gemacht[1]. Doch war er vielfach durch Krankheit gehindert; und ſchon im Jahre 1894 wurde der gelehrte, beſcheidene und liebenswürdige Mann durch den Tod ſeinen Freunden entriſſen[2].

Auch der Art, wie die Chaldäer ihre Mondrechnungen anſtellten, ſchenkte Epping ſeine Aufmerkſamkeit. Die grundlegenden Reſultate dieſer Studien hat er der Öffentlichkeit übergeben[3]. Doch blieb auf dieſem Gebiete noch das meiſte zu thun übrig. Hier nun ſetzte Kugler ein, welcher im Jahre 1897 die Fortſetzung der Arbeiten Eppings übernahm. In der ſoeben erſchienenen Schrift „Die babyloniſche Mondrechnung" legt er uns die erſten Früchte ſeiner zweijährigen Forſchungen vor. Die Texte, auf denen die Arbeit ruht, lieferte P. Straßmaier. Leider verhinderte Kränklichkeit den hochverdienten Forſcher, der Arbeit ſpäterhin ſein Intereſſe ſo zuzuwenden, wie es für die aſſyriologiſche Seite derſelben wohl wünſchenswert geweſen wäre.

Kugler unterſcheidet zwei Syſteme von Mondrechnungen. Syſtem I iſt repräſentiert durch 5 Tafeln. Nr. 272 (81—7—6); Nr. 99 (81—7—6); Sp. I 143, 162, 165. Zu Syſtem II gehören die „Lehrtafel" S + 2418; Nr. 93 (81—7—6); Sp. I 137, 187; Sp. II 47, 54, 74, 80, 87, 96, 99, 105, 110, 581. Für die Syſteme ſind jedesmal die beiden zuerſt genannten Tafeln die wichtigſten.

Syſtem II iſt älter als Syſtem I. Das ergiebt ſich ſchon aus den Daten der Tablets, ſoweit dieſelben ſich erkennen bezw. beſtimmen laſſen. Das älteſte Tablet von Syſtem I (Sp. I 162) iſt vom Jahre 133 v. Chr. Dagegen be-

[1] Zeitſchrift für Aſſyriologie IV (1888), 76 u. 168; V, 281 u. 341; VI, 89 u. 217; VII, 197 u. 220; VIII, 106 u. 149. Stimmen aus Maria-Laach XXXIX (1890), 225. Die erſtgenannten Publikationen gingen dem „Aſtronomiſchen aus Babylon" voraus, deſſen Manuſkript aber bereits im weſentlichen feſtgeſtellt war.

[2] Vgl. den Nachruf von P. Alexander Baumgartner S. J., in der Zeitſchrift für Aſſyriologie IX, am Schluß.

[3] Aſtronomiſches aus Babylon S. 8—16. Ganz beſonders wichtig iſt hierfür: Stimmen aus Maria-Laach XXXIX (1890), 225—240.

ginnt die älteſte datierte Tafel von Syſtem II (Nr. 93) mit dem Jahre 175 v. Chr., während die Lehrtafel noch früher anzuſetzen iſt. Doch beſtanden beide Syſteme auch nebeneinander. Denn Sp. II 80 aus dem Syſtem II fällt ins Jahr 118 v. Chr. Dazu kommt, daß Syſtem II, namentlich wo es ſich um den Lauf der Sonne handelt, weit unvollkommener und in ſeinen Reſultaten ungenauer iſt als I. Endlich liegen im Syſtem II die vier Jahrespunkte im 10. Grade der Tierkreiszeichen, während ſie im Syſtem I infolge der Präceſſion bereits auf den 8. Grad fortgerückt erſcheinen.

Die babyloniſche Mondrechnung beſchäftigt ſich nur mit den Syzygien (Neumond und Vollmond) und gewiſſen zugehörigen Erſcheinungen: Finſterniſſen, Neulicht[1], Altlicht[2] u. ſ. w. Auf die Berechnung des Neulichtes und Altlichtes und verwandter Erſcheinungen beim Vollmond geht Kugler nicht ein. Das ſoll der Gegenſtand einer neuen Arbeit werden. Neumond und Vollmond finden ſich bei den Babyloniern in vollkommen analoger Weiſe behandelt. Wie geſtaltet ſich alſo die chaldäiſche Berechnung des Neumondes?

Die Berechnung des Neumondes wurde von dieſen Aſtronomen nicht nach unſerer Weiſe ausgeführt. Wir nehmen als Grundlage den mittlern Neumond, der bekanntlich mit dem wirklichen bis auf einen Tag differieren kann; darauf verbinden wir mit dem gefundenen Datum die nötigen Korrektionen, um zum eigentlichen Neumond zu gelangen. Anders die Babylonier; ſie gingen von irgend einem bekannten (wirklichen) Neumonde aus und berechneten von hier auf einmal eine ganze Reihe von wirklichen Neumonden. Zu dieſem Behufe bildeten ſie mehrere Kolumnen. Eine Kolumne z. B. enthielt die Datierung der aufeinander folgenden Neumonde, indem die betreffenden Zahlen der Reihe nach untereinander geſchrieben wurden. Daneben war eine Kolumne, welche den zeitlichen Abſtand des Neumondes von ſeinem Vorgänger ausdrückte. Eine dritte Reihe gab die Breite, eine vierte die Länge der Neumonde an u. ſ. w. Die einzelnen Kolumnen wurden nach feſt beſtimmten Geſetzen entwickelt, meiſt unter Zuhilfenahme benachbarter Reihen.

Kugler macht uns mit elf Kolumnen des jüngeren Syſtems und mit zwölf des älteren bekannt. Er bezeichnet dieſelben mit den Buchſtaben des Alphabetes von A bis L reſp. M. Daneben treten im jüngeren Syſtem noch 4 ſekundäre Kolumnen auf (△, E′, E″, F). Es kommen alſo im ganzen 27 Reihen zur Darſtellung. Dieſelben bilden ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze. Kugler zeigt uns, wie die Babylonier in früherer und ſpäterer Zeit das Datum des Neumondes vorausbeſtimmten, wie ſie die Tageslänge, den ſcheinbaren Durchmeſſer und die Geſchwindigkeit des Mondes, die Größe der Finſterniſſe u. dgl. errechneten. Die Geſetze ſämtlicher Kolumnen ſind vollſtändig und mit unbedingter Sicherheit aufgedeckt. Niemand, der das Buch mit Auf-

[1] Abend, an dem nach der Konjunktion mit der Sonne die dünne Mondſichel zum erſtenmal wieder ſichtbar wird.

[2] Morgen, an dem der abnehmende Mond zum letztenmal vor der Sonne erſcheint.

merkſamkeit und Verſtändnis lieſt, kann in dieſer Beziehung den mindeſten Zweifel hegen. Nur Kolumne F des älteren Syſtems, welches ſich auf Finſterniſſe bezieht, macht eine Ausnahme. Sie wird aus der Kolumne E errechnet nach der Formel: $F = 17^{I}\,24^{II} \pm 10$ E. Wird F negativ, ſo tritt hinter dasſelbe das Zeichen bat[1]. Es iſt Kugler aus Mangel an Material nicht gelungen, die Grenzen genau zu beſtimmen, innerhalb deren das Zeichen minus gilt. Er äußert darüber nur Mutmaßungen. Gewißheit läßt ſich in dieſem Punkte erſt durch Beibringung neuer Texte gewinnen. — Auch die aſtronomiſche Bedeutung aller Kolumnen iſt mit Sicherheit feſtgeſtellt. Nur bei den Kolumnen B (ſcheinbarer Durchmeſſer des Mondes), G (tägliche Änderung der Rektaſcenſion) und F (Größe der Finſterniſſe) im älteren Syſtem ſind Zweifel möglich. Ebenſo iſt für die Kolumne E beider Syſteme nur ſicher, daß es ſich um eine Funktion der Mondbreite handelt. Welcher Art dieſe Funktion ſei, iſt weniger gewiß; doch glaube ich, daß Kuglers Vermutungen das Richtige treffen.

Recht beachtenswert iſt, was Verfaſſer (S. 127) über die Bogenmaße der Chaldäer ausführt. Sie hatten eine doppelte Kreisteilung. Einmal teilten ſie die Peripherie in 360°, den Grad in 60′ u. ſ. w. Dieſe Maße ſind heutzutage von allen Kulturvölkern angenommen. Zuweilen aber wählten die Chaldäer die Duodecimalteilung und zerlegten den Kreisumfang in 12 kasbu (1 kasbu = 30°); 1 kasbu zerfiel in 12 Ellen (ammat) die Elle in 24 Zoll (1 Zoll = 6′ 15″). Doch ſcheint die Elle oft auch in 10 Teile zu 15′ oder in 60 Teile zu 2′ 30″ zerlegt worden zu ſein. Die Gradteilung war, ſoviel ich ſehe, für die Längenangaben, die Elle eher als Breitemaß in Gebrauch. Alle die Maßbeſtimmungen finden ihre weſentliche Beſtätigung in den Rechenreſultaten Eppings.

Äußerſt auffallend iſt die Verwandtſchaft des jüngeren Syſtems der babyloniſchen Mondrechnung mit Hipparch. Die Werte, welche nach dem Berichte des Ptolemäers jener Aſtronom den Mondkonſtanten gegeben hat, finden ſich in dieſen Keiltafeln abſolut genau wieder bis auf die Sekunden, Tage u. ſ. w. Hier findet ſich die erſte Kenntnis der nach allgemeiner Anſicht von Hipparch entdeckten Präceſſion, indem die Jahrespunkte vom 10. Grade der Tierkreiszeichen auf den 8. verlegt ſind. Kugler ſcheint geneigt zu glauben, der griechiſche Gelehrte habe ſeine Konſtanten und auch das Wiſſen um die Präceſſion aus Babylon entlehnt.

Merkwürdig bleibt dabei, daß das babyloniſche Syſtem, welches Kenntnis dieſer Dinge zeigt, gleichzeitig mit Hipparch, ja jünger als er iſt. Denn Hipparch hat nach der gewöhnlichen Annahme bereits 161 v. Chr. Beobachtungen angeſtellt, während jenes babyloniſche Syſtem ſich nur bis 133 v. Chr. verfolgen läßt. Vor dieſer Zeit finden ſich in Babylon allerdings Mondrechnungen; aber ſie verraten keine Kenntnis der Präceſſion oder der Hipparchiſchen Konſtanten[2].

Kugler macht mit Recht auf verſchiedene Stellen der alten Schriftſteller aufmerkſam, welche durch ſeine Unterſuchungen Beſtätigung und neues Licht gefunden

[1] Kuglers Anweiſung iſt hiervon nur formell, nicht ſachlich verſchieden.

[2] Vgl. Kugler S. 50 ff. und S. 201 f., wo Kugler die Priorität der Chaldäer recht eingehend zu begründen verſucht.

haben. So singt Manilius in seinem bekannten Lehrgedichte (III, 680) von den Jahrespunkten:

Has quidam vires octava in parte reponunt;
Sunt quibus esse placet decimas; nec defuit auctor
Qui primae momenta daret frenosque dierum.

In der That haben die Babylonier, wie wir schon nach Kugler erwähnten, in älterer Zeit die Jahrespunkte auf den 10. Grad der Zeichen verlegt. Bei 10° arietis lag also das Frühlingsäquinoktium. Da man zugleich das Perigäum auf 20° arcitenentis und damit den einen Pol der Apsiden auf 20° piscium versetzte, so erhellt, daß man den Anfang des Widders und des ganzen Tierkreises genau in der Mitte zwischen Frühlingspunkt und Apsidenpol eintrug. Später wurde diese Harmonie gestört, als die Präcession dazu zwang, den Frühlingspunkt auf 8° arietis zu verschieben. Hipparch führte statt des festen Nullpunktes den beweglichen ein, indem er den Anfang des Widders mit dem Frühlingspunkte identifizierte und mit diesem auf der Ekliptik sich bewegen ließ. Auf diese drei durch Kugler nachgewiesenen Zählungsweisen bezieht sich also Manilius. — Ebenso finden wir bei Cleomedes eine Anweisung, die Dauer der Tage zu bestimmen, welche sich mit der babylonischen deckt (vgl. Kugler S. 212. 104 f. 68).

Ein Anhang des Werkes enthält interessante Andeutungen über die Planetenrechnungen der Babylonier, speziell für Jupiter. Doch will Verfasser bei einer späteren Publikation diesen Gegenstand eingehender behandeln. — In demselben Anhange findet sich eine Bemerkung über die Schaltregel der Babylonier. Das babylonische Jahr richtet sich nämlich nach dem Laufe des Mondes. Der erste Tag des Monats beginnt mit dem Neulicht, d. h. mit dem Abend, an welchem nach dem Neumonde die schmale Mondsichel zum erstenmal wieder für das bloße Auge sichtbar wird. Hieraus ergiebt sich, daß die babylonischen Monate 29 oder 30 Tage haben, weil von Neulicht zu Neulicht diese Zeit verläuft. Es folgt auch, daß die Zahl der Tage für jeden Monat nicht bestimmt ist, wie bei uns. Wir geben dem September stets 30 Tage; der babylonische Nisan hatte aber in einem Jahre 29 Tage, in einem andern 30, je nach dem Stande des Mondes. Dasselbe gilt auch von den übrigen Monaten. Endlich sehen wir ein, daß das babylonische Jahr gewöhnlich 12 Monate hatte, daß aber von 19 Jahren 7 einen Schaltmonat erhalten mußten, sollte der Kalender nicht alle Fühlung mit dem Sonnenlauf und den verschiedenen Jahreszeiten verlieren. Nach welcher Regel wurden nun die Schaltjahre bestimmt? Über diesen Gegenstand ist längere Zeit, besonders nach Eppings Tod, ein eigentümlicher und fruchtloser Streit in verschiedenen Zeitschriften geführt worden. Kugler bestätigt jetzt Eppings Regel und beweist zudem, daß sie in der Arsacidischen Ära allgemein festgehalten wurde. Dabei wird es auch bleiben, obgleich allerdings das Material, auf welchem Epping und Kugler fußen, noch nicht vollständig veröffentlicht ist. Wann jene Regel anfing, Gültigkeit zu haben, ist eine besondere Frage. Für die Zeit und die Astronomenschulen, zu denen unsere Tafeln gehören, galt sie ganz gewiß.

Kuglers Schrift ist wichtig für den Assyriologen. Eine stattliche Anzahl neuer Kunstausdrücke ist erklärt, wie rim, bat, lal lal, libbun u. s. w. Namentlich

wird die Realübersetzung großer Teile der Lehrtafel (S + 2418) die Philologen erfreuen. Es wird ihnen nun leicht sein, den Laut und die Bedeutung der einzelnen Zeichen zu bestimmen, soweit Kugler das nicht besorgen konnte.

Auch die Kulturgeschichte wird anerkennen, welch reger, wissenschaftlicher Eifer in Babylon herrschte und wie weitgehende Kenntnisse die Chaldäer besaßen. Man wird den Vorwurf, daß die babylonische Astronomie bald in Astrologie ausgeartet sei, sehr beschränken müssen (vgl. Kugler S. 203 ff.). Es sind nur einige gewesen, welche sich mit Sterndeuterei befleckten, wie auch schon Strabo bezeugt. In den von Straßmaier und Kugler veröffentlichten Tafeln herrscht durchweg echte, ernste Wissenschaftlichkeit; nirgends finden sich astrologische Andeutungen. — Alles Lob verdient auch die genaue Kenntnis der astronomischen Konstanten, welche diese Astronomen besaßen, wobei es allerdings etwas unbestimmt bleibt, welchen Einfluß die Griechen, speziell Hipparch, auf diese Resultate hatten. Jedenfalls waren die Griechen, und selbst noch Ptolemäus, vielfach von den Ergebnissen chaldäischer Sternbeobachtungen abhängig. In diesem Punkte also war Babylon gewiß sehr tüchtig. — Es stellt sich überhaupt immer klarer heraus, daß alle Wissenschaft der Alten über den gestirnten Himmel in ihren Grundlagen auf Babylon zurückweist. — In dieser Beziehung ist höchst interessant die von Kugler (S. 82) festgestellte Thatsache, daß die indische und chinesische Astronomie für den längsten Tag des Jahres genau dieselbe Dauer annahm wie die Chaldäer, obgleich dieser Wert nur für die babylonische Sternwarte, nicht aber für Indien oder China genau richtig sein konnte. — Auch die ganze Anlage des rechnerischen Mechanismus zeigt großen Scharfsinn. Es verdient unsere Anerkennung, daß jene alten Astronomen das sehr verwickelte Problem der Syzygien und Finsternisse mit solcher Eleganz zu lösen verstanden. Doch verrät die Ausführung der Rechnung einige Unbeholfenheit. Sie rechnen häufig ganz gewissenhaft mit Sekunden und Terzen, wo selbst die Grade sich um viele Einheiten von der Wirklichkeit entfernen. Kugler erklärt das mit der Furcht, die begangenen Fehler möchten sich bei lang fortgesetzter Rechnung durch Addition vergrößern und schließlich die Zuverlässigkeit des Resultates in hohem Maße gefährden. Das wird wohl richtig sein. Indes hätte sich doch jene Gefahr mit etwas Geschick auch bei abgekürztem Verfahren beschwören lassen.

Hiermit nehmen wir Abschied von Kuglers Leistung. Wir haben sein Werk mit stets wachsendem Interesse gelesen. Mit großem Genusse und lebhafter Freude haben wir das Geschick und den Scharfsinn konstatiert, mit welchem er die verworrene Menge der Tafeln in zwei deutlich geschiedene Gruppen ordnete und dann die einzelnen Kolumnen jeder Gruppe trotz der Dürftigkeit, Unvollständigkeit und vielfachen Fehlerhaftigkeit des Materials nach Bau und Bedeutung mit Sicherheit klarstellte. Wir sind ihm dankbar gewesen für den Fleiß, mit welchem er die Angaben der alten Schriftsteller über Babylon sammelte und durch seine Resultate erklärte. Wir zweifeln nicht, daß auch viele andere, nachdem sie die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, ähnliche Erfahrungen machen werden. Kuglers Arbeit ist ein höchst bedeutsamer Beitrag zur Assyriologie und babylonischen Sternkunde; sie ist eine tüchtige Fortsetzung der Arbeiten Eppings.

J. Hontheim S. J.

Histoire de la philosophie médiévale précédée d'un aperçu sur la philosophie ancienne. Par ***M. de Wulf,*** docteur en droit, docteur en philos. et lettres, professeur à l'université de Louvain. (Cours de philosophie publié par D. Mercier, vol. VI.) 8°. (VIII et 480 p.) Louvain, Inst. supérieur de philosophie (Paris, Alcan; Bruxelles, Schepens), 1900. Preis *Fr.* 7.50.

Eine Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters von maßgebender Seite war ein wirkliches Bedürfnis. Die Arbeiten Stöckls und Werners reichten nicht mehr aus. Von Prantls einſchlägigen Abſchnitten in ſeiner Geſchichte der Logik des Abendlandes gilt in erhöhtem Maße, was Wulf über Hauréaus Histoire de la philosophie scolastique bemerkt (p. VI), ſie enthalte zahlreiche Mißverſtändniſſe wegen mangelhafter Kenntnis der Terminologie und ungenügender Einſicht in den Lehrorganismus. Zudem iſt Prantls Buch wegen der groben, hie und da geradezu rohen Ausdrucksweiſe ungenießbar. Erdmann und Überweg-Heinze beherrſchen die Litteratur über die Scholaſtik mehr als die Sache ſelbſt. Sehr wertvolle Beiträge lieferte allerdings in den letzten Jahren O. Willmann in ſeiner Geſchichte des Idealismus. Es fiel uns auf, daß de Wulf ihn nicht zu berückſichtigen ſcheint. Anderſeits luden die vielen Einzelunterſuchungen der letzten Jahre über die ſcholaſtiſche Philoſophie zu einer neuen Bearbeitung ein auf Grund des geſammelten wertvollen Materials.

M. de Wulf war hier am rechten Platz. Seine früheren Arbeiten zeugen vom gründlichſten Studium mittelalterlicher Wiſſenſchaft; ſein Streben, überall die Linien der Entwicklung und die verbindenden Fäden feſtzuhalten, iſt eine Bürgſchaft, daß nicht bloß eine trockene Aufzählung der Autoren und ihres Lehrſyſtems geboten wird. So findet man denn auch in dieſem Werke überall die geiſtreichſten, oft recht treffenden Charakteriſtiken der einzelnen Perioden und originelle Momentaufnahmen der Philoſophen, wobei doch wohl hie und da das Streben nach Kürze und Prägnanz einen Zug zu ſtark hervortreten läßt, einen andern allzu flüchtig ſtreift. Zum Teil mag dies auch daher rühren, daß der Herr Verfaſſer es unterließ, ſein großes Wiſſen auf mehrere Bände zu verteilen. Wir hätten weit lieber in dieſem Werke eine ausführlichere Behandlung einiger großen Scholaſtiker, z. B. Albert des Großen, geſehen als die unverhältnismäßig lange Einleitung (147 Seiten) über die vorchriſtliche und patriſtiſche Philoſophie. Die Väter konnten in dem Abriß doch nicht zu ihrem Rechte kommen. So wäre es auch leichter geworden, das Ebenmaß der einzelnen Perioden kunſtvoller durchzuführen. Immerhin muß man, um nicht ungerecht zu werden, bedenken, daß dieſes Buch laut der Vorrede nur die Grundlage für Vorleſungen bilden ſoll und einen ausführlichen mündlichen Vortrag vorausſetzt.

Man wird es auch nicht leicht dem Herrn Verfaſſer zum Vorwurf machen können, daß er ſeine Unterſuchungen bis zum 17. Jahrhundert ausgedehnt hat. Die Humaniſten-Philoſophen, die erſten philoſophiſchen und myſtiſchen Verſuche des erſtarkenden Proteſtantismus, die erwachende ſkeptiſche Richtung fließen, wenigſtens indirekt, aus Quellen, welche zum Teil im ausgehenden Mittelalter

ihren Urſprung haben. Indeſſen erlaubte es auch der knapp bemeſſene Raum nicht, den einzelnen Schulen ſtets gerecht zu werden. Wir denken hierbei nicht ſo ſehr an die Darſtellung des Platonismus und des Ariſtotelismus der Renaiſſance, auch nicht in erſter Linie an die Skeptiker, wohl aber an die Behandlung der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Schon die Zuſammenfaſſung aller ſcholaſtiſchen Schulen mit Ausnahme der Occamiſten, Skotiſten, Auguſtinianer und einiger kleineren Zirkel unter dem Begriff Neo-Thomismus erſcheint uns nicht ganz glücklich. Die großen Philoſophen der damaligen Epoche ſahen eine ihrer Hauptaufgaben in der Sammlung und ſtrengen kritiſchen Scheidung der Argumente des Mittelalters. Wir haben es mit einer neuen, ſelbſtändigen Blüte der Scholaſtik zu thun; von einem Verfall kann gar nicht die Rede ſein. Andeutungen in dieſem Sinne finden wir übrigens in dem letzten trefflichen Bericht Wulfs über die neueſten Arbeiten auf dem Gebiete der Geſchichte ſcholaſtiſcher Philoſophen (Revue néoscolastique 7 [1900], p. 123 ss., beſonders p. 144 ss.). Es iſt allerdings richtig, daß man kaum einen ernſten Verſuch machte, die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften philoſophiſch zu bearbeiten; das wäre auch ſehr verfrüht geweſen. Neben ihrer weſentlichen Arbeit, der kritiſch-ſichtenden, griffen die großen Denker des 16. Jahrhunderts immerhin jene Gedanken ihrer Zeit auf, welche reif genug waren, um eine philoſophiſche Behandlung zu vertragen. Von dieſem Standpunkt aus muß man z. B. die philoſophiſchen Grundlagen des Werkes Melchior Canus' De locis theologicis oder das großartige Werk Suarez' De legibus auffaſſen. Nur ungern vermißten wir bei de Wulf eine nähere Berückſichtigung dieſer Seite der nachtridentiniſchen Philoſophie.

Die einzelnen Ausführungen ſind zum Teil vortrefflich. Es iſt zunächſt ſehr erfreulich, daß die mittelalterliche Philoſophie nicht einfach mit der Scholaſtik identifiziert wird. Wir werden in die byzantiniſche und aſiatiſche Philoſophie wenigſtens eingeführt. Seit dem 9. Jahrhundert erörtert de Wulf regelmäßig die antiſcholaſtiſchen Strömungen. So begegnen wir Scotus Erigena, den Katharern und Albigenſern. In der klaſſiſchen Periode ſehen wir neben dem offenen Eindringen des Averroismus das verwirrende Spiel vermittelnder Richtungen oder den kompromittierenden Übereifer unkluger Verteidiger. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß auch die philoſophiſchen Spekulationen der Myſtiker zur Behandlung kommen. Den Pantheismus verfolgt de Wulf ſeit Scotus Erigena; er bemerkt ſein mutigeres Auftreten im 12. Jahrhundert und findet die Wurzeln der Syſteme eines Patritius und Giordano Bruno in den Unklarheiten einiger Myſtiker und des Nikolaus von Cuſa. Was hier geboten wird, iſt nicht neu, aber überſichtlich und verſtändig gruppiert.

Einer der beſten Teile des Buches iſt, wie ſich aus den Vorarbeiten des Herrn Verfaſſers vermuten ließ, die Unterſuchung über das Problem der Univerſalien (p. 191—208) mit dem wichtigen Reſultat: Weder der Nominalismus noch der Conceptualismus, ſo wie dieſe Syſteme in der Folge definiert wurden, exiſtierten vor dem 13. Jahrhundert. Alle antirealiſtiſchen Syſteme vor dieſer Zeit ſind bloß mehr oder weniger unvollkommene Formen des gemäßigten Realismus (p. 208). Recht intereſſant iſt auch das Kapitel über die Aufſehen machenden

Neuerungen des hl. Thomas von Aquin bei ſeinen Zeitgenoſſen und die daran ſich knüpfende Erregung (cf. p. 299 sqq.). Indes ſind der guten Partien zu viel, als daß wir ſie alle aufzählen könnten. Das Werk bildet eine treffliche Vorarbeit zu einer ausführlichen Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters. Es iſt zum Studium ſehr geeignet und auch für den Fachmann von großem Wert.

Stanislaus v. Dunin-Borkowski S. J.

Der Einfluß der Konfeſſion auf die Sittlichkeit. Nach den Ergebniſſen der Statiſtik. Von **H. A. Kroſe** S. J. 8°. (VIII u. 102 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 1.

Verfaſſer geht von dem Gedanken aus, daß proteſtantiſcherſeits uns Katholiken nicht bloß eine intellektuelle, ſondern nunmehr auch eine moraliſche Inferiorität vorgeworfen wird. Ob dieſer Vorwurf berechtigt iſt, erörtert er gründlich an vier Gebieten der Moralſtatiſtik: der unehelichen Prokreation, der Kriminalität, der Selbſtmorde und der Eheſcheidung.

1. Die moraliſche Inferiorität der Katholiken hinſichtlich der unehelichen Prokreation ſoll zunächſt damit begründet werden, daß das katholiſche Bayern weit mehr uneheliche Geburten zählt als die proteſtantiſchen Gegenden Deutſchlands. Wie ſteht es hiermit? Verfaſſer zeigt (S. 34), daß in Bayern die unehelichen Geburten bei den Proteſtanten häufiger ſind als bei den Katholiken. Das Argument der Gegner kehrt ſich alſo wider ſie. Es iſt eben nicht die Religion, es ſind vielmehr andere Gründe, welche die hohe Ziffer der unehelichen Geburten in Bayern bewirken. Dieſe Gründe liegen nun auch auf der Hand. Die verkehrte Geſetzgebung trägt die Schuld. Durch Erſchwerung der Ehe will man das Wachstum des Proletariates hindern. Aber was erreicht man? Ein Proletariat entſteht trotzdem; aber es iſt jetzt ein uneheliches ſtatt eines ehelichen!

Schlagend zeigt der Verfaſſer, wie in dieſer Beziehung auch in Preußen unter ſonſt möglichſt gleichen Bedingungen der Katholizismus ungleich günſtiger ſteht als der Proteſtantismus. Der katholiſche Regierungsbezirk Münſter z. B. hat 2,09 Prozent uneheliche Geburten, der proteſtantiſche Regierungsbezirk Köslin dagegen 9,24 Prozent u. ſ. w. (S. 47 ff.). In der ganzen preußiſchen Monarchie betrug die Zahl der unehelichen Geburten: bei katholiſchen Müttern 6,5 Prozent, bei proteſtantiſchen 10,3 Prozent (S. 51).

Es wird ferner eine Seite des außerehelichen Geſchlechtsverkehrs berührt, welche bisher weniger berückſichtigt wurde: die Zahlen der Erſtgeburten, welche innerhalb der erſten ſieben Monate nach der Trauung ſtattfanden.

Verfaſſer bringt hier wiederum ſchlagende Zahlen, daneben aber Geſtändniſſe proteſtantiſcher Pfarrer, die wahrlich keine Inferiorität der Katholiken beweiſen. So klagt ein proteſtantiſcher Pfarrer: „Kein Mädchen faſt tritt vor den Altar, die nicht ſchwanger wäre“; „Mindeſtens 90 Prozent aller Erſtgeburten ſind (in der ſächſiſchen Lauſitz) unehelich; nur daß viele der spurii nachträglich durch die Ehe legitimiert werden“ (S. 24).

2. Verfaſſer wendet ſich dann zur Kriminalſtatiſtik. Er nimmt hier ſeinen Gegenſtand wieder gut unter die Lupe. Allerdings ſcheinen in Preußen bei

einer oberflächlichen, rohen Zahlenvergleichung die Katholiken ein wenig ungünſtiger zu ſtehen als die Proteſtanten. Aber von den 106 507 Delinquenten katholiſcher Konfeſſion kommen 46 606 auf die Provinzen Poſen und Weſtpreußen und den Regierungsbezirk Oppeln, wo die katholiſche Bevölkerung ganz vorwiegend aus Polen beſteht. Daß aber die Polen mit den preußiſchen Geſetzen ſehr viel in Konflikt kommen, hat ſeinen Grund wahrlich nicht in der katholiſchen Religion, ſondern in ganz andern, ſehr bekannten Urſachen. In den übrigen preußiſchen Gebietsteilen ſtehen die Katholiken hinſichtlich der Kriminalität beſſer als die Proteſtanten. Auf 10 000 proteſtantiſche Preußen kommen 84,57 Verurteilte, auf 10 000 katholiſche Preußen nur 79,87. Alſo iſt auch hier die Inferiorität auf ſeiten der Proteſtanten, nicht aber der Katholiken. Auf je 10 000 katholiſche Preußen kommen außerdem nur etwa 1,5 Zuchthausſträflinge, auf 10 000 proteſtantiſche Preußen 2,0 Zuchthausſträflinge (S. 75. 76).

3. und 4. Ganz beſonders zeigt ſich die ſittliche Inferiorität des Proteſtantismus an den Selbſtmorden und den Eheſcheidungen. In den Jahren 1881 bis 1890 betrug die Zahl der Selbſtmorde auf 100 000 Einwohner: im proteſtantiſchen Sachſen 35,3, im proteſtantiſchen Dänemark 25,5, im katholiſchen Spanien 2,4, im katholiſchen Irland 2,3 (S. 78. 79). In Bayern kamen in den Jahren 1884—1890 auf je 100 000 katholiſche Einwohner 9,3, auf je 100 000 proteſtantiſche 22,7 Selbſtmorde (S. 87). Die Geſamtzahl der Selbſtmorde auf eine Million beträgt auf der ganzen Erde durchſchnittlich: bei den Katholiken 60, bei den Proteſtanten 190.

Was die Eheſcheidungen anlangt, ſo ſei beiſpielsweiſe hervorgehoben, daß die Zahl der Eheſcheidungsgeſuche in den Jahren von 1860—1864: im proteſtantiſchen Brandenburg 1721, im proteſtantiſchen Pommern 755, in der katholiſchen Rheinprovinz 4 betrugen (S. 96). Ähnlich kamen in den Jahren 1876 bis 1890 auf je 1000 Eheſchließungen: im katholiſchen Nidwalden 0, im katholiſchen Obwalden 0, im proteſtantiſchen Appenzell A.-Rh. 87,03 Eheſcheidungen u. ſ. w. (S. 98).

Wir können die ſehr gediegene Arbeit nur im vollſten Sinne loben und wünſchen dringend, Verfaſſer möge uns mit der Zeit eine größere Moralſtatiſtik liefern, die ſich von den Einſeitigkeiten eines v. Öttingen fern hält. Wir halten das Gebiet der Moralſtatiſtik für ein äußerſt wichtiges. Dieſelbe iſt eben eine ziffermäßige nähere Ausführung der Worte des göttlichen Heilandes: „An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen.“ L. v. Hammerſtein S. J.

Die Bayeriſche Steuer-Reform von 1899 (Reform der Einkommen-, Kapitalrenten- und Gewerbeſteuer, geſtaffelte Umſatzſteuer für Waarenhäuſer, Großmühlen, Großbrauereien ꝛc.). Ein Beitrag zur Mittelſtandspolitik. Von Dr. **Eugen Jäger**, Mitglied des Reichstages und der bayeriſchen Kammer der Abgeordneten. 8°. (VII u. 310 S.) Speier, Jäger, 1900. Preis *M.* 2.

Es iſt für uns immer eine große Freude, wenn der als Schriftſteller und Volksvertreter ſo hochverdiente Dr. Jäger zu einer Frage der Sozialpolitik, des

gesellschaftlichen und staatlichen Lebens das Wort nimmt. Da kann man sicher sein, nur ein gereiftes und gerechtes Urteil zu hören. Das gilt auch insbesondere von seiner neuesten Schrift über die bayrische Steuerreform von 1899. Abgesehen von der eingehenden Darlegung der bayrischen Steuergesetze ist dieses Werk auch darum sehr wertvoll, weil Jäger die Gründe klar auseinandersetzt, warum die bayrische Gesetzgebung hier einen von andern Bundesstaaten abweichenden Standpunkt eingenommen hat.

Die tiefgreifenden Veränderungen in den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen, insbesondere seit 1871, die gewaltige Entwicklung des Großgewerbes in Industrie und Handel bei gleichzeitigem Rückgang des Kleingewerbes und der Erträgnisse der Landwirtschaft legten den Gedanken nahe, die Beiträge zu den öffentlichen Lasten der veränderten wirtschaftlichen Lage anzupassen.

Am 10. Oktober 1893 stellte daher die bayrische Zentrumsfraktion den Antrag auf eine vollständige Revision der Steuergesetzgebung „in dem Sinne, daß eine progressive Besteuerung ohne Maximalgrenze durchgeführt, hierdurch die kapitalistischen Großbesitze und Großbetriebe ausgiebiger wie bisher herangezogen und Entlastung des mittleren und Kleinbesitzes, insbesondere eine Herabsetzung der Grundsteuer erreicht werde". Auch auf seiten anderer Parteien wurde die Notwendigkeit einer gründlichen Steuerreform anerkannt. Aber man trug Bedenken, sofort zur Einführung der allgemeinen progressiven Einkommensteuer überzugehen, während hingegen auf der andern Seite der Plan, die allgemeine Einkommensteuer zunächst nicht als Einheits-, sondern als Ergänzungssteuer einzuführen, wenig gefiel. Man wollte keine neue Steuer neben den bestehenden, weil man dadurch eventuell eine Steuererhöhung befürchtete.

Im Herbste 1897 legte nun die Staatsregierung drei Gesetzentwürfe über eine Revision der bisherigen Einkommen-, Kapitalrenten- und Gewerbesteuer dem Landtage vor. „In gemeinsamer, gegenseitig befruchtender Beratung (78 Ausschußsitzungen) wurden dieselben erledigt. Für jede Steuergattung wurde der bisherige Kreis der Steuerpflichtigen beibehalten, doch wurden bedeutende Verbesserungen vorgenommen, wobei durchweg der soziale Gesichtspunkt maßgebend war: Entlastung der kleinen, Schonung der mittleren und höhere Belastung der großen Einkommen" (S. 42).

Wenn übrigens Eugen Jäger von sozialen Gesichtspunkten der Steuerpolitik spricht, so versteht er darunter nicht etwa bloß die Forderung, daß im Steuerwesen die distributive Gerechtigkeit zur vollen Geltung gelange, mit andern Worten, daß die Lasten einem jeden nach seiner Leistungsfähigkeit und nach seinem Anteil an den öffentlichen Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens zugeteilt werden sollen. Er tritt vielmehr für die Anschauung ein, daß die Steuergesetzgebung auch zum Mittel werden solle, um das Gemeinwohl des Volkes oder doch ganzer Klassen gegenüber dem individuellen Privatinteresse einzelner wirksam zu schützen. Daß dieser Gedanke: die Steuer als Mittel der staatlichen Schutzpflicht — ein hochbedeutsamer ist, liegt auf der Hand. Ebensowenig kann seine Berechtigung bestritten werden. Denn steht es dem Staate zu, z. B. durch Zölle die inländische Produktion gegen ausländische Konkurrenz zu

THE NEW Y
PUBLIC LIBR
ASTOR, LENOX A
FOUNDATI

chützen, dann darf er auch vermittelſt der Steuer der Niederſtreckung der Mittelklaſſen durch eine mit dem Gemeinwohl unverträgliche Ausnutzung wirtſchaftlicher Übermacht begegnen und auf dieſem Wege eine Ausgleichung herzuſtellen verſuchen. Daß Objekte, welche durch geſellſchaftliche Arbeit an Wert gewinnen, n beſonderer Weiſe kommunal oder ſtaatlich belaſtet werden, halten wir ebenfalls ür ganz gerecht, und zwar ſchon lediglich von dem Geſichtspunkte der diſtributiven Gerechtigkeit aus.

Ohne Zweifel iſt das Ideal der Beſteuerung unter dem Geſichtspunkte der Gerechtigkeit ein Zuſtand, in welchem jeder Bürger genau nach Verhältnis ſeiner Leiſtungsfähigkeit zu den öffentlichen Laſten beiträgt. Dieſes Ideal ſcheint am beſten durch die direkte allgemeine Einkommenſteuer verwirklicht werden zu können. Hierbei wird das reine Einkommen — alſo nach Abzug der Erzeugungskoſten und der Schuldzinſen von der Roheinnahme — verſteuert, und zwar mit ſteigendem Steuerfuße, weil ja mit der Höhe des Einkommens im allgemeinen auch die Leiſtungsfähigkeit progreſſiv wächſt. Die unterſten Einkommen bleiben bis zur Grenze eines Exiſtenzminimums (in Preußen auf 900 M. feſtgeſetzt) ſteuerfrei. Überdies kann und muß — abgeſehen von den Schuldzinſen — auch gewiſſen perſönlichen Umſtänden und Familienverhältniſſen, welche, wie Krankheit, ſtarke Kinderzahl, Unglücksfälle, Verpflichtung zum Unterhalt mittelloſer Verwandten u. dergl., die Leiſtungsfähigkeit für öffentliche Zwecke ſehr beeinfluſſen, gebührende Berückſichtigung zu teil werden. Allerdings iſt die Steuerſtaffelung, die Feſtſetzung des Maßſtabes der Progreſſion, ein kritiſcher, durch Intereſſengegenſätze umſtrittener Punkt — um ſo kritiſcher, je weniger in einem Volke überhaupt, und namentlich bei den reicheren Klaſſen, die ſittlichen Verpflichtungen gegenüber der Geſamtheit gebührende, praktiſche Anerkennung finden. Dazu kommt noch ein fernerer Übelſtand.

„Wenn ein Steuerſyſtem Anſpruch auf Vollkommenheit machen will, dann müſſen auch Garantien dafür gegeben ſein, daß die ſteuerpflichtigen Einkommen bei allen Kategorien möglichſt ſicher und vollkommen ermittelt werden können. Dieſem Ergebniſſe aber vermag der Vollzug der allgemeinen Einkommenſteuergeſetze ſelbſt bei Anwendung großer Strenge und beim beſten Willen der Pflichtigen nicht vollkommen gerecht zu werden. Infolgedeſſen ergiebt ſich die Thatſache, daß Steuerpflichtige, deren Einkommen oder Entlohnung fix und daher allgemein bekannt iſt, alſo namentlich Beamte, Privatbedienſtete und Arbeiter, relativ höher belaſtet werden als ſolche Pflichtige, deren Einkommen ſich aus verſchiedenen Quellen zuſammenſetzt, deren ſie ſich ſelbſt oft nicht ganz bewußt ſind.“ [1] Sieht man auch von abſichtlich falſcher Bilanzierung ab, ſo giebt es erfahrungsmäßig gerade für die höheren Einkommenſtufen noch genug Mittel und Wege, um ſich der geſetzlichen Steuerpflicht teilweiſe zu entziehen. Beſonders bei ertragsreichen Gewerben umſchließt die Ertragsberechnung verſchiedene Momente, die man willkürlich verändern oder durch deren geſchickte Gruppierung man den wahren Ertrag

[1] So Finanzminiſter von Riedel in der bayr. Kammer der Abgeordneten am 8. Februar 1899 (Verhandlungen S. 19).

verſchleiern kann (S. 50). Das behält ſeine Geltung, auch wenn dem Beſteuerten eine noch ſo ſtrenge Deklarationspflicht auferlegt iſt. Noch unſicherer wird der Einblick in die thatſächlichen Einkommensverhältniſſe, ſoll das Einkommen nicht durch die Erklärung des Steuerpflichtigen, ſondern durch Schätzung einer Kommiſſion feſtgeſtellt werden. Die größten Schwierigkeiten findet aber die allgemeine Einkommenſteuer bei der landwirtſchaftlichen Bevölkerung. Beim Landwirte läßt ſich die Berechnung des Reinertrages, ebenſo wie beim dörflichen Gewerbe, den Gaſtwirten, Metzgern, Bäckern, Schreinern u. ſ. w. nur annähernd durch Schätzungen feſtſtellen. Darum haben Preußen, Sachſen, Württemberg dem Landwirte geſtattet, an Stelle der ziffermäßigen Deklaration ſeines Einkommens gewiſſe Nachweiſungen zu geben, welche dann der Taxierung des Einkommens durch eine Einſchätzungskommiſſion zu Grunde liegen. Allein das Verſtändnis und die Ausfüllung der diesbezüglichen Fragebogen iſt für den gewöhnlichen Bauersmann ſehr ſchwierig, ſo daß heute die bäuerliche Bevölkerung bereits vielfach eine Reviſion der allgemeinen Einkommenſteuer herbeiſehnt. Der Umſtand ferner, daß die allgemeine Einkommenſteuer meiſtens gleich in den unterſten Stufen mit hohen Steuerſätzen beginnt, während die Progreſſion nach oben langſamer ſteigt, bewirkt eine ſtärkere Belaſtung der unteren Volksklaſſen und der kleinen Betriebe. Nicht wenig widerſpricht es ſodann der ſozialen Gerechtigkeit, daß die allgemeine Einkommenſteuer bisher überall nach dem gleichen Prozentſatze angelegt wurde. Die höchſten Steuerſätze ſollten doch jenes Einkommen treffen, das aus Kapitalvermögen entſpringt, während das unfundierte, lediglich der Arbeit des Steuerpflichtigen entſpringende Einkommen am geringſten zu beſteuern wäre. Wo Arbeit und Beſitz zuſammenwirken, wie dies meiſt bei dem gewerblichen Einkommen der Fall, da iſt ein mittlerer Steuerſatz am Platze. Wird aber das ganze Einkommen ohne Rückſicht auf die wirtſchaftliche und ſoziale Verſchiedenheit der Einkommensquellen nach demſelben Steuerfuße belaſtet, ſo führt das notwendig zu einer Überlaſtung des Arbeitseinkommens. Es müßte alſo die allgemeine Einkommenſteuer, um den Forderungen der Gerechtigkeit zu entſprechen, ſtets nach einer dreifachen Skala angelegt werden. Thatſächlich hat man ſich aber in Preußen damit begnügt, eine Vermögensſteuer als Ergänzung der allgemeinen Einkommenſteuer einzuführen. Jäger bezeichnet dieſelbe als eine „rohe Korrektur“ der reinen, einheitlichen Einkommenſteuer. Der unbewegliche Teil des Nationalvermögens werde dadurch, als Geſamtheit genommen, immer ſtärker belaſtet als der bewegliche Teil, der ſich leichter der Kenntnisnahme und Beſteuerung entziehen könne.

Dieſe Bedenken gegen die Einführung einer allgemeinen Einkommenſteuer als einziger direkter Staatsſteuer finden noch eine Verſtärkung durch die Eigenart der bayriſchen Verhältniſſe. Die Vermögensverteilung iſt in Bayern eine ganz andere wie in Preußen und Sachſen. Größere Vermögensmaſſen ſind ſeltener. Hier hätte man das ſteuerfreie Exiſtenzminimum geringer anſetzen müſſen als in Preußen. Auch wären den unteren und mittleren Klaſſen in Arbeit und Gewerbe größere Laſten aufgebürdet worden als bisher, um das jetzige bayriſche Steuerſoll zu erreichen. Desgleichen würden durch die unentbehrliche Vermögensſteuer

die Mittelstände in Stadt und Land am schwersten betroffen. Denn der Vermögenswert ihrer Felder, Häuser und fahrenden Habe läßt sich leicht ermitteln. Die Kapitalien dagegen, welche im großgewerblichen Betriebe angelegt sind, können viel schwerer und weniger sicher taxiert werden; das mobile Kapital kann sich verhältnismäßig leicht der Steuer entziehen u. s. w.

Auf der andern Seite lag keine zwingende Notwendigkeit für Bayern vor, mit dem bisherigen Steuersystem völlig zu brechen. Die Real-, Objekts- oder Ertragssteuern insbesondere, bei denen die Steuerpflicht als auf einem Objekt, einer Realität (im Gegensatz zur Person) haftend gedacht wird, sind in ihrer reinen Form nicht progressiv und nehmen auch keine Rücksicht auf Verschuldung oder die sonstwie verminderte persönliche Leistungsfähigkeit des Steuerpflichtigen. Allein diese Mängel lassen sich doch einigermaßen beseitigen, namentlich wenn diese Steuern in Veranlagung und Erhebung weniger als Objekts- und mehr als Ertragssteuern aufgefaßt werden. Objekts- und Ertragssteuern können ferner leichter nach Schätzung und nach äußeren Merkmalen erhoben werden, ohne lästiges Eindringen in die persönlichen Verhältnisse der Steuerpflichtigen. Auch sind die Einnahmen des Staates aus dieser Art der Einschätzung konstanter, was für die Aufstellung des Staatshaushaltes von Wichtigkeit ist. Ganz besonders kommt dann noch in Betracht, daß die Objektssteuern die Möglichkeit gewähren, sozialpolitische Gesichtspunkte in das Steuerwesen hineinzutragen. „Ein großer Fehler der reinen Einkommensteuer ist der, daß sie manche sozialpolitische Vorgänge nicht berücksichtigen kann. Wenn ein Gewerbebetrieb seine Waren ohne Gewinn verkauft, um dadurch die weniger kapitalkräftigen Mitbewerber in großer Anzahl zu Grunde zu richten und sich später durch wucherische Monopolpreise wieder bezahlt zu machen, so bleibt dieses gemeinschädliche Vorgehen steuerfrei, solange der Betrieb keinen Ertrag abwirft. Ebensowenig kann ein Spekulant besteuert werden, der sein Geld in Gegenständen festgelegt hat, die ihm einstweilen keinen Ertrag liefern, mit denen er aber später großen und vielleicht Wuchergewinn zu machen hofft. Das gilt z. B. für Spekulationen mit Ländereien in der Nähe großer Städte, mit Getreide u. s. w." (S. 49). Die Realsteuern dagegen gestatten, einerseits wirtschaftlich oder sittlich schädliche Betriebe besonders zu belasten, Unternehmungen von großer öffentlicher Bedeutung anderseits zu schonen.

So kam man zu dem Beschlusse, die allgemeine Einkommensteuer für jetzt nicht einzuführen, sondern die bestehenden direkten Steuern im Sinne einer besseren Veranlagung, gerechteren Steuerskala und Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse umzugestalten, wobei besonders die Entlastung der Schwächeren, die Schonung der Mittelstände und die Höherbelastung der besonders Leistungsfähigen ins Auge zu fassen sei (S. 81 f.).

Für die Organisation und das Verfahren der Besteuerung nach den neuen Gesetzen müssen wir auf Jägers Schrift verweisen (S. 82 ff.). Nur das, was Dr. Jäger über die Mittelstands-Steuerpolitik, speziell die Umsatzsteuer als Maßregel gegen die kapitalistische Konzentration der industriellen und Handelsbetriebe ausführt, möchten wir noch kurz erwähnen (S. 187 ff.).

Es erscheint als notwendig, sagt Jäger mit Recht (S. 200), daß gegen die aufsaugenden Bestrebungen gewisser Großbetriebe von Staats wegen vorgegangen wird. Selbstverständlich sollen technische und besonders volkswirtschaftliche Fortschritte nicht unterbunden werden, aber angesichts der hohen sozialen Gefahren des monopolistischen Großbetriebes muß man doch an Mittel denken, welche eine Hemmung in dieser Hinsicht bewirken. Im Interesse der Gesellschaft muß der Punkt gefunden werden, bei welchem der wirtschaftliche und technische Fortschritt ermöglicht bleibt, ohne daß die kleinen und mittleren Betriebe erdrückt werden. Solange dies nicht durch allgemeine gesetzgeberische Maßregeln oder durch eine solche Organisation der Gütererzeugung u. s. w. erreicht werden kann, bei der auch die Klein- und Mittelbetriebe sich technisch und wirtschaftlich rationell weiter zu entwickeln vermögen, dürfte es sich empfehlen, zunächst durch das Mittel der Besteuerung den Ausgleich zu bewirken. Soll aber ein steuerpolitisches Vorgehen sein Ziel ganz und voll erreichen, dann muß, nach Dr. Jägers Ansicht, die Reichsgesetzgebung entsprechend eingreifen. Freilich steht es dem Reiche nicht zu, direkte Steuern zu erheben und dadurch die Sonderstellung der einzelnen Bundesstaaten finanziell zu untergraben. Gleichwohl kann das Reich, ohne seine Kompetenz zu überschreiten, durch die Gewerbeordnung die Einzelstaaten verpflichten, gewisse Betriebe, welche den Rahmen des gewöhnlichen Geschäftes überschreiten und eine monopolisierende Tendenz kundgeben, mit einer Umsatzsteuer zu belegen. Gilt diese im ganzen Reich, dann können sich die damit belasteten Großbetriebe nicht aus dem einen in den andern Bundesstaat zurückziehen, um der Steuer zu entgehen. Es muß aber Umsatz- und nicht Ertragssteuer sein, weil die Umsatzsteuer allein das hauptsächlichste Kampfmittel der Großbetriebe gegen minder kapitalkräftige Konkurrenten trifft, nämlich die Vergrößerung des Geschäftsumsatzes durch Unterbietung der Preise, selbst mit vorübergehendem Verzicht auf Gewinn.

Bayern hatte schon seit 1839 eine gestaffelte Malzsteuer, welche in der That günstig für Erhaltung der kleinen und mittleren Betriebe wirkte. Die bayrische Steuerreform von 1899 wendete nun den sozialpolitischen Gedanken, welcher der Besteuerung der Brauereien zu Grunde lag, auch auf andere Großbetriebe an und belegte die Warenhäuser und die Großmühlen mit einer gestaffelten Umsatzsteuer. Dieselbe trifft, wie gesagt, nicht den Reingewinn, sondern den Umsatz. Die Umsatzsteuer ist für den Fall, daß der Großbetrieb die kleinen und mittleren Betriebe zu vernichten droht, so hoch, daß das Geschäft nicht nur nichts mehr verdient, sondern mit Verlust arbeitet und, um Gewinn zu haben, den Betrieb wieder auf eine normale Höhe zurückführen muß. Doch läßt die Steuer einer wirklich gesunden Entwicklung der Industrie und Technik den Weg frei.

Leider müssen wir es uns versagen, auf die interessanten Ausführungen Jägers über die Bekämpfung der Warenhäuser in andern Staaten und Ländern, wie über die Details der bayrischen Besteuerung der Warenhäuser und der Großmühlen hier näher einzugehen. In allen diesen Fragen zeichnet sich Jägers Schrift aus durch ein ruhiges, sach- und sachgemäßes Urteil, durch einen überaus

wohlthuenden Ernst und kraftvolle Entschiedenheit, wo es sich handelt um Gerechtigkeit, die Wohlfahrt des Volkes, insbesondere des Mittelstandes. Die Schrift sei darum auf das beste empfohlen.

Heinrich Pesch S. J.

Empfehlenswerte Schriften.

(Kurze Mitteilungen der Redaktion.)

Die Auffassung des Hohenliedes bei den Abessiniern. Ein historisch-exegetischer Versuch von Dr. phil. Sebastian Euringer, Pfarrer. gr. 8°. (47 S.) Leipzig, Hinrichs, 1900. Preis *M.* 2.

James Bruce in seinem Reisewerke (deutsch 1790) und vor kurzem (1898) W. Riedel behaupteten, daß die äthiopische Kirche das Hohe Lied auf die Tochter des Ägypterkönigs deute. Dieser Ansicht gegenüber erbringt der Herr Verfasser den Beweis, daß die abessinische Kirche das Hohe Lied allegorisch auffasse. Hierfür sprechen die äthiopischen Lesarten 1, 6; 2, 7 (3, 5; 8, 4); 5, 10; 6, 12 und 7, 1. Diese Lesarten werden nach dem handschriftlichen und gedruckten Material eingehend dargelegt; dabei wird auf die koptische, armenische, syrohexaplarische, arabische, lateinische Übersetzung und auf die Erklärungen griechischer und lateinischer Exegeten reichlich Bezug genommen. Eine zweite Beweisquelle wird aus den Glossen und Abschnittsüberschriften eines Codex entnommen; eine dritte bilden die Strophen zum Lobe der seligsten Jungfrau, die mehrere Codices nach jedem Abschnitt einfügen (S. 32—44); ebenso bringt ein Codex aus dem 17. Jahrhundert bereits im Titel den deutlichen Hinweis: „Das Lied der Lieder bezüglich des Sohnes, der christlichen Kirche und seiner Mutter". Dazu kommt noch das Zeugnis eines in Jerusalem lebenden Abessiniers (S. 45 f.). Die Arbeit ist das Muster einer allseitig mit größtem Bienenfleiße durchgeführten Monographie.

Das Buch des Propheten Habakuk. Erklärt von Dr. Otto Happel, Prediger in Kitzingen. gr. 8°. (V u. 71 S.) Würzburg, Göbel, 1900. Preis *M.* 2.

Eine fleißige Arbeit, die in Auffassung und Textverbesserung mancherlei Neues bringt. Die Zeit der beginnenden syrischen Unterdrückung ist der Hintergrund des Buches; der Prophet klagt über die seitens der Syrer drohende Bedrückung; statt daß nun die tröstende Verheißung vom baldigen Untergang des zeitgeschichtlichen Feindes gegeben wird, folgt (1, 6—11) die Beschreibung vom Ansturm, aber auch vom Falle des letzten, größten Feindes (S. 8. 9). Die Verse 1, 5—11 galten ursprünglich den geschichtlichen Chaldäern; Habakuk hat sie, wie auch 2, 5—8 und 3, 3—15, früheren prophetischen Stücken entnommen und mit eigenen Zusätzen zu einem kunstvollen Ganzen verwoben (S. 19). Dabei ist 1, 5—11 ebenfalls das „Gesicht". und dieses „Gesicht", also die alte, ursprünglich den geschichtlichen Chaldäern geltende Weissagung, bildet auch die 2, 2 befohlene „Tafelinschrift" zur Bekundung der

Unwiderstehlichkeit (S. 14. 25). Aber zu der „Glaubensnot" lehne wir (S. 15): Der Beweis liegt im Grade innerlicher Unentschiedenheit und lage Fürchtens ein (1, 2—4). Antwort Gottes: Der Feind wird schrecklich kommen und großen Anhang finden, aber schließlich wegen seines Hochmuts dem Gerichte verfallen (1. 5—11). Der Prophet betet wegen des Wütens der Feinde, betet um Befreiung seines Volkes von innern und äußern Feind — und die Antwort ist eschatologisch: Daß Ezechiel nach ausführlicher Schilderung des muselmanischen Ansturm auf den letzten Feind der Endzeit übergeht, ist begreiflich — aber Hab. 1. 5! Der Herr Verfasser übersetzt 3, 13 „zur Rettung deines Gesalbten"; im Canon S. Scripturae wird ebenfalls der hebr. Text übersetzt: ad salvandum unctum tuum; zugleich wird die Vulg. „cum Christo tuo" erläutert: cum rege theocratico ita agere ut eum salvet, und wegen des lat. cum auf den lat. Text Is. 3, 14 verwiesen; warum also die Bemängelung und unrichtige Darstellung auf S. 56?

Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit. Zeitgemäße Erörterungen von Prälat Dr. **Wilh. Schneider**, Domprobst und Professor der Theologie in Paderborn. 8°. (VII u. 600 S.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1900. Preis *M.* 10.

Das Werk bietet nicht bloß eine gut bewiesene Darstellung der wahren Grundlagen der Sittlichkeit und eine Widerlegung fast aller Systeme der unabhängigen Moral, es deckt auch die Fundamente und Konsequenzen der irrigen Lehren über die Sittlichkeit auf und erweitert sich so zu einem anschaulichen großen Gemälde der ganzen modernen gottentfremdeten Weltanschauung. Wir lernen neben den Theorien und ihrem Zusammenhang mit dem Materialismus, Darwinismus, Positivismus auch die praktischen Versuche kennen, diese unabhängige Moral mit Hilfe von Vereinen zu popularisieren. Sehr zeitgemäß ist ferner die ausführliche Widerlegung der Einwendungen gegen die religiöse Moral. Beim Aufdecken der Ziele und des Ursprungs der „unabhängigen" Sittlichkeit erörtert Dr. Schneider weiter die modernsten Tagesprobleme, die darwinistischen Vorschläge zur Rassenverbesserung, die verschiedenen Typen des Übermenschen, die Träume der Kulturfanatiker und der Pessimisten, die Extreme der Altruisten und Egoisten, die verunglückten Versuche, die ethischen Gefühle durch eine Reihe von Entwicklungsstufen zu erklären. Überall ist das Urteil ruhig, sachlich, vornehm. Nur Strindbergs Inferno scheint uns viel zu mild beurteilt (S. 247). Gerade hier hätten wir gerne gesehen, wenn der Herr Verfasser den Mißverständnissen, welche über dieses Buch herrschen, ein Ende gemacht und den Roman für das erklärt hätte, was er ist, ein Werk krankhafter Überreizung, ein Produkt des Wahnsinns. Die Darstellung wird durch eine Menge Belege lebendig, ja spannend; das Buch ist nicht bloß lehrreich, sondern auch höchst interessant.

Theologia moralis decalogalis et sacramentalis. Auctore clarissimo P. Patritio Sporer, Ord. FF. Min. Novis curis edidit P. F. Irenaeus Bierbaum, Ord. FF. Min., Provinciae Saxoniae S. Crucis lector iubilatus. Tom. II. gr. 8°. (VI et 948 p.) Paderbornae, ex typogr. Bonifaciana, 1900. Preis *M.* 7.80; geb. *M.* 10.

Das gelehrte Werk Sporers bedarf nur einer Anzeige, keiner Empfehlung. Der vorliegende zweite Band enthält die sechs letzten Gebote unter dem Begriff der

rechtigkeit zusammengefaßt. Das sechste und neunte Gebot werden aber nur kurz handelt, da sie im dritten und letzten Band beim Sakrament der Ehe ausführlich r Darstellung kommen sollen.

as christliche Leben im Verkehr mit der modernen Welt. Von Caroline Fürstin von Sayn-Wittgenstein. Praktische Erwägungen, geordnet, durchgesehen und veröffentlicht von Heinrich Lasserre. Autorisirte Uebersetzung von S. v. Malsér. Mit bischöflicher Approbation. 8°. (XIV u. 448 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis geb. *M.* 3.20; in Callicoband *M.* 4.

„Meines Wissens ist in diesem Jahrhundert nichts Besseres, Kraftvolleres, ahreres, Wirksameres, nichts was so unwiderstehlich wohlthuend ist oder diesen danken und Empfindungen gleichkäme, geschrieben worden." So führt der Heraus- ber Heinrich Lasserre das Buch bei seinen Lesern ein (Einleitung S. xi). Und ederum: „In unserer Zeit hat meines Erachtens niemand gleich ihr (der Verfasserin) Himmlisches und Irdisches mit so klarem und tiefgehendem Blicke betrachtet" (ebd. S. x). In einer andern Ankündigung wird das Buch „ein welter Thomas von Kempis" genannt. Das ist viel gesagt und spannt die Erwartungen unseres Erachtens höher, als wir im Interesse dieses wirklich guten, nn man will, ungewöhnlichen Buches wünschen. Man lernt dasselbe übrigens t bei wiederholter Lektüre richtiger schätzen; denn der Herausgeber hat es leider säumt, das eingehendere Inhaltsverzeichnis am Schluß, das den Gedankengang skizziert, in den Text selbst als Teilüberschriften hineinzunehmen, so daß derbe ohne Ruhepunkte und Wegweiser sich fortzieht. Das Buch zerfällt in drei schnitte: I. Das Leben mit Gott (Die Hingabe an den Willen Gottes, e Gottvergessenheit); II. Das Leben mit sich selbst (Von der Selbstleugnung, Von der Welt: Was ist sie? Die Welt in uns, außer uns, Der tzendienst der Welt, Die Heuchelei der Welt, Der Geist der Lüge in der Welt); . Das Leben mit dem Nächsten (Von der Geduld, Von der Langweile, n der Ehrfurcht, Vom Neid). Der erste Teil ist gut, ohne gerade Ungewöhnes zu bieten. Er bringt die Grundgedanken der Exercitien in zum Teil neuer, gineller Fassung. Ein reifer, fast männlicher Geist spricht aus diesen ernsten trachtungen, deren philosophische Gründlichkeit bei einer Dame billig überrascht. r Abschnitt „Von der Welt" ist eine Wiederholung des göttlichen Wortes: „Wehe Welt", das hier im Munde einer Dame aus den höchsten Kreisen ein ergreifendes o findet. Übrigens dürften doch einzelne Auslassungen von einem gewissen simismus nicht freizusprechen sein. Als den Glanzpunkt des Buches möchten den zweiten Teil bezeichnen. Hier zeigt sich die umfassende Welterfahrung, rfe Beobachtungsgabe, die ungewöhnliche Herzenskenntnis der Verfasserin in nzendem Lichte. Das Kapitel über „die Geduld" ist ausgezeichnet, dasjenige r „die Langweile", welches den Finger an eine der schlimmsten Wunden der en Damenwelt legt, meisterhaft. Jene Blasiertheit, jenes taedium vitae, aus t die Langweile hervorgeht, wohnt nicht in den Hütten der Enterbten, die da eiten und sparen müssen, sondern weilt „wie jene aristokratische Gicht, von welcher Fabel erzählt, am liebsten und gedeiht vorzugsweise bei den Reichen und unter höheren Ständen". Mit unbarmherzigem Sarkasmus wird die moderne Dame, e gnädige Frau", gezeichnet, die sich jeder, auch der geringsten persönlichen Mühe

entzieht, ihre eigenen Kinder kaum kennt, ihre Trägheit im Landauer spazieren fährt, Besuche macht, Besuche empfängt, und wenn ihr dies alles zu langweilig wird, Badeorte besucht, Europa durchreist, die Meere durchschifft u. s. w., nur um ihre Langeweile zu vertreiben. Die sozialen und sittlichen Folgen des vornehmen Müßiggangs werden schonungslos bloßgelegt, aber auch der Weg und die Motive zur Besserung gewiesen. Trefflich ist auch der Abschnitt „Vom Neide", drastisch illustriert durch Momentaufnahmen aus dem höheren Gesellschaftsleben. Wir wünschen dringend, daß diese Aufzeichnungen einer hochgebildeten Fürstin ihren Weg in recht viele elegante Boudoirs finden und dort nicht ungelesen neben den Haufen „neuester" Romane und Novellen liegen bleiben. Sehr gewünscht hätten wir, daß der Herausgeber oder Übersetzer uns in der Einleitung etwas mehr über die Verfasserin selbst gesagt hätte. Unseres Wissens ist sie eine Konvertitin. Wie Lafferre mitteilt, liegt von ihr u. a. ein handschriftliches oder im Manuskript gedrucktes Werk, das 24 Bände in 8° umfaßt, in einem Kloster in Böhmen in einem gerichtlich versiegelten Gemache, darf aber einer testamentarischen Verfügung der Verfasserin zufolge erst ein Vierteljahrhundert nach ihrem Tode (gest. 9. März 1887), also im Jahre 1912 veröffentlicht werden.

De sancta Nicaena synodo. Syrische Texte des Maruta von Maipherkat. Nach einer Handschrift der Propaganda zu Rom übersetzt von Dr. Oscar Braun, Professor an der Universität Würzburg. (Kirchengeschichtliche Studien, herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte in München, Bonn und Breslau. IV. Band. 3. Heft.) 8°. (128 S.) Münster i. W., Heinr. Schöningh. 1898. Preis *M.* 2.80; Subscriptionspreis *M.* 2.

Dem Maruta, Bischof von Maipherkat, einem Zeitgenossen des hl. Chrysostomus, werden von den syrischen Litteraturhistorikern zwei Werke zugeschrieben, die Sammlung der Akten der persischen Märtyrer und eine Geschichte des Konzils von Nicäa mit Übersetzung der Konzilsakten. Das erstere Werk ist längst bekannt, von dem zweiten hat der Verfasser in einer römischen Handschrift ziemlich umfangreiche Bruchstücke aufgefunden, die er in deutscher Übersetzung hier vorlegt. Sie enthalten neben echten Stücken, unter welchen eine Liste der Konzilsväter hervorzuheben ist, auch manches andere, das dem Nicänum nicht angehört. Es sind ein Ketzerverzeichnis, das alte Nachrichten enthält, Bestimmungen für die Mönche und namentlich die älteste Form der sogen. arabisch-nicänischen Kanones, die sich im Orient großen Ansehens erfreuen. Einiges, wie eine fabelhafte Geschichte Konstantins und Helenas und der Entstehung des nicänischen Konzils, kann nur von fremder Hand in das Werk des Maruta hineingefügt worden sein. Die Einleitung zur Übersetzung dieser Bruchstücke giebt Belehrung über die Person des Maruta, der bis in die jüngste Zeit hinein mit einem Namensvetter verwechselt wurde, und stellt besonders über seine beiden Gesandtschaften nach Persien auch aus orientalischen Quellen alles Erreichbare zusammen. Die Arbeit ist mit Dank und Freude willkommen zu heißen. Sie giebt uns Nachrichten über eine für die persische Kirche bedeutsame Persönlichkeit und erweitert unsere Kenntnis des orientalischen Kirchenrechts. Namentlich erhalten wir zum erstenmal eine zuverlässige Übersetzung der kirchenrechtlich wichtigen arabischen Kanones, die besonders beachtenswert sind wegen ihrer Anerkennung des römischen Primates (s. diese Zeitschr. Bd. LII,

S. 596 f.), und Auskunft über deren verschiedene Rezensionen und Verbreitung im Morgenland. Wir wünschen sehr, daß der Verfasser auch in Zukunft uns noch mit ähnlichen Früchten seines Fleißes erfreue.

Die origenistischen Streitigkeiten im sechsten Jahrhundert und das fünfte allgemeine Concil. Von Dr. Franz Diekamp, Privatdocenten der Theologie in Münster. 8°. (142 S.) Münster i. W., Aschendorff, 1899. Preis *M.* 3.50.

Ob das fünfte allgemeine Konzil den Origenes verurteilt habe, ist eine alte Streitfrage, die mit sehr scheinbaren Gründen von sehr tüchtigen Gelehrten in sehr verschiedenem Sinne beantwortet wurde. Der Verfasser untersucht sie von neuem mit dem Ergebnis, daß allerdings den zum fünften Konzil versammelten Bischöfen eine Reihe origenistischer Lehrsätze zur Beurteilung vorgelegt und von diesen auch verurteilt wurde, daß aber alles dies geschah, bevor die eigentlichen Konzilssitzungen noch begonnen hatten, und somit eine eigentliche konziliare Entscheidung des fünften Konzils nicht vorliegt. Dem Abschnitt, in welchem der Verfasser diese Sätze begründet, schickt er zwei andere voraus. Der erste untersucht an der Hand des Cyrill von Skythopolis die Chronologie der origenistischen Streitigkeiten im 6. Jahrhundert und bereitet dadurch den zweiten Abschnitt vor, der den Verlauf dieser Streitigkeiten zur eingehenden Darstellung bringt und auf diese Weise seinerseits dem dritten Abschnitt die Wege bereitet, indem er zeigt, daß der Lage und Entwicklung der Dinge nach beim fünften Konzil ein Antrag auf Verurteilung des Origenes kaum ausbleiben konnte. Gleich den früheren Arbeiten des Verfassers ist auch diese jüngste Frucht seines Fleißes eine sehr gute Leistung. Daß die fünfte Synode in irgend einer Weise mit der Verurteilung des Origenes sich beschäftigte, wird man den Ausführungen der vorliegenden Schrift gegenüber nur sehr schwer leugnen können. Die Auskunft, daß diese Verhandlung den eigentlichen Sitzungen ökumenischen Charakters vorausging, scheint mit Rücksicht auf die entgegenstehenden Schwierigkeiten als eine glückliche. Abgesehen von den Ergebnissen verdient die Schrift nach der methodischen Seite hin alles Lob wegen der allseitigen, gründlichen, ruhigen Abwägung der Beweise und Einwürfe.

Heideblumen. Novellen und Skizzen von J. v. Dirkink. 8°. (288 S.) Steyl, Missionsdruckerei, 1900. Preis geb. *M.* 2.50.

Die fleißige Verfasserin hat den von uns besprochenen „Heckenrosen" ein neues Bändchen Novellen und Skizzen folgen lassen, zu deren Charakteristik und Empfehlung wir alles über die früheren Dichtungen Gesagte nur wiederholen können. Hier wie dort dasselbe poetische Milieu, die einsame westfälisch-niederländische Ebene; im Durchschnitt dieselbe poetische Handlung, Lieb und Leid in der Kötterhütte und dem Gutshof; dieselbe poetische liebevolle Auffassung und Darstellung des Kleinen und Armen. Trotz dieser Gleichmäßigkeit im allgemeinen herrscht doch wieder im einzelnen eine hinreichende Verschiedenheit, daß der Leser auch diesen neuen Geschichten aus der Heide mit Genuß folgen wird. Dirkink ist ohne Widerspruch glücklicher im Charakterisieren als im Erfinden der Handlung, sie malt besser als sie erzählt. So sind es denn auch wieder in den „Heideblumen" einzelne Charaktere, welche hauptsächlich anziehen und fesseln. Keine geringere als die Freiin von Brackel hat dieses Bändchen mit einem Vorwort versehen, und wir stimmen ihren Worten zu,

wenn sie sagt: „Die Novellen können der Leserwelt nur aufs beste empfohlen werden. Sie muten an wie einfache Heideblumen, die ohne üppige Gestaltung, ohne reiches Farbenspiel und ohne berauschenden Duft doch einen großen Reiz ausüben und aller Herzen zu gewinnen wissen. Bei aller Einfachheit der Komposition ist Leben und Lebenswahrheit darin enthalten, und einige zeigen jene echte Poesie, die aus dem feinen Verständnis für edle Motive hervorgeht. ‚Moordrücke' und die ‚Andre', auch ‚Im Schnee' sind glänzende Beispiele dieser Art." — Unseres Erachtens sollte die Dichterin noch etwas mehr Sorgfalt auf die Wahrscheinlichkeit in der Erfindung der Erzählung und auf den Lokalton in Schilderung und Gesprächen verwenden. Das Reden der Heidebewohner könnte charakteristischer sein. Überhaupt macht sich ein gewisser Mangel bewußter künstlerischer Durcharbeitung und sprachlicher Ausgestaltung an einem gewissen litterarischen Hauch geltend, der die Feuilletonserzählung erst zur Höhe des Kunstwerkes hebt. Was Dirkink bietet, ist meistens gut, man hat aber das Gefühl, die Schriftstellerin könne noch Besseres leisten.

Der Kampf des heidnischen Philosophen Celsus gegen das Christentum. Eine apologetisch-patristische Abhandlung von Dr. theol. Johannes Franz Seraph Muth, Priester der Erzdiöcese Bamberg. 8°. (XX u. 229 S.) Mainz, Kirchheim, 1899. Preis *M.* 3.50.

Die Schrift sucht an der Hand des bekannten Buches des Origenes über den allgemeinen philosophischen Standpunkt des Celsus, die einzelnen Einwürfe seines Buches und die Anordnung derselben zu orientieren. Diese Zusammenstellungen sind recht fleißig und eingehend. Weniger befriedigt, was zur kritischen Würdigung der ältesten Gegenschrift gegen das Christentum beigebracht wird.

L'Université d'Avignon au XVII. et XVIII siècles. Par J. Marchand, Docteur ès Lettres, Inspecteur d'Académie. 8°. (XIV et 328 p.) Paris, Picard, 1900. Preis *Fr.* 7.50.

Von dem rechtsgelehrten Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1303 gegründet, war die Universität Avignon zunächst als juristische Hochschule gedacht, und bis zum Untergang im Gefolge der französischen Staatsumwälzung blieb es ihr charakteristisches Merkzeichen, daß das Kollegium der aggregierten Doktoren der Jurisprudenz über die Gesamtheit der Universitätsangelegenheiten die Oberherrschaft führte. Theologie, freie Künste und Medizin fanden Berücksichtigung nur insoweit, als lokale Verhältnisse oder Bedürfnisse es erheischten. An eine erfolgreiche Konkurrenz mit dem nahen Montpellier in Bezug auf Heilkunde oder gar mit Paris in Bezug auf Theologie konnte niemals gedacht werden. Demungeachtet erfreute sich die Universität noch im 16. Jahrhundert einer gewissen Blüte und hatte 800 Studenten und nicht wenige berühmte Juristen als Lehrer aufzuweisen. Bekannte Päpste wie Pius II., Alexander VI., Julius II. (als Kardinal), Leo X. und zuletzt noch Benedikt XIV. sind um ihre Förderung und Hebung bemüht gewesen. Die französischen Religionskriege seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bezeichnen den Wendepunkt zum Niedergang. Zwar blieb der ganze Organismus der alten Hochschule unverkümmert fortbestehen und wurde die Autonomie der gelehrten Körperschaft, dank der Weitherzigkeit der Päpste, unangetastet erhalten, und hatte die medizinische wie die juristische Fakultät auch ferner noch manche Berühmtheiten aufzuweisen, aber innere und äußere Verhältnisse wirkten lähmend. Dieser durch 200 Jahre sich hinziehende Prozeß des inneren Zerfalls bildet den Hauptgegenstand

der vorliegenden Schrift. Dieselbe ist unmittelbar aus den Akten herausgearbeitet, welche gerade für diese Periode in überfließendem Reichtum vorhanden sind. Sie macht mit allen Seiten des Universitätslebens jener beiden Jahrhunderte eingehend bekannt und zerlegt mit anatomischer Genauigkeit vor dem Leser den ganzen vielgestaltigen Organismus. Dies macht die tüchtige Schrift ungemein lehrreich. Für die früheren Jahrhunderte der Universitätsgeschichte konnte der Verfasser auf bereits vorhandene Dokumentensammlungen und Spezialarbeiten hinweisen. Es verlohnte sich, die Symptome und die Ursachen des Zerfalles während der letzten zwei Jahrhunderte der Hochschule besonders zu untersuchen, und die Kompetenz zu einer solchen Untersuchung hatte der Verfasser in einer früheren, nahe verwandten Arbeit (vgl. diese Zeitschr. Bd. LIII, S. 210) bereits bewiesen. Anziehende Nebenpunkte bilden das Emporkommen des französischen Rechts und der Chirurgie, die Einrichtung der Klinik und des botanischen Gartens, die allmähliche Bildung ganzer Professorendynastien und einer eigenen Universitätsaristokratie, überhaupt manche Momente, welche dieser päpstlichen Besitzung inmitten französischen Gebietes aus ihren einzigartigen Verhältnissen ganz eigentümlich erwuchsen.

Papst Innocenz XI. 1676—1689. Beiträge zur Geschichte seiner Politik und zur Charakteristik seiner Persönlichkeit. Von Dr. Max Immich, Privatdozenten an der Universität Königsberg i. Pr. 8°. (111 S.) Berlin, Speyer u. Peters, 1900. Preis *M.* 2.80.

Der Verfasser, Herausgeber von Nuntiaturberichten aus den Jahren 1685 bis 1688, versucht in diesem Schriftchen den leitenden Gedanken in der Politik Innocenz' XI. herauszusuchen und klarzulegen. Französische Geschichtschreiber lassen die Schritte des Papstes durch blinden Haß gegen Frankreich und ebenso blinde Vorliebe für Österreich bestimmt werden. Ihnen gegenüber sucht der Verfasser zu zeigen, die päpstliche Politik unter Innocenz habe nur das eine Ziel verfolgt, den Frieden unter den christlichen Fürsten zu erhalten und dieselben zu einem gemeinsamen Feldzug gegen die Türken zu vereinigen. Von einer Zuneigung zu Österreich seien die Maßnahmen des Papstes ebensowenig beeinflußt wie von einer Abneigung gegen Ludwig XIV. „Innocenz widersetzte sich den Ansprüchen Frankreichs, weil er ihre Bewilligung mit den heiligen Pflichten seines göttlichen Amtes nicht in Einklang bringen zu können meinte. Auf seine weltliche Politik hat dieser Gegensatz keinen nachweisbaren Einfluß ausgeübt" (S. 106). „An Gelegenheiten, Frankreich einen Strich durch die Rechnung zu machen und die antifranzösische Bewegung in Europa thatkräftig zu unterstützen, fehlte es doch nicht. Innocenz hat sich ihrer nicht bedient.... Das entsprach so ganz der Art dieses Mannes: unparteiisch, frei von politischer und persönlicher Leidenschaft, ... ein Papst, der lieber Märtyrer seiner Prinzipien werden, als ihnen entsagen wollte" (S. 91). Trotz dieser und ähnlicher Aussprüche darf man übrigens den Verfasser nicht für einen Bewunderer Innocenz' XI. halten. Die sittliche Reinheit und Ehrlichkeit des Papstes erkennt er an; was aber andere und auch solche, die nicht jeden Schritt Innocenz' XI. für den unbedingt besten halten, an seiner Politik als ideales Streben bewundern möchten, gilt unserem Verfasser als Schwärmerei, Fanatismus, Phantastik, Beschränktheit, Mangel an politischer Begabung (S. 17. 22. 27. 38). Zu seinen Schritten gegen die Türken, die 1682 gegen Österreich ausziehen, bestimmt nach 27 den Papst unter anderem „der wilde Haß des Fanatikers gegen die Un-

gläubigen". Eine Diskussion über die Anschauungen, welche solchen Urteilen zu Grunde liegen, ist an diesem Orte nicht angebracht. Es versteht sich von selbst, daß wir das Schriftchen nur mit starkem Vorbehalt unter den „Empfehlenswerten Schriften" zur Anzeige bringen.

Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet von Joseph Gény. [Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. I. Band. 5. u. 6. Heft.] 8°. (XIV u. 224 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 3.

Der gelehrte Schlettstadter Archivar hat hier mit liebevollem Eingehen selbst auf die kleinsten Züge ein bedeutsames Stück Stadtgeschichte gezeichnet. Die musterhafte Leistung gewinnt noch an Wert dadurch, daß sie zugleich die Kundmachung einer archivalischen Entdeckung ist. Was gerade über die entscheidendste Epoche der städtischen Entwicklung Schlettstadts andern Forschern entgangen und was als unausfüllbare Lücke oft empfunden worden war, das hat das geübte Auge des Archivars, während er andern gelehrten Forschungen nachging, ihm selbst unerwartet, ausfindig gemacht. Seine Mitteilungen stoßen die ganze bisherige Auffassung der Sachlage um und legen völlig neue Grundlagen. Es handelt sich dabei um eine Stadt, welcher eine auffallend große Zahl namhafter Persönlichkeiten in jener Zeit angehört haben, in der Jakob Wimpheling gewirkt, aus der Martin Butzer einerseits, Beatus Rhenanus anderseits hervorgegangen ist. In dem Augenblick, da die sogen. Reformation zum Ausbruch kommt, zeigt die Stadt, wie so viele andere im damaligen Deutschland, wohlgeordnete kirchliche Verhältnisse und ist seit alters gewohnt an einen durchaus pflichttreuen Klerus. Erst des demoralisierenden Einflusses der großen Apostasie in Deutschland bedurfte es, um auch die Schlettstädter bei einigen der Neuerung zugeneigten Individuen kirchliche Skandale erleben zu lassen. Auch dann noch gelang es, unter den schwierigsten Verhältnissen von innen und außen, der Weisheit und Festigkeit des städtischen Rates, ihre Stadt vor Abfall und Zerrüttung zu bewahren. Der Verfasser hat dies meisterhaft ans Licht gestellt. Einige kostbare Notizen finden sich für die Geschichte der kirchlichen Kunst im damaligen Elsaß, Wertvolles auch über die Schlettstadter Schule und die religiösen Orden. Letzteres gehört zu dem minder Erfreulichen. Die beste Rolle spielen durchwegs die Johanniter. Für die genauere Kenntnis des Werdens der Reformation, nicht nur im Elsaß, sondern in Deutschland überhaupt, ist diese Schrift ungemein belehrend, wie sie auch in das städtische Wesen des ausgehenden Mittelalters unmittelbar und mit seltener Lebhaftigkeit hineinversetzt.

Leben des Heiligen Joseph. Nach dem Französischen des P. Champeau C. S. Cr. bearbeitet von Conrad Sickinger, Pfarrer in Heppenheim. Mit einem empfehlenden Schreiben des hochw. Herrn Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. Zweite Ausgabe. Mit 4 Lichtdruckbildern und 144 Holzschnitten. 8°. (XVI u. 296 S.) Einsiedeln, Benziger u. Co., 1900. Preis *M.* 5.

Teils nach den Worten der Heiligen Schrift, teils nach den Gesichten der ehrwürdigen Katharina Emmerich wird auf 120 Seiten das Leben des Nährvaters

Jesu geschildert und zur Erbauung der Gläubigen mit frommen Betrachtungen durchflochten. Weitere 100 Seiten verbreiten sich über die Verehrung, welche der Heilige gefunden, und das Schutzamt, welches er ausübt. Ein Anhang giebt einige auf die Verehrung des Heiligen bezügliche kirchliche Dokumente aus der Zeit Pius' IX. Der Bilderschmuck und die Ausstattung überhaupt sind im ganzen recht hübsch; der Ton der Darstellung ist würdig. Abgesehen von der Stelle des Areopagiten S. 250, die schon an sich für heutige Christen immer etwas Unangenehmes hat, wird man ernstere Einwendungen wegen Übertreibung nicht machen können. Die ganze Richtung der Schrift zielt auf praktischen Nutzen hin; sie geht herzhaft auf fast alle Fragen des Christenlebens ein und ist ein ganz gutes Erbauungsbuch für Familie und Volk.

De instituto officialis sive vicarii generalis episcopi. Dissertatio Inauguralis historico-canonica Caroli Schmalz, Ss. Theologiae Doctoris, capellani Katscheriensis. 8°. (73 p.) Vratislaviae, apud Aderholz, 1899. Preis *M.* 1.50.

Eine fleißig gearbeitete Monographie. Der meiste Raum ist der historischen Entwicklung des Amtes eines Generalvikars gewidmet. Doch kommt auch die praktische Seite zu ihrem Recht. Das Schriftchen ist in flüssigem, leichtverständlichem Latein geschrieben.

Henri Baron van der Straten-Waillet du Ier Lanciers, Sous-Lieutenant de la Force publique de l'Etat indépendant du Congo, mort aux Stanley Falls le 20 Sept. 1896. Par le P. F. van der Straten-Waillet S. J. 8°. (176 p.) Namur, Godenne, 1899. Preis *Fr.* 2.

Ein liebenswürdiger Junge, Offizierssohn und von Kindheit an für den Soldatenstand begeistert, bereitet durch Abhärtung und Übung für den Dienst im Felde sich vor, tritt, sobald er die Altersgrenze erreicht hat, bei den Ulanen seiner Vaterstadt Namur ins Regiment und erhält nach achtjährigem Dienst und glücklich bestandenem Offiziersexamen die Erlaubnis der Eltern, nach dem Kongo zu ziehen. Dort fällt er schon nach wenigen Monaten im Alter von 26 Jahren dem mörderischen Klima zum Opfer. Dies der Inhalt der prächtig gedruckten und mit vielen Abbildungen ausgezierten Schrift. Die zweite Hälfte derselben besteht fast ganz aus den einfachen, aber frischen Reiseberichten, die der junge Soldat in die Heimat schickt; in der ersten erzählt sein Onkel, gleichfalls früher Soldat, jetzt aber ein alter Jesuitenpater in Namur, die Geschichte von des Helden Kindheit, seine tollen Streiche, aber auch Züge von Edelsinn, Frömmigkeit und Selbstbeherrschung. Da die Schrift an solche sich wendet, bei welchen ein persönliches Interesse für den früh Verstorbenen von vornherein vorhanden ist, so wurde der gemütliche, etwas wortreiche Plauderton der Familienstube beibehalten und pädagogische wie moralische Erwägungen reichlich eingeflochten.

Streifzüge durch die biblische Flora. Von Leopold Fonck S. J. (Biblische Studien, herausgegeben von Prof. Dr. O. Bardenhewer. V. Bd. 1. Heft.) 8°. (XIV u. 168 S.) Freiburg, Herder, 1900. Preis *M.* 4.

Ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der Flora des Heiligen Landes und zum richtigen Verständnis mancher Stellen der Heiligen Schrift, in denen bestimmte

Repräsentanten des Pflanzenreiches, sei es in geschichtlicher, sei es in bildlicher Darstellung, verewigt sind. Der Verfasser, welcher als Bibelforscher und Botaniker Palästina zu durchwandern Gelegenheit hatte, führt den Leser vom Meeresstrande zu den Bergeshöhen, über öde Steppen, durch Feld und Flur und schließlich das Jordanthal hinab zu den Gestaden des Toten Meeres. Dabei macht er gewissenhaft auf alle Erscheinungen aus der Pflanzenwelt aufmerksam, die irgendwo in den Büchern des Alten oder Neuen Testamentes Erwähnung finden. Mit der einschlägigen Litteratur aus den Gebieten der Naturgeschichte sowohl als der Bibelforschung zeigt sich der Verfasser vollkommen vertraut, wie die überaus zahlreichen Citate und das beigefügte Verzeichnis der „häufiger angeführten Werke" beweisen. Für Exegeten insbesondere dürfte die gediegene Schrift unentbehrlich sein. Ein ausführliches Sachregister erleichtert das Nachschlagen.

A B C für Adamssöhne. Von Friedrich Ernst. fl. 8°. (VIII u. 200 S.) Heiligenstadt (Eichsfeld), Cordier. Preis geb. in Leinwand *M.* 1.

Ein treffliches, frisch und packend geschriebenes Büchlein, das unter fünfundzwanzig Stichworten: Aufstehen, Barzahlung, Charakter, Durst, Ehrlichkeit, Fortschritt, Geschwätz, Hoch, Immoralität u. s. w. eine Fülle von nützlichen, aus dem wirklichen Leben gerissenen Bemerkungen und Winken für die Männerwelt enthält. Die Kost, die es bietet, ist mehrfach recht kräftig, doch wahrhaft gesund und dazu mit einer guten Dosis von Humor und Witz gewürzt. Es kann den Adamssöhnen nur empfohlen werden.

Saint François de Xavier. Sa vie et ses lettres. Par P. L. Jos. Marie Cros S. J. Tome premier: François de Xavier en Europe et dans l'Inde. Lex.-8°. (LIV et 494 p.) Paris, Retaux, 1900.

Der Verfasser, der außer einer größeren Schrift über den hl. Joh. Berchmans 1894 auch dem Leben des Apostels von Indien früher bereits einen Band gewidmet hat, nimmt diese letztere Arbeit hier in anderer Weise noch einmal auf. Nach dem Beispiel, mit welchem P. Coleridge 1872 und 1881 für die englische, P. de Bos 1877 für die deutsche Lesewelt vorangegangen sind, giebt er die sämtlichen noch erhaltenen Briefe des Heiligen in wortgetreuer und vollständiger Übersetzung, eingefügt in den Rahmen einer zwar knappen, doch ausreichenden Geschichtserzählung. Während aber seine Vorgänger noch auf die von Menchaca 1804 veranstaltete Briefsammlung als ihre wesentliche Grundlage sich angewiesen sahen, konnte P. Cros die kritischen Untersuchungen des P. Delplace (Selectae Indiarum epistolae 1887) zum Ausgangspunkte umfassender Forschungen in den Archiven Spaniens und Portugals machen. So war er in den Stand gesetzt, für viele Schreiben den durch die freie Übertragung ins Lateinische stark veränderten Text in seiner Ursprünglichkeit wiederherzustellen und zugleich eine Reihe von höchst wichtigen, auf das Leben des Heiligen bezüglichen Dokumenten neu ans Licht zu ziehen. Die Frucht eingehender Studien über die Geschichte der Familie Xaviers soll später in einem eigenen Bande der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, eine Untersuchung über die Wunder des Heiligen wird dem II. Bande des vorliegenden Werkes beigegeben werden. Wiewohl inzwischen auch die in Madrid erscheinenden Monumenta historica Societatis Iesu begonnen haben, unter dem Titel Monumenta Xaveriana alles, was von der Hand des Heiligen sich noch findet, nach dem Wortlaut des

Originals zur Mitteilung zu bringen, wird doch die vorliegende dokumentarische Lebensbeschreibung in ihrem fließenden Französisch nicht nur das Vorhandene weiteren Leserkreisen erschließen, sondern auch ihren selbständigen Wert behaupten. Der II. Band, dessen Erscheinen in naher Zukunft in sichere Aussicht gestellt ist, wird ein schönes Werk zum Abschluß bringen, welches geeignet ist, die Freunde der Missionsgeschichte wie die Bewunderer des großen apostolischen Wunderthäters von Indien mit Freude zu erfüllen.

Bachem's illustrierte Erzählungen für Mädchen. 8°. Jeder Band in Original-Prachtband mit Farbendruck-Deckelbild und 4 Kunstdruckbildern *M.* 2.50.

Band 9. **Theo Westerholt.** Erzählung für die Jugend von Hedwig Dransfeld. (168 S.)

Band 10. **Dorothea.** Erzählung aus dem Jahre 1848 von Sofie von Follenius. (160 S.)

Band 11. **Flitter und Schein.** Erzählung für junge Mädchen von Hedwig Dransfeld. (176 S.)

Die beiden Erzählungen von Hedwig Dransfeld enthalten manch hochpoetische, nach unserem Geschmacke etwas zu farbensatte Schilderungen; dagegen sind die Charaktere nicht immer gut gezeichnet und die Handlung, namentlich in „Theo Westerholt", bietet des Unwahrscheinlichen viel, ja streift manchmal an das Unmögliche. Dem Gegenstande nach würde sich Band 9 mehr für Knaben als für Mädchen eignen. „Flitter und Schein" hat uns besser gefallen, obschon ein Charakter wie diese adelstolze Alexa sich kaum bequemen würde, das Gnadenbrod „dieses Petroleumkrämers" zu essen. Aber ganz recht hat ihr Vater, daß das Leben aller dieser hochmodernen Mädchen ohne Arbeit, Pflichterfüllung und Religion eitel „Flitter und Schein" ist. — Noch besser als diese beiden Stücke von Hedwig Dransfeld hat uns die hübsche Erzählung von Sofie v. Follenius aus dem Jahre 1848 gefallen. Die Sprache ist schlichter, die Ereignisse sind besser motiviert, die Charaktere, namentlich „Dorothea", richtiger durchgeführt.

Bachem's Jugenderzählungen für Kinder von 10—15 Jahren. 12°. Jedes Bändchen mit 4 Bildern *M.* 1.20.

Die Macht der christlichen Liebe. Eine Erzählung aus der Zeit des römischen Kaisers Konstantin d. Gr. von Adam Görgen. (168 S.)

Der rote Franzis. Erzählung von L. Heitzer. (140 S.)

Weiß und Rot. Erzählung aus dem Leben zweier Kinder zur Zeit des Krieges gegen die Pequot-Indianer. Von Isabella Hummel. (125 S.)

„Die Macht der christlichen Liebe" ist eine Bearbeitung von M. Lenzens „Sunehild" für die Jugend. — Die Indianergeschichte „Weiß und Rot" ist mit viel Phantasie erzählt, recht gut und wird gewiß, wie alle Indianergeschichten, von Knaben gern gelesen. Nur scheint uns das Indianermädchen Pacahonta für eine richtige Wilde etwas gar zu sentimental. — „Der rote Franzis" ist recht gut erzählt. Doch eignet sich wohl die drastische Schilderung der Roheit des Bauers Porten besser für eine Volkserzählung als für Kinder von 10—15 Jahren.

Bachem's neue illustrierte Jugendschriften (besonders für Knaben). kl. 4°. Jeder Band mit 4 farbigen Kunstdruckbildern und in Kaliko-Prachtband *M.* 3.

13. **Der Retter von Neisse.** Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Krieg. Von Robert Münchgesang. (135 S.)
14. **Der rechte Falkensteiner.** Eine Erzählung aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Von Robert Münchgesang. (140 S.)
15. **Walter der Erzpoet.** Erzählung aus der Zeit Friedrich Barbarossas. Von H. Kerner. (156 S.)

Band 13 und 15 dieser „besonders für Knaben" bezeichneten Serie illustrierter Jugendschriften würden, wie auch einige frühere Bände dieser so hübsch ausgestatteten Sammlung, besser einer ausdrücklich „für die reifere Jugend" bestimmten Serie zugeteilt. Das Gewand der illustrierten Jugendschriften, das sie mit den übrigen „besonders für Knaben" geeigneten Bänden tragen, in deren Serie sie ohne Vermerk eingereiht sind, kann die Käufer irre führen, welche dann zu spät auf dem Titel die Klausel lesen: „Für die reifere Jugend". Wenn diese Scheidung, die wir schon einmal uns erlaubten als erwünscht zu bezeichnen, stattfindet, so werden wir natürlich auch nichts gegen das Motiv „der Liebe" einzuwenden haben, das wir sonst in dieser Ausdehnung in eigentlichen Jugendschriften vom pädagogischen Standpunkt lieber vermissen. — „Der Retter von Neisse" scheint uns in der Erfindung und ganzen Anlage nicht sehr glücklich. Ein schlesischer Müllerbursch wird zum österreichischen Militär gepreßt, desertiert zu den Preußen und wird durch Verrat eines Anschlags, die Stadt den Österreichern in die Hände zu spielen, zum „Retter von Neisse", wofür er vom Alten Fritz mit ein paar Rollen Geld belohnt wird, so daß er seine Braut heiraten und die abgebrannte Mühle wieder aufbauen kann. Das mag preußischen Lesern „patriotisch" klingen; Österreicher werden es anders nennen. — Viel besser gefällt uns „Der rechte Falkensteiner", eine gut erzählte Rittergeschichte, wie sie unsere Knaben immer wieder gerne lesen. — Walter der Erzpoet ist vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet wohl die beste Erzählung der ganzen Serie. Die Anlage der reichen, wohl gegliederten Handlung ist vorzüglich, die Charaktere sind sorgfältig herausgearbeitet, die Schilderungen aus den Zeiten der Kreuzzüge mit wirklich poetischer Schönheit ausgeführt und die eingestreuten Gedichte, jener Zeit selbst entstammend, tragen nicht wenig bei, den Eindruck derselben zu erhöhen. Die Abenteuer des „Erzpoeten" sind indes ziemlich leichtfertiger Natur, und wenn sie auch später durch ernste Buße gesühnt werden und diese Buße in wirklich ergreifender Weise geschildert ist, so dürfte es doch Knaben geben, welche das lockere Goliardenleben anziehender finden könnten als dessen sühnendes Gegengewicht, und wir möchten den Pädagogen nicht gerade allzugroßer Strenge zeihen, der in Bezug auf den Leserkreis (auf dem Titel steht: „Für die reifere Jugend") zu vorsichtiger Einschränkung mahnen würde.

Bellini's Kinder und der Ziegen-Beppo. Eine Erzählung für's kleine Volk. Von Karoline Waldau. Mit 8 farbigen Einschaltbildern und 32 Textillustrationen. 8°. (208 S.) Köln, Bachem, 1900. Preis in Originalband *M.* 4.

Mit dem vorliegenden Bande eröffnet der überaus thätige Bachemsche Verlag eine neue Serie seiner beliebten Jugendschriften — fürs kleine Volk. Dafür ist die Ausstattung künstlerisch fast zu schön; namentlich die feingezeichneten vielen Text-

illustrationen werden von dem „kleinen Volk“ wohl kaum richtig gewürdigt; da sind die bunten Bilder schon willkommener. Der Preis ist bei dieser geradezu splendiden Ausstattung billig zu nennen. Die Erzählung ist recht gut geschrieben. Sie bietet die Erlebnisse einer deutschen Gouvernante in Italien und spielt, dem Leserkreise entsprechend, zumeist in der Kinderstube. Ein Räuberüberfall und ein beinahe tragisches Ereignis an der Meeresküste bringen Wechsel und Aufregung in das sonst stille Kleinleben der Kinderwelt.

Miscellen.

Die humanistische Schulbildung im katholischen Nordamerika. Ein bedeutungsvolles Symptom für die Lebensenergie der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten ist das Zusammentreten der Vorsteher der katholischen Colleges (Gymnasium mit Lyceum) zu gemeinsamen Beratungen. Eine erste derartige Zusammenkunft fand statt zu Chicago am 12. und 13. April 1899 auf Anregung des derzeitigen Rektors der katholischen Universität Washington, Msgr. Thomas Conaty, dem es ein Jahr früher, im Mai 1898, schon gelungen war, die Vorstände der Priesterseminarien der verschiedenen Diözesen zu einem Meinungsaustausch um sich zu versammeln. Die Zahl der katholischen Colleges in den Vereinigten Staaten wird auf rund 80 angegeben, von diesen waren 60 auf die Einladung willig eingegangen; 52 waren bei der Versammlung faktisch vertreten: mehrere unter Leitung von Weltpriestern stehende, 6 Benediktineranstalten, 5 der Väter vom heiligen Kreuz, 3 der Marienbrüder, Franziskaner, Augustiner, Lazaristen, Väter vom Heiligen Geist wie auch etwa 18 Jesuitenkollegien hatten ihre Abgeordneten geschickt. Diese einmütige Beteiligung wie der im ganzen harmonische Verlauf der Konferenz gab deutlich zu erkennen, daß, wie groß und tief auch die Verschiedenheit der Anschauung ist, welche die Katholiken Amerikas heute in getrennte Lager scheidet, doch für alle großen Bestrebungen im Interesse des kirchlichen Aufschwunges ein gemeinsamer Boden geblieben ist.

Es konnte sich bei einer ersten Zusammenkunft dieser Art natürlich nur erst um Aufhellung der Stellungnahme zu den allgemeinsten Fragen des höheren Erziehungswesens handeln; eine Anzahl von Problemen waren demgemäß für die Erörterung ausgewählt: I. Ein katholisches Musterkolleg: was sollte es lehren? II. Aufgaben der katholischen Erziehung gegenüber den sozialen Notständen der Gegenwart. III. Das katholische College als Vorbereitung auf ein Geschäftsleben. IV. Welchen Einfluß kann das katholische College üben in Bezug auf die Vorbereitungsschule [= Lateinschule]? V. Bedingungen für den Eintritt in ein College. VI. Voraussetzungen zur Graduierung durch ein College. VII. Der Zudrang katholischer Schüler zu nichtkatholischen Colleges und Universitäten.

Über jedes dieser Themata wurden je zwei Vorträge, manchmal von ganz verschiedenem Standpunkte aus, gehalten. Dem Schluß des zweiten Vortrags folgte die allgemeine Erörterung, in welcher jeder Teilnehmer berechtigt war, das Wort zu ergreifen. Doch waren dann für die Meinungsäußerungen des Einzelnen nicht über fünf Minuten zugestanden.

Das nächste praktische Ergebnis der Beratungen war die Errichtung eines bleibenden Verbandes unter der Benennung The Association of Catholic Colleges of the United States. Als Präsident desselben wurde der Urheber der Versammlung, Msgr. Conaty, gewählt, ein Ausschuß von fünf Mitgliedern (vier verschiedenen religiösen Genossenschaften, eines dem Weltpriesterstande angehörig) trat ihm zur Seite. Aufgabe dieses Ausschusses ist, die regelmäßige Wiederkehr der gemeinsamen Beratungen vorzubereiten und denselben ein planvolles Vorangehen und die Möglichkeit eines erfolgreichen Einwirkens zu sichern.

Schon jetzt traten manche unmittelbar praktische Vorschläge mit großer Bestimmtheit zu Tage. Von allen Seiten wurde die Notwendigkeit anerkannt, abseits von den Colleges für klassische Studien auch Gewerbe-, Real- und technische Schulen unter katholischer Leitung und mit Pflege des religiösen Unterrichtes zu gründen. Gewichtige Stimmen wurden dafür laut, das vierjährige Untergymnasium (Lateinschule), das mit der public high school etwa die gleiche Stufe halten und die Leistungen der preußischen Secunda etwa erreichen soll, als eigenen Organismus und selbständige Lehranstalt vom College (Obergymnasium und Lyceum) abzutrennen. Abgesehen von andern Vorteilen, wurde es so leichter ermöglicht, im College in Bezug auf Disziplin und Internatsverpflegung den hochgeschraubten Ansprüchen des modernen Amerikaners entgegenzukommen. Auffallend ist es, in einer Versammlung von Pädagogen, welche an die ernüchternden Erfahrungen im höheren Studienwesen der „neuen Welt“ doch wohl gewöhnt sein mußten, auch sehr enthusiastischen und hyperideellen Anschauungen zu begegnen. Da giebt es nichts, was so ein armes College nicht auf Bestellung alles gleich fertig liefern soll. Große Staatsmänner, klassische Schriftsteller, epochemachende Gelehrte, brillante Zeitungsredakteure, natürlich auch vollendete, festgeprägte Charaktere, Glaubenshelden und Heilige sollen funkelnagelneu und gerüstet wie Athene aus dem Kopf des Jupiter, aus der senior-class des amerikanischen College hervorspringen. Zum Glück fehlte es nicht an Stimmen, solche Anforderungen und Erwartungen auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. So sprach sich u. a. der Vizepräsident der Georgetown University dahin aus:

„Zweck der College-Erziehung ist nicht, den Geist mit Wissen anzufüllen, sondern die Fähigkeiten auszubilden und feste Grundlagen einzusenken, welche Anwendung und weitere Entwicklung finden sollen in dem späteren besondern Berufe. Präsident Dwight hat ganz richtig ausgesprochen, daß College-Erziehung nicht die Vorbereitung gebe für das Geschäftsleben, noch für einen Beruf, noch für irgend einen bestimmt abgegrenzten Wirkungskreis im Leben, sondern nur ganz im allgemeinen für ein gebildetes Leben. ‚Den Geist auszugestalten,‘ schreibt er, ‚das ist die Arbeit des College. Das Ziel, welches das College verfolgt, besteht darin, den jungen Mann bei Abschluß seiner College-Jahre mit

ohlentwickeltem Geiste in die Welt zu senden, nicht in dem Sinne, daß später nd in der ganzen Zukunft nie mehr ein Wechsel oder eine weitere Entfaltung tatthabe, sondern in dem Sinne, daß er völlig fertig sei, um als gebildeter Mann ins Leben einzutreten.'"

Weitaus das schwerwiegendste Interesse bietet jedoch die Haltung, welche in iesem fortgeschrittensten Kulturlande der Erde die berufenen Vertreter der katho-ischen Schule zur klassisch-humanistischen Bildung eingenommen haben. Von ornherein wird man nicht erwarten, daß es in den Schulen der Vereinigten Staaten an Rücksichtnahme auf das unmittelbar praktische Leben und daher auch n starker Betonung der Realien fehlen könne. Unter den zwölf bedeutendsten atholischen Colleges fand sich auch nur *eines*, das sich mit den klassischen Studien nd deren Zubehör allein als festen Unterrichtsgegenständen begnügte. Kurse in Mathematik und Naturwissenschaften waren in demselben genügend vorgesehen, die eteiligung aber der Freiheit der Studenten anheimgegeben. Jeder konnte wählen ach Anlage und Neigung. In den übrigen elf bedeutendsten Kollegien zählte an neben Sprachstudien und Religion mit Geschichte zwischen sechs bis elf Neben-icher, auf deren jedes im Durchschnitt drei wöchentliche Stunden fielen. Ver-ilt man dies gleichmäßig über die vier Jahre des College, so entfallen auf rartige Nebenfächer (Physik, Chemie, Astronomie, Mathematik, analytische eometrie, Trigonometrie, Mechanik, Geologie u. dgl.) für jede Woche sieben tunden, d. h. etwa die volle Hälfte der Zeit, welche in den gefeiertsten akatho-schen Lehranstalten der Vereinigten Staaten (Harvard, Yale ꝛc.) auf alle nterrichtsfächer zusammen verwendet wird.

Trotzdem fehlte es nicht an Stimmen, die sehr energisch für noch stärkere etonung der Realien eintraten und alles Mögliche und Unmögliche in die chulen der katholischen Colleges eingeführt sehen wollten. Die „äußerste Linke" präsentierten hier die Väter vom heiligen Kreuz, und auch die Marienbrüder ienen nach dieser Richtung hinzuneigen. Der Vertreter der Notre Dame Uni-ersity ließ sich vernehmen: „In allen den besten und fortgeschrittensten Er-ehungssystemen auf der ganzen Welt sehen wir heutzutage Seite an Seite neben n Klassikern die Pflege naturwissenschaftlicher Studien — wir sehen den Unter-cht in einer der Naturwissenschaften hingestellt als *ein geeignetes Mittel er besten geistigen Schulung und der höchsten Geistesbildung*. Wir sehen das in Frankreich; wir sehen es in Deutschland." Solche Meinungen anden jedoch vereinzelt. Im großen ganzen legte die Versammlung der ka-olischen Schulmänner Amerikas für den Wert der humanistischen Bildung das länzendste Zeugnis ab. Gleich der erste Sprecher, ein Mann von hohem An-hen, dessen Ausführungen großen Eindruck hervorbrachten, P. Murphy von den ätern vom Heiligen Geist, erinnerte an die Warnungen, welche einmal der alte ladstone der Universität Oxford gegeben: „Zwei Gefahren oder vielmehr Ver-chungen bedrohten heutzutage jede der höheren Geistesbildung bestimmte Anstalt. ine sei, daß man die Studien betreibe nach Maßgabe ihrer geschäftlichen Ver-ertbarkeit; die andere, daß man wissenschaftlicher Forschung nachgehe auf Kosten ahrer Bildung des Geistes." In seiner Hochschätzung der alten klassischen

Schule ging P. Murphy so weit, daß er kein Bedenken trug, auch den Übungen im lateinischen und griechischen Versbau ernstlich das Wort zu reden.

Nicht minder entschieden wies der Benediktiner P. Vincenz Huber, Vorsteher eines College im Staat Illinois, soweit es nur sein Thema gestatten wollte, auf die alte Schule zurück:

„Die Männer der alten Schule gingen von zwei Wahlsprüchen aus, welche ihrem ganzen Systeme zu Grunde lagen: Multum, non multa (Viel, aber nicht vielerlei!) und: Unum post aliud (Eines nach dem andern!). Sie sahen ihre Aufgabe nicht darin, alles Mögliche zu lehren, und von dem Studenten verlangte man nach Vollendung seines zwölfjährigen Schulkurses noch nicht, daß er alles wisse. Aber was sie lehrten, das lernte der Schüler auch durch und durch. Sie sahen ihre Aufgabe auch nicht darin, den Kopf mit einem Mischmasch mechanisch eingepaukter Kenntnisse zu füllen, sondern dem Geist eine stufenweise und naturgemäße Entwicklung zu geben und ihn dadurch zum geeigneten Werkzeuge zu machen für ein selbständiges Denken. So machten sie aus dem Geist des Schülers einen Springquell von Gedanken, nicht einen Behälter auswendig gelernter Thatsachen. Dieses Ziel zu erreichen, machten sie alles sich dienstbar. Auch die Übungen des Gedächtnisses, die Abgemessenheit, Schönheit und leichte Beweglichkeit des Ausdruckes waren nur Hilfsmittel dazu. Aber mit größter Sorgfalt wurden solche Hilfsmittel stets der Empfänglichkeit des Schülers angepaßt. Deshalb war auch, namentlich für die Vorbereitungsjahre, ihr System von unserem heutigen so himmelweit verschieden.... Das Geheimnis ihres Erfolges lag in der Konzentration, in der Einheitlichkeit; das Geheimnis unseres Unvermögens liegt in der Zersplitterung und der verfrühten Spezialisierung. Schon aus der Natur, welche sie zu beobachten verstanden, ersahen sie, daß eines der Gesetze, nach welchen sie wirkt, die Konzentration sei. Aus zerrissenen, weithin zersprengten Wolken fällt ein erquickender Regen nicht. Erst wenn sie sich zusammenziehen und ballen, sind wir gewärtig, daß sie den Segen des Himmels spenden.... Unser modernes System giebt von allen Wissenschaften einen Hieb, aber in keiner derselben schafft es Meister; die alte Schule entwickelte Gewandtheit für alle, und in einer wenigstens schuf sie Meister. Das neue System giebt uns die Männer des sozialen Umsturzes. Das alte gab uns die großen Gelehrten....

„Dieses alte System ist eines eindringenden Studiums wert. Eine Rückbewegung zu demselben hat ja thatsächlich bereits eingesetzt. Einsichtige Freunde des Erziehungswesens schütteln nachdenklich und mißvergnügt den Kopf, wenn unser heutiges Schulsystem ihnen in den Sinn kommt und sie dessen Resultate prüfen. Sie sehen ein, daß ein großer Irrtum begangen worden ist.... Erzieher, die noch wert dieses Namens, haben angefangen, nach dem guten alten System der Vorzeit sich zurückzusehnen, und deuten darauf hin als auf den Leuchtturm, dem alle Führer auf dem Gebiete des Erziehungswesens zusteuern sollten. Wären diese Männer frei, in Übereinstimmung mit der innern Erkenntnis auch zu handeln, bald würden ihre Schulen nicht mehr so dem ganzen Wesen nach von der Schule vor 600 Jahren sich unterscheiden. Allein ihre Anschauungen begegnen eben nicht dem Verständnis des Publikums, von welchem sie abhängig

sind, und deshalb bleiben sie wider ihren Willen bei einem System, das sie als innerlich verfehlt erkennen. Es hat diese ablehnende Stimmung des großen Publikums seine Quelle in dem Wahn, eine Rückkehr zum System der alten Schule bedeute einen Rückschritt zum finstern Mittelalter. Aber dieser Stimmung ungeachtet ist jene Rückbewegung in Zunahme begriffen. Selbst in rein weltlichen Lehranstalten hat sie bereits manches Lebenszeichen gegeben, in vielen Mittelpunkten kirchlicher Lehrthätigkeit aber hat sie eine Höhe der Entwicklung erreicht, daß es nur noch eines unerschrockenen Führers bedarf, um die allgemeine Rückkehr zum System der alten Schule, wenn auch mit der notwendigen Anpassung an moderne Ansprüche, herbeizuführen."

Fund im Haus der Vestalinnen. Ausgrabungen an der Stelle, wo ehemals der Wohnort der römischen Vestalinnen sich befunden hatte, förderten am 6. November 1883 eine Inschrift auf eine Vestalin zu Tage, in welcher indes der Name der also Geehrten später mit dem Meißel war ausgepickelt worden. Die Inschrift findet sich auf der Vorderseite des Sockels einer Bildsäule, während auf einer Seitenfläche Jahr und Tag, an welchem die Bildsäule errichtet wurde, eingegraben ist: Dedicata V. Idus Junias Divo Joviano et Varroniano conss. (9. Juni 364).

O. Marucchi, der die Inschrift zuerst veröffentlichte, gab auch zugleich deren wahrscheinliche Deutung. Die Ausmeißelung des Namens, von der sich auch sonst Beispiele finden, war eine Strafe, durch welche zum Denkmal öffentlicher Schmach umgewandelt werden sollte, was als Denkmal öffentlicher Ehre errichtet worden war. In unserem Fall nun kann als Grund dieser Strafe füglich nur der angegeben werden, daß die betreffende Vestalin zum Christentum übergetreten war. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. LIV, S. 551.) Im September des vorigen Jahres hat sich nun den früheren Funden im Vestalinnenhaus ein neuer zugesellt, welcher die Entdeckung des Jahres 1883 zu ergänzen geeignet ist. Unter dem Pflaster des Fußbodens fand sich die verstümmelte Bildsäule einer Vestalin, an der namentlich der Kopf hinweggenommen war. Offenbar hatte man dieselbe nicht deshalb entfernt, weil sie etwa dem Bildhauer mißraten war; denn mißratene Statuen würde man schon zurückgewiesen haben, bevor sie noch an den Ort ihrer Aufstellung verbracht worden waren. Somit bietet sich als natürlichste Erklärung die folgende dar. Als man die christliche Vestalin strafen wollte, konnte man sich nicht damit begnügen, bloß den Namen unter ihrer Bildsäule unleserlich zu machen, sondern man mußte auch diese selbst entfernen und that dies, indem man sie etwa einen Meter tief unter das Pflaster vergrub. Der Sockel mit dem ausgemeißelten Namen konnte stehen bleiben; denn da von den Zeitgenossen jeder wußte, wer auf der Inschrift ursprünglich genannt war, so diente deren Verbleiben nur zur größeren Schmach des also getilgten Namens.

Wo Prudentius († 410) den Sieg des Christentums besingt, führt er unter andern Zügen auch diesen an, daß die Senatoren, die früher um heidnische Priestertümer sich bewarben, jetzt die Heiligtümer der Apostel und Märtyrer ehren, und die Vestalin Claudia nunmehr die Basilika des hl. Laurentius besuche. Ob

hier der Name Claudia eine bestimmte Persönlichkeit des damaligen Rom bezeichne oder ob nur zur Bezeichnung der Vestalinnen im allgemeinen dieser Name gewählt sei, darüber besteht von alter Zeit her eine Meinungsverschiedenheit, die nach den neueren Entdeckungen vielleicht eher im letzteren Sinne zu entscheiden ist. Warum Prudentius seine Vestalin gerade die Laurentiuskirche besuchen läßt, ist ebenfalls eine Frage, auf welche sich manche Antworten ersinnen lassen. O. Marucchi, dessen Aufsatz im Nuovo bulletino di archeologia cristiana V (Roma 1899) 199—215 wir die obigen Notizen entnehmen, weist auf die Thatsache hin, daß bei der Laurentiuskirche ein Friedhof, vielleicht auch ein gemeinsames Wohnhaus der gottgeweihten Jungfrauen war, und in der genannten Kirche die zum Dienste Gottes ausersehenen Kinder von den Eltern Gott dargebracht zu werden pflegten. Vielleicht wollte also der Vers des Prudentius besagen, daß Claudia nunmehr ihre Jungfräulichkeit Christus dem Herrn geweiht habe, wie sie vordem jungfräuliche Priesterin der Vesta war.

Sperrvorrichtungen im Tierreich. Einen neuen interessanten Beitrag zu den Meisterwerken der Technik, die im tierischen Organismus verwirklicht sind, brachte eine jüngst im Biologischen Centralblatt (1899, Nr. 15) erschienene Studie von Dr. Otto Thilo über Sperrvorrichtungen im Tierreich. In der Technik bedient man sich dieser Vorrichtungen dort, wo es erforderlich ist, einen beweglichen Maschinenteil dauernd festzustellen; dadurch wird nämlich die Kraft erspart, welche sonst nötig sein würde, um den betreffenden Maschinenteil in der gewünschten Stellung zu erhalten. Deshalb werden an den Ankerwinden der Schiffe die Sperrklinken angebracht; deshalb schiebt man auch unter die Räder eines bergab fahrenden Wagens die Hemmschuhe, welche den Pferden das Zurückhalten des Wagens erleichtern und so dazu beitragen, die Kräfte der Pferde zu schonen.

Einen ganz ähnlichen Zweck haben auch die mannigfaltigen Sperrvorrichtungen in der lebendigen Technik des tierischen Organismus. Wo es erforderlich ist, einen beweglichen Körperteil dauernd in einer und derselben Stellung zu erhalten, wird die hierfür erforderliche Arbeit den Muskeln durch besondere Sperrvorrichtungen abgenommen und dadurch Muskelkraft gespart.

Hübsche Beispiele hierfür bietet das Knochengerüst vieler Fische. Der lange Rückenstachel des Einhorns (Monacanthus), das in den Korallenriffen des Roten Meeres lebt, wird durch einen hinter ihm liegenden Sperrknochen in seiner aufgerichteten Stellung erhalten. Die arabischen Fischerknaben wissen dies sehr gut. Wenn der Fisch sich in ein Felsloch flüchtet und mit dem langen, starken Vorderstachel seiner Rückenflosse (dem Kopfstachel) gegen die Decke des Loches sich stemmt, so drücken sie auf einen kleinen, hinter jenem Stachel liegenden Flossenstrahl wie auf den Drücker einer Flinte. Sofort legt sich der Kopfstachel von selber nieder, der Fisch geht los und kann leicht herausgezogen werden. Die Sperrvorrichtung, um die es sich hier handelt, hat, wie Thilo näher ausführt, große Ähnlichkeit mit dem Doboschen Klemmgesperre und den amerikanischen Yaleschlössern, jedoch mit dem Unterschiede, daß die sogenannte Sperrfläche bei letzteren ein Kreisprofil

bildet, während jene des Sperrknochens ein Evolventenprofil hat. Dieser Unterschied findet seine Erklärung darin, daß der Riegel des Yaleschlosses in einer geraden Linie sich hin und her bewegt, während die Spitze des Rückenstachels des Einhorns bei Bewegung des Stachels ein Kreissegment beschreibt.

Andere sehr sinnreiche Sperrvorrichtungen treffen wir an dem Rückenstachel der Stichlinge (Gastrosteus), an dem Rückenstachel und dem Bauchstachel des Dreihorns (Triacanthus) und noch bei manchen andern Flossenstacheln der Fische.

Auch die langen, hohlen Giftzähne der Schlangen werden beim Beißen durch eine eigene Vorrichtung festgestellt. Dieselbe bildet eine aus fünf Knochen bestehende Kette, von denen jedoch nur drei zur eigentlichen Sperrvorrichtung gehören und daher ein dreiteiliges Gesperr darstellen. Der Zweck desselben ist, die Muskelarbeit des Tieres beim Eindrücken des Zahnes in die Wunde zu unterstützen, während die zwei übrigen Knochen der Kette das Gaumenbein in seiner Lage halten und das Abbrechen des Zahnes verhindern.

Außer den Sperrvorrichtungen für starre Körper giebt es auch solche für flüssige und für gasförmige Stoffe. Die Sperrvorrichtungen für Flüssigkeiten fanden wir hauptsächlich in den Organen des Blutkreislaufes angewandt, wo es gilt, das Zurückströmen des Blutes zu verhindern; diese ventilartigen Sperrvorrichtungen sind jedem unter dem Namen der Herzklappen bekannt. In der frühesten Jugend, im Embryonalleben, fehlen selbst bei den höheren Tieren die Herzklappen, da das Herz noch im stande ist, den Blutkreislauf ausschließlich durch Muskelkräfte, ohne Ventile, zu besorgen. Mit der fortschreitenden Entwicklung des Individuums werden jedoch immer größere Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Herzmuskeln gestellt; daher wird ihnen ein großer Teil der Arbeit durch Sperrvorrichtungen abgenommen, die sich aus den Falten der Gefäßwandungen entwickeln und allmählich zu taschenförmigen Ventilen, den Herzklappen, auswachsen; sie verhindern ohne jede Muskelanstrengung den Rückstrom des Blutes. Einen ähnlichen Zweck haben auch jene kleineren Ventile, welche in den Saugadern zahlreich vorkommen. Sie sind hier um so nötiger, weil diese Adern dünnwandig sind und keine starke Muskulatur besitzen, mittels deren die Schlagadern den Blutkreislauf befördern.

Gesperre für luftförmige Körper begegnen uns in den sonderbaren Kugelfischen der Gattung Tetrodon, die sich ballonartig aufblähen können. Eine ringförmige Darmklappe am Ausgange des Magens versieht hier den Dienst einer selbstthätigen Sperrvorrichtung, durch welche das Entweichen der Luft aus dem gefüllten Ballon verhindert wird. Auch die Schwimmblasen vieler Fische zeigen Luftgesperre.

Mitteilungen

der

Herderschen Verlagshandlung

zu

Freiburg im Breisgau.

Zweigniederlassungen in Wien, Strafsburg, München und St. Louis, Mo.

Nr. 9.

Oktober 1899 — April 1900.

Erste Abteilung.

. Neue Erscheinungen. 2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

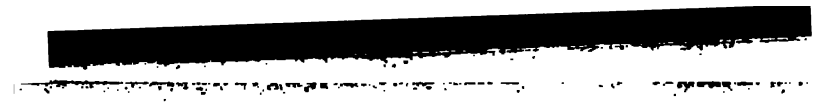
Zweite Abteilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Die hier angezeigten Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die beigedruckten Preise sind Mark und Pfennig. * bedeutet Kommissions-Verlag.

Nr. 10 der „Mitteilungen“ wird im Oktober 1900 erscheinen.



Erste Abteilung.

1. *Neue Erscheinungen.*

eissel, Stephan, S. J., Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie in Italien. Mit 200 Abbildungen. gr. 8°. (XII u. 334 S.) 7.— ; geb. in Leinw. 9.—

Probe der Illustration aus Beissel, Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie in Italien: Opfer Abels und Melchisedechs. Mosaik in S. Vitale zu Ravenna.

„In grofsen Zügen behandelt hier der Verfasser die Geschichte der altchrist-hen Kunst Italiens, an die Hauptgegenstände derselben und an deren innigsten sammenhang mit dem gottesdienstlichen Leben seine Unterweisungen anschliefsend. s werden daher die alten Denkmäler, die dem Verfasser wohl sämtlich aus eigener nschauung bekannt sind, befragt, und was die zeitgenössischen Urkunden zu ihrer rklärung bieten, wird zu Hilfe genommen, um Ursprung, formelle Gestaltung und urgische Bedeutung der einzelnen Gruppen und ihrer Einzelheiten so genau wie öglich kennen zu lernen. . . . Die altchristlichen Taufkirchen haben mit Recht n eigenes Kapitel erhalten — das letzte die päpstliche Messe im 8. Jahrhundert, liturgischer Hinsicht das inhaltreichste und wichtigste des ganzen Buches mit seiner glaublichen Fülle von Belehrung, welche durch die übersichtliche Form, die knappe

Fassung, die klare und bestimmte Darlegung, die — nicht glänzende, aber für ihre rein didaktischen Zwecke vollkommen ausreichende — Illustration an Kraft noch erheblich gewinnt. Zumal dem Klerus, für den die altchristlichen Kunststudien wenig äufserlich-praktischen Wert haben, aber desto mehr innerlich anregende Bedeutung, kann das gründliche Buch nicht warm genug empfohlen werden."

(Zeitschrift für christliche Kunst. Düsseldorf 1899. Nr. 11.)

Cathrein, Victor, S. J., Religion und Moral oder Gibt es eine Moral ohne Gott? Eine Untersuchung des Verhältnisses der Moral zur Religion. gr. 8°. (VI u. 142 S.) **1.90.**

Auch als 75. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. S. 29.

„Diese Schrift unternimmt eine Untersuchung des Verhältnisses der Moral zur Religion und behandelt damit eine Frage, die heutzutage zu den Hauptproblemen und Agitationsstoffen der antichristlichen Bewegungen zählt. Ist man doch im offiziellen atheistischen Frankreich schon seit Jahren praktisch dazu übergegangen, an den Staatsschulen den Religionsunterricht zu ersetzen durch die Lehre einer ‚Laien-Moral'. Über die Geschichte der Bewegung zu Gunsten der ‚unabhängigen Moral' giebt Cathrein im ersten Teil obenangezeigter Schrift ein instruktives Bild, in dem er diese Bestrebungen in den Arbeiten der Philosophen (in Deutschland war Kant hier bahnbrechend), sodann in der Popularisierung dieser Tendenzen und den praktischen Versuchen ihrer Realisierung in den einzelnen Ländern aufzeigt. Der zweite Abschnitt ist der grundlegenden Untersuchung der einschlägigen Begriffe und Auffassungen vom christlichen Standpunkt aus gewidmet. (Was ist Moral? Was ist die Religion? etc.) Im dritten Teil schreitet der Verfasser zur Kritik der ‚unabhängigen Moral' und weist von verschiedenen Angriffspunkten aus ihre Haltlosigkeit nach. Die Ausführungen sind klar und für jeden Gebildeten verständlich, und bietet Cathreins Schrift ein vorzügliches Kompendium, um sich über diese wichtige und verhängnisvolle Bewegung zu informieren und zu einem sichern Urteil zu gelangen."

(Augsburger Postzeitung. 1900. Beilage Nr. 18.)

Fonck, Leopold, S. J., Streifzüge durch die biblische Flora. gr. 8°. (XIV u. 168 S.) **4.—**

Bildet das 1. Heft des V. Bandes der *„Biblischen Studien"*; s. S. 29.

„... Durch fünfundzwanzigjähriges Studium der einheimischen Flora vorbereitet, hatte Fonck das Glück, während eines längeren Aufenthaltes in den Jahren 1895 und 1896 die Pflanzenwelt des Heiligen Landes an Ort und Stelle kennen zu lernen und die dabei gemachten Sammlungen unter Anleitung von Prof. P. Aschersón-Berlin, des zur Zeit gewiegtesten Kenners der syrischen und ägyptischen Flora, sowie unter Berücksichtigung der einschlägigen Litteratur mit Hilfe der reichen Bücherschätze von Berlin und München zu bearbeiten. Schon aus diesen Umständen schöpft ein jeder, der mit den Verhältnissen vertraut ist, die Zuversicht, dafs Foncks Arbeit eine gründliche ist und die nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse von der Flora Palästinas zuverlässigsten Ergebnisse enthält. Und dieses günstige Vorurteil findet man bei genauer Durchsicht der Abhandlung durchaus bestätigt. Ebenso erfreut und befriedigt wie der Botaniker wird aber sicherlich auch der Exeget sein durch die aufserordentlich zahlreichen Hinweise auf die einschlägigen Stellen der heiligen Bücher, die eine sehr genaue Bekanntschaft mit der Heiligen Schrift bekunden.

„Aber nicht blofs der Botaniker und Exeget, sondern auch der Laie wird Foncks Streifzüge gern zum zweitenmal und öfter lesen, — vorausgesetzt, dafs er überhaupt Sinn hat für die mannigfaltigen Formen, die herrliche Farbenpracht und den erquickenden Duft der Pflanzenwelt, in der uns noch ein schwacher Wiederschein von der lieblichen Herrlichkeit des Paradieses auf dieser Erde erhalten geblieben ist, — und dafs er Verständnis besitzt für die Vorliebe, mit welcher die Heilige Schrift die Pflanzenwelt zu Vergleichen heranzieht und nicht minder die Kirche die Tugenden und Verdienste der Heiligen mit Cedern, Cypressen und Palmen, mit Rosen, Lilien u. s. w. vergleicht. Die Form, in welcher der Verfasser seinen Stoff behandelt, wird auf den Leser, besonders den aus der Laienwelt, gewifs anziehend und anregend wirken.

„Frei von gelehrter Trockenheit und doch voll gediegenen Wissens anmutig plaudernd, führt uns der Verfasser in fünf Streifzügen durch die Hauptformationen der Pflanzenwelt des Heiligen Landes. Wir ziehen von Jaffa am Meeresstrande hin, über Nord-Galiläa zum Libanon, durch die Beqa (Cölesyrien), durch die fruchtbaren Gefilde am See Genesareth und längs des Jordans bis zum Toten Meere. . . .“
(Germania. Berlin 1900. Wissenschaftl. Beil. Nr. 14.)

***Franchi de'Cavalieri, Pio, S. Agnese nella tradizione e nella leggenda.** Lex.-8°. (VIII u. 96 S.) 4.—

Bildet das 10. Supplementheft der *„Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte“*; s. S. 27.

Gény, Joseph, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet. gr. 8°. (XX u. 224 S.) 3.—

Bildet das 5. u. 6. Heft des I. Bandes der *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“*; s. S. 17.

„. . . Wir lernen aus Génys Arbeit eine grofse Menge interessanter Persönlichkeiten aus den katholisch gebliebenen Humanistenkreisen kennen. Auch sonst ist sie wertvoll durch umfangreiches, hier zum erstenmal veröffentlichtes Urkundenmaterial. Sie wird jedenfalls, auch aufserhalb der Kreise, für die sie zunächst bestimmt ist, die verdiente Beachtung finden. Die Arbeit bildet zugleich das letzte Doppelheft der ‚Erläuterungen zu Janssen‘, die mit der schönen, besonnenen Studie von Nikolaus Paulus über Luthers Lebensende eingeleitet wurden. . . . Wir hoffen, auf die recht wertvollen historischen Monographien noch öfter zurückzukommen.“
(Neue Preussische [Kreuz-] Zeitung. Berlin 1900. 3. Beilage zu Nr. 142.)

Hansjakob, Heinrich, Der heilige Geist. Kanzelvorträge, gehalten in der Pfarrkirche St. Martin zu Freiburg. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VI u. 196 S.) 2.70; geb. in Leinw. 4.—

Das Werk enthält folgende Vorträge:

1. Der heilige Geist ein unbekannter Gott. — 2. Die Gottheit des heiligen Geistes. Seine Wirksamkeit im allgemeinen. — 3. Der heilige Geist und der Gottmensch. — 4. Der heilige Geist und die Kirche. — 5. Der heilige Geist und die Gnade. Die heilige Taufe. — 6. Der heilige Geist und die Sakramente der Buſse und des Altares. — 7. Der heilige Geist und die übrigen Sakramente. — 8. Die heiligen Zahlen und die Gaben des heiligen Geistes im allgemeinen. — 9. Die Gabe der Furcht Gottes. — 10. Die Gabe der Frömmigkeit. — 11. Die Gabe der Wissenschaft. — 12. Die Gaben der Stärke und des Rates. — 13. Die Gaben des Verstandes und der Weisheit. — 14. Die Früchte des heiligen Geistes. — 15. Die Sünden wider den heiligen Geist. — 16. Der böse Geist und seine Macht. — 17. Der Spiritismus. — 18. Schlufsbetrachtung.

Hesychii Hierosolymitani Interpretatio Isaiae Prophetae nunc primum in lucem edita, prolegomenis, commentario critico, indice adaucta a **Michaele Faulhaber**, Docente in R. Univ. Wirceburgensi. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. Accedit tabula phototypica. gr. 8°. (XXXVI u. 222 S. u. eine Tafel in Lichtdruck.) 6.—

Die beste Empfehlung, welche man der gelehrten Abhandlung des Würzburger Privatdozenten mit auf den Weg geben kann, ist die, in Kürze, soweit es der Raum gestattet, die Gedanken wiederzugeben, welche der Herausgeber in der sehr lesenswerten, in fliefsendem Latein geschriebenen Einleitung zu seinem Werke niedergelegt hat.

Es handelt sich hier um die erstmalige Ausgabe eines bis dahin unbekannten Isaias-Kommentars aus der Väterzeit, den der Herausgeber in Rom in einer schönen griechischen Minuskelhandschrift des 11. Jahrhunderts entdeckte (n. 1). Eine wohlgelungene Probe (phototypische Tafel) dieses *Vaticanus graecus 347* ist der Ausgabe beigefügt. Seiner Anlage nach besteht der neue Väter-Kommentar aus kurzen, meist allegorisch erklärenden Randglossen (n. 2—3). Mit klaren und überzeugenden Argumenten läfst sich beweisen, dafs diese im Vat. gr. 347 fol. 65^{v}—143^{v} anonym stehenden 2860 Glossen den Hesychius von Jerusalem zum Verfasser haben (n. 4—9). Damit erklären sich auch die topographischen Hinweise auf das Heilige Land und besonders auf Jerusalem. Den Echtheitsbeweis schliefst der Herausgeber

mit den Worten: an audiam: οὐ μὴ πείσεις, κἂν πείσῃς? (p. XXIII). Aus dem Kommentar selbst läfst sich bestimmen, dafs er „wahrscheinlicher dem 5. als dem 6. Jahrhundert" angehört (n. 10). Mühsam ist die Untersuchung darüber, welcher biblische Text dem Urheber der Glossen vorgelegen habe: es ist der Septuagintatext in der hexaplarischen Recension und zwar zumeist mit den Lesarten des codex Alexandrinus (n. 11—15). Für die kritische Festlegung des Isaiastextes, wie er in der griechischen Kirche jener Zeit gelesen wurde, hat der Hesychius-Kommentar grofse Bedeutung; vielfach nur eine Paraphrase des Bibeltextes, bieten die Scholien eine gute Handhabe zur Bestimmung der Textesgestalt (n. 16). Der Kommentar ist auch eine Fundgrube für neue Hexaplafragmente (n. 17). Zu Grunde liegt die den Alten geläufige Einteilung des Buches Isaias in 88 Kapitel, die den prophetischen Reden weit besser entspricht als unsere moderne Einteilung in 66 Kapitel; jedem Kapitel schickt Hesychius eine kurze Inhaltsangabe voraus (n. 18—19). Der Index nominum et rerum am Schlufs der Ausgabe ermöglicht einen raschen Einblick in den reichen Inhalt des neuen Väter-Kommentars.

Huonder, Anton, S. J., Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Missionsgeschichte und zur deutschen Biographie. gr. 8°. (IV u. 230 S.) **3.20.**

Auch als 74. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. S. 29.

„Im ersten Teile giebt der Verfasser auf rund 100 Seiten sehr interessante geschichtliche Nachrichten über das Missionswesen der deutschen Jesuiten überhaupt. Die Mitteilungen über Ausgangspunkt, Missionshospize, Musterung, Reisekosten, Reiserouten u. s. w. bieten ein anschauliches Bild von den Missionsreisen der älteren Zeit. Das über Missionsalmosen Gesagte giebt der christlichen Opferfreudigkeit ein glänzendes Zeugnis, und die angeführten Erfolge der Missionäre gereichen der Gesellschaft zu grofser Ehre. Der gröfsere (zweite) Teil des Buches, mit aufserordentlichem Fleifs zusammengestellt, enthält biographische Angaben über die einzelnen nach Missionsländern geordneten Missionäre. . . ." (St. Benedikts-Stimmen. Emaus 1900. Heft 4.)

Koegel, Joseph, Geschichte der St. Kajetans-Hofkirche, der Theatiner und des Königl. Hof- und Kollegiatstiftes in München. Mit einem Titelbild in Lichtdruck und zwölf Abbildungen im Text. (Herder & Co., München.) gr. 8°. (XIV u. 352 S.) 5.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **6.80.**

„Das Buch vervollständigt zunächst jede bayrische Bibliothek in überaus willkommener Weise; es schildert eingehend die Entstehung eines bedeutenden Baudenkmals der Hauptstadt, die Wirksamkeit eines dort einhundertvierzig Jahre thätigen Ordens und giebt näheren Aufschlufs über eine Reihe von Persönlichkeiten, deren Namen dem Forscher auf dem Gebiete der bayrischen Geschichte mehr oder minder oft begegnen. Was der Verfasser bringt, ist fast durchweg neu und unsern Archiven entnommen.

„. . . Wie bereits eingehend bemerkt, verdient das fleifsige Buch alle Beachtung seitens der heimatlichen Forscher; es füllt in bestem Sinne eine Lücke aus; es schildert dritthalbhundert Jahre bayrischer Geschichte auf kirchlichem Gebiete mit grofser Hingabe und anerkennenswerter Objektivität. . . ."
(Forschungen zur Geschichte Bayerns. München 1900. 1. Heft.)

Krose, H. A., S. J., Der Einfluss der Konfession auf die Sittlichkeit. Nach den Ergebnissen der Statistik. 8°. (VIII u. 102 S.) **1.—**

„Das fleifsige Schriftchen ist hervorgerufen durch eine Reihe von protestantischen Urteilen über die angebliche Inferiorität der Katholiken auf moralischem Gebiete nach den Ergebnissen der Statistik, hält sich aber trotz des polemischen Gegenstandes fern von aller jener konfessionellen Hetzerei, wie sie die Mitglieder des Evangelischen Bundes auch auf diesem Gebiete treiben. Vielmehr untersucht Verfasser sehr ruhig und besonnen die zahlenmäfsigen Thatsachen und nach Möglichkeit auch deren Ursachen. Sein im wesentlichen nicht anzufechtendes Resultat ist, dafs bezüglich der Selbstmorde und Ehescheidungen sowie der unehelichen Geburten und ihrer Begleiterscheinungen die Position der Katholiken gegenüber jener der Protestanten gerade sehr günstig ist und nur auf dem Gebiete der Krimi-

nalität (Straftaten) der segensreiche Einfluſs des Katholizismus sich nicht überall nachweisen läſst, wofür aber soziale und nationale Besonderheiten erklärend eintreten. Jedenfalls ist das Gesamtresultat für uns Katholiken günstig, ohne daſs wir gewisse Schäden bei uns leugnen oder auf die im Glauben von uns Getrennten geringschätzig herabsehen dürfen. Der Vorwurf und Makel sittlicher Inferiorität aber ist von uns zurückzuweisen." (Schlesische Volkszeitung. Breslau 1900. Sonntagsbeilage Nr. 11.)

Kugler, Franz Xaver, S. J., Die Babylonische Mondrechnung. Zwei Systeme der Chaldäer über den Lauf des Mondes und der Sonne. Auf Grund mehrerer von J. N. Strassmaier S. J. copirten Keilinschriften des Britischen Museums. Mit einem Anhang über chaldäische Planetentafeln. Lex.-8°. (XVI u. 214 S. u. 13 Tafeln.) 24.—

„Die grundlegenden Arbeiten von P. Joseph Epping haben schon vor einem Jahrzehnte über die Sternkunde der alten Babylonier überraschende Aufschlüsse gebracht. Leider überlebte der verdienstvolle Forscher nur etliche Jahre seine schönen Erfolge. Vor zwei Jahren endlich gelang es den Bemühungen der Freunde Eppings, den Verfasser des vorliegenden Werkes zur Wiederaufnahme der einschlägigen Forschungen zu bewegen. Leicht wurde ihm die Sache nicht gemacht; denn wenn ihm auch über den Gegenstand, der zunächst behandelt werden sollte, einige Notizen vorlagen, so betrafen sie doch nur einfachere Zahlenreihen, deren Charakter sich an nicht lädierten Stellen ohnehin leicht verrät. Dem gegenüber war weitaus der gröſste Teil der Fragmente nicht bloſs bezüglich der astronomischen Bedeutung der Rechnungen und des Sinnes einer ganzen Reihe mathematischer und astronomischer termini technici, sondern auch bezüglich des Verlaufes der arithmetischen Operationen in vollständiges Dunkel gehüllt. Dieses nach Möglichkeit zu lichten, hat der Verfasser keine Mühe gescheut; davon giebt das vorliegende Werk — die ersten Früchte seiner chaldäischen Studien — Zeugnis. Ihr Gegenstand ist das Wissen der Chaldäer über den Mond- und Sonnenlauf, wie es sich in zwei groſsen Mondrechnungssystemen kundgiebt. Die Arbeit stützt sich auf mehrere Originaltexte des Britischen Museums, deren treffliche Kopien dem paläographischen Geschicke P. Strasmaiers zu verdanken sind. Daſs der Charakter der Untersuchungen vorwiegend ein mathematisch-astronomischer ist, leuchtet ein; allein es ist die Hoffnung nicht unbegründet, daſs auch Assyriologen und Kulturhistoriker manches darin finden werden, was ihrer Beachtung nicht unwürdig zu sein scheint." (Der Stein der Weisen. Wien 1900. Nr. 16.)

„... Es gewährt einen eigenartigen Genuſs, P. Kugler bei der Aufdeckung der versteckten und verborgenen Regeln babylonischer Kalenderrechnung Schritt für Schritt zu folgen. Man begann in Chaldäa die Monate mit dem Neumond oder im Volkskalender mit dem Neulicht, dem ersten Sichtbarwerden der schmalen Mondsichel kurz nach Neumond, rechnete sie zu 29 oder 30 Tagen und führte Schaltmonate ein, um die Jahresrechnung auch dem Laufe der Sonne anzupassen. Von den Keilschrifttafeln verraten sich einige ohne weiteres als Neu- und Vollmondtabellen durch die Monatsnamen und durch die Daten (Monatsanfang oder -Ende und Monatsmitte). Die einzelnen Rubriken, deren Inhalt zur Ermittelung eines Neumonddatums verwendet wird, zeigen, daſs die Babylonier die wechselnden Geschwindigkeiten von Sonne und Mond ziemlich genau gekannt haben, daſs sie berücksichtigten, wie weit der Mond von der Sonnenbahn gegen Norden oder Süden abwich, daſs sie schon nahe zutreffende Zahlen für die Länge des Jahres und die nicht unerheblich schwankende Dauer der Monate festgestellt hatten. Andere Täfelchen enthalten nur Zahlenreihen für jeden fünften oder sechsten Monat auf eine Reihe von Jahren. Es lag nahe, darin die Vorausberechnung von Finsternissen an der Sonne und am Monde zu sehen, dagegen war es eine verwickelte Aufgabe, die Rechnungsmethode zu entdecken. P. Kugler dürfte diese und alle ähnlichen Aufgaben in einwandfreier Weise gelöst haben. Beweis hierfür ist eine ‚Lehrtafel', deren Inhalt nach Ermittlung jener Rechenregeln klar wurde und eben diese Regeln aussprach. Ferner erlaubt der heutige Stand astronomischer Rechenkunst für jene alten Zeiten sehr genau die Zeitpunkte und näheren Umstände von Himmels-Erscheinungen, wie es die Sonnen- und Mondfinsternisse sind, anzugeben. Die so ermittelten Daten bestätigen die Angaben der chaldäischen Rechnung wie die Richtigkeit der Interpretation der Tablets durch P. Kugler. Ja in einzelnen Fällen gelang es diesem

Forscher, aus einer einzigen erhaltenen Zahl einer Rubrik eines Tafelbruchstückes mit Hilfe der enthüllten Regel die Rubrik vollständig zu rekonstruieren und dann zugleich den Anschluß an ein anderes Bruchstück zu gewinnen. . . .“

(Germania. Berlin 1900. Beilage Nr. 12.)

Lendenfeld, Robert von, Die Hochgebirge der Erde. Mit Titelbild in Farbendruck, 148 Abbildungen und 15 Karten. gr. 8°. (XIV u. 532 S.) 14.—; geb. in zwei inhaltlich gleichen Ausgaben zu demselben Preise: 1. als Bestandteil unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“* (s. S. 14); 2. unabhängig von der *„Illustrierten Bibliothek“*, in besonderem O.-Einb.: Leinw. mit reicher Deckenpressung 17.—

„‚Um die Erscheinungen, welche wir im Hochgebirge wahrnehmen, entsprechend würdigen zu können, müssen wir sie mit richtigem Verständnis betrachten. Um nun einen richtigen Maßstab zur Beurteilung derselben zu gewinnen, müssen wir über die uns bekannten europäischen Alpen hinausgehen und die irdischen Gebirge in ihrer Gesamtheit ins Auge fassen.‘ Diesem Leitgedanken folgend, hat Lendenfeld mit dem vorliegenden Buche ein Werk geschaffen, das in hohem Maße die Beachtung aller Bergfreunde verdient. In knappster Form wird einleitend der ‚Aufbau der Hochgebirge‘ geschildert; es folgt ein Abriß über die ‚Modellierung der Hochgebirge‘ durch äußerliche Einwirkung, wie Temperatur, chemische Wirkungen, Schwerkraft, Wind, Wasser, Schnee, Eis u. s. w., sodann wird eine Übersicht des Oberflächenreliefs der Erde und der Anordnung der Hochgebirge, sowie des ‚Lebens im Hochgebirge‘ gegeben. Dieser Abschnitt bildet den allgemeinen Teil, der etwa ein Achtel des Buches ausmacht. Im ‚speziellen Teile‘ wird in großen Zügen eine anschauliche Charakteristik sämtlicher Gebirge der Erde gegeben, die ebenso die Beherrschung des Stoffes durch den Verfasser wie dessen Geschick beweist, diese umfangreiche Materie in knappem und doch zu guten Bildern gerundeten Auszügen einem großen Leserkreise angenehm lesbar und anschaulich zu machen. Es ist dem gebildeten Laien schon infolge des seine freie Zeit meist ungemein einengenden Berufes nicht möglich, auch nur eine mäßige Zahl eingehenderer Werke über außereuropäische Hochgebirge und Gebirgsländer erschöpfend zu studieren. Und doch ist der Drang nach Vervollständigung der geographischen Kenntnisse und nach Vertiefung seines Wissens heute wohl das am meisten zu Tage tretende Streben des Gebildeten. In den Kreisen unseres Vereins wird vor allem die Kenntnis aller Hochgebirge der Erde neben den Alpen und im Vergleiche mit diesen erstrebt. Eine solche vermittelt nun Lendenfelds neues Buch in lapidarer, aber durchwegs anschaulicher, übersichtlicher und charakteristischer Darstellungsweise. Ein ungemein reicher Bilderschmuck unterstützt die Anschaulichkeit ganz wesentlich, und eine größere Anzahl guter Kärtchen bildet eine weitere Hilfe und zugleich eine Zierde des Werkes, das wir unsern Vereinsgenossen bestens empfehlen.“

(Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Wien 1899. Nr. 24.)

„. . . In lebendiger, höchst interessanter Darstellungsweise, die die Grenze zwischen allzu flacher Popularisierung und zu hochwissenschaftlicher Behandlung hält, schildert Robert von Lendenfeld in dem vorliegenden Buche die Entstehungsweise der Oberflächenformen des Gebirges, der Berge, Thäler, Gletscher und Alpenseen. Wir geben dem Buche, dem die Verlagshandlung eine glänzende Ausstattung hat zu teil werden lassen, eine warme Empfehlung mit auf den Weg.“

(Deutsches Offizierblatt. Oldenburg 1899. Nr. 51.)

„Lendenfeld war insofern berufen, eine Übersicht sämtlicher Hochgebirge der Erde zu liefern, als er Geograph und Alpinist ist und durch seine Bergtouren in außereuropäischen Gebirgen Autopsie und den nötigen Horizont gewonnen hat. Schon der einleitende Teil verrät durch die konzise, anschauliche Art, in welcher die Ursachen der Entstehung und Fortbildung der Gebirge und ihre allgemeinen Erscheinungen in Kürze abgehandelt werden, die vollkommene Beherrschung des Stoffes. Auch zeigt sich dieselbe in der Auswahl von 148 Bildern, die in ihrer Gesamtheit einen höchst instruktiven und interessanten Orbis pictus aller charakteristischen Hochgebirgs- und Gipfelerscheinungen der Erde darstellen. . . .“

(Reinhard E. Petermann im Neuen Wiener Tagblatt. 1900. Nr. 37.)

Probe der Illustration aus R. v. Lendenfeld, Die Hochgebirge der Erde: **Der Karagangletscher im Kaukasus.** Nach einer Aufnahme von V. Sella.

Michael, Emil, S. J., Kritik und Antikritik in Sachen meiner Geschichte des deutschen Volkes. gr. 8°.

Erstes Heft: *Der Wiener Geschichtsprofessor Redlich.* (34 S.) —60.

——— Dasselbe. *Zweite Auflage.* (34 S. nebst 8 S. Duplik.) —60.

Auf diese Schrift veröffentlichte Prof. Redlich in den „Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung" (Innsbr. 1899, S. 692—696) eine vier Seiten lange Replik. Hierauf erschien vom Verfasser des Geschichtswerkes in der „Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik" (Offenbach a. M. 1900, 5. Heft) eine Duplik. Dieselbe ist dem hier angezeigten ersten Heft der „Kritik und Antikritik" in einem Sonderabdruck unentgeltlich beigefügt und kann von der Verlagshandlung gegen Einsendung des Portos auch unentgeltlich nachbezogen werden.

Müller, Dr. Karl Joseph, Des Apostels Paulus Brief an die Philipper. Uebersetzt und erklärt. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 348 S.) 7.—; geb. in Halbfranz 8.60.

„. . . Der Verfasser vorliegender Monographie hat schon wiederholt bei neutestamentlich-kritischen Fragen ein Wort mitgesprochen, er zeigt auch in diesem Werke, dafs er auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Das beweist seine Behandlung der Einleitungsfragen, speziell der Echtheitsfrage, das beweist auch die fleifsige Kleinarbeit der Einzelerklärung. Mit dem Werk wollte Müller der theologischen Wissenschaft einen Dienst erweisen, er hat durch Beschränkung und Beiseitelassen des textkritischen und grammatischen Apparates, durch ebenso grofse Ausführlichkeit wie Gründlichkeit, durch mehr reproduktive und zusammenhängende als aphoristische Erklärungsweise und durch vollständigen Abdruck des griechischen Textes und der deutschen Übersetzung auch für weiter theologisch interessierte Kreise einen gut lesbaren Kommentar geschaffen." (Theol.-prakt. Monatsschrift. Passau 1900. Nr. 3.)

***Nagl, Dr. Franz, und Dr. Alois Lang, Mittheilungen aus dem Archiv** des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell'Anima in Rom. Als Festgabe zu dessen 500jährigem Jubiläum dargeboten. (XXVIII u. 156 S.) 5.—

Bildet das 12. Supplementheft der *„Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte"*; s. S. 27.

Naegle, Dr. August, Die Eucharistielehre des heiligen Joh. Chrysostomus, des Doctor Eucharistiae. gr. 8°. (XX u. 308 S.) 5.40.

Bildet das 4. u. 5. Heft des III. Bandes der *„Strafsburger theologischen Studien"*; s. S. 29.

„. . . Dr. Naegle liefert eine erschöpfende Abhandlung über die Lehren, welche der hl. Chrysostomus gelegentlich in seinen vielfachen Schriften über das allerheiligste Altarssakrament in den verschiedenfachen Beziehungen zum Ausdruck gebracht hat. Mit grofsem Geschick hat es der Verfasser verstanden, bei der Fülle des in den Werken des grofsen Heiligen zerstreut liegenden Materials Übersichtlichkeit zu schaffen, indem er das von der Theologie entwickelte System zu der Lehre über das heiligste Sakrament als Ausgangspunkt nimmt und danach die Stellung des hl. Chrysostomus zum Ausdruck bringt. . . . Mit wahrem Hochgenufs durchliest man die einzelnen Kapitel. Überall zeigt der Verfasser wohlthuende Klarheit; wo es notwendig ist, bietet er tiefere, überzeugende Begründung seiner Auffassung einschlägiger Stellen des Heiligen. Er bewährt sich als ein kundiger Führer in dem herrlichen, paradiesischen Blumengarten, in den uns Chrysostomus mit seinen packenden Ausführungen über die heilige Eucharistie, ‚die furchtbaren Mysterien', versetzt. Vorliegende Abhandlung ist aber zugleich ein sehr schätzenswerter Beitrag für die historische Begründung der Ursprünglichkeit unseres Abendmahlsdogmas. Je mehr die Gegner der Kirche die Geschichte zur Feindin der kirchlichen Lehre stempeln wollen, um so mehr ist es Pflicht der wissenschaftlichen katholischen Theologie, den Gegnern auf ihrem Kampfesgebiete gegenüberzutreten. Von diesem Gesichtspunkte aus halten wir die Arbeit für vorzüglich gelungen und bedeutungsvoll. Aber nicht nur der Verstand wird befriedigt. Das gläubige Gemüt findet hier feste, kräftige Nahrung. Der Priester und Theologe wird bei der Lektüre mit neuer Liebe zum Mittelpunkte priesterlichen Lebens entflammt. In der grofsartigen eucharistischen Bewegung unserer Tage wird das Werk doppelt angenehm und willkommen erscheinen." (Augsburger Postzeitung. 1900. Beilage Nr. 13.)

astor, Ludwig, August Reichensperger. 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt. Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8°. (XLII u. 1102 S.) 20.—; geb. in Leinw. 24.—

Erster Band. Mit einer Heliogravüre und einem Lichtdruck. (XXVI u. 606 S.)
Zweiter Band. Mit zwei Lichtdrucken. (XVI u. 496 S.)

„In einer beinahe drei Spalten langen Rezension fällt die nationalliberale rafsburger Post' (Nr. 303) ein beachtenswertes, von warmer Anerkennung durchwehtes Urteil über die genannte Biographie ‚des hervorragenden Mannes, die für diesen zugleich ein Denkmal bildet, wie es schöner und würdiger nicht gedacht werden kann'. Pastor hat das wertvolle Material ‚mit dem Fleifse, der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit benutzt, die auch die übrigen Arbeiten dieses Gelehrten auszeichnen'. Seine Fähigkeit, sich in die Seele der Persönlichkeit, die er darstellen wolle, zu versetzen und sich gleichsam mit ihr zu identifizieren, habe ihn dabei wesentlich unterstützt, nicht minder aber auch die innige Freundschaft und der daraus entstandene intime persönliche und briefliche Verkehr mit Reichensperger. ‚Das giebt der ganzen Darstellung charakteristische Eigenart und warmen Ton, die gewissenhafte Quellenbenutzung sichert dabei die geschichtliche Wahrheit, und die sorgfältige Darstellung, der vornehme Stil machen das Ganze geradezu zu einem Kunstwerke.' Eine kurze

August Reichensperger.

altsangabe bis zu dem für Reichenspergers religiösen Entwicklungsgang so entleidenden Jahre 1837 soll dem Leser zeigen, ‚mit welch einer fleifsigen, sorgnen, vor allem auch der Entwicklung der Persönlichkeit gerecht werdenden Arbeit r es in der Pastorschen Biographie zu thun haben'. Die Auswahl der Citate und legentliche spitzige Bemerkungen über Windthorst zeigen, dafs dieses Lob nicht va einer besondern Vorliebe für den Katholicismus entsprungen ist; gerade deshalb ifs es für uns um so wertvoller sein. Auch über Pastors ‚Geschichte der Päpste' sich die ‚Strafsburger Post' bereits früher günstig geäufsert."

(Germania. Berlin 1900. Wissenschaftl. Beilage Nr. 16.)

esch, Christian, S. J., Theologische Zeitfragen. gr. 8°. (X u. 168 S.) **2.20.**

Auch als 76. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. S. 29.

Die Schrift enthält folgende drei Abhandlungen:

1. Das kirchliche Lehramt und die Freiheit der theologischen Wissenschaft. — 2. Alte und ie Apologetik. — 3. Ist Gott die Ursache seiner selbst?

„... Unter theologischen Zeitfragen sind solche theologische Fragen verstanden, die in unserer Zeit mehr als andere im Vordergrunde der Erörterung stehen. Dahin gehören verschiedene Gegenstände, deren eingehendere Untersuchung durch Professor Dr. Schell angeregt wurde.

„Wo Fragen, da sind verschiedene Meinungen. Insofern also hier bestimmte Ansichten im Gegensatze zu andern vertreten werden, liegt eine sachliche Polemik vor. Trotzdem ist keine eigentliche Streitschrift beabsichtigt, weder gegen Katholiken noch gegen Andersgläubige. . . .“ (Aus dem Vorwort.)

Schiffels, Jos., Handbuch für den gesamten Religionsunterricht auf der Unterstufe der katholischen Volksschule. Zugleich *Lehrerausgabe* zu des Verfassers Werkchen *„Der gesamte erste Religionsunterricht“*. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°. (VIII u. 288 S.) **2.40**; geb. in Halbleinw. **3.—**

Früher ist erschienen:

—— **Der gesamte erste Religionsunterricht.** Ein Lernbüchlein für die drei untern Schuljahre der Volksschule. Mit Bildern. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. 12°. (IV u. 80 S.) **—35**; kart. **—40.**

„Der Religionsunterricht auf der Unterstufe soll einerseits dem Kinde die Übung des religiösen Lebens vermitteln und anderseits die Grundlage bilden für den Unterricht auf den höheren Stufen. Vorliegendes Büchlein (‚Der gesamte erste Religionsunterricht‘) scheint mir voll und ganz dem Zwecke zu entsprechen. Es giebt als Grundlage die biblische Geschichte und verknüpft damit in einfacher, sehr praktischer Weise die notwendigen Katechismuslehren, welche sich aus den in kindlicher Form dargebotenen biblischen Lektionen von selbst ergeben; dazu kommt die schöne Einflechtung der Liturgik, des Kirchenjahres und des Kirchenliedes, alles in einfacher, sachgemäßer Form. Die über die Lektionen verteilten Bilder haben einen klaren und schönen Druck. Durch Klammern und Sternchen ist in den Lektionen bezeichnet, was ohne Störung des Zusammenhanges im 1. und 2. Jahrgange übergangen werden kann. Gerne sähe ich das Büchlein in den Händen der Lehrer und Lehrerinnen der Unterstufe; sie können daraus viel lernen.“

(Zeitschrift für Erziehung und Unterricht. Düsseldorf 1899. Nr. 2.)

Schneiderhan, Joh., Planmäßig geordnete Musterbeispiele zum schriftlichen Gedankenausdruck für die Volksschulen und die Mittelklassen höherer Knaben- und Mädchenschulen. (Neubearbeitung der 10. Auflage des gleichnamigen Werkes von *J. G. Mezler*.) 8°. (XX u. 428 S.) **2.80**; geb. in Halbleder **3.30.**

„Das ist ein Werk, welches einen reichhaltigen Stoff für alle Stufen einer Volks- oder Mittelschule enthält (865 Nummern). In einer Einleitung spricht sich der Verfasser zunächst aus über Zweck und Ziel des Aufsatzunterrichts, Stoff, Auswahl und Anordnung und die Methode. Dieser Abschnitt ist höchst lesens- und auch beherzigenswert. Die Stoffe selbst berücksichtigen die Vorkommnisse des täglichen Lebens; auch sind sämtliche verwendbare Fächer des Volksschulunterrichts in den Dienst der stilistischen Übungen gestellt. — Das Buch verdient eine warme Empfehlung.“ (Monatsblatt des evangel. Lehrerbundes. Hamburg 1900. Nr. 5 u. 6.)

Sladeczek, Andreas, Das katholische Kirchenjahr und die gebräuchlichsten kirchlichen Andachten. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Zwei Ausgaben. 8°.

Ausgabe A: Zum Gebrauche in Volksschulen. (VIII u. 66 S.) **—50.**

Ausgabe B: Zum Gebrauche in erweiterten und höheren Schulen sowie beim Selbstunterricht. (VIII u. 166 S.) **1.20**; geb. in Halbleinw. **1.30.**

„Sehr befriedigt wurde Referent von folgender Novität: Das katholische Kirchenjahr von A. Sladeczek. Sämtliche dem Zwecke des Büchleins entsprechende Gegenstände finden sich hier in seltener Ausführlichkeit, jedoch ohne unnötige Weitschweifigkeit, korrekt und ansprechend behandelt.“

(Ambrosius. Donauwörth 1900. Nr. 4.)

Walter, Dr. Franz, Die Propheten in ihrem sozialen Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialethik. 8°. (XVI u. 288 S.) **3.20.**

Inhalt. 1. Die Stellung des alttestamentlichen Prophetentums innerhalb der israelitischen Wirtschaftsgeschichte; sein Verhältnis zur Politik und zur Sozialpolitik im besondern. — 2. Die Entwicklung des Kapitalismus in der israelitischen Volkswirtschaft. — 3. Die Stellung der Propheten zu den sozialen Bewegungen ihrer Zeit: ihre ethische Auffassung der sozialen Fragen. — 4. Die wirtschaftliche Lage und die sittlichen Zustände. Die Klagen der Propheten über die allgemeine Verderbtheit der Sitten. — 5. Der Kampf der Propheten gegen den Luxus, insbesondere gegen den Alkoholismus. — 6. Der Kampf der Propheten gegen sonstige Ausschreitungen des Luxus. — 7. Der Kampf der Propheten für Reinerhaltung von Ehe und Familie. — 8. Der Kampf des Prophetentums für Recht und Gerechtigkeit im wirtschaftlichen Verkehr. — 9. Der Kampf der Propheten für eine geordnete Rechtspflege. — 10. Prophetische Zukunftsideale und Reformgedanken. — 11. Die Agrarpolitik der Propheten. — 12. Das Mittelstandsideal der Propheten. — 13. Hindernisse der sozialen Wirksamkeit der Propheten. Schlufsbemerkungen.

Weckesser, Paul, Das kirchliche Leben oder Liturgische Erklärung der heiligen Messe und der heiligen Sakramente, sowie das *Kirchenjahr*. Ein Lesebüchlein für Volksschüler in Fragen und Antworten. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 32°. (X u. 232 S.) —40; geb. in Halbleinw. —60.

„Wenn man sagt, es entspricht einem wirklichen Bedürfnis, so ist dies hier keine Phrase. Die Kinder sollen nicht blofs auswendig lernen, sondern in das gesamte kirchliche Leben eingeführt werden. Die richtige Form hierfür zu treffen, abgesehen davon, dafs oft auch die Zeit fehlt, ist nicht so leicht: hier haben wir das Gewünschte als Ergänzung zum Katechismus so klar, einfach und anziehend wie auf dem Präsentierteller. . . . Wir glauben demnach, dafs wir dem Verfasser für sein Büchlein, bei dem die Liebe zur heiligen Kirche und zur Kinderwelt die Feder geführt hat, dankbar sein müssen." (Oberrhein. Pastoralblatt. Freiburg 1900. Nr. 1.)

***Zettinger, Dr. Joseph, Die Berichte über Rompilger aus dem Frankenreiche** bis zum Jahre 800. (XII u. 112 S.) 4.—

Bildet das 11. Supplementheft der *„Römischen Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte"*; s. S. 27.

Zimmermann, Athanasius, S. J., Heinrich II. der Heilige. Ein Lebensbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12°. (X u. 106 S.) 1.20; geb. in Halbleinw. 1.50.

Gehört zu unserer *„Sammlung historischer Bildnisse"*; s. S. 27.

„Siehe da eine gemeinverständliche, populäre Biographie, welche man ganz ohne jegliche Einschränkung als mustergültig bezeichnen kann. Verfasser suchte, wie er uns in der Vorrede sagt, die rechte Mitte einzuhalten zwischen den gewöhnlichen Heiligenleben, in denen nur von Tugenden und Wundern die Rede ist, und den historischen Darstellungen, die sich nur mit Staatsaktionen, Intriguen und dem Parteigetriebe beschäftigen. Man mufs gestehen, dafs ihm dies ausgezeichnet gelungen ist. Das Bild, das er uns von der Persönlichkeit und den Thaten des heiligen Kaisers entwirft, ist ebenso wahrheitsgetreu wie erbaulich. Gründliche Kenntnis der Quellen und der modernen Forschungen, eine einfache, gehobene, einsichtsvolle Darstellung, eine lebhafte Sympathie für seinen Helden, vollkommene Loyalität, welche nicht nötig hat, an einem so ausgezeichneten und bewunderungswürdigen Fürsten wie dem hl. Heinrich blofs lobenswerte Eigenschaften zu finden, ein richtiges Verständnis für angemessene Gruppierung, welche unwesentliche Einzelheiten übergeht, um das Merkwürdige ins rechte Licht zu setzen, alles das trifft zusammen, um auch den wohlunterrichteten Leser zu fesseln." (Übersetzt aus: Analecta Bollandiana XIX, Fasc. 1, S. 54.)

2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

Baumgartner, Alexander, S. J., Geschichte der Weltliteratur. gr. 8°. Lieferung 17—19. (III. Bd. *Erste und zweite Auflage.* S. I—IV u. 1—240.) à 1.20.

Der ursprünglich für den dritten Band in Aussicht genommene gewaltige Stoff: „Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums und der späteren Zeiten", wird der Handlichkeit wegen statt in einem dicken Bande in zwei Bänden mäfsigen Umfangs ausgegeben; dieselben werden bis zum Herbst d. J. vollständig erscheinen. Danach wird enthalten:

Band III: *Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums.* Umfang 6—7 Lieferungen von durchschnittlich 5 Bogen à **1.20** pro Lieferung.
Band IV: *Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker.* Umfang voraussichtlich wie bei Band III.

Früher sind erschienen:
I. Band: *Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. Zweite, unveränderte Auflage.* (XX u. 620 S.) **9.60**; fein geb. in Halbsaffian **12.—**
II. Band: *Die Literaturen Indiens und Ostasiens. Erste und zweite Auflage.* (XVI u. 630 S.) **9.60**; geb. **12.—**

Die weiteren Bände werden enthalten:
Die Literaturen der romanischen Völker. — Die Literaturen der nordgermanischen und slavischen Völker. — Die deutsche Literatur.

„Mit besonderer Genugthuung wird die Fortsetzung der Geschichte der Weltlitteratur von Alexander Baumgartner in weiten Kreisen begrüfst werden. Haben schon die beiden ersten Bände dieses umfassenden Werkes, welche die Litteraturen des Orients behandeln, ein der Bedeutung des Werkes wie seines Verfassers gleichmäfsig entsprechendes Interesse gefunden, so wird das bei den beiden folgenden Bänden, deren Ausgabe zunächst beabsichtigt ist, in erhöhtem Mafse der Fall sein, da sie ein Gebiet behandeln, für das ein unvergleichlich weiterer Kreis sich interessiert als für die immerhin entlegenen Litteraturen des Orients, nämlich die griechische und lateinische Litteratur, welche zwar heute in weiten Kreisen nicht mehr so gewertet wird, aber dennoch ihre Bedeutung für die abendländische Litteratur behalten und die Grundlage unserer gelehrten Bildung bleiben mufs. Und wir erhoffen gerade von dem Werke Baumgartners, dafs es in der obwaltenden Streitfrage über die Bedeutung der klassischen Bildung Licht verbreiten und Vorurteile zerstreuen wird. Der geniale Verfasser versteht es ja, wie kaum ein zweiter, die Litteraturgeschichte im Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturgeschichte zu betrachten. Das zeigt schon gleich wieder das erste Kapitel des beginnenden dritten Bandes, welcher sich ebenso eingehend als anziehend über Volkstum, Sprache und Sagen der Griechen verbreitet. Dazu kommt die geistreiche Auffassung des Verfassers, welche auch das Entlegenste wie spielend nahebringt. Man empfindet dieses sofort wieder bei der Darstellung, welche der alte Homer in der vorliegenden Lieferung bereits gefunden hat. Manchem, der früher jahrelang Homer gelesen, wird hier ein neues Licht aufgehen, so dafs er wieder zu demselben greift, um mit gröfserem Verständnis in die unsterblichen Schöpfungen der Odyssee und Ilias sich zu vertiefen. Nimmt man noch hinzu die glänzende und doch verständliche Darstellungsgabe des Verfassers, so kann es einem Zweifel nicht unterliegen, dafs seine Geschichte der Weltlitteratur mit dem Erscheinen der neuen Bände auch zahlreiche neue Freunde noch gewinnen wird. . . ." (Kölnische Volkszeitung. 1900. Litterar. Beilage Nr. 15.)

„Von P. Alexander Baumgartners durch ungemeine Belesenheit, selbständiges Urteil, saubere Ausführung, geistvolle Behandlung und schöne Darstellung ausgezeichneten ‚Geschichte der Weltliteratur' ist nun der dritte und vierte Band angekündigt. . . . Ich zweifle nicht, dafs sich auch in diesen Bänden dessen, woran sich alle Freunde der christlichen Weltanschauung und einer geläuterten Geschmacksrichtung gemeinsam freuen können, so viel sein wird, dafs daneben Differenzen in Einzelheiten, welche auf Besonderheiten des konfessionellen Urteils beruhen, zurücktreten werden. Gerade solche Werke, wie Baumgartners Weltlitteratur oder die Weltgeschichte von Weifs, und auf unserer Seite Bücher wie Vilmars Geschichte der deutschen Dichtung könnten die kirchliche Unbefangenheit und das gegenseitige Sichverstehen mächtig befördern helfen, an dem es jetzt — leider — noch so vielfach fehlt." (Evangel. Wochenblatt. Zürich 1900. Nr. 15.)

Bibliothek, Illustrierte, der Länder- und Völkerkunde. gr. 8°.

Unter diesem Titel erscheint in unserem Verlage eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäfsen, interessanten und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Vierzehn Bände sind bis jetzt erschienen. Zwei weitere Bände sind im Druck (s. S. 33 u. 34). Jeder Band besteht für sich als ein selbständiges Werk und ist einzeln käuflich.

Kaulen, Dr. *Franz*, **Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.** *Fünfte Auflage.* Mit Titelbild, 97 Illustrationen, einer Inschriftentafel und zwei Karten. (XVI u. 318 S.) **5.—**; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **7.—** S. S. 20.

Lendenfeld, Robert von (Professor an der Universität Prag), **Die Hochgebirge der Erde.** Mit Titelbild in Farbendruck, 148 Abbildungen und 15 Karten. (XIV u. 532 S.) **14.—**; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **17.—** S. S. 8.

Bibliothek, Theologische. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°.

Von der zweiten Serie:

Gihr, Dr. *Nikolaus*, **Die heiligen Sacramente der katholischen Kirche.** Für die Seelsorger dogmatisch dargestellt. Zwei Bände.

Zweiter (Schluss-) Band: *Die Busse, die letzte Oelung, das Weihesacrament und das Ehesacrament.* (VIII u. 560 S.) **6.50**; in O.-Einb.: Halbsaffian **8.50.** S. S. 18.

Die erste Serie der *„Theologischen Bibliothek"* besteht aus 14 Werken; in der zweiten Serie sind bis jetzt 6 Werke erschienen. Prospekt auf Verlangen franko.

Boedder, Bernardus, S. J., **Psychologia rationalis** sive Philosophia de anima humana. In usum scholarum. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. *Editio altera, aucta et emendata.* 8°. (XVIII u. 422 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.20.**

„L'ouvrage du R. P. Boedder est très connu et très apprécié de tous ceux qu'intéresse la renaissance de la philosophie scolastique. . . .

„Dans la 2e édition de l'œuvre, le fond structural reste intact; mais un grand nombre de thèses sont retouchées, pour aider la compréhension, ou complétées de notes instructives, répondant soit aux questions actuelles, soit à de minces objections de détail, qu'on aurait pu faire à l'auteur."

(Revue Bénédictine. Maredsous 1900. Nr. 1.)

— **Theologia naturalis** sive Philosophia de Deo. In usum scholarum. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. *Editio altera, aucta et emendata.* 8°. (XVI u. 392 S.) **3.80**; geb. in Halbfranz **5.—**

Beide Bände bilden Bestandteile des Sammelwerkes: *„Cursus philosophicus. In usum scholarum"*; s. S. 16.

Cathrein, Victor, S. J., **Durch Atheismus zum Anarchismus.** Ein lehrreiches Bild aus dem Universitätsleben der Gegenwart. Allen, denen ihr Christentum lieb ist, besonders aber den angehenden Akademikern gewidmet. *Zweite, erweiterte Auflage.* 12°. (VIII u. 194 S.) **1.40.**

Die erste Auflage erschien unter dem Pseudonym *Nikolaus Siegfried.*

„P. Cathrein schildert in dieser Schrift die feindselige Stellung nicht weniger Universitätsprofessoren und leider auch mancher Prediger zum positiven Christentum. Die Professoren, die mit Namen genannt sind, werden auf Grund des objektivsten Materials, nämlich ihrer eigenen Schriften, geschildert. Die zweite Auflage des vortrefflichen Büchleins ist wesentlich vermehrt, einmal durch neue Beweise gegen den Atheismus, welche der sittlichen Ordnung entnommen wurden, sodann durch eine eingehendere Besprechung des Problems des Übels in der Welt. . . ."

(Kölnische Volkszeitung. 1900. Litterar. Beilage Nr. 8.)

— **Philosophia moralis.** In usum scholarum. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. *Editio tertia, ab auctore recognita.* 8°. (XX u. 472 S.) **4.—**; geb. in Halbfranz **5.20.**

Bildet einen Bestandteil des Sammelwerkes: *„Cursus philosophicus. In usum scholarum"*; s. S. 16.

„Ce *manuel* de Philosophie morale est le plus complet que nous connaissons; l'ordre dans la division des matières est classique: *Ethica generalis et specialis.* . . .

„Les thèses, en général, sont magistralement exposées et prouvées. Il convient de citer surtout celles contre le socialisme, contre l'esclavage, contre l'émancipation de la femme, comme aussi celles sur les rapports entre la famille et l'État, sur l'enseignement et l'éducation, sur les devoirs de l'État par rapport à la question sociale, etc. . . .“ (Nouvelle Revue théologique. Bruxelles 1900. 1. Heft.)

Cornely, Rudolf, S. J., **Leben des seligen Petrus Faber,** ersten Priesters der Gesellschaft Jesu. *Zweite Auflage,* verbessert und vermehrt von *H. Scheid* S. J. 12°. (XII u. 196 S.) **1.60;** geb. in Halbleinw. **2.—**

Gehört zu unserer *„Sammlung historischer Bildnisse“;* s. S. 27.

„Der Band behandelt das Leben des ersten Priesters des Jesuitenordens, der in Deutschland in einer Zeit thätig war, als es um den katholischen Glauben sehr schlimm stand; auch ist der hervorragende Mitbegründer des Jesuitenordens der geistige Vater des ersten deutschen Jesuiten Canisius. Das Werk eignet sich auch sehr zur Anschaffung für Volksbibliotheken; wir wünschen ihm weiteste Verbreitung.“ (Deutsches Volksblatt. Stuttgart 1900. Nr. 88.)

Cursus philosophicus. In usum scholarum. Auctoribus pluribus philosophiae professoribus in collegiis Valkenburgensi et Stonyhurstensi S. J. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. Sechs Bändchen. 8°.

Pars IV: *Boedder, Bernardus,* S. J., **Psychologia rationalis sive** Philosophia de anima humana. *Editio altera, aucta et emendata.* (XVIII u. 422 S.) **4.—;** geb. in Halbfranz **5.20.** S. S. 15.

Pars V: *Boedder, Bernardus,* S. J., **Theologia naturalis** sive Philosophia de Deo. *Editio altera, aucta et emendata.* (XVI u. 392 S.) **3.80;** geb. in Halbfranz **5.—** S. S. 15.

Pars VI: *Cathrein, Victor,* S. J., **Philosophia moralis.** *Editio tertia, ab auctore recognita.* (XX u. 472 S.) **4.—;** geb. in Halbfranz **5.20.** S. S. 15.

Dreher, Dr. **Theodor, Kleine katholische Apologetik** für reifere Schüler höherer Lehranstalten. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Zweite Auflage.* 8°. (IV u. 52 S.) **—60;** geb. in Leinw. **—80.**

Duhr, Bernhard, S. J., **Jesuiten-Fabeln.** Ein Beitrag zur Culturgeschichte. *Dritte, umgearbeitete Auflage.* 8°.

Lieferung 8 u. 9. (S. 673—902.) **1.60.**

Dasselbe. Vollständig in einem Bande. (VIII u. 902 S.) **7.20;** in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung **8.60.**

„Duhrs auf gründlichen Studien beruhendes und zur Erschütterung der vielen Legenden, welche die Geschichte des Ordens Jesu, namentlich seit der Aufklärungsperiode, verunstaltet haben, schon durch seine packende Schreibweise sehr geeignetes Buch erschien zuerst 1891. Wenn jetzt nach acht Jahren eine dritte Auflage der nicht gerade kleinen Schrift nötig wird und wenn es derselben auch in protestantischen Fachblättern nicht an Zustimmung gefehlt hat, so ist das ein Beweis dafür, dafs es, trotz der Verfemung des Ordens, auch in weiteren Kreisen nicht an Sinn und Verständnis für eine streng sachliche, den Anforderungen der historischen Kritik entsprechende Darstellung fehlt. Jeder, dem es wirklich um geschichtliche Wahrheit zu thun ist, mag er nun Katholik oder Protestant, kirchlich gesinnt oder Freidenker sein, wird folgende Grundsätze (im Vorwort S. VI, VII) durchaus billigen. . . . Auf Grund dieser Prinzipien erörtert nun Verfasser in 34 Abschnitten längeren und kürzeren Inhaltes eine Reihe von fables convenues, direkten Verleumdungen und verkehrten Auffassungen, deren Opfer seit Jahrhunderten der Orden gewesen ist. Wir heben, von manchen reinen Ammenmärchen und Romangewäsch, wie Giftmord, Testaments- und Erbschaftserschleichung, Urkundenfälschung, Gotteslästerung, Mordthaten u. s. w. absehend, deren Widerlegung darum immerhin ein Verdienst bleibt, als Resultate nur hervor: . . .“

(Aus einer längeren Besprechung von R. Mahrenholtz, Dresden, in den Mitteilungen a. d. histor. Litteratur. Berlin 1900. S. 224 ff.)

Erdkunde im Anschluſs an das Lesebuch von Dr. *J. Bumüller* und Dr. *I. Schuster*. *Zweite, verbesserte Auflage.* Mit 107 Abbildungen. 8°. (VIII u. 386 S.) 2.—; geb. in Leder-Imitation 2.25.

Probe der Illustration aus der „Erdkunde": Die Insel Helgoland.

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von *Ludwig Pastor*. gr. 8°.

I. Band, 5. u. 6. Heft: *Gény, Joseph*, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. Nach meist ungedruckten Quellen bearbeitet. (XX u. 224 S.) 3.— S. S. 5.

Der I. Band vollständig (6 Hefte). (LII u. 640 S.) 8.60; geb. in Leinw. 10.—

Die „Erläuterungen und Ergänzungen" erscheinen in zwangloser Reihenfolge. Die einzelnen Hefte bezw. Doppelhefte, deren jedes ein Ganzes für sich bildet, sind einzeln käuflich. Der Umfang eines Heftes soll durchschnittlich sechs bis zehn Bogen à 16 Seiten gr. 8° betragen. Die Zahl der in einem Jahre erscheinenden Hefte wird drei nicht übersteigen; je vier bis sechs Hefte bilden einen Band.

Frage, Die sociale, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach". Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 8°.

14. bis 16. Heft: *Pesch, Heinrich*, S. J., Liberalismus, Socialismus und christliche Gesellschaftsordnung. Dritter Theil (Schluss): *Der moderne Socialismus. Erste und zweite Auflage.* (X u. 602 S.) 4.60.

Heft 12—16 als III. Band. (XIV u. 998 S.) 7.60; geb. in Leinw. 8.80.

Das zur Zeit fehlende 9. Heft wird im Sommer 1900 in neuer Auflage erscheinen.

„... Wenn wir schon den ersten beiden Teilen unsere Anerkennung nicht versagen konnten, so gilt das doch besonders von dem vorliegenden Schlufsbande; denn hier bewegt sich der Verfasser auf seinem eigensten Gebiete. Er beherrscht wie kaum ein zweiter die sozialdemokratische Litteratur, hat sich eingehend in die Werke derselben, speziell in das Hauptwerk: ‚Das Kapital' von Karl Marx, vertieft, so dafs er wie kaum ein anderer berufen war, eine ebenso umfassende als gründliche Kritik des modernen Sozialismus zu liefern. Es wird daher auch gerade dieser Teil seines Werkes auf besondere Anerkennung selbst bei den Gegnern rechnen

können. Das um so mehr, weil der Verfasser sich einer durchaus objektiven und wissenschaftlichen Darstellung befleifsigt; dennoch ist letztere keineswegs trocken und ermüdend. . . ." (Litterarische Rundschau. Freiburg 1900. Nr. 5.)

Gietmann, Gerhard, S. J., und Johannes Sörensen S. J., Kunstlehre

in fünf Teilen. gr. 8°.

Dritter Teil: *Musik-Ästhetik.* Von *Gerhard Gietmann* S. J. Mit 6 Abbildungen und vielen kürzern Musikproben. (VIII u. 370 S.) 4.40; geb. in Halbfranz 6.20.

Früher ist erschienen:

Erster Teil: *Allgemeine Ästhetik.* Von *Gerhard Gietmann* S. J. Mit 11 Abbildungen. (VI u. 340 S.) 4.80; geb. in Halbfranz 6.—

Der II. Teil: *Poetik,* von G. Gietmann, wird im Sommer 1900 erscheinen. Daran werden sich noch anschliefsen:

IV. Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst, von J. Sörensen.
V. Ästhetik der Baukunst, von G. Gietmann.

„In 430 Thesen behandelt der Autor der dritten Abteilung der Kunstlehre, G. Gietmann, auf geistreiche Weise das weite Gebiet der Ästhetik. Der abstrakte Stoff wurde schon oft — gut und schlecht — behandelt. Die Gefahr, die Schwierigkeiten, welche manche Definition bietet, durch Redensarten zu umgehen, liegt ungemein nahe. Der Verfasser vorliegenden Buches umschiffte die Klippen vortrefflich. Als Steuer diente ihm sein volles Beherrschen der Materie und die Gabe klarer, deutlicher Ausdrucksweise. Die Anordnung des Stoffes wurde in folgender Weise getroffen: 1. Allgemeiner Charakter der Musik nach Form und Ausdruck. 2. Ton und Klang. Konsonanz und Dissonanz. 3. Tonarten. 4. Geschichtliche Beleuchtung. (Geschichte der Tonarten, alter Rhythmus. Psalmodie etc.) 5. Melodie und Harmonie. 6. Der Rhythmus. 7. Vokal- und Instrumentalmusik. 8. Die Kunstgebilde der Musik. 9. Kirchenmusik. Das Werk bietet dem Leser unschätzbare Belehrung und Anregung. Es ist meisterhaft geschrieben und verdient weiteste Verbreitung. . . ."
(Die Kammermusik. Heilbronn 1900. 12. Heft.)

„. . . In gründlicher, durchaus objektiver, auch die neuesten Forschungen berücksichtigender Weise werden alle diese Fragen beantwortet, welche heutzutage die Geister scheiden und durch ganz einseitige, willkürliche Behandlung der gegenwärtigen Zügellosigkeit auf dem Gebiete des modernen Kunstschaffens Vorschub leisten. Hier können nur klar entwickelte, scharf umgrenzte Grundsätze als Kompafs dienen, und diese bietet der Verfasser in seinen ruhigen, sachlichen, durchaus folgerichtigen Erörterungen, die den hier allein richtigen Mittelweg innehalten, und in der formvollendeten Sprache, die hier besonders erwünscht ist. . . ."
(Zeitschrift f. christl. Kunst. Düsseldorf 1899. Nr. 12.)

Gihr, Dr. Nikolaus, Die heiligen Sacramente der katholischen Kirche.

Für die Seelsorger dogmatisch dargestellt. Zwei Bände. gr. 8°.

Zweiter (Schluss-) Band: *Die Busse, die letzte Oelung, das Weihesacrament und das Ehesacrament.* Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. (VIII u. 560 S.) 6.50; in O.-Einb. Halbsaffian 8.50.

Früher ist erschienen:

Erster Band: *Allgemeine Sacramentenlehre. Die Taufe, die Firmung und die Eucharistie.* Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XVIII u. 688 S.) 8.—; in O.-Einb.: Halbsaffian 10.—

Gehört zur zweiten Serie unserer *„Theologischen Bibliothek"*; s. S. 15.

„Dem ersten, in diesem Blatte besprochenen Bande ist rasch der hier vorliegende zweite gefolgt, welcher die vier letzten Sakramente behandelt. Die dort erwähnten vortrefflichen Eigenschaften finden sich selbstverständlich auch hier. Mit vollständiger Beherrschung der einschlägigen Litteratur hat Gihr eine Fülle von Citaten aus der Heiligen Schrift, den Vätern und Theologen so geschickt in den Text hineinzuweben gewufst, dafs die Lektüre derselben nicht nur nicht ermüdend wirkt, sondern geradezu ein Vergnügen bereitet. Dies gilt besonders bei der Darstellung der Sakramente der Bufse und der Weihe, wo er die wirkungsvollen Worte der Heiligen Schrift in der passendsten Weise zur Begründung und Erläuterung der Kirchenlehre verwendet, wie wir dies beim hl. Bernhard so sehr bewundern. Gerade auch in diesen

lden Traktaten fühlt der Leser mehr als anderswo, daß aus Ihr nicht bloß die neueste theoretische Kenntnis der kirchlichen Dogmen, sondern auch der Affekt eines ese Dogmen voll und ganz umfassenden Herzens spricht. Die Seelsorger, für welche Ihr seine Arbeit in erster Linie bestimmt hat, finden darin überreichen Stoff in rgfältigster Auswahl des Besten für ihre dogmatischen Predigten und Vorträge, ver auch zum Selbststudium und zur eigenen Erbauung, doch wird auch jeder andere heologe, der sich mit einer gründlichen theoretischen Kenntnis der Sakramentenlehre cht begnügen, sondern sich auch dafür erwärmen will, diesen Zweck hier auf die ichteste Weise erreichen. . . ." (Allgemeines Litteraturblatt. Wien 1900. Nr. 4.)

risar, Hartmann, S. J., Geschichte Roms und der Päpste im Mittel-
alter. Mit besonderer Berücksichtigung von Cultur und Kunst nach den Quellen dargestellt. Mit vielen historischen Abbildungen und Plänen. Lex.-8°.

Erster Band: *Rom beim Ausgang der antiken Welt.* Nach den schriftlichen Quellen und den Monumenten. Achte und neunte Lieferung. (S. 449—576.) à 1.60.

Das Werk ist auf sechs Bände berechnet. — Der erste Band gelangt in circa 5 Lieferungen à 1.60 zur Ausgabe.

„. . . Das 1. Buch des 1. Bandes schildert ‚Rom beim Erlöschen des heidnischen Kultus'. In anschaulicher, fesselnder Sprache, teilweise in glänzender Darstellung, werden uns das letzte Ringen des Heidentums, die Demütigung Roms durch die Barbaren, der Untergang des Kaisertums, der Beginn des römischen Bistums bis zu diesem Zeitpunkte, die römische Kunst und Kultur in ihrer letzten christlichen Blüte und vor allen die gewaltigen Gestalten der Päpste Damasus und Leo des Großen vor Augen geführt. Bei aller Begeisterung für seinen Gegenstand läßt der Verfasser zu einseitiger Verherrlichung und Verurteilung sich nicht fortreißen, wie er denn für den Glanz des erlöschenden Heidentums ebensoviel Bewunderung empfindet, wie er die Schattenseiten im christlichen Leben der ersten Zeit rückhaltslos aufdeckt. Der kritische Apparat ist in ausreichender Ausführlichkeit gegeben, um die Darstellung des Verfassers auf ihre Quellen hin prüfen zu können. . . ." (Mitteilungen a. d. histor. Litteratur. Berlin 1900. 1. Heft.)

lettinger, Dr. Franz, Apologie des Christenthums. *Achte Auflage,* herausgegeben von Dr. *Eugen Müller.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Fünf Bände oder 20 Lieferungen 8° à 1.— pro Lieferung.

9.—16. Lieferung.

Dritter Band (9.—12. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Erste Abtheilung. (XVI u. 590 S.) 4.—; geb. in Halbfranz 5.80.

Vierter Band (13.—16. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Zweite Abtheilung. (VI u. 618 S.) 4.—; geb. in Halbfranz 5.80.

Der fünfte Band (17.—20. Lieferung): *Die Dogmen des Christenthums.* Dritte Abtheilung, wird im Herbst d. J. erscheinen.

Jahrbuch, Historisches. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und unter Mitwirkung von *Hermann Grauert, Ludwig Pastor, Gustav Schnürer, Carl Weyman* herausgegeben von *Joseph Weiss.* (Herder & Co., München.) gr. 8°.

XX. Band (Jahrgang 1899). 4 Hefte. (XL u. 922 S.) 12.—

Das „Historische Jahrbuch" erscheint jährlich in 4 Heften, welche einen Band ilden. Preis für den Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 12.— ein Heft einzeln 3.50.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Industrie und industrielle Technik. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. *Max Wildermann.* gr. 8°.

XV. Jahrgang 1899—1900. Mit 58 in den Text gedruckten Abbildungen. Nebst einem Anhange: Generalregister über die Jahrgänge 1895/96 bis 1899/1900. (XII u. 572 S.) 6.—; geb. in Leinw. 7.— Einbanddecke apart —70.

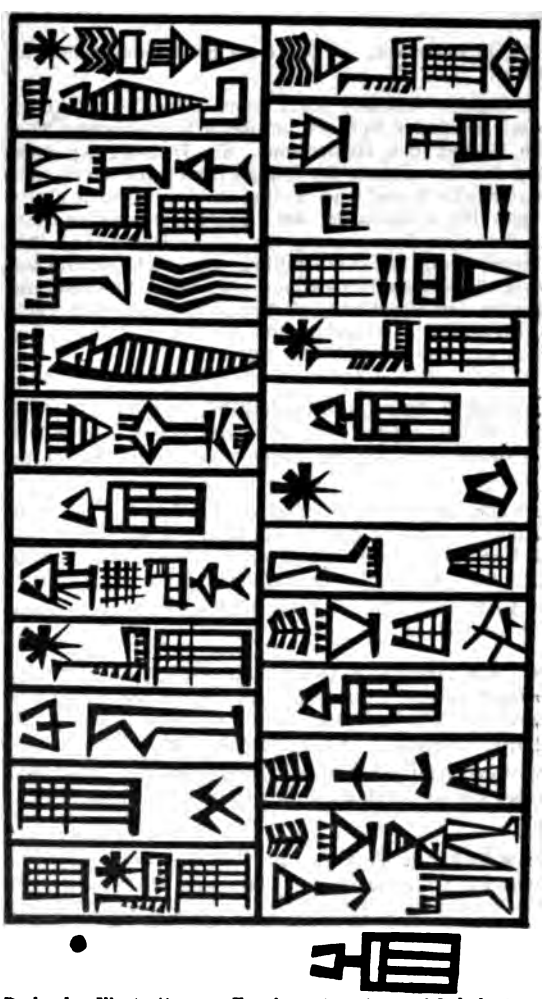
Daraus apart:

Generalregister über die Jahrgänge 1895/96—1899/1900. gr. 8°. (76 S.) —80.

„Das Werk verdient in hervorragender Weise die Beachtung aller derjenigen Kreise, welchen an einer kurzen und dabei alles Wichtige berücksichtigenden Übersicht über die Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiete gelegen ist. Dazu sind aber nicht in letzter Linie die deutschen Apotheker zu rechnen. . . .“

(Apotheker-Zeitung. Berlin 1899. Nr. 36.)

Kaulen, Dr. Franz, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. *Fünfte Auflage.* **Mit Titelbild, 97 Illustrationen, einer Inschriftentafel und zwei Karten. gr. 8°. (XVI u. 318 S.) 5.—; in O.-Einband: Leinw. mit Deckenpressung 7.—**



Probe der Illustration aus Kaulen, Assyrien und Babylonien: Inschrift des Königs Sargon I. (um 3800 v. Chr.).

In zwei sonst gleichen Ausgaben zu demselben Preise: 1. als Bestandteil unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“* (s. S. 14); 2. unabhängig von der „Illustrierten Bibliothek“ in besonderem Umschlag oder Einband.

„Wenn im Verlaufe von zwei Jahrzehnten ein Werk über Assyrien und Babylonien die fünfte Auflage erlebt, so muſs dieses auch einem Bedürfnisse entgegenkommen. Kaulens sorgfältig bis zu den neuesten Entdeckungen der amerikanischen Expedition fortgeführtes Werk ist in so glücklicher Weise abgefaſst, daſs es nicht nur dem groſsen gebildeten Publikum, den Geistlichen und allen, die tiefer auf die betreffenden Kapitel der Bibel eingehen wollen, die nötige Belehrung gewährt, sondern auch wegen der vollständigen und klaren Übersicht bei den Fachmännern Anerkennung findet, die den Herrn Verfasser gerne bei seiner Arbeit unterstützt haben. . . .“

(Globus. Braunschweig 1899. Nr. 2.)

„Vor acht Jahren haben wir die zweite Auflage dieser Schrift im Kirchen- und Schulblatt angezeigt und die-

be wegen ihrer zuverlässigen Gründlichkeit, ansprechenden Darstellung, guten istration und schönen Ausstattung empfehlen dürfen. Rasch folgte eine dritte flage, und heute liegt schon die vierte vor uns — ein Beweis, wie glücklich Verfasser den rechten Ton getroffen hat, um für seinen Gegenstand, für jene kwürdigen Ausgrabungen und Forschungen auf einem einst weltgeschichtlichen, ute nur mit Trümmern übersäten Boden das Interesse eines immer gröfseren serkreises zu gewinnen und zu befriedigen. Die neue Bearbeitung weist abermals iebliche Verbesserungen auf: die Schilderung ist überall sorgfältig nachgeprüft, nötig ergänzt und bis zu dem augenblicklichen Stand weitergeführt, ebenso Zahl der Illustrationen gegenüber der zweiten Auflage fast auf das Doppelte rmehrt, dabei der Preis unverändert geblieben. — Mit Vergnügen machen wir das treffliche Buch, an dem namentlich auch ein reichhaltiges Litteratur-zeichnis verdienstlich ist, wiederholt aufmerksam."

(Evangel. Kirchen- und Schulblatt. Stuttgart 1891, Nr. 25, über die vorige Auflage.)

eppler, Dr. **Paul Wilhelm von** (Bischof von Rottenburg), **Wander-fahrten und Wallfahrten im Orient.** *Dritte Auflage.* Mit 140 Abbildungen und drei Karten. gr. 8°. (VIII u. 534 S.) 8.—; in feinem Halbfranzband 11.—

Probe der Illustration aus Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient: **Der Samaritaner-Hohepriester Jakub mit dem Pentateuch.**

„Das Buch des hochwürdigsten Autors ist selbst von akatholischer Seite mit Freude begrüfst worden, und zwar ebensowohl wegen des Gedankenreichtums als auch wegen der feinen Weltbildung und der warmen Humanität, die es auszeichnen, ganz abgesehen von dem wissenschaftlichen Gehalte, der ihm innewohnt. Die Lektüre dieses durch die klassische Reinheit der Sprache geradezu bestrickenden Werkes gehört unstreitig zu den feinsten Genüssen, denen sich ein litterarisch gebildeter Geist hingeben kann.“ (Deutscher Hausschatz. Regensburg 1900. Nr. 17.)

„Trotz der grofsen Zahl von Reisewerken, welche dem näheren Orient (Mittelmeerländer) gewidmet sind, verdient das vorliegende Werk, welches einen ebenso feinsinnigen als kenntnisreichen Kirchenfürsten zum Verfasser hat, das gröfste Interesse. Bei Schilderungen, welche in den Bereich der Länder- und Völkerkunde fallen, kommt es fast ausschliefslich auf die Darstellungsweise an. Der Stoff ist immer derselbe; die Seele, der Geist, die ihn beleben, emanieren aus der Feder des jeweiligen Verfassers. In diesem Sinne sind die ‚Wanderfahrten‘ durch die weihevolle Stimmung, welche wie ein verklärender Schein auf den Schilderungen liegt, besonders bemerkenswert. . . .“ (Der Stein der Weisen. Wien 1900. 14. Heft.)

Keym, Franz, Prinz Eugen von Savoyen. Unter Zugrundelegung von *A. Arneth* bearbeitet. *Dritte, neuerdings durchgearbeitete Auflage.* 12°. (VI u. 248 S.) 2.—; geb. in Halbleinw. **2.40.**

Gehört zu unserer *„Sammlung historischer Bildnisse“*; s. S. 27.

„Eine der besten Biographien aus der Herderschen ‚Sammlung historischer Bildnisse‘ liegt in diesem Buche in dritter Auflage vor; ein Beweis für die Anerkennung, die sie gefunden. Das ist auch kein Wunder, da der Verfasser das Bildnis einer der populärsten Heldengestalten in glücklichster Weise mit markigen Strichen und grofser wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit gezeichnet und damit zugleich ein Zeitbild von lebhaftesten Farben und grofsem Reiz geschaffen hat.“ (Niederrhein. Volkszeitung. Krefeld 1899. Nr. 679.)

Kirchenlexikon, Wetzer und Welte's, oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. *Zweite Auflage,* in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten, begonnen von *Joseph* Cardinal *Hergenröther,* fortgesetzt von Dr. *Franz Kaulen.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Lex.-8°.

123.—125. Heft: *Ullathorne* bis *Verführung.* (XII. Band, Spalte 193—768.) à 1.—

„ . . An Reichtum der behandelten Stichworte ist keine andere Encyklopädie mit dieser zu vergleichen. Und zur Kenntnis der heiligen katholischen Theologie, selbstverständlich auf ultramontanem Standpunkt, ist dieselbe geradezu unentbehrlich. Viele Artikel sind wegen dieses Standpunktes subjektiv gefärbt, oft stark apologetisch. Aber da, wo dieser Gesichtspunkt nicht hervortritt, ist eine solche Fülle von gründlichem Wissen, auch auf den entlegensten Gebieten, aufgespeichert, dafs das Kirchenlexikon auch gelehrten Protestanten eine Quelle der Belehrung sein kann.“ (Deutsche Evangelische Kirchenzeitung. Berlin 1899. Litterar. Beilage Nr. 10.)

Kolb, P. **Georg,** S. J., **Wegweiser in die marianische Literatur,** zunächst für Maivorträge und Vereinsansprachen. Eine Sammlung vorzugsweise deutscher Werke von 1850 bis Anfang 1900, nebst Winken zu deren Benützung und Ergänzung. *Neue, durch einen bis Anfang 1900 reichenden Nachtrag ergänzte Ausgabe.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg sowie der Ordensobern. gr. 8°. (VIII u. 224 S. u. VIII u. 120 S. Nachtrag.) **3.50.**

Daraus apart:

Supplement zum Wegweiser in die marianische Literatur, reichend bis Anfang 1900. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg sowie der Ordensobern. gr. 8°. (VIII u. 120 S.) **1.50.**

Krier, J. Bern., Der Geist des Konviktes. Zwölf Konferenzen, den Zöglingen des Bischöflichen Konviktes zu Luxemburg gehalten. *Zweite Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und des hochw. Herrn Bischofs von Luxemburg. 12°. (VIII u. 128 S.) —90; geb. in Leinw. 1.40.

Das vorliegende Büchlein ist für katholische Unterrichts- und Erziehungsanstalten, Internate, Knabenkonvikte, Lehrerseminare u. dgl. bestimmt, wird aber auch Eltern, Lehrern und Erziehern von grofsem Nutzen sein.

Kümmel, Konrad, An Gottes Hand. Erzählungen für Jugend und Volk. Sechs Bändchen. 12°.

I. Bändchen: *Adventsbilder. Zweite Auflage.* (XVI u. 328 S.) 1.80; geb. in Halbleinw. 2.20.

II. Bändchen: *Weihnachts- und Neujahrsbilder. Zweite Auflage.* (VIII u. 318 S.) 1.80; geb. 2.20.

V. Bändchen: *Muttergottes-Erzählungen.* (VI u. 322 S.) 1.80; geb. 2.20.

Früher sind erschienen:

III. Bändchen: *Fastenbilder.* (VIII u. 312 S.) 1.80; geb. 2.20.

IV. Bändchen: *Osterbilder.* (VIII u. 300 S.) 1.80; geb. 2.20.

Im Laufe dieses Jahres wird das Werk seinen Abschluſs finden mit dem

VI. Bändchen: *Verschiedene Erzählungen.*

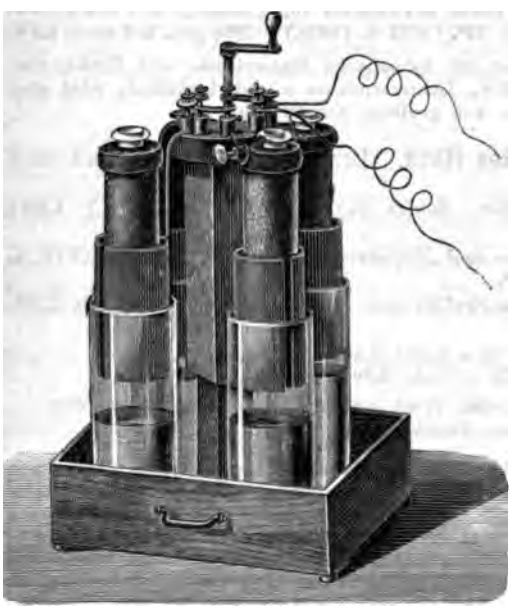
„Wir haben über die Vorzüglichkeit dieser Erzählungen bereits früher uns ausgiebig geäufsert. Die ausnahmslos günstige, ja freudige Aufnahme, die sie allenthalben gefunden, beweist, dafs wir dieses wahrhaft ‚goldene Schatzkästlein' für das Volk richtig gewertet haben. Was ist wohl das Geheimnis, das diesen scheinbar so schlichten, einfachen Erzählungen ihre tief ergreifende Wirkung, ihren dem Herzen so wohlthuenden Einfluſs verleiht? Es dürfte darin liegen, dafs Kümmel es wie wenige versteht, die katholische Volksseele mit ihrem reichen inneren Leben, ihrem tiefen religiösen Empfinden, ihrer rührenden Einfalt und Glaubenstreue in konkreten Einzelzügen sichtbar und greifbar zu enthüllen. . . . Welch reichen Schatz von Seelengröfse und Seelenfrieden, von wahrem, sittlichem Adel erschliefsen uns nicht diese zumeist auf Thatsachen beruhenden Erzählungen aus dem katholischen Volksleben! . . ." (Stimmen aus Maria-Laach. Freiburg 1900. 3. Heft.)

„Ein Volksschriftsteller ersten Ranges tritt uns in diesen Erzählungen entgegen: Er ist Erzähler, Prediger und Dichter in einer Person. Vor allem Erzähler. Er schildert das Leben in vollendeter Weise, zeichnet mit wenigen Strichen scharf und markig die Menschen, er weifs zu fesseln und zu spannen. Als Dichter ist ihm die Macht gegeben, die Herzen zu rühren und zu erheben; seine Schilderungen, seine Bilder erheben sich oft zu höchster poetischer Schönheit. So wird er, ohne dafs es der Leser bemerkt, zum Prediger, zum hinreifsenden Prediger. Während dem Prediger auf der Kanzel meist nur das Wort zu Gebote steht, reifst Kümmel seine Leser hin mit der Macht des Beispiels, indem er die Begebenheiten, aus denen stets die erhabenen Lehren der katholischen Religion zu uns sprechen, uns so anschaulich vorführt, als könnten wir mit unsern Augen sie verfolgen. Es ist mir keine Unterhaltungslektüre bekannt, die in so nachhaltiger und doch gar nicht aufdringlicher Weise auf die Besserung und Veredlung des Lesers einzuwirken im stande wäre. . . ." (Die christl. Familie. Wien 1900. Nr. 4.)

Lorscheid, Dr. J., Lehrbuch der anorganischen Chemie mit einem kurzen Grundrifs der Mineralogie. Mit 221 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spektraltafel in Farbendruck. *Vierzehnte Auflage* von Dr. *F. Lehmann.* gr. 8°. (VIII u. 342 S. u. 4 Tabellen.) 3.50; geb. in Halbleder 4.—

„Den raschen Fortschritten der chemischen Wissenschaft und Technik gegenüber fällt es den Schulbüchern nicht leicht, beständig auf der Höhe zu bleiben. Namentlich das im letzten Jahrzehnt so mächtig aufgeblühte Gebiet der Elektrochemie erfährt in den meisten Lehrbüchern nicht gebührende Beachtung. Und doch

sind die für viele wichtige, technische Prozesse gebräuchlichen elektrischen Methoden so leicht zu verstehen und den Schülern mit geringen Hilfsmitteln zu erläutern.



Probe der Illustration aus Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen Chemie.

Zu den Büchern, welche auch in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme machen, gehört das bekannte Lehrbuch von Lorscheid, in seiner neu erschienenen Auflage von Dr. Lehmann bearbeitet. So finden wir hier namentlich auf den Gebieten der Metallurgie, Alkali-, Pottasche- und Sodafabrikation u. s. w. die Umwälzungen berücksichtigt, welche durch die Anwendung des elektrischen Stromes in der Grofsindustrie eingetreten sind. Dafs daneben auch die andern wichtigen neueren Errungenschaften der Chemie gebührend beachtet werden, ist selbstverständlich. So ist z. B. das Kapitel der Beleuchtungstechnik um das Acetylengas vermehrt worden; ferner sind die Lindesche Methode der Luftverflüssigung und das Goldschmidtsche Verfahren zur Erzeugung hoher Temperaturen aufgenommen. Die statischen Angaben sind erweitert und bis in die neueste Zeit fortgeführt, und der Text der stöchiometrischen Aufgaben ist einer Durchsicht unterzogen worden. . . . Die äufsere Ausstattung des Buches beweist aufs neue die Fürsorge, welche die Verlagshandlung den in ihrem Verlage erscheinenden Schulbüchern widmet. Die Neuauflage wird jedenfalls den vielen alten Freunden des Buches noch manche neue zuführen."

(Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften. Berlin 1900. Nr. 2.)

Meschler, M., S. J., **Die Gabe des heiligen Pfingstfestes.** Betrachtungen über den Heiligen Geist. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Vierte Auflage.* 8°. (VIII u. 506 S.) **3.50;** geb. in Halbfranz 5.—

„. . . P. Meschler hat das grofse Verdienst, bei uns zu Lande die Andacht zum Heiligen Geiste durch sein inhaltvolles Werk wieder in den Vordergrund gerückt zu haben. . . . Die Schrift entwickelt die gesamte Lehre der Offenbarung und der Kirche über den Heiligen Geist in sehr verständlicher Weise, was auch von jenen Partien gilt, welche einige der bedeutendsten Probleme der Dogmatik erörtern. Was aber die Form anlangt, so atmet diese eine Schönheit und Süfsigkeit, die nur unter dem Eindrucke fortgesetzter Betrachtung dieses grofsen Geheimnisses entstanden sein kann. Das Buch eignet sich nicht blofs zu Predigten, es behandelt vielmehr einen Stoff, dessen Darlegung durch den Kanzelredner der Kardinal Manning als notwendig und zeitgemäfs betont. . . ."

(Der Katholik. Mainz 1896, August-Heft, über die 3. Aufl.)

Missionen, Die katholischen. Illustrierte Monatschrift, im Anschlufs an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung herausgegeben von einigen Priestern der Gesellschaft Jesu. 4°.

28. Jahrgang, Nr. 1—8: Oktober 1899 bis Mai 1900.

„Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich in dem Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit zweimonatlicher Beilage für die Jugend. Preis pro Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 4.— (In Österreich-Ungarn nach dem Kurs.)

Diese Nummern enthalten die folgenden gröfseren Aufsätze und Berichte:

Indische Reisebilder. — Jokohama und Kamakura. — Die Vertreibung der Jesuiten aus Paraay, ein denkwürdiges Blatt der Missionsgeschichte. — Die Kirche der Chaldäer. — Von Tokio do) nach Nikko. — Die Tempel und Schogungräber von Nikko. — Die Eröffnung Chinas und die nesische Mission. — Das Bekehrungswerk unter den Kopten Oberägyptens. — Tod, Begräbnis und seitsvorstellungen bei den Karenen. — Die Hungersnot in Indien. — Das Insel-Königreich Tonga. Im persischen Golf.

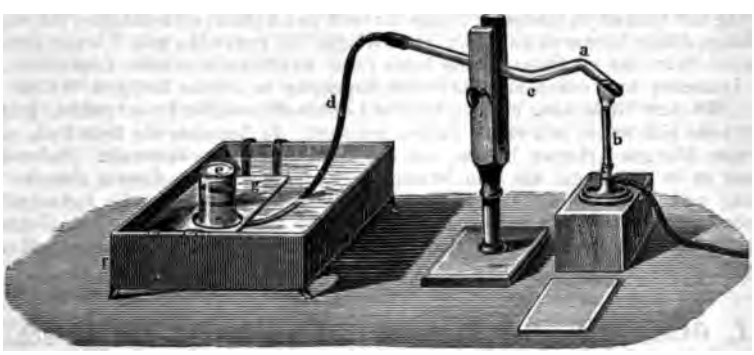
Ferner Nachrichten aus den Missionen. Nr. 1: Balkan-Halbinsel. — Vorderindien dschputana; Tritschinopoli [Madura]). — Ägypten. — Südafrika (Ost-Kap). — Westafrika. — tisch Nordamerika (St. Bonifaz). — Nr. 2: Balkan-Halbinsel (Rumänien). — Syrien. — China (Setnen). — Hinterindien (Süd-Birma). — Ostafrika (Sansibar). — Äquatorial-Afrika (Uganda). — Südika. — Westafrika (Oberer Niger). — Südamerika. — Oceanien (Hawai[Sandwich]-Inseln). — Nr. 3: nenien. — China (Kwangtung). — Vorderindien (Kalkutta). — Nordafrika (Algier). — Äquatorialika (Tanganjika). — Nr. 4: Balkan-Halbinsel. — Mesopotamien. — Vorderindien (Allahabad). — ypten (Alexandrien). — Deutsch-Ostafrika (Nord-Sansibar). — Westafrika (Kamerun; Goldküste). — reinigte Staaten. — Nr. 5: Syrien und Mesopotamien. — Kleinasien. — Japan. — Philippinen. — iterindien (West-Cochinchina). — Vorderindien. — Ägyptischer Sudan. (L) — Südafrika. — Süddagaskar. — Vereinigte Staaten. — Nr. 6: Balkan-Halbinsel. — Syrien. — China. — Japan (Tokio i Nagasaki). — Vorderindien (Nagpor). — Ceylon. — Ägyptischer Sudan. (II. Schluſs; Chartum.) — lafrika (Oranje-Fluſs und Deutsch-Namaqua-Land). — Britisch Nordamerika (St. Bonifaz). — Nr. 7: rderasien. — China (Nord-Petscheli). — Vorderindien (Lahor). — Äquatorial-Afrika. — Vereinigte aten. — Neu-Seeland. — Oceanien (Tahiti). — Aus verschiedenen Missionen. — Nr. 8: Balkanibinsel (Rumänien; Bulgarien). — China (Süd-Schantung; Hongkong). — Philippinen. — Vorderien (Puna). — Südafrika (Ober-Sambesi). — Britisch-Nordamerika (St. Albert).

Miscellen. — Beilage für die Jugend: Das Fronleichnamsfest der Chiquiten. (Ein d aus den alten Missionen Südamerikas.)

ünch, Dr. Peter, Lehrbuch der Physik. *Elfte Auflage,* **nach den preufsischen Lehrplänen von 1892 in zwei Teilen bearbeitet von Dr.** *H. Lüdtke.* **gr. 8°.**

Erster Teil: *Vorbereitender Lehrgang.* Mit einem Anhange: Von den chemischen Erscheinungen. Mit 209 in den Text gedruckten Abbildungen. (XII u. 180 S.) **1.80**; geb. in Halbleder **2.15.**

Zweiter Teil: *Ausführlicher Lehrgang.* Mit einem Anhange: Die Grundlehren der mathematischen Geographie. Lehraufgabe der Obersecunda und Prima höherer Lehranstalten. Mit 236 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spektraltafel in Farbendruck. (XVI u. 330 S.) **3.—**; geb. in Halbleder **3.45.**



Probe der Illustration aus Münch, Lehrbuch der Physik. I. Teil.

Das Münchsche Lehrbuch der Physik erscheint hiermit erstmals umgearbeitet nach den eufsischen Lehrplänen. Der erste Teil, welcher die physikalische Lehraufgabe der Obertertia d Untersekunda der höheren Lehranstalten enthält, ist ein nicht zu karg bemessener Auszug aus m alten Lehrbuche mit Weglassung der mathematischen Entwicklungen. Änderungen mufsten türlich vielfach erfolgen, wie es bei einer derartigen Teilung des Buches nicht anders zu erwarten . Die von dem Herausgeber aufs sorgfältigste ausgeführte Neubearbeitung ist vor dem Druck a zwei als Schulmänner und Fachschriftsteller rühmlichst bekannten Autoritäten geprüft worden.

esch, Christianus, S. J., Praelectiones dogmaticae, quas in Collegio Ditton-Hall habebat. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. **Neun Bände. gr. 8°.**

Tomus IV: De verbo incarnato. De beata virgine Maria. De cultu sanctorum. *Editio altera.* (XII u. 352 S.) **5.—**; geb. in Halbfranz **6.60.**

Tomus V: De gratia. De lege divina positiva. *Editio altera.* (XII u. 324 S.) **5.—**; geb. **6.60.**

Tomus VI: De sacramentis. Pars I: De sacramentis in genere. De baptismo. De confirmatione. De ss. eucharistia. *Editio altera.* (XVIII u. 418 S.) **6.—**; geb. **7.60.**

Das ganze Werk in neun Bänden **48.—**; geb. in Halbfranz **62.40.**

Pesch, Tilmann, S. J., Christliche Lebensphilosophie. Gedanken über religiöse Wahrheiten. Weiteren Kreisen dargeboten. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Fünfte Auflage.* 12°. (XVI u. 608 S.) **3.50**; in feinem Halbleinwandband **4.70.**

„Der Verfasser der ‚Christlichen Lebensphilosophie' hat seine irdische Pilgerschaft vollendet. ‚Finita sunt omnia! In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti! Amen." Das war das letzte Wort des Sterbenden. Am 18. Oktober 1899 setzte der Tod den schweren, langen Leiden ein Ziel. . . .

„Geboren zu Köln am 1. Februar 1836, trat Tilmann Pesch am 15. Oktober 1852 zu Münster in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Im Januar 1866 empfing er durch den edeln Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit Wilhelm Emmanuel von Ketteler in der bischöflichen Kapelle zu Mainz die heilige Priesterweihe. Die feierlichen Ordensgelübde legte er am 2. Februar 1871 zu Aachen ab. Mehrere Jahre hindurch wirkte der Verstorbene als Professor der Philosophie in Maria-Laach und später wiederum zu Blijenbeck in Holland.

„Als Mann von Geist und Fleifs wurde er durch seine zahlreichen Schriften eine Zierde der katholischen Wissenschaft, durch seine ascetischen Werke, seine Predigten und Exerzitienvorträge der Berater und Tröster vieler Seelen. Mit umfassender Gelehrsamkeit verband er kindliche Demut, mit unbeugsamer Festigkeit in den Grundsätzen grofse Milde und Menschenfreundlichkeit. Glauben und Wissen, Thatkraft und Geduld, die natürliche und übernatürliche Lebensphilosophie im vollendeten Einklang bildeten die unerschöpfliche Quelle, die feste Stütze für sein überaus fruchtreiches, wahrhaft apostolisches Wirken; sie gaben seinem Leben und Streben Richtung und Einheit im treuesten Dienst für Gott und Kirche; sie befähigten ihn schliefslich, lange Jahre hindurch zu leiden ohne Klage. So gebunden sein Körper durch die Krankheit war, um so freier wurde seine Seele durch vollkommene Losschälung von allem Irdischen und durch schrankenlose Ergebung in Gottes heiligen Willen.

„Mit dem Gedanken, eine christliche Lebensphilosophie zu schreiben, hatte der Verstorbene sich schon seit vielen Jahren getragen. Er benutzte die freie Zeit, welche ihm seine übrigen Arbeiten liefsen, um den Stoff hierfür zu sammeln. Insbesondere widmete er in der Regel die drei letzten Tage der Karwoche diesem Zwecke. Die Ordnung und Verarbeitung des Gesammelten unternahm er, als die fortschreitende Krankheit und der Rat des hochw. Prälaten Kneipp ihn für längere Zeit ins Germania-Bad nach Betzdorf a. d. Sieg geführt hatten. Grofse Freude bereitete dem Kranken die aufserordentlich günstige Aufnahme dieses seines letzten Werkes. . . ."

(Aus dem Vorwort des Herausgebers zur 5 Auflage.)

Pfülf, Otto, S. J., Der Verfasser der „Gedanken und Ratschläge" P. Adolf von Dofs als Freund der Jugend geschildert. *Zweite, vermehrte Auflage.* Mit einem Bildnis des P. von Dofs. 8°. (VIII u. 382 S.) **2.40**; geb. in Leinw. **3.50.**

***Quartalschrift, Römische,** für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. *Anton de Waal*, für Archäologie, und Dr. *Stephan Ehses*, für Kirchengeschichte. Lex.-8°.

XIII. Jahrgang. **1899.** 2.—4. Heft. Mit acht Tafeln. (XII u. S. 77—382.)

Jährlich 4 Hefte, jedes ca. 125 Seiten stark, mit Textbildern und aparten Bildern, letztere meist in Heliotypie. Preis pro Jahrgang **16.—** Die Jahrgänge IV—XI können, soweit der Vorrat reicht, zu demselben Preis nachbezogen werden, Jahrgang I—III jedoch nur mehr zu erhöhtem Preise von à **20.—**

***Quartalschrift, Römische. Supplement-Hefte.** Lex.-8°.

10. Heft: *Franchi de' Cavalieri, Pio,* S. Agnese nella tradizione e nella leggenda. (VIII u. 96 S.) 4.—

11. Heft: *Zettinger,* Dr. *Joseph,* Die Berichte über Rompilger aus dem Frankenreiche bis zum Jahre 800. (XII u. 112 S.) 4.—

12. Heft: *Nagl,* Dr. *Franz,* und Dr. *Alois Lang,* Mittheilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell'Anima in Rom. Als Festgabe zu dessen 500jährigem Jubiläum dargeboten. (XXVIII u. 156 S.) 5.—

Roh, P., S. J., Was ist Christus? *Siebente, unveränderte Auflage.* Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. 12°. (76 S.) —50.

Rundschau, Litterarische, für das katholische Deutschland. Herausgegeben und redigiert von Dr. *G. Hoberg,* Professor an der Universität Freiburg. XXVI. Jahrgang. 1900. 4°. Nr. 1—5.

Jährlich 12 Nummern à 16 Seiten zum Preise von 9.— Einzelne Nummern —80. Zu beziehen durch alle Postanstalten und Buchhandlungen.

Sammlung historischer Bildnisse. 12°.

Cornely, Rudolf, S. J., Leben des seligen Petrus Faber, ersten Priesters der Gesellschaft Jesu. *Zweite Auflage,* verbessert und vermehrt von *H. Scheid* S. J. (XII u. 196 S.) 1.60; geb. in Halbleinw. 2.— S. S. 16.

Keym, Franz, Prinz Eugen von Savoyen. Unter Zugrundelegung von *A. Arneth* bearbeitet. *Dritte, neuerdings durchgearbeitete Auflage.* (VI u. 248 S.) 2.—; geb. in Halbleinw. 2.40. S. S. 22.

Zimmermann, Athanasius, S. J., Heinrich II., der Heilige. Ein Lebensbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. (X u. 106 S.) 1.20; geb. in Halbleinw. 1.50. S. S. 18.

Scherer, P. A. (Benediktiner von Fiecht), **Bibliothek für Prediger.** Herausgegeben im Verein mit mehreren Kapitularen desselben Stiftes. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg sowie der hochw. Ordinariate von Brixen, Budweis, München-Freising, St. Pölten und Salzburg und Erlaubniss der Ordensobern. *Neue Auflage.* Acht Bände. gr. 8°.

Siebenter Band: *Die Feste der Heiligen. Vierte Auflage,* durchgesehen von P. *Johannes B. Lampert,* Conventual desselben Stiftes. (XII u. 824 S.) 8.50; geb. in Halbfranz 10.50.

Der VIII. (Schluss-) Band des Werkes wird in neuer Auflage voraussichtlich noch in diesem Jahre zur Ausgabe gelangen.

Schmitt, Dr. Jakob, Katholische Sonn- und Festtagspredigten. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Erster Jahrgang. Fünfte Auflage.* 8°. (XII u. 840 S.) 6.40; geb. in Halbfranz 8.—

Früher ist erschienen:

Zweiter Jahrgang. Vierte Auflage. 8°. (VIII u. 912 S.) 6.70; geb. 8.40.

„So verschiedene Beurteilungen andere Predigtwerke finden, — Schmitts Predigten befriedigen fast alle, die ein homiletisches Hilfsmittel benutzen. Es ist das ein Zeichen, dafs dieselben überallhin brauchbar und passend sind. In der That weisen sie alle Vorzüge auf, welche eine Kanzelrede gefällig und wirksam zu machen geeignet sind: Klarheit, Fafslichkeit, konkrete Darstellung, packende Anwendung auf die Zuhörer. Sie tragen die beste Empfehlung in sich selber, wofür übrigens der rasche Absatz den äufseren Beweis liefert."

(Prediger u. Katechet. Regensburg 1900. 4. Heft.)

Schwering, Dr. Karl, Stereometrie für höhere Lehranstalten. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. *Zweite Auflage.* Mit 41 Figuren. gr. 8°. (VIII u. 56 S.) —80; geb. in Halbleinw. 1.10.

Schwering, Dr. Karl, Trigonometrie für höhere Lehranstalten. Nach den amtlichen Lehrvorschriften bearbeitet. *Zweite Auflage.* Mit 16 Figuren. gr. 8°. (VIII u. 54 S.) —80; geb. in Halbleinw. 1.10.

—— und Dr. **Wilhelm Krimphoff, Ebene Geometrie.** Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. *Dritte Auflage.* Mit 151 Figuren. gr. 8°. (VIII u. 134 S.) 1.60; geb. in Halbleder 1.95.

Sladeczek, Andreas, Kurzer Abrifs der Kirchengeschichte für katholische Schulen. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Dritte Auflage.* 8°. (IV u. 60 S.) —40.

Spillmann, Joseph, S. J., Aus fernen Landen. Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt. 12°.

3. **Die Marienkinder.** Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Von *Joseph Spillmann* S. J. *Sechste Auflage.* Mit vier Bildern. (VI u. 86 S.) —60; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag —80.

Von dieser Sammlung liegen bis jetzt 15 Bändchen vor: I—IX, XI u. XII zum Preise von je —60 brosch., —80 geb.; X, XIII—XV zum Preise von je —80 brosch., 1.— geb.

—— **Die englischen Martyrer** unter Heinrich VIII. und Elisabeth (1535—1583). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. In zwei Theilen. Mit dem Porträt des sel. Johannes Fisher nach einer Zeichnung Holbeins. *Zweite, theilweise umgearbeitete und ergänzte Auflage.* 8°. (XXXVIII u. 706 S.) 6.—; geb. in einem Halbfranzband 7.80.

I. Theil: *Die Blutzeugen unter Heinrich VIII.* (XXIV u. 262 S.)
II. Theil: *Die Blutzeugen unter Elisabeth bis 1583.* (XIV u. 444 S.)

„. . . Seit der Seligsprechung der Martyrer und angeregt durch dieselbe hat die Spezialforschung englischer Gelehrter noch viele interessante Einzelheiten zu Tage gefördert, durch welche es möglich wurde, manches Lückenhafte in den alten Berichten zu ergänzen und die Lebensbilder der hervorragendsten Blutzeugen abzurunden. Alles das ist auf das gewissenhafteste in dieser zweiten Auflage von P. Spillmann verwertet worden. Tief ergreifend wirkt die Schilderung des Glaubensmutes dieser Heldengestalten, welche durch die ausgesuchtesten Qualen in ihrer Treue gegen Rom nicht wankend gemacht werden konnten. Die Annalen der Kirchengeschichte weisen nicht leicht hervorragendere Beispiele von hoher Gesinnung und wahrer Seelengröfse auf. Alle Stände sind unter diesen Blutzeugen vertreten. Ihr edles Blut flofs nicht vergebens; es wurde der Same für die katholische Wiedergeburt, die in England sich langsam aber stetig vollzieht und die Hoffnung der Kirche bildet. . . ." (Kathol. Kirchenblatt. Dresden 1900. Nr. 7.)

—— **Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.** Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt. *Fünfte Auflage.* 12°. (VIII u. 320 S.) 2.—; geb. in Leinw. 3.—

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. gr. 8°.

Jahrgang 1899. (LVI. u. LVII. Band.) 10 Hefte. (XVI u. 580 S.) 10.80; pro Band (je 5 Hefte) 5.40; geb. in Leinw. mit Deckenpressung 6.80.

Jahrgang 1900. (LVIII. Band.) 1.—4. Heft.

Seit dem 1. Juli 1874 erscheinen die „Stimmen aus Maria-Laach" alle 5 Wochen einmal, jährlich zehnmal. Fünf Hefte (Halbjahr) bilden einen Band. Preis für das Halbjahr bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 5.40, für den Jahrgang 10.80. Einbanddecken in Leinw. pro Band 1.— Jedes Heft einzeln 1.10.

Die bis jetzt erschienenen Hefte 1—4 des laufenden Jahrganges enthalten die folgenden gröfseren Abhandlungen:

An der Wende des Jahrhunderts. (A. Baumgartner S. J.) — Die Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom. (M. Meschler S. J.) — Sozialdemokratie und Gewerkschaft. (H. Pesch S. J.) — Die Liebfrauenkirche zu Luxemburg. (J. Braun S. J.) — Die Bonifatiana. (J. Hilgers S. J.) — „Wunder des Antichrist." (W. Kreiten S. J.) — Eine plötzliche Heilung aus neuester Zeit. (E. Wasmann S. J.) — Die sittliche Autonomie. (V. Cathrein S. J.) — Die Bewohner der Gestirne. (A. Müller S. J.) — Der biblische Hyssop. (L. Fonck S. J.) — Die Karolinen. (J. Schwarz S. J.) — Gedanken über die Vorbildung der Priester in Seminaren und auf Universitäten. (L. v. Hammerstein S. J.) — August Reichensperger. (A. Baumgartner S. J.) — Religiöse Bilder für das katholische Volk. (St. Beissel S. J.) — J. K. Huysmans und seine „Kathedrale". (W. Kreiten S. J.) — Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus. (H. Pesch S. J.) — Zur Frage der Gleichberechtigung der Frau. (V. Cathrein S. J.) — Die päpstliche Bibliothek von Avignon. (J. Hilgers S. J.) — Ursprung der Lauretanischen Litanei. (J. Braun S. J.)

Aufserdem enthält jedes Heft ausführlichere Rezensionen, kürzere Besprechungen und Miscellen.

Stimmen aus Maria-Laach. Ergänzungshefte. gr. 8°.

Die einzelnen Hefte von durchschnittlich 10 Bogen erscheinen in unbestimmten Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich. Die Ergänzungshefte können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

70. Heft: *Wasmann, Erich,* S. J., Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Thiere. *Zweite, vermehrte Auflage.* (VIII u. 152 S.) **2.—** S. S. 31.

74. Heft: *Husonder, Anton,* S. J., **Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur Missionsgeschichte und zur deutschen Biographie. (IV u. 280 S.) **3.20.** S. S. 6.

75. Heft: *Cathrein, Victor,* S. J., **Religion und Moral oder Gibt es eine Moral ohne Gott?** Eine Untersuchung des Verhältnisses der Moral zur Religion. (VI u. 142 S.) **1.90.** S. S. 4.

76. Heft: *Pesch, Christian,* S. J., **Theologische Zeitfragen.** (X u. 168 S.) **2.20.** S. S. 11.

——— Dasselbe. **Bandausgabe. XIX. Ergänzungsband.** (73.—76. Ergänzungsheft.) (XXVIII u. 732 S.) **10.10;** geb. in Leinw. **11.50.**

Studien, Biblische. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. *W. Fell* in Münster i. W., Prof. Dr. *J. Felten* in Bonn, Prof. Dr. *G. Hoberg* in Freiburg i. B., Prof. Dr. *N. Peters* in Paderborn, Prof. Dr. *A. Schäfer* in Breslau, Prof. Dr. *P. Vetter* in Tübingen herausgegeben von Prof. Dr. *O. Bardenhewer* in München. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. gr. 8°.

V. Band, 1. Heft: *Fonck, Leopold,* S. J., **Streifzüge durch die biblische Flora.** (XIV u. 168 S.) **4.—** S. S. 4.

Die Ausgabe der „Biblischen Studien" geschieht in Heften, welche in zwangloser Folge erscheinen und im Durchschnitt etwa 6 Bogen umfassen. Je 4—6 Hefte bilden einen Band. Jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Studien, Strafsburger theologische. Herausgegeben von Dr. *Albert Ehrhard* und Dr. *Eugen Müller.* gr. 8°.

III. Band, 4. und 5. Heft: *Naegle,* Dr. theol. *August,* **Die Eucharistielehre des hl. Joh. Chrysostomus,** des Doctor Eucharistiae. (XX u. 308 S.) **5.40.** S. S. 10.

Der III. Band vollständig (5 Hefte). (XLII u. 668 S.) **12.—**

Die „Strafsburger theologischen Studien" erscheinen in der Form von Heften im Umfang von circa 5—8 Bogen, welche in zwangloser Folge ausgegeben werden. Jedes Heft ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Äufserlich werden je 4—5 Hefte zu einem Bande vereinigt.

Thomae a Kempis De Imitatione Christi libri quatuor. Textum edidit, *considerationes* ad cuiusque libri singula capita *ex ceteris eiusdem Thomae a Kempis opusculis* collegit et adiecit *Hermannus Gerlach*. Opus posthumum. *Editio altera*. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburgensis. 12°. (XVI u. 464 S.) **2.40**; geb. in Leinw. **3.**— und höher.

„Es war ein überaus glücklicher Gedanke, die Parallelstellen aus andern Werken des ehrwürdigen Thomas von Kempen jedem Kapitel beizufügen, denn diese Stellen sind der beste Kommentar zu dem goldenen Büchlein und werden demselben zweifelsohne neue Leser erwerben. Für die Priester findet sich kaum ein geeigneteres Vademecum als dieses gut ausgestattete, wohlfeile Büchlein."

(Litterarische Rundschau. Freiburg 1900. Nr. 2)

Waal, Anton de, Der Rompilger. Wegweiser zu den wichtigsten Heiligtümern und Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt. *Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage.* Mit Titelbild, 96 Abbildungen im Text, einer Eisenbahnkarte von Italien und einem Plane der Stadt Rom. Das Honorar ist zum Besten des Priesterkollegiums am Campo santo bestimmt. 12°. (XIV u. 378 S.) Geb. in biegsamem Leinwand-Einband **4.60.**

——— Dasselbe. *Fünfte, unveränderte Auflage.* 12°. (XIV u. 378 S.) Geb. **4.60.**

Probe der Illustration aus de Waal, Der Rompilger: **Die vatikanische Bibliothek. Doppelhalle Sixtus' V.**

„. . . In erster Linie will der ‚Rompilger' dem Katholiken ein Führer sein, welcher aus Andacht nach Rom reist, dem also das Religiöse, Besuch und Besichtigung der kirchlichen Heiligtümer, an erster Stelle steht; dieser Zweck ist denn auch in der neuen Auflage noch mehr als in den früheren Auflagen berücksichtigt worden. An zweiter Stelle will das Buch ein zuverlässiger Führer sein auch bei Besichtigung der heidnischen Monumente des Altertums und der profanen Kunstwerke der Neuzeit: auch diesem Zwecke ist in der neuen Auflage in gesteigertem Maße Rechnung getragen worden.

„Ohne uns in Einzelheiten einzulassen, raten wir jedem, der sich mit dem edanken trägt, heuer gen Rom zu pilgern, sich zuerst zeitig den ‚Rompilger' zu aufen und in demselben die vorbereitenden Studien für die Romreise zu machen, amentlich die Einleitung ‚Winke für die Reise' aufmerksam zu lesen und sich nach einzurichten.

„Auch nach der Rückkehr von der Reise wird das Buch im stande sein, durch iederholte Lektüre die in der ewigen Stadt erhaltenen Eindrücke immer wieder und ieder in angenehmer Erinnerung aufleben zu lassen."

(Pastoral-Blatt. Münster 1900. Nr. 3.)

Vasmann, Erich, S. J., Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Thiere. *Zweite, vermehrte Auflage.* gr. 8°. (VIII u. 152 S.) 2.—

Auch als 70. Ergänzungsheft zu den *„Stimmen aus Maria-Laach"*; s. S. 29.

„... Wir können uns also darauf beschränken, zu bemerken, dafs der unmüdliche Forscher im wesentlichen natürlich die Substanz der ersten Auflage iebt, aber manches Neue teils aus Beobachtungen anderer teils aus eigenen hingefügt hat. Überall findet man Hinweise auf die seit dem Jahre 1897 erschienene litteratur, besonders hat der Verfasser aus seinem früher von uns in diesen Blättern esprochenen scharfsinnigen Werke ‚Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen' lenthalben Passendes herübergenommen. Text und Anmerkungen zeigen vielfach nalitse. Wir notieren als besonders interessant die Abschnitte z. B. über die Krankpflege bei den Ameisen, über Verfolgung indifferent geduldeter oder selbst echter Gäste, über Ameisen, die ihre Larven als Spinnrad benutzen. Zum Schlusse geben r unserer Freude Ausdruck über den schönen Erfolg, den Wasmann mit seinen rgpsychologischen Schriften, die in kurzer Zeit in zweiter Auflage erschienen, erelt hat. Wir begrüfsen diese Thatsache nicht blofs im Interesse des Verfassers, r seinen Scharfsinn, seinen Forschungseifer, seine philosophische Begabung so ermalich anerkannt sieht, sondern besonders auch der Sache selbst wegen. Denn die chriften Wasmanns verbreiten, helfst der Wahrheit zum Siege verhelfen gegenüber er total verfehlten und in ihren Wirkungen verderblichen anthropomorphistischen erpsychologie."

(Prof. Dr. Stölzle in der Germania. Berlin 1900. Wissenschaftl. Beilage Nr. 7.)

Weiss, Fr. Albert Maria, O. Pr., Lebensweisheit in der Tasche. *Achte Auflage.* 12°. (XVIII u. 504 S.) 2.80; geb. in Leinw. 3.60, in feinem Halbfranzband 5.50.

„Das siebente Mal bereits erscheint dieses wahre Kunstwerk auf dem Gebiete r Apologie, und es ist zuversichtlich zu hoffen, dafs es noch in vielen weiteren uflagen immer mehr ein Lieblingsbuch des katholischen Klerus und der gebildeten atholischen Kreise sein wird, die ernstlich bestrebt sind, die heilige Religion gründch kennen zu lernen, und sie zum Leitstern und zur Richtschnur ihres Lebens zu achen. Vorzüglich ist zu wünschen, dafs die katholischen Akademiker und alle itglieder der katholischen Studentenvereine es fleifsig lesen, ernstlich beherzigen, nd daraus gesunde Nahrung für Geist und Herz schöpfen fürs ganze Leben."

(SS. Eucharistia. Lindau 1899, Nr. 4 über die vorige Auflage.)

Zweite Abteilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Herausgegeben von P. *Heinrich Denifle* O. Pr. und *Franz Ehrle* S. J. Mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft. gr. 8°.

VII. Band. 3. und 4. (Doppel-) Heft. **12.—**

—— — Der VII. Band vollständig. **20.—**

Nach unliebsamer längerer Unterbrechung kann hiermit die Fortsetzung des „Archivs" angezeigt werden. Das im Druck nahezu vollendete Schluß-Doppelheft des VII. Bandes wird im Juni erscheinen. Dasselbe enthält folgende von P. Ehrle S. J. verfaßte Aufsätze:

Der Cardinal Peter de Foix der Aeltere, die Acten seiner Legation in Aragonien und sein Testament. 1. Bernard von Rousergues Acten der Legation des Cardinals de Foix in Aragonien. 2. Das Testament des Cardinals Peter de Foix. — *Die kirchenrechtlichen Schriften Peters von Luna (Benedikts XIII.).* 1. Tractatus de concilio generali. 2. Tractatus de novo subaciamate. 3. Replicatio contra libellum factum contra tractatum precedentem 'Quia nonnulli'. 4. Allegationes pro papa et contra rebellantes per quemdam venerabilem doctorem. 5. Tractatus de principali schismate. — *Aus den Acten des Afterconcils von Perpignan 1408. (Schluss.)* 8. Von der Rückkehr Frankreichs unter den Gehorsam Peters bis zu den Verhandlungen mit Gregor XII. (1403—1406). 9. Die Verhandlungen mit Gregor XII. in betreff des Marseiller Vertrags (December 1406 bis November 1407). 10. Vom Bruch des Marseiller Vertrags bis zur Flucht Peters (Anfang November 1407 bis Mitte Juni 1408). 11. Die Flucht Peters nach Aragonien und der weitere Verlauf des Afterconcils von Perpignan (15. Juni bis 5. December 1408).

Canisii, Beati **Petri**, S. J., **Epistulae et Acta.** Collegit et adnotationibus illustravit *Otto Braunsberger* S. J. gr. 8°.

Volumen tertium. 1561. 1562.

Der Druck dieses Bandes hat begonnen und wird voraussichtlich im Spätherbst d. J. beendigt werden. Das ganze Werk ist auf 6—8 Bände berechnet.

„. . . Cette excellente publication est une des sources les plus importantes pour l'histoire non seulement de la Compagnie de Jésus, mais encore de tout le développement religieux de l'Allemagne et même de la Pologne pendant la seconde moitié du XVIe siècle. . . ." (Revue historique. Paris 1900. Nr. 144.)

Dressel, Ludwig, S. J., **Elementares Lehrbuch der Physik** nach den neuesten Anschauungen für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. *Zweite, vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage.* Mit zahlreichen Figuren. gr. 8°. (circa 950 S.)

Die neue Auflage erscheint im Laufe des Sommers und wird wegen des wesentlich vermehrten Umfanges in zwei Abteilungen ausgegeben. Dieselben bilden ein zusammenhängendes Ganze und sind einzeln nicht käuflich.

Ehrhard, Dr. Albert, Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung von 1884—1899.

1. Abteilung: *Die vornicänische Litteratur.* gr. 8°. (circa 600 S.)

Bildet die Fortsetzung zu dem 1894 erschienenen Doppelheft 4 und 5 der *„Straßburger theologischen Studien"*, Band I (Die altchristliche Litteratur und ihre Erforschung seit 1880. Allgemeine Übersicht und erster Litteraturbericht [1880—1884]. [XX u. 240 S.] **3.40**) und wird im Laufe des Sommers als „Erster Supplementband zu den Straßburger theologischen Studien" erscheinen.

Frantz, Dr. Erich, Handbuch der Kunstgeschichte. Mit vielen Abbildungen. gr. 8°. (circa 450 S.)

Erscheint im Laufe des Sommers.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

„Es dürfte zwar kühn erscheinen, der Menge kunstgeschichtlicher Handbücher ein neues anzufügen, und doch sind keineswegs alle Hoffnungen und Bedürfnisse jener Richtung erfüllt und gesättigt. Was ich vor Augen hatte, war der mir oft geäußerte Wunsch akademischer Zuhörer nach einem Handbuch mäßigen Umfanges. In präziser Darstellung sollte es Wachsen und Gedeihen der Kunstidee von den Anfängen bis auf die neuere Zeit schildern, die Hauptepochen gut charakterisieren, alle wichtigen Erscheinungen plastisch hervortreten lassen. Weder phrasenreiches Ästhetisieren noch die dürre, poesielose Sprache des Materialismus durfte ihm anhaften, sondern die Dinge mußten aus sich heraus sprechen, sich in ihrem Wesen frei präsentieren. Trotz aller Kürze sollte es aber auch bilderreich erzählen und dem ewig Schönen, dem Ideal, voll gerecht werden in Auffassung und Diktion. So gedachte ich meinen Zuhörern einen Führer zu bieten in das Reich der bildenden Kunst, anregend wohl auch zu ferneren Studien neben der oft trockenen Fachwissenschaft. Um aber den Wirkungskreis des Buches nicht zu beschränken, glaubte der Verfasser, seine Darstellung möglichst einfach und weiterhin verständlich halten zu müssen. Denn die Kunstbildung ist heute wieder ein achtbarer Faktor im Erziehungswesen und der modernen Kulturrichtung. Hat man sich doch immer mehr den Alten genähert, welchen das καλὸν κ' ἀγαθὸν zusammenwuchs als ein erhabener Begriff! Damit sprachen sie in ihrer natürlichen Auffassung eine hohe, stets gültige Wahrheit aus, die man im Elend der Zeiten oft verkannte. Denn das Schöne und Gute sind aus einer Quelle geflossen und strömen dahin zurück. Alle Kunst ist Ordnung in der Schönheit, Darstellung ihres harmonischen Organismus, ihre Wirkung eine erziehende und befreiende, sittliche (Aristot. Polit. VIII, 7). Thun wir nur einen Gang durch das Museum zu Neapel, jene Fülle antiker Dinge zu betrachten, in denen ein tiefgehendes Kunstbedürfnis sich ausspricht selbst für das schlichteste Hausgerät, so wird es uns klar, wie arm wir geworden sind ohne steten Verkehr mit dem Schönen. Und doch ist jene römische Kunst nur eine abgeleitete: ihre Quelle floß auf dem Boden Griechenlands.

„Möchte dieses Buch mit seinem Ziel, für das Schöne und Gute zu werben, echte Geisteskultur zu fördern, Gönner und Freunde treffen, die ihm seinen Weg erleichtern in die Hand des für Ideale stets zugänglichen akademischen Bürgers sowie in das Haus, die Familie." (Vorrede.)

Kellner, Dr. Heinrich, Heortologie oder das Kirchenjahr und die Heiligenfeste in ihrer geschichtlichen Entwicklung. gr. 8°. (circa 200 S.)

Erscheint im Laufe des Sommers.

Kurze Inhaltsangabe. Erster, allgemeiner Teil. Einleitung. Einteilung der Feste. Die Sonntagsfeier. Die allmähliche Vermehrung der Feste und die mit dem 17. Jahrhundert beginnende Verminderung derselben. — Zweiter Teil. I. Das Kirchenjahr. — Zweiter Teil. II. Die Heiligenfeste. — Dritter Teil. Die Quellenlitteratur im allgemeinen. Die Depositionsverzeichnisse und die ältesten christlichen Kalendarien. Das arianische Kalendarium des vierten Jahrhunderts.

Lauterer, Dr. Joseph, Australien und Tasmanien nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert. Mit vielen Abbildungen. gr. 8°. (circa 550 S.)

Das Werk, welches zu unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde"* (s. S. 14.) gehört, erscheint im Herbst.

„Reisen durch alle Teile Australiens, Studien der physikalischen und geologischen Beschaffenheit desselben, Beobachtung und Untersuchung der gesammelten Pflanzen, Tiere und Mineralien ermöglichten es dem Verfasser, die ihm in ihrem ganzen Reichtum zu Gebote stehenden Schätze deutscher, englischer und französischer Litteratur über Australien vergleichend zu benutzen, Neues aufzuführen, Bekanntes zu bestätigen und Unrichtiges zu widerlegen oder vielmehr auszulassen.

„Der Verkehr mit den schwarzen Urbewohnern und die Erlernung einiger Sprachen derselben hat dem Verfasser eine ganz andere Anschauung dieses intelligenten, aber schwer verleumdeten und übel verkannten Naturvölkchens beigebracht, dem eine hochstehende Nation mit der einen Hand das tägliche Brot und den von den Vätern ererbten Grundbesitz ohne jede Entschädigung nahm, während sie ihm in der andern die moderne Scheincivilisation Europas darbot.

„Das Historische ist der Quellenlitteratur entnommen. Die geologische Beschreibung des Landes bildet die erste kurz gefafste, den neueren Entdeckungen und Anschauungen gerecht werdende Bodengeschichte Australiens.

„. . . Grofse Aufmerksamkeit ist auf die klare Darlegung der klimatischen und meteorologischen Verhältnisse Australiens verwendet worden. Bei der Beschreibung der Pflanzen- und Tierwelt wurde immer vergleichend vorgegangen, um dem Europäer Unbekanntes durch Bekanntes verständlich zu machen und sein Interesse für Neues durch die Erinnerung an Altes und Bekanntes wach zu erhalten. . . .

„Die Schilderungen der sozialen Zustände Australiens sind dem vielseitigen Verkehr des Verfassers mit Leuten aus allen Schichten der Gesellschaft entsprungen, tragen aber natürlich den Stempel seiner Weltanschauung.

„An Ort und Stelle entstanden die landschaftlichen Beschreibungen im Kapitel über die Topographie Australiens, worin aufserdem ein praktisches Reisebuch geboten ist. . . Überall hat eigene Anschauung die Feder geführt, und wo fremden Berichten gefolgt werden mufste, sind stets mehrere Quellen benutzt worden. . . .“

(Aus der Vorrede.)

Nikel, Dr. Johannes, Die Wiederherstellung des jüdischen Gemeinwesens nach dem babylonischen Exil. gr. 8°. (XVI u. 228 S.)

Erscheint im Mai als Doppelheft 2 und 3 des V. Bandes der *„Biblischen Studien“*; s. S. 22.

Schmid, Dr. Alois von, Apologetik als speculative Grundlegung der Theologie. gr. 8°. (circa 360 S.)

„Der vor zehn Jahren veröffentlichten philosophischen ‚Erkenntnislehre‘ gedachte ich zunächst Untersuchungen über verschiedene metaphysische Probleme folgen zu lassen. Da diese jedoch eine zu weit ausgreifende Gestalt anzunehmen schienen, entschlofs ich mich, die Apologetik zu veröffentlichen. An die philosophische Erkenntnislehre schliefst sie sich naturgemäfs an als theologische Erkenntnislehre. Wie jene das Übersinnliche zu rechtfertigen versucht, so diese darüber hinaus das Übernatürliche. Wie jene die subjektive Grundlegung der Philosophie, so bildet diese die subjektive Grundlegung der Theologie für unsere Erkenntnis.

„Die Apologetik als spekulative Grundlegung der Theologie, wie sie hier vorliegt, verfolgt ein dreifaches Ziel. Allererst sucht sie bis ins Detail hinein die mannigfachen Fäden bloszulegen, durch welche die Theologie mit den weltlichen Wissenschaften verschlungen ist, so dafs sie sich von diesen nicht abschliefsen und isolieren kann, wenn sie ein berechtigtes Glied im Wissenschaftsorganismus bilden soll. Weiterhin sucht sie den Beweis zu erbringen, dafs die Theologie unter gewissen, thatsächlich zu erfüllenden Bedingungen in Wirklichkeit auch ein berechtigtes, ja nach oben hin abschliefsendes, krönendes Glied ausmache im Gesamtorganismus der Wissenschaften, sofern sie vermittelst der Apologetik oder Fundamentaltheologie von den Erfahrungs- und Vernunftwissenschaften aus sich als Wissenschaft zu konstituieren vermag ungeachtet ihrer Bindung an das Glaubensprinzip, dessen Berechtigung sie durch den Glaubwürdigkeitsbeweis methodisch aufzeigt. Endlich sucht dieselbe darzuthun, dafs die katholische Theologie den Charakter einer Wissenschaft und somit eine berechtigte Existenz im Gesamtorganismus der Wissenschaften beanspruchen könne, da sie nicht wie meistenteils die protestantische Theologie den christlichen Glauben und die christliche Glaubenswissenschaft bloss auf Herzenserfahrung gründen will, sondern allererst und vorzüglich vom Boden der Sinneserfahrung und der Erfahrungs- und Vernunftwissenschaften aus eine objektiv gültige Bewährung derselben zu geben strebt. . . .“ (Aus dem Vorwort.)

Schwarz, Franz von (vormals Astronom der Taschkenter Sternwarte und Leiter des Turkestanischen Meteorologischen Institutes), **Turkestan**, die Wiege der indogermanischen Völker. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in Turkestan dargestellt. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. gr. 8°. (circa 650 S.)

Das Werk, welches zu unserer *„Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“* (s. S. 14) gehört, wird im Herbst erscheinen.

„Für das Verständnis der Weltgeschichte ist die Kenntnis des heutigen Turkestan und seiner Bewohner von gröfster Wichtigkeit. Dafs Turkestan die Urheimat der Indogermanen gewesen war, ist dem Verfasser während seines dortigen Aufenthaltes zur Gewifsheit geworden. Die klimatischen und lokalen Verhältnisse Turkestans waren es, welche die Völkerwanderungen sowohl in vorhistorischer wie in historischer Zeit veranlafst haben.

„Aber noch in einer andern Beziehung ist Turkestan für uns wichtig. Von den indogermanischen Ureinwohnern ist nämlich seiner Zeit ein Teil in Turkestan zurückgeblieben. Der in den abgelegenen und unzugänglichen Hochgebirgsthälern wohnhafte Teil der Ureinwohner hat noch seinen ursprünglichen Typus und seine ursprüngliche Sprache bewahrt und steht offenbar gegenwärtig noch auf derselben Kulturstufe wie zur Zeit der Auswanderung unserer Vorfahren aus Turkestan. Das eingehende Studium der Lebensweise, der Sitten und Gebräuche und der Sprachen der heutigen Bewohner Turkestans, besonders aber der Galtschas, kann daher die wertvollsten Aufschlüsse über die Kulturstufe, Sprache und Lebensweise unserer Vorfahren zur Zeit ihrer Auswanderung aus ihrer Urheimat geben.

„Die zahlreichen allenthalben in Turkestan verstreuten Überreste von Städten und von ausgedehnten Kanalsystemen beweisen, dafs diese Länder früher dicht bevölkert und von Hunderten von Millionen Menschen bewohnt gewesen sein müssen und zwar von Ansässigen und nicht von Nomaden, während sich gegenwärtig die Einwohnerzahl nur auf ein paar Millionen berechnet, von denen die meisten gezwungenerweise Nomaden sind. Es wird also leicht begreiflich, woher die unerschöpflichen Menschenmassen gekommen sind, die Jahrhunderte hindurch Europa überschwemmten. Wenn Altertumsforscher behaupten, dafs sich die germanische Rasse nur in einem nördlichen Klima ausgebildet haben könne, so beweisen die hochgewachsenen, kräftigen, blond- und rothaarigen und blauäugigen Galtschas in den Hochthälern Turkestans, dafs auch in den Hochländern des Südens sich ein solcher Menschenschlag ausbilden kann.

„Hieraus geht schon hervor, wie wichtig die genaue Kenntnis Turkestans und der gegenwärtigen Bewohner desselben für das Verständnis der Geschichte der Völkerwanderungen, für die Frage über die Herkunft der Indogermanen und für alle verwandten Fragen ist.

„Endlich ist die Kenntnis des heutigen Turkestan für jeden Gebildeten auch noch deshalb sehr lehrreich, weil sich in der Lebensweise und in den Sitten und Gebräuchen der heutigen Bewohner Turkestans eine Menge Anklänge an die Erzählungen Homers und der Bibel finden.

„Unter Turkestan versteht der Verfasser das gegenwärtig zum gröfseren Teil von Völkern türkischer Abstammung bewohnte Gebiet, welches im Westen durch das Kaspische Meer und den Uralflufs, im Norden durch Westsibirien, im Osten durch die Mongolei und Tibet, im Süden durch den Himalaja und Hindukusch und weiterhin durch Persien begrenzt wird. Turkestan umfafst also die Kirgisen- und Turkmenensteppe, die Dschungarei und das Tarymbecken, das Tjanschan- und Pamirgebirge, sowie die Thäler des Amu-Darja, Syr-Darja, Sarawschan, Ili und Tschu.

„Der Verfasser hat 15 Jahre lang in der Eigenschaft eines Astronomen der Taschkenter Sternwarte und Leiters des turkestanischen meteorologischen Instituts ununterbrochen im Lande gelebt, an der Geschichte desselben aktiven und passiven Anteil genommen und hat Turkestan auf 11 Reisen nach allen Richtungen durchquert.“ (Aus der Einleitung.)

Staatslexikon. *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. *Julius Bachem*, Rechtsanwalt in Köln.

Die zweite Auflage des Staatslexikons erscheint in 5 Bänden von je 9—10 Heften zu 5 Bogen Lex.-8°. Preis pro Heft **1.50.**

Das erste Heft, welches im Mai ausgegeben wird, ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht erhältlich. Die Hefte werden in rascher Folge erscheinen, so dafs der I. Band bereits Ende dieses Jahres vollständig vorliegen wird.

„Früher als die Görres-Gesellschaft hoffen durfte, hat sich die Notwendigkeit einer neuen Auflage des Staatslexikons herausgestellt. Die Veranstaltung derselben bietet die willkommene Gelegenheit, das 1889 begonnene und durch die zeitgeschichtliche Entwicklung teilweise überholte Werk überall der unmittelbaren Gegenwart anzupassen sowie auf die Abstellung von Mängeln Bedacht zu nehmen, welche der ersten Auflage — einem ersten Versuch auf einem im Zusammenhange noch nicht bearbeiteten schwierigen Gebiete — anhaften. Für die Abfassung der neuen Auflage kommen besonders die folgenden von der Sektion der Görres-Gesellschaft für Rechts- und Socialwissenschaft gebilligten Gesichtspunkte in Betracht.

„Die programmatische Grundlage des Staatslexikons bleibt unverändert. Bei strenger Innehaltung des katholischen Standpunktes wird jedoch in einzelnen neuzeitliche staatliche Verhältnisse behandelnden Artikeln den Bedürfnissen der Gegenwart in höherem Mafse Rechnung zu tragen, zwischen den katholischen Principien und deren Anwendung auf die Gegenwart, zwischen feststehenden Lehren der Kirche und mehr oder minder autoritativen Schulmeinungen genauer zu unterscheiden sein.

„Im Hinblik auf die bei der ersten Auflage gemachten Erfahrungen empfiehlt es sich, den Charakter des Werkes als staatswissenschaftliches Nachschlagewerk strenger zu wahren durch Ausscheidung bezw. Einschränkung von Materien, welche über den Rahmen eines solchen hinausgehen. Das gilt insbesondere von den statistischen und politisch-geographischen Artikeln. Das Statistische wird unter Nichtberücksichtigung des rasch Veraltenden mehr auf die Daten von dauerndem Werte zu beschränken sein. In betreff der verschiedenen Staaten wird im allgemeinen über eine zusammenfassende Darstellung der Verfassung und politischen Geschichte nicht hinausgegangen werden dürfen. Auch manche juristisch-technische Ausführungen sind zu beschneiden. Anderseits wird der biographische Teil, welcher in der ersten Auflage auf hervorragende Vertreter der staatswissenschaftlichen Theorie sich beschränkte, zu erweitern, insbesondere werden den hervorragendsten Politikern der Gegenwart, welche in ihrer öffentlichen Wirksamkeit auf dem Boden der vom Staatslexikon vertretenen Grundsätze standen, kurze Artikel zu widmen sein.

„Die zweite Auflage des Staatslexikons wird in weitem Mafse den Charakter einer Neubearbeitung haben. Wo die Revision der einzelnen Artikel nicht durch den Verfasser selbst erfolgen konnte, ist der Name desjenigen beigefügt, welcher die Durchsicht bezw. Ergänzung übernommen hat." (Vorbericht zur zweiten Auflage.)

Thurnhofer, Franz Xaver, Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Humanist und Luthers Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland. gr. 8°. (VIII u. 154 S.)

Die im Mai zur Ausgabe gelangende Schrift wird als 1. Heft den II. Band der *„Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes"* (s. S. 17) eröffnen.

Weifs, Fr. Albert Maria, O. Pr., **Das Leben als Kunst.** 12°. (circa 500 S.)

Der Verfasser der inzwischen in achter Auflage erschienenen *„Lebensweisheit"* bietet hier ein Seitenstück dazu. Das Werk wird im Sommer 1900 erscheinen.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1900.

Erstes Heft.

Ausgegeben am 1. Januar 1900.

Freiburg im Breisgau.

1900.

Inhalt des ersten Heftes:

Seite

An der Wende des Jahrhunderts. (A. Baumgartner S. J.) 1

Die Fahrt zu den sieben Kirchen in Rom. I. (M. Meschler S. J.) 19

Sozialdemokratie und Gewerkschaft. (H. Pesch S. J.) 29

Die Liebfrauenkirche zu Luxemburg. (Jos. Braun S. J.) 41

Die Bonifatiana. (Jos. Hilgers S. J.) 60

„Wunder des Antichrist." (W. Kreiten S. J.) 74

Rezensionen: Dr. G. Hoberg, Die Genesis nach dem Literalsinn erklärt. (Fr. v. Hummelauer S. J.) 85

Dr. St. Ehses, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abtheilung, zweite Hälfte. (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. VII. Bd.) (O. Pfülf S. J.) 87

Dr. Joh. Haring, Der Rechts- und Gesetzesbegriff in der katholischen Ethik und modernen Jurisprudenz. (L. v. Hammerstein S. J.) 91

A. Albing, Moribus paternis. 2 Bde. — Derf., Der Pessimist. 2 Bde. (A. Baumgartner S. J.) 95

Empfehlenswerte Schriften. Joh. Reuter S. J., Der Beichtvater in der Verwaltung seines Amtes praktisch unterrichtet. Fünfte Aufl., gänzlich umgearbeitet von Jul. Müllendorff S. J. — St. Gamber, Quid de liberalium disciplinarum studio et ratione senserit Cl. Bufferius. — Anciennes Littératures chrétiennes. II. La littérature syriaque, par R Duval. (Bibliothèque de l'enseignement de l'histoire ecclésiastique.) — Marquise de Rambures, L'Église et la pitié envers les animaux. — Laur. Janssens S. I. D., Praelectiones de Deo uno. Tom. II. — C. Mommert, Die heilige Grabeskirche zu Jerusalem. — Dr. W. Bremme, Der Hymnus Jesu dulcis memoria. — B. Kaißer, Geschichte der Erziehung und des Volksschulwesens. — A. Weber, Zur Streitfrage über Dürers religiöses Bekenntniß. — M. J. Rousset, Der heilige Dominicus, sein Geist und sein Werk. Nach d. Französ. frei bearb. von Fr. Dom. M. Scheer O. Pr. — E. Görigk, Erasmus Manteuffel von Arnhausen. — M. Buol, Das Marterle. — Fr. Frei, Willa von Waldkirch. — P. M. Fries, Die ereignißvolle Visite, oder: Nachfolgerinnen Helis. (Theater f. d. weibl. Jugend. XVII.) — P. A. Pichler C. SS. R., Gottesminne. — Ad. Jos. Cüppers, Der Psalter — F. Gröger, Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge. — Fr. W. Helle, Die Schöpfung. — J. Pohl, Immortellen. — J. Spillmann S. J., Aus fernen Landen. 15. Bdchen.: Die Schiffbrüchigen 97

Miscellen. Die Jahrhundert-Zählung. — Kulturerfolge in Nordafrika. — Die sonderbarste Kommunistengemeinde der Welt 107

Die „Stimmen aus Maria-Laach" können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 7. Februar 1900.

Neuere Urteile der Presse
über die „Stimmen aus Maria-Laach".

„Die ‚Stimmen aus Maria-Laach' stehen, wie auch gegnerische Blätter anerkennen, wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit. Sie sind ungemein reichhaltig und beherrschen die verschiedensten Gebiete des Wissens vollständig. Die Darstellung ist allgemein verständlich, was die Zeitschrift sehr empfiehlt. Sie sei hiermit allen gebildeten Katholiken neuerdings warm empfohlen!"

(Vaterland. Luzern 1899. Nr. 63, Beilage.)

„Le *Stimmen aus Maria-Laach*, pubblicate dai PP. Gesuiti di Germania, meritamente vanno considerate come il periodico cattolico più importante di quella dotta nazione. Teologia, filosofia, diritto, scienze sociali, storia, arte, ascetica, tutte insomma le materie che possono interessare l' uomo colto, sono quivi trattate con assoluta competenza e con piena cognizione del progresso scientifico e letterario. . . ." (La Civiltà Cattolica. Roma 1899. Quad. 1172.)

„Wer hervorragende Gebiete des heutigen Lebens vom katholischen Standpunkte kennen lernen und der Bewegung der Geister folgen will, der kann diese hervorragende Zeitschrift nicht entbehren. Das bezeugen nicht allein Rezensionen in katholischen Blättern, sondern alle einigermaßen objektiv urteilenden gegnerischen Blätter. Die ‚Laacher Stimmen' treiben nicht zunächst und direkt Politik, sie sind auch keine theologische Zeitschrift, sondern sie wenden sich an alle gebildeten Katholiken und schenken ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich dem religiösen und philosophischen Gebiete, den Sozialwissenschaften, den geographischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen, der Geschichte und Litteratur, in letzter Zeit aber besonders in sehr dankenswerter Weise der Kunst und Kunstgeschichte. Auf allen diesen Gebieten brachte der abgelaufene Jahrgang vortreffliche Arbeiten. Eine solche Zeitschrift ist ein Bedürfnis und bedarf keiner besondern Empfehlung."

(Neue Tiroler Stimmen. Innsbruck 1899. Nr. 11, Beilage.)

„. . . Wir benutzen die Gelegenheit, um unsere Leser nachdrücklich auf diese katholische Revue aufmerksam zu machen, die den besten im gegnerischen Lager ebenbürtig ist und über das geistige Leben der Gegenwart in seinem ganzen Umfange auf das gründlichste in allgemein verständlicher Darstellung unterrichtet."

(Deutscher Hausschatz. Regensburg 1898. Nr. 13.)

„Man tritt gewiß keiner katholischen Zeitschrift zu nahe, wenn man sagt, daß die ‚Laacher Stimmen' die erste Stelle einnehmen. Wir haben eine große Anzahl katholischer Zeitschriften; mit ganz wenigen Ausnahmen dienen sie jedoch entweder in erster Linie der Unterhaltung oder sind Fachblätter. . . ."

(Academia. Berlin 1898. Nr. 9.)

„An Reichtum des Stoffes, vollständiger Beherrschung der verschiedensten Gebiete und leicht faßlicher Darstellung des Gebotenen ist wohl keine katholische Zeitschrift den ‚Stimmen' zu vergleichen." (Katholische Schweizer-Blätter. Luzern.)

„Die ‚Stimmen aus Maria-Laach', welche in der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau erscheinen, genießen schon seit längerer Zeit des Rufes, die gediegenste und stilistisch eleganteste katholische Zeitschrift zu sein. . . . Ein unbefangenes Urteil wird nicht umhin können, zu gestehen, daß die wissenschaftlichen Arbeiten, welche in der Zeitschrift vorliegen, fast durchgängig von einem Ernst der Gesinnung und einer Schärfe des Denkens zeugen, wodurch sie sich von dem oberflächlichen und zerfahrenen Feuilletonismus mancher beliebten Revuen vorteilhaft abheben. . . ." (Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Berlin 1897. Nr. 417.)

Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach"

[illegible]

Die einzelnen Hefte von durchschnittlich 10 Bogen gr. 8 erscheinen in unbestimmte Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich

71 Ergänzungshefte liegen bis jetzt vor. Ausführliches Verzeichnis franko.

(Erstes) Register zu den „Stimmen aus Maria-Laach"

Die Encyklika Papst Pius' IX. vom 8. December 1864 (Syllabus). Das ökumenische Concil. Band I XXV der Zeitschrift. Band I VI (Heft 1 24 der Ergänzungshefte. gr. 8 IV u. 445 S. *M* 6; geb. in Leinwand mit Goldtitel übereinstimmend mit dem Einband der „Stimmen aus Maria-Laach" *M.* 7.50. Einbanddecke allein *M.* 1.

Zweites Register zu den „Stimmen aus Maria-Laach"

Band XXVI L der Zeitschrift. Band VII XVII (Heft 25 68) der Ergänzungshefte. gr. 8 IV u. 464 S. *M* 7; geb. in Leinwand mit Goldtitel *M* 8.50. Einbanddecke allein *M* 1.

[illegible]

Stimmen
aus
Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1900.

Zweites Heft.

[illegible] 1900.

Inhalt des zweiten Heftes:

Seite

Eine plötzliche Heilung aus neueſter Zeit. Mit 2 Abbildungen. (E. Wasmann S. J.) 113

Die ſittliche Autonomie. (V. Cathrein S. J.) 129

Die Bewohner der Geſtirne. (Ad. Müller S. J.) 141

Die Fahrt zu den ſieben Kirchen in Rom. II. (Schluß.) (M. Meſchler S. J.) 153

Der bibliſche Hyſſop. (L. Fonck S. J.) 173

Die Karolinen. I. (Joſ. Schwarz S. J.) 186

Rezenſionen: Dr. N. Peters, Beiträge zur Text- und Literarkritik. (Joſ. Knabenbauer S. J.) 193

Dr. Ph. Schneider, Die neuen Büchergeſetze der katholiſchen Kirche. (Joſ. Hilgers S. J.) 196

Ign. Ephraem II. Rahmani, Testamentum Domini nostri Iesu Christi. (C. A. Kneller S. J.) 201

Die ſogenannte Kirchengeſchichte des Zacharias Rhetor. Herausgeg. von K. Ahrens u. G. Krüger. (C. A. Kneller S. J.) 208

F. Klein, L'Évêque de Metz. (O. Pfülf S. J.) 210

Empfehlenswerte Schriften. L. Schmitt S. J., Die Verteidigung der katholiſchen Kirche in Dänemark. — J. Lémann, La Vierge Marie présentée a l'amour du XXe siècle. — A. Egger, Die Hingabe des Prieſters an den Dreieinigen Gott. — Dr. L. Paſtor, Geſchichte der Päpſte ſeit dem Ausgang des Mittelalters. III. Bd. 3. u. 4. Aufl. — H. Lucas S. J., Fra Girolamo Savonarola. — J. Ibach, Die Geſchichte der Kirche Chriſti. — L. Bouté S. J., Fénelon. — J. Spillmann S. J., Die engliſchen Martyrer unter Heinrich VIII. und Eliſabeth (1535—1583). 2 Theile. 2. Aufl. — H. Schmetz, St. Bonifatius. — Th. Berthold, Illuſtrierte Kinderlegende. — J. Koegel, Geſchichte der St. Kajetans-Hofkirche, der Theatiner und des Königl. Hof- und Kollegiatſtiftes in München. — P. Dr. Feret, La Faculté de Théologie de Paris. Tom. I. — J. Janſſen, Geſchichte des deutſchen Volkes ſeit dem Ausgang des Mittelalters. III. Bd. 17. u. 18. Aufl., beſorgt von L. Paſtor. — A. Guggenberger S. J., A General History of the Christian Era. Vol. III. — Dr. P. Schanz, Univerſität und Techniſche Hochſchule. — W. Richter, Geſchichte der Stadt Paderborn. I. Bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Bearb. von C. Spancken. — Fr. Keym, Prinz Eugen von Savoyen. 3. Aufl. (Sammlung hiſtor. Bildniſſe.) — Dr. Paulus Leopold Haffner, Biſchof von Mainz (1829—1899). — B. Duhr S. J., Jeſuiten-Fabeln. 3. Aufl. — G. von Oerzen, Unter uns geſagt. — M. B. Deſaga O. S. D., Aus dem Herzen geſungen. — Fr. Coppée, Rettendes Leiden. Autor. Überſetzung von B. Meyer. — Z. Fleuriot, Die kleine Herzogin. Aus dem Franzöſ. überſ. von M. Hoffmann. 2. Aufl. — A. Harten, Am Wichtelborn. — de Pitray, Schloß Kunterbunt und ſeine Bewohner. Nach dem Franzöſ. von Ph. Laicus. 2. Aufl. — J. Quinke, Das verlorene Paradies. — Fr. Peſendorfer, Beim Pfarrach in Bertsham. — K. Domaning, Die Fremden. 2. Aufl. — M. von Java, Die Amerikanerin. Autoriſ. Überſetzung von Olandus. — C. Landſteiner, Ein Jünger Ahasvers 218

Miscellen. Über den Geburtsort des hl. Hieronymus. — Aus einem alten Predigtbuch . . 232

Die „Stimmen aus Maria-Laach“ können durch die Poſt und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erſcheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang M. 10.80.

Das nächſte Heft erſcheint am 14. März 1900.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1900.

Drittes Heft.

Ausgegeben am 14. März 1900

Freiburg im Breisgau.
1900

Inhalt des dritten Heftes:

Seite

August Reichensperger. I. (A. Baumgartner S. J.) 241

Gedanken über die Vorbildung der Priester in Seminaren und auf Universitäten. (L. v. Hammerstein S. J.) 256

Die Karolinen. II. (Schluß.) (J. Schwarz S. J.) 272

Religiöse Bilder für das katholische Volk. (Steph. Beissel S. J.) 281

J. K. Huysmans und seine „Kathedrale". (W. Kreiten S. J.) 295

Rezensionen: Dr. F. Schmid, Die außerordentlichen Heilswege für die gefallene Menschheit. (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 313

Dr. H. Laemmer, Zur Codification des canonischen Rechts. (J. Laurentius S. J.) 315

Dr. theol. Ant. Ign. Kleffner und Dr. theol. Fr. Wilh. Woker, Der Bonifatius-Verein. (O. Pfülf S. J.) 316

Dr. Äg. Ditscheid, Matthias Eberhard. (L. v. Hammerstein S. J.) . 321

Dr. M. Bachs Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. Umgearbeitet von L. Borgas. I. Band. 9. Aufl. II. Band. 8. Aufl. (E. Wasmann S. J.) 324

Empfehlenswerte Schriften. Biblia sacra vulgatae editionis.... Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Herausgeg. von A. Arndt S. J. — P. G. Noggler a Graun Ord Cap., Compendium theologiae dogmaticae specialis. — Petri Cardinalis Pázmány Theologia scholastica. Tom. IV. Recensuit et praefatus est Ad. Breznay. — Dr. S. Waitz, Christus und die Kranken. — J. Jung, Grundriß der christlichen Sittenlehre. — H. Dacier, La femme d'après Saint Ambroise. — M. Grabmann, Der Genius der Werke des hl. Thomas und die Gottesidee. — M. Hagen S. J., Das Herz Jesu, die Gnadensonne an der Wende des Jahrhunderts. — P. O. Bitschnau O. S. B., Christliche Standesunterweisungen, beleuchtet durch heilige Vorbilder. — K. Kümmel, An Gottes Hand. IV. Bd.: Osterbilder. — E. Michael S. J., Geschichte des deutschen Volkes. II. Band. — Dr. A. Rösch, Der Einfluß der deutschen protestantischen Regierungen auf die Bischofswahlen. (Studien aus dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. Br. IV. Bd.) — Fr. Graf von Silva-Tarouca, Die Silva's in Oesterreich. — K. Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. V. (letzter) Bd. — Comtesse de Rambuteau, Sainte Françoise Romaine 1384—1440. — Consuetudines Monasticae. Vol. I. Recensuit Br. Albers O. S. B. — Dr. R. Stapper, Papst Johann XXI. (Kirchengeschichtl. Studien. IV. Bd. 4. Heft.) — H. Löbbel, Der Stifter des Carthäuser-Ordens, der heilige Bruno aus Köln. (Kirchengeschichtl. Studien. V. Bd. 1. Heft.) — „Les Saints". H. Lesêtre, Sainte Geneviève. — „Les Saints". J. Roy, Saint Nicolas Ier. — Ad. Hatzfeld, Der heilige Augustinus. Übers. von F. X. Kerer. — Prof. B. A. Achille's Theoretische und praktische Methodik. Herausgeg. von Dr. Jos. Ant. Keller. (Bibl. der kath. Pädag. XII.) Johann Michael Sailer, Über Erziehung für Erzieher. Herausgeg. von Dr. theol. J. Baier. (Bibl. der kathol. Pädag. XIII.) — Dr. Jur. A. Steinhauser, Neuestes aus Frankreich. — P. M. Carnot O. S. B., Der Friedensengel. — J. J. Krieg, Bertho von Leipolz. — E. M. Hamann, M. Herbert. — Familien-Almanach. Herausgeg. von E. M. Hamann 327

Miscellen. Neueres über Schutzfärbung und Mimikry. — Das älteste Dokument über die bürgerliche Feier des Josephs-Festes. — Eine Auferstehungsfeier des 14. Jahrhunderts . 341

Die „Stimmen aus Maria-Laach" können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang M. 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 21. April 1900.

Stimmen
aus
Maria-Laach.
Katholische Blätter.

Jahrgang 1900.

Viertes Heft.

Ausgegeben am 21. April 1900.

Inhalt des vierten Heftes:

Seite

Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus. I. (H. Pesch S. J.) . 349

Zur Frage der Gleichberechtigung der Frau. (B. Cathrein S. J.) 361

August Reichensperger. II. (A. Baumgartner S. J.) 377

Die päpstliche Bibliothek von Avignon. (J. Hilgers S. J.) 393

Ursprung der Lauretanischen Litanei. (J. Braun S. J.) 418

Rezensionen: C. L. B. Hornig, Monumenta Romana Episcopatus Vesprimiensis. Tomus I. 1103—1276. Tomus II. 1276—1415. (O. Pfülf S. J.) 438

F. X. Funk, Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen. I. und II. Bd. (C. A. Kneller S. J.) 443

Dr. O. Braun, Das Buch der Synhados. (J. Stiglmayr S. J.) . . 453

M. v. Greiffenstein, Johanna d'Arc's Maientage. (W. Kreiten S. J.) 455

Empfehlenswerte Schriften. Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. Nach der Vulgata übersetzt und erklärt von Dr. B. Weinhart. 2., verb. Aufl. — B. Schmid O. S. B., Das Buch Tobias. — Dr. N. Gihr, Die heiligen Sacramente der katholischen Kirche. II. Band. (Theol. Bibl. Zweite Serie.) — A. Castelein S. J., Institutiones philosophiae moralis et socialis. — A. Castelein S. J., Institutiones philosophiae moralis et socialis. Ed. minor. — Thesaurus philosophiae thomisticae. Cura et studio G. Bulliat. — F. X. Wetzel, Das „Credo". — B. Cathrein S. J., Durch Atheismus zum Anarchismus. 2., erweiterte Aufl. — A. Sladeczek, Das katholische Kirchenjahr und die gebräuchlichsten kirchlichen Andachten. Ausgabe A u. B. — Katechetische Handbibliothek. Herausgeg. von F. Walk. 33. Bdchen.: W. J. Hauseur, Erklärung der hl. Messe. 34. Bdchen.: J. N. Huber, Katechesen für die unteren Klassen der Volksschule. — Dr. Chr. Eckert, Das Mainzer Schiffergewerbe. (Staats- u. sozialwissenschaftl. Forschungen. Bd. XVI. Heft 3.) — Dr. D. Will, Das Koalitionsrecht der Arbeiter in Elsaß-Lothringen. — A. de Waal, Der Rompilger. 4., verb. u. verm. Aufl. — P. Gräfin Coudenhove, Die Adlernichte und andere gereimte Erzählungen. — P. Stenz, Erlebnisse eines Missionärs in China. — Dr. B. Kehrein, Mittelhochdeutsche Grammatik und Schulwörterbuch. — Dr. F. Wieland, Ein Ausflug ins altchristliche Afrika. — L. Rafael, Junge Herzen. — Neue Communionandenken aus der Verlagsanstalt Benziger & Co. in Einsiedeln. — Drei neue Kommunion-Andenken für das Jubiläumsjahr 1900 von B. Kühlen in M.-Gladbach 457

Miscellen. Wer hat die erste „Einigung" des Bonifatiusvereins gegründet? — Klaatsch über unsere Ahnen. — Doberaner Reliquien. 466

Die „Stimmen aus Maria-Laach" können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 28. Mai 1900.

Stimmen
aus
Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Jahrgang 1900.

Fünftes Heft.

Ausgegeben am 28. Mai 1900.

Freiburg im Breisgau.
[illegible]
1900
[illegible]

Inhalt des fünften Heftes:

Seite

Politische Emanzipation der Frauen. (V. Cathrein S. J.) 477

Die alten Klassiker und die moderne Bildung. I. (G. Gietmann S. J.) . . . 494

August Reichensperger. III. (Schluß.) (A. Baumgartner S. J.) 507

Neuere Publikationen über den marxistischen Sozialismus. II. (Schluß.) (H. Pesch S. J.) 520

Die S. Lorenzo-Kirche in Florenz. (M. Meschler S. J.) 536

Rezensionen: Dr. Joh. Ev. Pruner, Lehrbuch der Pastoraltheologie. I. Bd. (Aug. Lehmkuhl S. J.) 553

Fr. X. Kugler S. J., Die babylonische Mondrechnung. (J. Hontheim S. J.) 554

Dr. M. de Wulf, Histoire de la philosophie médiévale. (Cours de philosophie publié par D. Mercier, vol. VI.) (St. v. Dunin-Borkowski S. J.) 560

H. A. Krose S. J., Der Einfluß der Konfession auf die Sittlichkeit. (L. v. Hammerstein S. J.) 562

Dr. E. Jäger, Die Bayerische Steuer-Reform von 1899. (H. Pesch S. J.) 563

Empfehlenswerte Schriften. Dr. phil. S. Euringer, Die Auffassung des Hohenliedes bei den Abessiniern. — Dr. O. Happel, Das Buch des Propheten Habakuk. — Dr. W. Schneider, Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit. — P. P. Sporer Ord. FF. Min., Theologia moralis decalogalis et sacramentalis. Novis curis edidit P. F. I. Bierbaum Ord. FF. Min. Tom. II. — C. Fürstin von Sayn-Wittgenstein, Das christliche Leben im Verkehr mit der modernen Welt. Praktische Erwägungen, geordnet, durchgesehen und veröffentlicht von H. Lasserre. Autor. Uebersetzung von S. v. Malsér. — De sancta Nicaena synodo. Übers. von Dr. O. Braun. (Kirchengeschichtl. Studien, herausgeg. von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek. IV. Bd. 3. Heft.) — Dr. Fr. Diekamp, Die origenistischen Streitigkeiten. — J. v. Dirkink, Heideblumen. — Dr. theol. J. Fr. S. Muth, Der Kampf des heidnischen Philosophen Celsus gegen das Christenthum. — Dr. J. Marchand, L'Université d'Avignon au XVII et XVIII siècles. — Dr. M. Immich, Papst Innocenz XI. 1676—1689. — J. Géry, Die Reichsstadt Schlettstadt und ihr Antheil an den socialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490—1536. (Erläuterungen u. Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgeg. von L. Pastor. I. Bd. 5. u. 6. Heft.) — Leben des Heiligen Joseph. Nach dem Französ. des P. Champeau C. S. Cr. bearb. von C. Sickinger. 2. Ausg. — Dr. C. Schmalz, De instituto officialis sive vicarii generalis episcopi. — P. F. van der Straten-Waillet S. J., Henri Baron van der Straten-Waillet. — L. Fonck S. J., Streifzüge durch die biblische Flora. (Bibl. Studien, herausgeg. von Prof. Dr. O. Bardenhewer. V. Bd. 1. Heft.) — Fr. Ernst, ABC für Adamssöhne. — P. L. J. M. Cros S. J., Saint François de Xavier. Tom. I. — Bachems illustrierte Erzählungen für Mädchen. Bd. 9: H. Dransfeld, Theo Westerholt. Bd. 10: S. von Follenius, Dorothea. Bd. 11: H. Dransfeld, Flitter und Schein. — Bachems Jugenderzählungen für Kinder von 10—15 Jahren. A. Görgen, Die Macht der christlichen Liebe. L. Heitzer, Der rote Franzis. J. Hummel, Weiß und Rot. — Bachems neue illustrierte Jugendschriften (besonders für Knaben). 13. R. Münchgesang, Der Retter von Neisse. 14. Derf., Der rechte Falkensteiner. 15. H. Kerner, Walter der Erzpoet. — K. Waldau, Bellini's Kinder und der Ziegen-Beppo 569

Miscellen. Die humanistische Schulbildung im katholischen Nordamerika. — Fund im Haus der Vestalinnen. — Sperrvorrichtungen im Tierreich 581

Die „Stimmen aus Maria-Laach“ können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang *M.* 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 2. Juli 1900.

Katholische Zeitschriften.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** erscheinen außer den „Stimmen aus Maria-Laach" und sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

Litterarische Rundschau für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Dr. **H. Hoberg**, Professor an der Universität Freiburg i. Br. — Monatlich eine Nummer, zwei Quartbogen stark. — Preis des Jahrgangs *M.* 9.

Die „Litterarische Rundschau" bezweckt, einen möglichst vollständigen Überblick über die bedeutendsten litterarischen Erscheinungen der Gegenwart zu geben; für die Würdigung derselben ist die katholische Weltauffassung maßgebend. Dementsprechend kommt zunächst die katholische Litteratur zur Geltung, dann aber auch die akatholische zu irenischen oder polemischen Zwecken. Wenn auch die Theologie einen gewissen Vorrang behauptet, so ist doch die „Litterarische Rundschau" nicht etwa ein theologisches Litteraturblatt, sie berücksichtigt namentlich auch Philosophie, Pädagogik, Sprachwissenschaft (besonders orientalische Philologie und deutsche Litteratur), Sozialwissenschaft, Geschichte, Kunst, Poesie und Belletristik.

Sämtliche Artikel und Mitteilungen werden von Fachmännern verfaßt, ausschließlich zum Zwecke der Veröffentlichung in der „Litterarischen Rundschau".

Die katholischen Missionen. **Illustrierte Monatschrift**, im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung herausgegeben von einigen Priestern der Gesellschaft Jesu. — **„Die katholischen Missionen"** erscheinen allmonatlich im Umfang von mindestens drei Quartbogen mit zweimonatlicher Beilage für die Jugend. **Preis pro Jahrgang** *M.* 4. (In Österreich-Ungarn nach dem Kurs.) — Der Jahrgang beginnt mit Oktober. Bereits erschienene Nummern werden nachgeliefert.

„... Keine katholische Familie, welche eine Zeitschrift zu halten in der Lage ist, sollte es versäumen, auf die ‚Katholischen Missionen', welche nach dem allgemeinen Urteil in ihrer Art unerreicht sind, zu abonnieren." (Grazer Volksblatt.)

„... Die ‚Missionen' sind ein katholisches Familienblatt bester Art, dessen Unterstützung wir hiermit unsern Lesern angelegentlich empfehlen."
(Kathol. Zeitschrift für Erziehung und Unterricht. Düsseldorf.)

Mehr als 50 hochw. Kirchenfürsten haben diese Zeitschrift aufs wärmste empfohlen.

In unserem Kommissionsverlag erscheint und ist nur durch den Buchhandel zu beziehen:

Römische Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Msgre. Dr. **Anton de Waal**, für Archäologie, und Dr. **Stephan Ehses**, für Kirchengeschichte. Lex.-8°.

Diese Zeitschrift erscheint jährlich in 4 Heften, jedes ca. 125 Seiten stark, mit Textbildern und aparten Bildern, letztere meist in Heliotypie. Preis pro Jahrgang *M.* 16. Frühere Jahrgänge können zu je *M.* 16, Jahrgang I—III jedoch nur zu dem erhöhten Preise von je *M.* 20 nachbezogen werden.

Im Kommissionsverlag von **Herder & Co.**, Buchhandlung in München, erscheint:

Historisches Jahrbuch. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und unter Mitwirkung von **Hermann Grauert, Ludwig Pastor, Gustav Schnürer, Carl Weyman** herausgegeben von **Joseph Weiß.** gr. 8°.

Das „Historische Jahrbuch" erscheint jährlich in 4 Heften, welche einen Band im Umfange von ca. 1000 Seiten bilden. Preis pro Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel *M.* 12. Ein Heft einzeln *M.* 3.50.

Industrie und industrielle Technik.

Funfzehnter Jahrgang.

Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben

von Dr. Max Wildermann.

Mit 53 in den Text gedruckten Abbildungen

Nebst einem Anhange: Generalregister über die Jahrgänge 1895 [illegible]

gr. 8°. (XII u. 572 S.) M. 6; in eleg. Original-Einband. [illegible] Deckenpressung M. 7. Die Einbanddecke besonders 70 [illegible]

Das vortrefflich geleitete Jahrbuch der Naturwissenschaften erscheint [illegible] seinem 14. Jahrgange, mit einer überaus reichen, anregenden und hochinteressanten Fülle. Wir dürfen unsere frühere Äußerung wiederholen: Nicht nur ein vollständiger Blick über alle Fortschritte und Errungenschaften auf dem weiten naturwissenschaftlichen Gebiete wird [illegible] sondern die eingehende Behandlung der einzelnen [illegible] licht es auch, der Entwicklung dieser Wissenschaften folgen zu können.

(Neueste Erfindungen und Erfahrungen. [illegible])

Frühere Jahrgänge des „Jahrbuches der Naturwissenschaften" [illegible] Preise von je M. 6; geb. M. 7. Jeder [illegible] einzeln zu haben.

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau beginnt [illegible]

Staatslexikon.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419